

Über dieses Buch:

Die erste große Liebe, der Tod einer Freundin, ein Gott, der Vegetarier ist und die Hoffnung, dass alles möglich wird, wenn wir fest daran glauben.

Manchmal reichen schon die ersten Takte, um uns ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern oder die Tränen in die Augen zu treiben: Wie kaum etwas anderes kann Musik uns beschwingen und bewegen, uns mal heiter und mal melancholisch stimmen. Doch welche ganz persönlichen Geschichten verbinden bekannte Autoren und neue Talente mit bestimmten Liedern, welche Melodien haben für das dotbooks-Team und seine Freunde eine besondere Bedeutung?

Von Wolfgang Amadeus Mozart bis zu den Rolling Stones, vom bretonischen Volkslied zum Rock, Punk, Pop und „Rapcore“: 65 Geschichten, die wie gute Romane das Herz berühren, weil sie vom Leben in all seinen Facetten erzählen.

Originalausgabe Oktober 2012

Copyright © 2012 dotbooks GmbH, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Titelbildgestaltung: Nicola Bernhart Feines Grafikdesign, München

Titelbildabbildung: © Val Thoermer – Fotolia.com

ISBN 978-3-943835-97-7

Besuchen Sie uns im Internet:

www.dotbooks.de

www.facebook.com/dotbooks

www.facebook.com/dergruenesalon

www.twitter.com/dotbooks_verlag

www.pinterest.com/dotbooks

dotbooks & friends

Musik, die uns bewegt

Unsere Lieblingslieder und die Geschichten, die
wir damit verbinden

dotbooks.

Inhalt

Musik, die uns bewegt: Unser Geschenk für Sie!

- The Smiths: „There is a light that never goes out“ (1986)
- Billie Holiday: „Sophisticated Lady“ (1932)
- John Cougar Mellencamp: „Small town“ (1985)
- Nena: „Leuchtturm“ (neue Version 2002)
- Rapsoul: „Nehmt Abschied, Brüder“ (2007)
- Franz Schubert: „Auf dem Wasser zu singen“ (1823)
- Moody Blues: „Nights In White Satin“ (1968)
- Petula Clark: „Downtown“ (1964)
- Iron Butterfly: „In-A-Gadda-Da-Vida“ (1968)
- Placebo: „Pure Morning“ (1998)
- Boys Town Gang: „Can't Take My Eyes Off You“ (1982)
- DAF: „Der Mussolini“ (1981)
- Paul Stanley: „Live to win“ (2006)
- ABBA: „Dancing Queen“ (1976)
- Marvin Gaye & Tammi Terrell: „Ain't no mountain high enough“
- Scorpions: „You and I“ (1996)
- Soldatenchor: „Ich ging einmal spazieren“ (nicht datierbar)
- Medina: „You & I“ (2010)
- Herbert Grönemeyer: „Mensch“ (2002)
- Stephen Duffy: „Home“ (2003)
- The Rubettes: „Sugar Baby Love“ (1974)
- Gladys Knight and the Pips: „Midnight train to Georgia“ (1973)
- Led Zeppelin: „Stairway to Heaven“ (1970)
- Bobby Hebb & Ron Carter: „Sunny“ (1972)
- U2: „With our without you“ (1987)
- The Rolling Stones: „You Can't Always Get What You Want“ (1969)

Ella Fitzgerald: „Cheek to Cheek“ (1956)
Paul McCartney: „Little Willow“ (1997)
Franz Beckenbauer: „Gute Freunde kann niemand trennen“ (1966)
Everything but the Girl: „Missing“ (1995)
Simon and Garfunkel: „The sound of silence“ (1965)
Slow Club: „When I go“ (2009)
Madonna: „This used to be my playground“ (1992)
Les Petits Chanteurs de Saint-Marc: „Caresse Sur l’Océan“ (2004)
Tri Yann: „Tri Martolod“ (bretonisches Volkslied aus dem 19. Jahrhundert)
Rammstein: „Ich tu dir weh“ (2009)
Beastie Boys: „Sabotage“ (1994)
3 Doors Down: „Here without you“ (2003)
Air: „All I need“ (1998)
Coppelius: „Schöne Augen“ (2008)
Johnny Cash: „I see a Darkness“ (2000)
Youngblood Brass Band: „Brooklyn“ (2003)
Johannes Brahms: „Symphonie Nr. 3, Poco Allegretto“ (1883)
VNV Nation: „Darkangel“ (1999)
Stevie Wonder: „Happy Birthday“ (1980)
Wolfgang Amadeus Mozart: „Solche hergelauf’nen Laffen“ (1782)
T. Rex: „Telegram Sam“ (1972)
Marius Müller-Westernhagen: „Freiheit“ (1987)
Cornelia Buhl: „Der Hase“ (2009)
Fool’s Garden: „Lemon Tree“ (1995)
Hawkwind: „Master of the Universe“ (1971)
Falco: „Der Kommissar“ (1981)
Cat Stevens: „If you want to sing out, sing out“ (1971)
Die Toten Hosen: „Hier kommt Alex“ (1988)
Uriah Heep: „Lady in Black“ (1979)

Sezen Aksu: „Adı Bende Saklı“ (1998)
Marillion: „Lavender“ (1985)
Anibal Troilo & Homero Manzi: „Sur“ (1948)
Silly: „Asyl im Paradies“ (1995)
Georg Friedrich Händel: „Tochter Zion, freue dich“ (1747)
Die Apokalyptischen Reiter: „Die Sonne scheint“ (2004)
Best Coast: „The Only Place“ (2012)
The Beatles: „Michelle“ (1965)
One Republic: „Apologize“ (2007)
Nina Simone: „I loves you, Porgy“ (1958)

Texte, die uns bewegen: Unsere Leseproben für Sie

Leseprobe aus Daniel Oliver Bachmanns „Petting statt Pershing“

Leseprobe aus Daniel Oliver Bachmanns „All Inclusive – Der Schein trügt“

Leseprobe aus Alex Bernhards „Sexy Secretaries: Gefällt dir, was du siehst?“

Leseprobe aus Roman Breindls „Ich Tarzan, Du Jane! Verführung kann so einfach sein“

Leseprobe aus Roman Breindls „Das Neuburg-Rätsel“

Leseprobe aus Axel Burkarts „Jungbrunnen Ayurveda“

Leseprobe aus Axel Burkarts „Das große Rudolf-Steiner-Buch“

Leseprobe aus Maja Byhahns „Das Pfotenhoroskop“

Leseprobe aus Susanna Calavernos „Feurige Küsse“

Leseprobe aus Ilse Maria Dries‘ „Nachtgieger“

Leseprobe aus Susanne F. Goplans „Die Gopalan-Strategie“

Leseprobe aus Thomas Grubers „Geht doch, Männer!“

Leseprobe aus Greta Haberlands „Nicht schon wieder Kamasutra! – Eine mehr oder weniger romantische Komödie“

Leseprobe aus Sandra Henkes „Jenseits aller Tabus“

Leseprobe aus Joe G. Hirschhagels „Lachen, bis der Schiri pfeift“

Leseprobe aus Tanja Kinkels „Der Meister aus Caravaggio“

Leseprobe aus Paul Kleins „FUCK BUDDIES: Wilde Spiele“

Leseprobe aus Aimée Laurents „Die Verführung der Mrs. Jones“

Leseprobe aus Kai Lindbergs „FUCK BUDDIES: Unterwegs mit den Jungs“

Leseprobe aus Kai Lindbergs „FUCK BUDDIES: Fremde und andere Liebhaber“

Leseprobe aus Lola Lindbergs „SWEET & SEXY: Ich spiel mit Dir“

Leseprobe aus Lola Lindbergs „SWEET & SEXY: Komm her, Kleiner“

Leseprobe aus Thomas Lisowskys „Das Land der sterbenden Wolken“

Leseprobe aus Doris Märtins „Smalltalk – Die große Kunst des kleinen Gesprächs“

Leseprobe aus Stefanie Mauchers „Kalte Berechnung – Eine Rachegeschichte“

Leseprobe aus Paul Candidus Meynerts „Die wahre Geschichte Gottes“

Leseprobe aus Paul Candidus Meynerts „Unter Brüdern“

Leseprobe aus Katja Piels „THE HUNTER – Medinas Fluch“

Leseprobe aus Horst-Dieter Radkes „Normale Verhältnisse – Eine böse Dorfgeschichte“

Leseprobe aus Anke Reimanns „Der kleine Schlumps und seine Freunde“

Leseprobe aus Ana Ribas „Coco – Ausbildung zur O“

Leseprobe aus Ralf Satoris „Tango: Die Essenz“

Leseprobe aus Cornelia Schenks „Vom Sinn der Krankheit“

Leseprobe aus Frank Schmitters „Das leichte Leben“

Leseprobe aus Stefan Scholz' „Steine aus Island“

Leseprobe aus Tilmann Schotts „Spur der Tränen“

Leseprobe aus Katalin Sturms „Provinzprinzen“

Leseprobe aus Jochen Tills „Bekenntnisse eines Serienjunkies“

Leseprobe aus Tina Uebels „Frau Schrödinger bewältigt die Welt“

Leseprobe aus Andreas Weineks „Nacht des Ketzers“

Musik, die uns bewegt: Unser Geschenk für Sie!

Wir bei dotbooks lieben Geschichten. Ganz egal, ob sie gefühlvoll oder spannend sind, sinnlich, ernst, humorvoll, ob es eine kurze Novelle ist oder ein epischer Roman – wir können uns einen Tag ohne Geschichten nicht vorstellen und sind der Meinung: Wer liest, hat mehr vom Leben.

Das dotbooks-Team hat noch eine zweite Leidenschaft, und das ist die Musik. Warum? Weil auch Musik uns bewegt und beschwingt, uns mal heiter, mal melancholisch stimmt – und uns auf ganz andere Art Geschichten erzählt, als Autoren es mit ihren Büchern tun.

Warum also nicht beides miteinander verbinden? Gemeinsam mit unseren Autoren und den Freunden unseres Verlags haben wir für Sie ein Buch geschrieben, in dem es um Musik geht. Genauer gesagt: Um unsere Lieblingslieder und die Geschichten, die sich dahinter verbergen. In den 65 Beiträgen werden Sie sicher Songs begegnen, die Ihnen bereits am Herzen liegen – Sie können aber auch jede Menge Neuentdeckungen machen. (Lesen Sie daher auf jeden Fall *alle* Texte, nicht nur diejenigen, bei denen Ihnen der Künstler zusagt – auch ich werde ab sofort Herbert Grönemeyer mit ganz anderen Ohren hören und immer ein leises Lächeln auf den Lippen tragen, wenn ich die Scorpions höre!) Sie lernen unsere Autoren, unsere Freunde und das dotbooks-Team auf ganz persönliche Art kennen und entdecken Geschichten, die Sie vielleicht an Ihre eigenen Erlebnisse erinnern. Sie werden lachen und zustimmend nicken, sich wundern, das ein oder andere Mal sicher auch den Kopf schütteln und an anderen Stellen mit Ihren Gefühlen kämpfen. Denn eins haben gute Autoren, gute Musik und

gute Geschichten gemeinsam – sie berühren das Herz, weil sie vom Leben in all seinen Facetten erzählen.

Wir wünschen Ihnen wunderbare Lesestunden mit diesem ganz besonderen dotbooks-Buch – und weisen freundlich lächelnd darauf hin, dass wir nicht verhindern können, dass Sie bald einige Ohrwürmer mehr haben werden. Als kleine Entschädigung dafür finden Sie am Ende des Buchs Leseproben aus den Werken unserer Autoren. Lassen Sie sich also von uns zum Schmökern und Entdecken verführen – denn: Wer liest, hat mehr vom Leben.

Im Namen des gesamten dotbooks-Teams:

Timothy Sonderhüsken

September 2012

The Smiths: „There is a light that never goes out“ (1986)

Mein Gott ist militanter Vegetarier

von Jochen Till

Die Achtziger – mein wildestes und gleichzeitig melancholischstes Jahrzehnt. Damals dachte ich ernsthaft, ich allein hätte das Unglücklich-Verliebtsein erfunden und für mich gepachtet. Nur bei mir ging das immer schief mit den Mädels. Nur ich wusste, wie weh ein unerwidert liebendes Herz tat. Nur ich trug Schwarz und las die Lyrik toter englischer Dichter. Ich war der König der Einsamkeit, diesbezüglich konnte mir niemand das nie versiegende Tränenwasser in meinem von Trockenküss-Übungen malträtierten Kissen reichen. Verstehen oder nachvollziehen, wie es mir ging, konnte schon mal überhaupt niemand – davon war ich ebenso fest überzeugt wie von der grundsätzlichen Ungerechtigkeit des Lebens, insbesondere meines eigenen.

Das änderte sich erst, als ich um meinen 18. Geburtstag herum die erste Smiths-Platte hörte und Morrissey sofort zu meinem ganz persönlichen Gott erkor. Da gab es doch tatsächlich plötzlich jemanden, der mich nicht nur verstand, sondern all meine Einsamkeit auch noch besser ausdrückte, als ich es jemals vermocht hätte. Dieser Mann wusste genau, was Liebe war. Die Liebe, die ich meinte, nach der ich mich verzehrte und von der sonst niemand zu wissen schien – am allerwenigsten die Mädchen, denen ich sie (selbstverständlich völlig uneigennützig) schenken wollte.

Morrissey schrieb und sang natürlich nur für mich. Dass die Smiths Hunderttausende Platten verkauften, war eher ein lästiges Übel.

Wenn irgendjemand zu mir sagte, er fände die Smiths echt geil, wurde ich sogar richtig sauer. Hinfort, all ihr blasphemischen Ahnungslosen! Das ist mein Gott! Eure Plattenspielnadeln sind es nicht wert, seine Worte wiedergeben zu dürfen!

Und dann, auf seinem dritten Testament, das da hieß *The Queen Is Dead*, schenkte Gott mir eine Hymne, meine ganz persönliche Hymne an die romantische (eigentlich Tillsche) Liebe mit dem Titel *There is a light that never goes out*. Und Gott sang zu mir: „*And if a double-decker bus crashes into us – to die by your side is such a heavenly way to die.*“ Und Gott sang weiter: „*And if a ten ton truck kills the both of us – well, the pleasure, the privilege is mine.*“ Und ich weinte ob der Schönheit und Wahrheit dieser Worte. Sollte das, musste das nicht die einzig wahre und aufrichtige Art, zu lieben, sein? Es als Privileg zu betrachten, neben der Angebeteten von einem Zehntonner zerbröselt abzutreten – mehr Romantik geht nicht.

Mir steigt heute noch manchmal Pipi in die Augen, wenn ich dieses Lied höre. Jetzt gerade eben in diesem Moment zum Beispiel. Ja, natürlich höre ich The Smiths, während ich diese Zeilen verfasse. Und plötzlich bin ich wieder ein bisschen der Melancholie zelebrierende Jüngling, der sich einsam in die Worte seines Gottes kuschelt und dadurch nicht mehr ganz so allein ist.

Als Gott im Jahre 1986 mit seiner Band für ein Konzert in der Frankfurter Batschkapp weilte, hatte ich natürlich eine Karte. Dummerweise renkte ich mir aber ein paar Tage vorher beim Schulsport-Weitsprung die Hüfte aus und lag im Krankenhaus – so geärgert habe ich mich nie wieder im Leben.

Ich habe mich oft gefragt, ob ich Morrissey gern treffen würde. Mit den meisten meiner Helden würde ich gerne sofort einen trinken gehen: mit Bret Easton Ellis zum Beispiel. Oder mit Garth Ennis.

Oder mit Irvine Welsh. Aber will man wirklich mit seinem ganz persönlichen Gott am Tresen sitzen? Ganz davon abgesehen, dass Morrissey ohnehin nicht trinkt – und mich als leidenschaftlichen Fleischesser wahrscheinlich verächtlich anspucken würde. Nein, ich will ihn, glaube ich, nicht persönlich treffen. Götter sollten Götter bleiben, irgendwo unerreichbar über uns schweben und als solche verehrt werden – sonst stellt man am Ende doch noch fest, dass sie auch nur Menschen sind.

Gesehen habe ich Morrissey aber mittlerweile wenigstens doch noch, vor ein paar Jahren auf einer Solotour. Und er hat *There is a light that never goes out* gesungen. Nur für mich.

Danke, Gott.

Jochen Till, geboren 1966 in Frankfurt, wollte eigentlich Rockstar werden. Trotz seines unbestreitbaren Desinteresses an Buchhaltung schloss er im Alter von 22 Jahren das Wirtschaftsgymnasium ab. Neun Jahre später veröffentlichte er sein erstes Buch. Nachdem er einige Jahre in einem Comic-Laden gearbeitet hat, widmet er sich heute ausschließlich dem Schreiben – und dem Genuss zahlreicher Fernsehserien. Bei dotbooks erschien sein Buch *Bekenntnisse eines Serienjunkies*.

Billie Holiday: „Sophisticated Lady“ (1932)

Tränen machen die Seele blank

von Margit Schönberger

Spät habe ich sie entdeckt, die wunderbare *Lady Day*. In meinen 40ern, als ich schon längst verlernt hatte zu weinen. Erfolgreiche Frauen glauben ja meistens, dass es keinen Grund gäbe, Tränen zu vergießen. Warum auch, wenn alles wunschgemäß läuft? Nach dem Motto „*Smoking, drinking, never thinking of tomorrow*“ in Billies Liedzeile.

Bei mir lief wirklich alles wunderbar. Ich hatte einen Beruf, den ich über alles liebte. Bücher und die Menschen, die sie sich ausdachten, waren meine Welt. Von Kindesbeinen an bin ich verliebt in Bücher. Mit ihnen kann man so schön abheben – Bücher sind die erfolgreichste und exklusivste Fluglinie der Welt. Ich war glücklich und bin es immer noch (oder vielmehr inzwischen wieder), so wie alle Menschen es sein sollten, die mit Büchern zu tun haben. Egal, ob sie sie schreiben, verlegen, verkaufen oder lesen. Der Umgang mit Büchern ist ein Privileg und hat viel mit Leidenschaft zu tun.

In einem Lied von Billie Holiday verdrängt eine *Sophisticated Lady* die Trauer um eine verlorene Liebe – und weint nur, wenn es niemand sieht. Auch in meinem lange nur vom Beruf bestimmten Leben gab es Privates, ja gelegentlich sogar ein bisschen Liebeskummer, aber keinen von traumatisierenden Ausmaßen. Bis ich eines Tages bemerkte, dass ich begann, in der Bücherwelt einer Minderheit anzugehören. Einer, deren leidenschaftliche Plädoyers für Nicht-Mainstream-Bücher belächelt und deren Engagement mit

dämpfenden Handbewegungen nach unten gedimmt wurde.

Diejenigen, die Billies Liedzeile „*Diamonds shining, dancing, dining / Is that all you really want?*“ bejahten, waren plötzlich in der Überzahl.

Damit kein falscher Eindruck entsteht: Ich war und bin keine Intellektuelle. Ich brauchte lang, bis ich Thomas Bernhard „entdeckte“, James Joyce wartet immer noch ab Seite 200 auf mich, die *Buddenbrooks* kamen mir erst übers Hörbuch nahe, und Marcel Proust darf ich nicht im Liegen lesen, weil sonst rasch Müdigkeit droht. (Dennoch finde ich seinen Lindenblütentee und die darin getauchten Madeleines ein unvergessliches Bild, das sogar auf der Zunge Eindruck hinterlässt.) Ganz sicher war es also keine literarische Hochnäsigkeit, die mir die Verlagsleute suspekt machte, die ihre Lesebrille mit dem Rechenschieber getauscht hatten oder sich gefallen ließen, dass Bücher wie Schmelzkäse im Supermarkt behandelt wurden.

In dieser Phase der Frustration traf ich meine große private Liebe, ein gleichgesinntes männliches Wesen. Er zeigte mir die Welt der schönen Musik. Ich, die in Salzburg mit großen Opern und deren kleiner Schwester, der Operette, aufgewachsen bin, lernte Menschen und Stimmen wie die von Billie Holiday kennen und lieben, Musik von Benny Goodman und Duke Ellington (der *Sophisticated Lady* komponiert hat) und das fauchende Tenorsaxophon von Billies Freund Lester Young. Jazz eben, wie er schöner nicht sein kann.

Ich hätte auch andere Lieder von Billie als Lieblingslieder nennen können: *A Foggy Day in London Town*, *Autumn in New York*, *Stormy Weather* oder *These Foolish Things*. Billie liebe ich aber besonders, weil all das Schreckliche, das sie erlebt hat – bis hin zur Demütigung, den Hintereingang benutzen oder sich schwärzer

schminken zu müssen, weil sie dem weißen Publikum zu hellhäutig war –, in ihrer unnachahmlichen Stimme zu hören ist. Sie und ihre Musikerfreunde haben die gesamte Jazzszene der 40er Jahre beeinflusst – und weit darüber hinaus. Janis Joplin nahm sie zum Vorbild. Vielleicht gäbe es ihr *O Lord* samt der Mercedes-Benz-Zeile ohne Billie nicht.

Ich liebe Billie Holiday, weil sie mich das Weinen gelehrt hat. Tränen machen die Seele blank. Nur mit blanken Seelen trifft man die richtigen Entscheidungen. Und nur aufgrund von richtigen Entscheidungen trifft man die richtigen Menschen, Liebe inbegriffen. Fragen Sie die Leute von dotbooks – die können Ihnen sicher auch etwas dazu erzählen.

Besorgen Sie sich unbedingt die Autobiographie von Billie. Ihre Musik sowieso. Und weinen Sie mal wieder, auch wenn Sie eigentlich meinen, keinen Grund dafür zu haben. Es könnte sein, dass sich Ihr Leben auf ganz überraschende Weise verändert.

Margit Schönberger ist gelernte Verlagsbuchhändlerin und gehört mit ihren 64 Jahren inzwischen zum „Urgestein“ der deutschen Buchbranche. Sie war eine der Ersten, die Buchpromotion nach amerikanischem Muster praktizierte, unter anderem für die Bestseller *Der Pate* und *Papillon* von Mario Puzo und Henri Charriere, Hildegard Knefs *Der geschenkte Gaul*, Lilli Palmers *Dicke Lilli – gutes Kind* oder Curd Jürgens *60 Jahre und kein bisschen weise*. Sie war bis 2003 Pressechefin einer großen deutschen Verlagsgruppe, machte sich 2004 mit der literarischen Agentur Writers Club selbständig und hat inzwischen selbst einige Bestseller geschrieben. Für dotbooks ist Margit Schönberger eine

Freundin der ersten Stunde.

John Cougar Mellencamp: „Small town“ (1985)

Wer um die Welt reist, kommt irgendwann zum Ausgangspunkt zurück

von Daniel Oliver Bachmann

Hier die Fakten: Die Eimermaschine ist ein Monstrum von zehn auf drei auf drei Meter. Sie ist laut wie ein Düsenjet, heiß wie die Hölle und stinkt wie der Hinterhof der BASF. Vorne ploppen im Sekundentakt Eimer raus. *Plopp, plopp, plopp*. Mein Job ist es, die Henkel reinzudrücken. Im Schichtbetrieb. Gerne zwei Schichten hintereinander. Und das, während bei uns der Musikwahnsinn ausgebrochen ist. Flower Power im Schwarzwald. Mit Sit-ins, Love-ins und Tree-ins. Freie Liebe unter jedem Tannenbaum. Aber der Reihe nach.

Wir schreiben das Jahr 1982, und im Industriestädtchen Schramberg im Schwarzwald tobt der Bär. In einem fast berlinerisch anmutenden Backsteingebäude einer alten Uhrenfabrik hat sich die MIS angesiedelt, die Musikerinitiative Schramberg. Innerhalb eines Jahres bringt sie 30 Bands hervor: Rock, Pop, Punk, Ska, Country, Soul – das volle Programm. Ein paar der Herrschaften erreichen den Profihimmel, andere schaffen es bis zur Eimermaschine. Zu denen gehöre ich.

Dabei habe ich Ambitionen: Ich spiele Akkordeon, Melodica, kann auf der Gitarre klimpern und singe wie ein Gott. Allerdings ein nicht sehr tonsicherer Gott. Außerdem kann ich saufen und habe mit zwölf Jahren meine Jungfräulichkeit verloren. An Paula aus dem Orchester, fünf Jahre älter als ich. Sie spielt das elektronische

Akkordeon, ein progressives Instrument. Ich mache mir Hoffnungen auf mehr. Umsonst. Lange Zeit ist wieder Eigenarbeit angesagt.

Bis zum Rockfestival der MIS. Es ist Sommer, und der saure Regen, für den unser Landstrich berüchtigt ist, sorgt für Woodstock-Feeling. Wir feiern Musik, jubeln Tannenzäpfle zum Flaschenbier des Jahres hoch, werfen alles ein, was Zugang zum Kosmos verspricht oder zumindest unter die letzte Stoffschicht der Angeboteten. Am erfolgreichsten sind Bands, die AC/DC covern – *We are on the highway to hell* –, dabei wännen wir uns an diesem Wochenende im Himmel.

Dann ist die Sause vorbei, der Kopf dick, der Kater groß, auf mich wartet die Eimermaschine. *Plopp, plopp, plopp*. Ein Eimer ist ein Eimer ist ein Eimer. Nach der Schicht ist vor der Schicht. Für andere führt der Weg nach Los Angeles zum Studium am Music Institute, nach Bern an die Jazzschule, nach Frankfurt, um Labelmanager zu werden. Ich stehe an der Maschine. Ich gehe nirgendwohin.

100.000 Eimer später bin ich Schriftsteller geworden. Wie es dazu kam, wissen die Götter. Hat vielleicht was mit den Chemikalien zu tun, die ich mir in die Lungen saugte. Mein erster Roman heißt *Raus aus der Provinz* und erzählt die Geschichte von einem jungen Kerl, der Rockmusiker werden will, aber nur einen miesen Job in der Eimerfabrik vorzuweisen hat. In diesem Buch gibt es jede Menge Musik, von Marilyn Mansons *I don't like the drugs, but the drugs like me* über The Arrogant Worms' *Sex, drugs and RRSPs* („*As a little boy I dreamed of playing rock and roll, playing in a stadium with every ticket sold*“) bis zu John Cougar Mellencamp. Dessen Song *Small town* wurde zu meinem Befreiungslied, obwohl – oder gerade weil – er so leidenschaftlich für die Kleinstadt

plädiert. Irgendwann sagte ich den Eimern auf Wiedersehen, und dazu trug auch Nina Hagen bei: „*Schätze, wir werden auseinandergehen. Tschau, tschau, du alte Sau.*“ Plötzlich fand ich mich in der großen weiten Welt wieder, und weil die so groß und so weit ist, umrundete ich sie mehrmals in alle Richtungen. Tut man das, kommt man irgendwann zum Ausgangspunkt zurück. Nach einem Vierteljahrhundert rastlosem Reisen wollte ich der *Small town* wieder ins Auge sehen. Doch mittlerweile war selbst die zu groß geworden. So landete ich in einer Hütte im Schwarzwald, deren Abmessung der Eimermaschine von damals ähnelt. Mellencamps Song höre ich nie mehr an, dafür Country Joe Mc Donald: *I'm going home.*

Daniel Oliver Bachmann, geboren 1965 in Schramberg, ist leidenschaftlicher Weltenbummler und Autor zahlreicher Romane, Erzählungen, Reiseberichte und Drehbücher. Ist er gerade nicht quer durch Afrika, Amerika oder Europa unterwegs, dreht der Absolvent der Filmakademie Baden-Württemberg entweder Filme, z. B. für das ZDF und für ARTE, oder verschanzt sich in einer einsamen Hütte im Schwarzwald und schreibt. Daniel Oliver Bachmann erhielt für sein Schaffen zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Münchner-Kurzgeschichten-Literaturpreis, den George-Sand-Literaturpreis und den Literaturpreis der Akademie Ländlicher Raum. Der Autor im Internet: www.danieloliverbachmann.de. Bei dotbooks erschienen bereits Daniel Oliver Bachmanns Romane *Petting statt Pershing* und *All Inclusive – Der Schein trügt*.

Nena: „Leuchtturm“ (neue Version 2002)

Für immer in meinem Herzen

von Sandra Henke

Wenn ich nach meinem Lieblingslied gefragt werde, denke ich unweigerlich an *Leuchtturm* von Nena. Nicht an die Originalversion aus den achtziger Jahren, obwohl mir diese auch gut gefällt, sondern an die neue Version aus dem Jahr 2002. Sie wird für immer einen Platz in meinem Herzen haben, denn ich tanzte zu ihr am Morgen meiner Hochzeit.

Mein Mann und ich sind beide Kinder der Achtziger. Wir wuchsen mit Nena auf – damals waren wir noch weit davon entfernt, uns kennenzulernen – und mochten sie, auch wenn wir nie richtige Fans von ihr wurden. Wir verbinden mit ihr und ihrer Musik unsere Teenagerjahre, das Erwachen der Liebe, erste Beziehungen, Enttäuschungen, aufregende Sommer im Freibad, Knutschen auf Partys und Unbekümmertheit. Als sie 2002 einige ihrer alten Hits neu aufnahm, waren mein Mann und ich schon seit Jahren ein Paar und lebten zusammen. Wir waren unerwartet Feuer und Flamme für das Album *Nena featuring Nena*. Besonders unter die Haut ging uns beiden die neue Version von *Leuchtturm*, weil sie dasselbe Gefühl von damals transportierte, nur chilliger und erwachsener daherkam. Wieder spiegelte sich unsere Lebenssituation in diesem Song: Wir waren nach sechs Jahren wilder Ehe immer noch sehr verliebt, aber nicht „verliebt wie am ersten Tag“, wie es heißt; was wir empfanden, war zwar immer noch luftig leicht, aber gleichzeitig intensiver, denn die Liebe hatte sich gesetzt und gefestigt. Wir wussten schon lange, dass wir zusammengehörten,

also machten wir Nägel mit Köpfen und legten einen Termin für unsere Hochzeit fest.

Ich gehe überall mit dir hin. Bis ans Ende der Zeit. Bis ans Ende der Welt. Nena sang mit ähnlichen Worten, was wir mit jeder Faser füreinander fühlten. Und zwar in einem entspannten Rhythmus, der besagte: Ich weiß, wo ich stehe, ich weiß, was ich will, und das ist, auf ewig mit dir zusammen zu sein.

Am Morgen unserer Hochzeit legte mein Mann ihr Album auf und spielte *Leuchtturm*. Das Lied wurde zu „unserem“ Lied, ohne dass wir das explizit ausgesprochen hatten. Wir tanzten engumschlungen dazu durch unsere Wohnung, bevor die Gäste kamen, als saßen wir gemeinsam in einem Boot, das auf ruhiger See und bei schönstem Sonnenschein dahintrief.

Wenn ich *Leuchtturm* höre, bekomme ich noch immer und nach all den Jahren eine wohlige Gänsehaut. Meine Augen werden feucht, selbst jetzt, während ich mich zurückerinnere und meine sehr persönlichen Gedanken niederschreibe, zu denen Nena ihren Song im Hintergrund singt. Der Text geht mir immer wieder aufs Neue unter die Haut, weil er ausdrückt, was ich für meinen Mann, meine Ehe empfinde.

Es gibt aber noch einen weiteren Grund, warum mir das Lied so gut gefällt: weil Nena mit ihm die richtigen Worte findet und den richtigen Ton trifft, um mir aus der Seele zu sprechen. Ich hoffe, dass ich es mit meinen erotischen Romanen ebenfalls schaffe, das Herz meiner Leser so zu berühren. Es ist mir ein Anliegen!

„Aaaaahaaahaa, aaaaaaahaaahaa, aaaaaaahaaahaaahaaahaaa!“

Sandra Henke, geboren 1973, gehört zu den erfolgreichsten

Autorinnen erotischer Literatur in Deutschland. Ihre Romane erklimmen regelmäßig Bestsellerpositionen im Ranking der großen Onlinebuchhändler. Sandra Henke lebt, glücklich verheiratet, in der Nähe von Düsseldorf. Die Autorin im Internet: www.sandrahenke.de. Bei dotbooks erschien bereits Sandra Henkes erotischer Roman *Jenseits aller Tabus*. Weitere Veröffentlichungen sind in Vorbereitung.

Rapsoul: „Nehmt Abschied, Brüder“ (2007)

Das Lied bleibt

von Roman Breindl

Der Tod kommt unwiderruflich und selten überraschend. Das ist wenig überraschend. Das ist so.

Überraschend ist, dass wir das vergessen haben oder verdrängt oder was weiß ich: Der Umgang mit dem Tod ist schwierig geworden, darüber zu reden kompliziert. Würde ich heute die Zeilen meines Lieblingsliedes bei Facebook posten, bekäme ich sicher sofort eine Reihe von Kommentaren und Anrufen: „Mann, geht’s dir gut?“ – „Is’ was?“ – „Junge, mach keinen Scheiß!“ Die meisten Freunde würden die Zeilen als Zeichen für drohende, nicht mehr rückgängig zu machende Untaten interpretieren. Dabei finde ich das Lied nur sehr schön, und es weckt Erinnerungen an längst zu kalter Asche zerfallenen Lagerfeuern: „Nehmt Abschied, Brüder, ungewiss / Ist alle Wiederkehr.“

Die Originalversion *Auld Lang Syne* gehört seit dem frühen 18. Jahrhundert zu den bekanntesten Stücken im englischen Sprachraum; es wird dort traditionell zum Jahreswechsel gesungen, um den Verstorbenen der letzten zwölf Monate zu gedenken. Das Lied ist – übertragen in zahlreiche Sprachen – aber auch das Abschiedslied der Pfadfinder. Am letzten Abend des Lagers versammeln sich alle um das große Feuer, geben sich über Kreuz und im Kreis die Hände und singen gemeinsam *Nehmt Abschied, Brüder*. Ich hatte bei diesen Gelegenheiten oft Tränen der Rührung in den Augen. Das war sehr schön.

Wiederentdeckt habe ich das Lied in der Version von Rapsoul

(einer Band, die mir bis dahin völlig unbekannt war, die es aber 2007 mit Dieter Falk aufgenommen hat). Es ist eine gereifte Version, von der jugendlichen Pfadfinder-Romantik gehoben auf ein Erwachsenen-Niveau. Das Dumme war: Als ich das Lied wiederentdeckte, ging es mir gar nicht gut. Um das Ganze noch etwas spannender zu gestalten, legte ich mir eine Tbc zu. (Den damaligen Bonus-*add-on*-Zeckenbiss können wir vernachlässigen, weil er folgenlos blieb.)

Als Tbcler sitzt man in einer Art Halbisolations-Krankenhaus. Außer dem Internet und ab und an Familie und alten Freunden hat man nicht viel, womit man sich beschäftigen kann. Also hatte ich Zeit, eine Musikbörse zu erkunden, in der ich auch Rapsoul fand. Das war eine Zeit, in der ich mich durchaus mit dem Tod beschäftigte: große Traurigkeit, langwierige Tbc, trostlose Krankenhausgänge. Außerdem hatte ich viel Kontakt mit einer Freundin, die versuchte, dem Krebs von der Schippe zu springen. Wir mailten über das Abschiednehmen, den Tod, Gräber, Denkmäler, Beerdigungen. Auch über Menschen, die sich bereits in unserem mittleren Alter Grabstellen sicherten („Es waren die letzten mit Blick auf die Isar. Die musste ich doch schon mal buchen!“, erklärte die vorsorgende Ehefrau dem überraschten Mann beim trauten Vier-Personen-Essen. So zu erfahren, dass Mann sich nun keine Gedanken mehr über seine Grabstelle machen muss, ist ja auch hübsch.), und über Liedzeilen: „Wir kommen her und gehen hin, und mit uns geht die Zeit.“ Wir merkten, dass wir mit unseren Partnern nicht über diese Themen sprechen können. Sie gerieten sofort in Panik, wenn wir den Tod anschnitten. Inzwischen sind die Dialoge über den Tod denen über das Leben gewichen, Traurigkeit und Tbc vergangen. Das Lied bleibt. Eine Erinnerung an die Zeit als gefühlt unzerstörbarer Jugendlicher.

Eine Erinnerung an düstere Zeiten mit anspruchsvollen Mail-Wechseln.

Nehmt Abschied, Brüder: Ein schönes Lied, das nicht nur traurig ist, sondern auch tröstend. Dennoch: Wäre heute halböffentlich bei Facebook zu lesen, dass ich dieses Lied über Spotify gehört habe, und würde ich am Ende noch ein paar Zeilen daraus in mein Profil nehmen: Das Telefon stünde nicht mehr still. Das zu wissen, ist ebenfalls schön.

„Die Sonne sinkt, es steigt die Nacht, vergangen ist der Tag. / Die Welt schläft ein, und leis erwacht der Nachtigallen Schlag.“

Roman Breindl, geboren 1967 und vier Jahre lang geprägt in Pinneberg bei Hamburg, ist in einem verschlafenen Münchner Vorort aufgewachsen. Mit 15 lernte er die Lebenselixiere Billard, Bier und Johnny Cash kennen. Dann war er zwei Jahre lang Hauptgefreiter in der damals größten deutschen Männer-WG. Später verkündete Breindl in einer oberbayerischen Kleinstadt in der dortigen Tageszeitung den Bürgern die Wahrheit über Umgehungsstraßen und Tennisvereinsheime. Als nur noch Platz für einen von beiden in der Stadt war – Breindl oder Wahrheit –, zog er nach München. Dort lebt Roman Breindl heute mit seiner Freundin und seiner Tochter in Giesing.

Bei dotbooks veröffentlichte Roman Breindl bereits einen Männerratgeber der besonderen Art – *Ich Tarzan, du Jane! Verführung kann so einfach sein* – und einen Kriminalroman: *Das Neuburg-Rätsel*.

Franz Schubert: „Auf dem Wasser zu singen“ (1823)

Morgens im Park

von Beate Kuckertz

Es gibt kein Lied, das ich in meinem Leben öfter gehört habe als dieses. Ich höre es immer ganz bewusst und mit wachen Sinnen, nie nur nebenbei als Pausenfüller; jeden Ton nehme ich in mich auf, und ich könnte die Worte, ohne nachzudenken, mitsingen. Aber das tue ich nicht. Nie. Ich höre immer nur zu. Und ich bewege mich. Langsam und konzentriert.

Den rechten Fuß stelle ich gegen das kunstvoll geschmiedete Geländer der Schwanenbrücke, die über den südlichen Kanal des Nymphenburger Schlossparks gespannt ist. Die Ferse berührt den Boden, der Vorderfuß ist an das Geländer gelehnt. Ich strecke das rechte Bein durch und bewege den Oberkörper leicht nach vorn, so dass ich die Dehnung in der Wade spüre. Ein Entenpaar schwimmt unter der Brücke durch und versetzt das Wasser in ganz leichte Bewegungen. In der Mitte der Strophe wechsele ich das Bein. Ich stehe fest auf dem Boden, die Füße sind geschlossen. Das rechte Bein winkle ich nach hinten und greife es mit der rechten Hand. Beide Knie bleiben auf einer Höhe, das Becken schiebt sich nach vorn. Ich spüre die Dehnung im vorderen Oberschenkel. Mein Blick folgt dem Bachlauf, die Zweige der Trauerweide berühren fast seine Oberfläche; 50 Meter weiter fließt das Wasser aus dem Park hinaus. Dort verliert sich alles, was hier märchenhaft scheint. In der Mitte der Strophe wechsele ich das Bein.

Ich gehe in eine weite Schrittstellung, der hintere Fuß steht in einem 90-Grad-Winkel zum vorderen. Das Gewicht verlagert sich auf das vordere Bein, ich strecke das hintere so weit durch, bis ich die Dehnung an der Oberschenkelinnenseite spüre. Ich stabilisiere die Position, indem ich die Hände auf dem vorderen Bein abstütze. Verschiedene Winkel der Beine verändern den Dehnungseffekt, an manchen Tagen geht's besser, an manchen schlechter. Am Geländer hat eine kleine, wendige Spinne ihr Netz gesponnen; sie sitzt am Rand ihrer schimmernden Falle und wartet aufs Frühstück. In der Mitte der Strophe wechsele ich das Bein.

Zum Schluss stelle ich beide Füße hüftbreit auseinander, verschränke die Arme hinter dem Kopf, beuge mich langsam nach vorne vor und genieße diese Hingabehaltung.

Bei allen Übungen bin ich entspannt, die Atmung ist kontrolliert und folgt der Melodie; beim Einnehmen der Dehnstellung wird ausgeatmet und beim Auflösen eingeatmet. Dazwischen atme ich ruhig weiter. Immer ist die Aufmerksamkeit auf die Muskelpartie gerichtet, die gedehnt wird. Ich weiche der Dehnung nicht aus.

Zwischen den Übungen entspanne ich ganz kurz, in diesen Pausen verändere ich die Blickrichtung – mal ist sie aufs Wasser, auf Enten und kleine Fische, mal auf die Bäume entlang des Ufers gerichtet. Besonders liebe ich es, wenn es sacht regnet und das Wasser durch die Tropfen noch eine weitere Bewegung bekommt.

Vor dem Laufen dauert jede Übung zehn Sekunden, um die Muskeln, Bänder und Gelenke beweglicher und geschmeidiger zu machen, nach dem Laufen etwa 20 bis 30 Sekunden, weil sich durch das Training einzelne Muskelgruppen verkürzt haben. Ohne gründliches Dehnen und Stretchen kann das zu Verspannungen und Fehlhaltungen führen. Das bedeutet, dass ich das Lied zu Beginn einmal, nach dem Laufen zweimal höre. Noch nie habe ich das

Bedürfnis nach einer anderen Begleitung meiner Dehnübungen verspürt. In der nahezu kindlichen Unschuld, die mich am frühen Morgen umgibt, bilde ich mir gern ein, Friedrich Ludwig Sckell hätte den Park des Nymphenburger Schlosses nur für mich gestaltet, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg hätte das Gedicht 1783 für mich statt für seine Frau Agnes geschrieben, und Franz Schubert hätte meine Übungen im Sinn gehabt, als er das Lied 1823 komponierte. Natürlich verflüchtigt sich dieser Gedanke im Lauf des Tages, aber morgens um sieben ist er für mich wundervolle Realität. *Consult the Genius of the place in all* war das Credo, das Alexander Pope den Landschaftsgärtnern vorgegeben hat – hier im Nymphenburger Park wurde es berücksichtigt, und ich kann den *Genius Loci* jeden Morgen aufs Neue genießen. Egal, welches Wetter herrscht oder welche Jahreszeit, der Park ist eine Konstante, die dennoch täglich ein anderes Gesicht zeigt. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg dichtete die Verse während seiner Hochzeitsreise mit Agnes, die schon länger seine Muse und endlich auch seine Frau geworden war. Die beiden waren sehr verliebt, und doch ist das Gedicht nicht überschäumend vor nicht fassbarem Glück. Es erzählt vielmehr von der stillen Schönheit des Abends, der Ruhe, der Möglichkeit, die Seele atmen zu lassen, wenn sie Raum hat. Und ohne Wehklagen oder Eile spricht er vom Verrinnen der Zeit, von der eigenen Vergänglichkeit.

Franz Schubert lässt das Lied friedlich dahingleiten auf sanften Wellen. Manchmal denke ich, er hat die Melodie, die eine immer wiederkehrende Resonanz zu sein scheint, einfach aus der Luft gegriffen und gerade rechtzeitig zu Papier gebracht, bevor sie sich im Endlosen auflösen konnte. Gleichmäßig wechselt er zwischen A-Dur und a-Moll, verwendet wenige, ausgesuchte rhythmische

Muster und interpretiert das Gedicht durch Wiederholungen. Genau damit erklärt er die tiefere Bedeutung: Die Zeit nimmt ihren vorbestimmten Lauf von Ost nach West, gestern, heute und morgen werden vergehen, ohne dass wir etwas ändern können. Schubert wusste, dass wir vergängliche Passagiere auf dem Kahn der Zeit sind, aber wir können uns Räume schaffen, in denen sie scheinbar stehenbleibt, Räume, in denen eine Atmosphäre der Freude und des Genusses möglich ist und in denen wir den Augenblick beobachten und genießen können.

Und genau das mache ich morgens in meinem Park, wenn Julius Drake die betörende Melodie von Franz Schuberts *Auf dem Wasser zu singen* auf dem Klavier für mich spielt, wenn Ian Bostridge mit kaum hörbarem englischen Akzent die zauberhaften Worte des Gedichtes singt, und wenn ich dann schwitzend und sehr fröhlich durch das Tor zurück in die Wirklichkeit gehe, weiß ich, dass man die Zeit nicht anhalten kann und Glück möglich ist.

PS: Ich höre dieses Lied in der besten aller Fassungen, nämlich in der von Bostridge und Drake. Aber auch Barbara Bonney und Brigitte Fassbaender haben es schön interpretiert, von Hermann Prey gibt es eine Aufnahme aus dem Jahr 1960, die sehr poetisch, wengleich ein wenig schnell ist. Möglich ist auch die Bearbeitung von Franz Liszt; er veröffentlichte eine Klavieretüde gleichen Titels, jedoch ohne Singstimme. Aber nie, wirklich *nie* sollte man die Fassung anhören, die Claus Ogerman 1973 für Barbra Streisand arrangiert hat ... denn da wünscht man sich nichts sehnlicher, als dass der wankende Kahn samt Frau Streisand möglichst schnell absäuft.

Beate Kuckertz, Jahrgang 1963, ist die Gründerin und Verlegerin von dotbooks. Sie studierte Komparatistik, Germanistik und Buchwissenschaften, war Lektorin und Cheflektorin im Heyne Taschenbuch Verlag und zuletzt Verlagsleiterin in der Verlagsgruppe Droemer Knauer. Warum sie dotbooks gründete? „Weil ich Traditionalistin bin – und die wichtigste Tradition der Verlagsbranche ist es, für die unterschiedlichsten Leser die richtigen Autoren, die besten Geschichten und die idealen Buchtypen zu finden. Das war so, als das Taschenbuch in den 50er Jahren seinen Siegeszug antrat, und das ist heute mit dem eBook nicht anders.“

Moody Blues: „Nights In White Satin“ (1968)

Nicht zum Absenden bestimmt ...

von Gerald Drews

„*Nights in white satin, never reaching the end, letters are written, never meaning to send.*“ Frei übersetzt: Nächte in weißem Satin, die nie zu Ende gehen. Geschriebene Briefe, die nicht dazu bestimmt sind, abgesendet zu werden.

Ein 21 Jahre alter Sänger namens Justin Hayward schreibt 1967 diese Zeilen aus Dankbarkeit an seine neue Freundin, die ihm ein weißes Satinlaken geschenkt hat. Seitdem dient der Song als musikalische Brücke für Menschen, die einander näherkommen wollen. Auch ich schulde Justin Hayward und seiner Band Moody Blues allerhöchsten Dank, brachte mich doch dieser Sieben-Minuten-Befruchtungswalzer endlich, endlich in Hautkontakt zu meiner ersten großen Liebe.

Auf einer Faschingsfete meines Landsberger Gymnasiums hatte der DJ zur Kuschelrunde gebeten. 1972 war das, ich zählte 18 unschuldige Lenze. *Nights In White Satin* hatte es zu jenem Zeitpunkt, fünf Jahre nach der Erstveröffentlichung, endlich in die Hitparaden geschafft, und ich durfte ebenso endlich meiner seit langem Angebeteten so tief in die Augen schauen, wie es aufgrund unserer jeweiligen dicken Brillengläser möglich war.

Die Pennälerliebe hielt gerade einmal ein gutes Jahr; meine Zuneigung zu den Moody Blues hat sich bis heute gehalten. Na gut, meine Frau, meine Kinder und viele meiner Freunde attestieren mir einen bisweilen etwas absonderlichen Musikgeschmack, aber ich stehe nun einmal auf üppige Arrangements, harmonischen Gesang und schwülstige Melodienbögen, die sich ohrwurmartig in meinen

Gehörgängen festsetzen. Kurzum: Auf „zuckersüße Poporgien“ (Rock-Lexikon) wie die der Moody Blues.

Im Laufe meines Lebens hatte ich das große Glück, viele meiner Lieblingsbands und -interpreten live erleben zu dürfen. Aber wann auch immer die Moody Blues in erreichbarer Nähe auftraten, klappte es nicht mit einem Rendezvous. Nur einmal, ein einziges Mal, war ich ganz nah dran: Im Herbst 2008 besaß ich sogar schon die Eintrittskarte für das Konzert in der Frankfurter Festhalle. Ich wollte mit Bernhard dort hingehen, der nicht zuletzt auch deswegen mein bester Freund war, weil er einen ähnlich abstrusen Musikgeschmack besaß wie ich. Allerdings war Bernhard seit knapp zwei Jahren schwerkrank, und so erreichte mich sein Anruf wenig überraschend: „Ich muss leider zu einer dringenden Untersuchung ins Krankenhaus und kann nicht mit aufs Konzert.“ Alleine oder mit jemand anderem wollte ich auch nicht, also verkauften wir die Karten über eBay. Ich weiß nicht mehr, wer statt Bernhard und mir die Moody Blues und ihre Nächte in weißem Satin konzertant erleben durfte. Aber etwas anderes werde ich nie vergessen: Mein Freund ist im Frühjahr 2009 gestorben. Seitdem kann ich die Musik dieser Band nicht mehr gut ertragen; zu sehr erinnert sie mich an das Konzert, das Bernhard und ich nicht mehr gemeinsam besuchen konnten. Die Songs der Moodys sind für mich seitdem so etwas wie die Briefe, die nicht zum Absenden gedacht sind, wie es in Justin Haywards Song so bedeutungsschwanger heißt.

Gerald Drews, Jahrgang 1954, lebt und arbeitet in Augsburg. Als Autor hat er über 150 Bücher geschrieben – vom Geschenkbuch bis

zur Biographie –, die es bis heute auf eine Gesamtauflage von rund fünf Millionen bringen. Als Literaturagent vertritt er rund 100 Autoren, die ein breites Spektrum des Literaturbetriebs abdecken: vom philosophischen Sachbuch über den juristischen Ratgeber bis hin zum erotischen Roman. Gerald Drews und Beate Kuckertz arbeiten seit vielen Jahren erfolgreich und gutgelaunt zusammen – kein Wunder also, dass bereits eine ganze Reihe seiner Autoren Teil der dotbooks-Familie sind: Anke Reimann, Joe G. Hirschhagel, Peter Zeuke, Horst-Dieter Radke, Birgit Adam, Ana Riba, Greta Haberland, Natascha Becker und Cornelia Schenk.

Petula Clark: „Downtown“ (1964)

Sorgen vergessen im bunten Neonschein

von Stefanie Maucher

Wohin gehen Sie, wenn Ihnen die Decke auf den Kopf fällt und Sie das Gefühl haben, ein wenig Abstand gewinnen zu müssen? Ich kenne Menschen, die schwören in solchen Fällen auf lange Spaziergänge, machen Urlaub auf dem Land oder wünschen sich auf eine einsame Insel. Ich hingegen befolge Petula Clarks guten Ratschlag, mit dem sie in den 60er Jahren einen unvergessenen Nr.-1-Hit landete: *„When you’ve got worries, all the noise and the hurry seems to help, I know – Downtown ...“* Blöd nur, wenn man in einer nur mäßig interessanten Kleinstadt lebt, in der man die Gassen in- und auswendig kennt. In der einem eher einfällt, in welcher Kneipe man garantiert nicht versumpfen möchte, als eine zündende Idee, was man mit dem heraufdämmernden Abend anfangen könnte. *„Just listen to the music of the traffic in the city, linger on the sidewalk where the neon signs are pretty ...“* Leider sucht man Neonlicht und Bars, in denen man dem Bossa nova lauschen kann, hier vergeblich.

Mein erster Versuch, mich aus dieser erdrückenden Idylle zu befreien, war etwas radikal. Ich war gerade 18 geworden, als ich an einem feuchtfröhlichen Abend, den ich mit meiner besten Freundin verbrachte, beschloss, es wäre an der Zeit, auszuwandern. Sie war ein paar Monate zuvor als blond leuchtendes Beispiel vorausgegangen und wegen einem Kerl nach Österreich gezogen; unnötig, zu erwähnen, dass diese Beziehung nur zwei Monate andauerte und sie inzwischen in einer Grazer WG auf Abwechslung wartete. Glücklicherweise hatte ich einen

Schulabschluss in der Tasche, noch dazu ein wenig gejobbt. Ich war ... vermögend! Was konnte mich aufhalten, nachdem die Idee erst geboren war? Mein Vater nicht, denn er wusste, was für einen Dickkopf ich habe und wie schwer es ist, mir etwas auszureden. Vermutlich hätte die meisten Menschen ihre eigene Vernunft abgehalten. Am nächsten Morgen wären sie in mehrfacher Hinsicht ernüchtert zu sich gekommen und hätten ihren Plan als Schnapsidee wieder verworfen. Ich hingegen stand drei Tage später mit zwei vollgestopften Reisetaschen und 500 Schilling, die nach Abzug der Fahrtkosten von meinem Vermögen übrig waren, 860 Kilometer von zu Hause entfernt in einer mir völlig fremden Stadt und begann ein neues Leben. Irrwitzig, ich weiß; 500 Schilling waren umgerechnet nicht ganz 100 Mark, in heutiger Währung: 40 Euro. Damit gingen wir noch am selben Abend meine Ankunft feiern, was die Barschaft deutlichst minimierte, mir aber auch den Job in einer Bar einbrachte, der mich die nächsten Jahre ernähren sollte.

Später, als die neue Stadt erkundet war und ich wieder das unbestimmte Gefühl hatte, von ihr etwas zu eng umarmt zu werden, stimmte Silvie – oder „La Vie“, wie ich sie liebevoll nenne – erneut unser Lied an: *„Don't hang around and let your problems surround you, there are movie shows – Downtown!“* Damit – und mit einem spontan gekauften Billigflugticket nach London – wurde mein liebstes Flucht-Hobby geboren: der Städtetourismus. Seitdem erkunden „La Vie“ und ich die große weite Welt, wenn uns in unserer eigenen die Decke auf den Kopf zu fallen droht: Paris, Amsterdam, Miami ...

Inzwischen lebe ich wieder in Deutschland, meine Freundin in Holland, aber ich bin mir verdammt sicher, dass wir uns noch in vielen Städten treffen werden. Und immer werde ich aus dem

Flieger steigen, um mich mit dem Gefühl, jung und frei zu sein, in die Arme einer neuen Mega-City zu werfen, werde im bunten Neonlicht baden und ein neues Abenteuer beginnen. Also wundern Sie sich bitte nicht, wenn Sie in vielen Jahren irgendwo in Shanghai oder Sydney zwei ergraute Damen treffen, die Petula Clarks *Downtown* trällern!

Stefanie Maucher wurde 1976 in Stuttgart geboren und lebt, nach einem mehrjährigen Ausflug nach Graz in Österreich, mit einem Mann und zwei Kindern im baden-württembergischen Schorndorf. Als situationsangepasste Lebenskünstlerin sammelte sie Erfahrung in verschiedenen Berufszweigen und widmet sich nun ihrem heimlichen Kindheitstraum, dem Schreiben spannender Geschichten. Die Autorin im Internet: www.facebook.com/stefanie.maucher.5. Bei dotbooks erschien Stefanie Mauchers Rachegeschichte *Kalte Berechnung*.

Iron Butterfly: „In-A-Gadda-Da-Vida“ (1968)

Das müssen wir spielen. Genau das.

von Horst-Dieter Radke

Schon das Plattencover haute mich um. Gut drei Jahre, nachdem die Platte herausgekommen war, landete sie endlich bei mir. Noch gab es kein Internet, das Taschengeld war knapp, und so hatte das Musikwissen der meisten Fans Lücken. Meine hieß Iron Butterfly. „Musst du hören“, sagte W. „Und so, wie die heißen, spielen die auch.“

Eiserne Schmetterlinge – wie das klingen sollte, konnte ich mir absolut nicht vorstellen. Aber da war dieses Cover mit den vier Musikern im unteren Teil – Keyboard, Gitarre, Drumset und Bass, genau wie in der Band, in der ich mitspielte. Darüber zwei psychedelische Kugeln und zwischen diesen der dadaistische Titel *In-A-Gadda-da-Vida*. Das klang wie Hugo Ball oder Ernst Jandl – und kam von einer Rockband?

Ich legte die Platte auf und warf mich aufs Bett. Der grell klingende Lauf der Orgel ließ anderes erwarten. Bevor ich mir darüber Gedanken machen konnte, setzte der Bass ein. Beim zweiten Durchgang schon die Gitarre. Noch bevor der Gesang begann, hatte ich dieses Riff, das mit drei absteigenden Sekunden endete – zwei kleinen und einer großen –, verinnerlicht. Und dann diese Stimme – „*In a gadda da vida, baby / Don't you know that I'm lovin' you.*“ –, die von Liebe erzählte, aber so klang, als sollte die Geliebte in die Hölle gebracht werden. Mann, war ich von den Socken! Später erzählte man, die markante Zeile sei die Verballhornung von *In the garden of Eden* und der Sänger besoffen

oder auf einem Trip gewesen, als man das zum ersten Male aufgenommen hatte. Es ist nicht wichtig, ob das stimmt; wichtig ist, was man hören kann.

Als die 17 Minuten vorbei waren, stand ich auf, packte die Scheibe ein und machte mich auf den Weg zu unserem Bassisten. Wir hörten das Stück gleich zweimal. „Das müssen wir spielen“, sagte ich. „Genau das!“

„Bist du wahnsinnig?“, fragte G. „Das schaffen wir nie.“

Am Wochenende setzte ich mich mit unserem Keyboarder zusammen. Wir probierten mit Klavier und Gitarre so lange, bis wir Riff und Struktur des Songs raushatten. Beim nächsten Übungsabend wurden alle Einwände der anderen Bandkollegen vom Tisch gefegt. Wir übten und probten. Der Auftritt im Jugendzentrum war in kaum drei Wochen. Trotz der flehenden Argumente von Drum und Bass, das wäre viel zu früh für so ein Stück, setzten wir es durch. G. mit seinem Bass kam noch halbwegs gut davon, aber D. musste ein Schlagzeugsolo hinlegen, und da so etwas von einer kleinen Provinzband, die hauptsächlich coverte und gerade erst angefangen hatte, sich an eigenen Songs zu versuchen, nicht erwartet wurde, verstanden wir schon, dass er Muffensausen bekam. Aber da musste er durch.

Der Kellerraum im Jugendzentrum war nicht allzu groß. Eine Bühne gab es nicht. Wir bauten einfach in einer Ecke auf – sicherheitshalber an der Seite, wo wir es nicht weit zur Tür hatten. Unsere schmalbrüstige Anlage brauchten wir noch nicht einmal voll aufzudrehen, um den kleinen Raum zuzudröhnen, und das kam *In-A-Gadda-da-Vida* sehr entgegen.

Die bekannteren kurzen Stücke spielten wir am Anfang zum Aufwärmen. Die wurden gern gehört, das Publikum war gut drauf, es wurde getanzt. Dann, am Ende der ersten Halbzeit, setzte A. mit

dem Orgellauf ein, G. brachte prächtig seinen Einsatz mit dem Bass, meine Gitarre legte sich wie von selbst darüber. D. hatte seine Nervosität bereits herausgetrommelt und zog exakt und gradlinig mit. Es lief. Etwas Panik kam hoch, als wir unseren Trommler für sein Solo alleine lassen mussten; drei zweifelnde Augenpaare suchten Blickkontakt, dann fiel die Orgel weg, ich ließ die Gitarre ausklingen und dämpfte ab, der Bass spielte noch zwei Durchgänge – dann war D. allein. Wir standen nur da und schauten ihm zu. Stur spielte er den Rhythmus weiter. Zwei Takte, vier, acht. Schon kam die Sorge hoch, dass er sich verrannt hatte, total zum Automaten geworden war – da brach er ein erstes Mal aus. Zwei Takte weiter ein zweites Mal. Dann in immer kürzeren Intervallen, und plötzlich war das stetige Bassdrum die einzige Linie, an der man sich festhalten konnte. D. zauberte mit den Stöcken gegenläufige Rhythmuskaskaden auf Becken, Tomtoms und Trommel, wie wir sie nie von ihm gehört hatten. Wir staunten, waren plötzlich selbst Publikum. Beinahe hätten wir den vereinbarten Übergang verpasst, doch es lief alles glatt. Nach 20 Minuten klang das Stück aus, und wir hofften, lebend in die Pause zu kommen.

Was nicht einfach war. Der Weg zur Tür war versperrt, alles drängte sich dicht um uns. Wir bekamen Angst um unsere Instrumente und die Anlage. „Wir machen jetzt eine Pause“, sagte ich ins Mikrofon und schaltete ab. Aber das hörte keiner, alles johlte, alles schrie. Uns wurde von vielen auf die Schulter geklopft, und wenn die Decke im Keller nicht so niedrig gewesen wäre, hätten sie D. auf den Händen hinausgetragen. Er stand natürlich im Mittelpunkt, aber da sich aus räumlichen Gründen nicht alle Mädchen um ihn sammeln konnten, bekamen wir drei anderen auch noch welche ab.

Fast noch wichtiger war uns die Anerkennung der Jungs: „Ey, hätten wir nicht gedacht, dass ihr schon so weit seid.“ – „Klasse.“ – „Nächstens spielt ihr noch was von Pink Floyd.“

Am Ende des zweiten Sets brachten wir das Stück noch einmal, nachdem es vom Publikum lautstark eingefordert wurde, wenn auch nur mit ganz kurzer Drumeinlage. Für das nächste halbe Jahr war *In-A-Gadda-da-Vida* unsere Hauptnummer, die dafür sorgte, dass wir ein paar Engagements mehr bekamen, als uns sonst zugebilligt worden wären. „So ein Stück muss uns selbst einfallen“, sagte G., „dann kommen wir groß raus.“ Wir probierten ein wenig herum. Letztendlich fiel uns nichts Vergleichbares ein.

Irgendwann brach die Band auseinander, wurde neu formiert, das Covern ließen wir bleiben, weil wir inzwischen genügend eigenes Material hatten. Es brachen auch ganz andere Rock-Zeiten an; inzwischen krautete es in Deutschland ganz gewaltig. Ein ehemaliger Roadie – Riebe – brachte ein Fachblatt heraus, einige Bands versuchten, sich in einer Rockfamilie deutschlandweit zu organisieren. Aber das sind neue Geschichten, die vielleicht ein anderes Mal und an anderer Stelle erzählt werden.

Horst-Dieter Radke wurde 1953 in Hamm/Westfalen geboren. Er machte eine kaufmännische Ausbildung und studierte Pädagogik an der Universität Landau. Mehrere Jahre arbeitete er als Geschäftsführer und Vorstand in einem mittelständischen Betrieb. Seit mehr als zehn Jahren ist er freiberuflich als Autor, Lektor und Projektleiter im Fachbuchbereich tätig. Er hat zahlreiche Sach- und Fachbücher veröffentlicht, außerdem Märchen, Erzählungen und einen Novellenband. Zusammen mit seiner Kollegin Monika

Detering schreibt er Romane und Krimis. Er ist außerdem Mitglied der Autorengruppe *42er Autoren* (www.42erautoren.de).

Horst-Dieter Radke ist Vater von drei erwachsenen Kindern und lebt mit seiner Frau in Tauberfranken. Der Autor im Internet: www.hd-radke.de und www.fabuloes.bogspot.de. Bei dotbooks erschien Horst-Dieter Radkes Roman *Normale Verhältnisse*.

Placebo: „Pure Morning“ (1998)

Adam kommt zu Besuch

von Tanja Heitmann

Es ist einer von diesen perfekten Momenten, von denen man erst im Nachhinein weiß, dass sie es sind. In denen alles wie von Zauberhand ineinanderpasst. Währenddessen denkt man nicht darüber nach. In diesem Fall gab es auch gar nicht viel zu denken – es passierte einfach.

Die Landstraße führt strikt geradeaus, zu beiden Seiten Wiesen und gelegentlich ein paar Häuser. Verhangener Himmel, typisch Norddeutschland. Ich fahre gern mit dem Auto durch diese Gegend, es ist so herrlich unaufregend. Das Radio läuft als Hintergrundbeschallung, denn ich habe vergessen, CDs mitzunehmen. Macht nichts, ich höre eh nicht wirklich hin, sondern blicke auf die schnurgerade, leere Straße. Eigentlich tue ich nicht einmal das richtig. Warum auch? Außer meinem Wagen ist kein anderer unterwegs. Reiner, langweiliger Alltag, den ich als Auszeit nutze.

Meine Gedanken schweifen ab, und bevor ich mir dessen bewusst werde, greifen sie etwas auf: einen Rhythmus, treibend und langsam zugleich, der diese spezielle Sogwirkung entwickelt wie ein unheimlicher Herzschlag. Während ich noch zu begreifen versuche, warum mich dieser Rhythmus derartig gefangen nimmt, verwandelt er sich vor meinem geistigen Auge in etwas anderes.

Dieser Adam, der sich mit seinen Schwächen, Fehlern und wenigen guten Seiten vorstellt, wird für mich nicht zu einer realen Figur, ich sehe ihn nur für einige heftige Schläge des Liedes. Trotzdem

begreife ich ihn von seinem Wesen her stärker als so manchen realen Menschen, der mir begegnet ist. Es ist, als habe das Musikstück eine Tür in mir aufgestoßen, und dieser erstaunliche Gast hat die Chance wahrgenommen und sich selbst eingeladen. Dann ist das Stück vorbei, aber Adam bleibt. Als wäre mein Inneres eine Herberge, in der er ein Zimmer bezogen hat. Ich blicke auf die Straße, die immer noch schnurgerade und verlassen daliegt, und muss lächeln. Was soeben passiert ist, war ein Geschenk, da bin ich mir ganz sicher.

Erst dann bemerke ich, dass ich das Stück kenne. Es ist *Pure Morning* von Placebo. Obwohl ich es schon viele Male gehört habe – das Album *Without you I am nothing* lief eine ganze Zeitlang fast täglich bei mir daheim –, hatte es nie zuvor etwas Vergleichbares bewirkt. Und doch sehe ich bis heute Adam vor mir, sobald sein hypnotischer Rhythmus beginnt. Seitdem steht *Pure Morning* für meinen Einstieg in eine ganz besondere Sucht: die Sucht, zu schreiben, zu erzählen. Ich wollte schleunigst nach Hause, um zu Papier zu bringen, was Adam mir verraten hatte. Diesen Blick hinter den Vorhang, hinter dem sich eine vollkommen andere Welt verbarg, musste ich unbedingt festhalten! Das Bedürfnis war unwiderstehlich. Es dauerte viele, geradezu rauschhaft gefüllte Seiten, bis ich begriff, was ich tat: Ich schrieb, dank eines Songs, meinen ersten Roman.

Tanja Heitmann, geboren 1975 in Hannover, studierte Politikwissenschaften und Germanistik, arbeitet in einer Literaturagentur und lebt mit ihrer Familie in Norddeutschland. Mit ihren ersten Romanen *Morgenrot* und *Wintermond* schaffte sie auf

Anhieb den Sprung auf die Bestsellerlisten und ist nun auch mit ihren Jugendbüchern wie *Schattenschwingen* erfolgreich. Mehr Informationen im Internet: www.tanja-heitmann.de. Es lässt sich nicht zweifelsfrei festlegen, wann genau Timothy Sonderhüsken ihr verfallen ist; gesichert darf festgestellt werden, dass Geleefrüchte, Champagner, farbenfrohe Outfits und mannigfaltige Komplimente eine entscheidende Rolle dabei spielten.

Boys Town Gang: „Can’t Take My Eyes Off You“ (1982)

Stimmungen und Gefühle zwischen Vinyl und YouTube

von Tilmann Schott

Hamburg 1977. Auf einer Musikkassette mit FerroChrom- und BASF-Logo, von Schülerhand beschriftet wie ein Deutschheft, finden sich jene Songs, für die ich von den Freunden ausgelacht werde: Udo Jürgens’ Sozialkritik in *Kind einer Nacht* und *Gefeuert*, Ary Barossos *Brazil*, Filmmelodien aus *Der dritte Mann* und *Das Gasthaus an der Themse*, inzwischen alles Kult. Mittendrin ein Song, still und langsam gespielt, schmachtend gesungen: Frankie Vallis *Can’t take my eyes off you*. Die Aufnahme ist ein Zufallstreffer, und irgendwann verschwindet die Musikkassette in den Untiefen unaufgeräumter Schränke.

Kiel 1984. Der DJ im King George legt *Can’t take my eyes off you* auf, diesmal eine gecoverte Discoversion der Boys Town Gang – schnell gespielt und sehr schwungvoll. Ich bin fasziniert, besonders vom markanten Instrumentalteil, kaufe die Maxisingle und zwingen meine Umwelt zum Passivhören endlos aneinandergereihter Neun-Minuten-Fassungen. Immer wieder „*You’re just too good to be true, can’t take my eyes off you*“. Es gibt aber keine, der ich diese Worte sagen kann. Irgendwann weicht der alte Tanzschuppen dem in kühles Neon getauchten Dancefloor. Das Vinyl nutzt sich ab. Der Hit gerät in Vergessenheit.

Berlin 1996. Diesmal ist es die Hafenterrasse in der Chausseestraße, in der ich das vertraute Lied wieder höre. Schallplatten und Tonkassetten sind verschwunden, also führt mich am nächsten Tag mein Weg in einen CD-Laden. Die Aufnahme der Boys Town Gang habe es einmal gegeben, erfahre ich, sei aber nicht mehr lieferbar. Diese Antwort bekomme ich auch in den nächsten Geschäften. Ich gebe die Jagd nach dem Lied wieder auf.

Lübeck 2007. Beim Open-Air-Eislauf auf der Wallhalbinsel in der Untertrave ist der Song plötzlich wieder da, dieses Mal gecovered von der Hermes House Band, zum noch schwungvolleren Partykracher variiert und fast etwas zu festzeltmäßig geraten im Vergleich zum Original. Für Nostalgiker gibt es jetzt eBay und Amazon, aber weder Original noch die Fassung der Boys Town Gang sind zu finden. Eine intensivere Suche nach meinem Klassiker scheitert am Stress im Job.

ColorLine-Fähre Kiel–Oslo 2011. Der Saal für das Abendessen ist gut besucht, und man muss der Barpianistin sehr genau zuhören, um aus der dezenten musikalischen Untermalung etwas Konkretes herauszuhören. Da ist es wieder, instrumental auf dem Klavier gespielt. An diesem Abend sitzt meine Verlobte an meiner Seite, die die Worte „*You're just too good to be true, can't take my eyes off you*“ sehr gern hört – auch heute noch. „Du wirkst ja richtig melancholisch“, stellt sie fest. „Das Lied sollten wir uns unbedingt besorgen.“

Lübeck 2012. Statt Kassetten und Schallplatten gibt es YouTube – das lernt auch ein Fossil aus der Tonband-, Schreibmaschinen- und Telefon-mit-Wählscheibe-Generation wie ich von meinen Kindern.

Die Tochter meiner Frau hat die Version der Boys Town Gang für mich gefunden, als wir Tanzmusik für unsere Hochzeit aussuchen. Auf der Feier lasse ich dem Hochzeitswalzer die Neun-Minuten-Fassung folgen und erkläre sie zur Hymne an meine Frau. Und jetzt, als Datei gespeichert statt in Vinyl gepresst, wird sie auch nicht mehr in Vergessenheit geraten – eine Melodie mit einer anspruchslosen, aber einfach schönen und schwungvoll gesungenen Liebeserklärung und, oft variiert und gecovert, ein Begleiter verschiedener Zeiten und Stationen meines Lebens.

Tilmann Schott, Jahrgang 1963, wuchs in Hamburg auf und zog 1990 nach Berlin. Er war als Richter am Kriminalgericht Berlin-Moabit sowie in der kriminologischen Forschung tätig. Seit 2004 ist er Professor an der Fachhochschule des Bundes für öffentliche Verwaltung in Lübeck. Zu seinen Unterrichtsgebieten gehören unter anderen das Visa- und Einreisensystem der EU und die Bekämpfung der Schleuserkriminalität. Tilmann Schott ist verheiratet und lebt mit seiner Frau und deren Kindern an der Ostsee. Der Autor im Internet: www.tilmann-schott-luebeck.de. Bei dotbooks erschien sein Kriminalroman *Spur der Tränen*.

DAF: „Der Mussolini“ (1981)

Gib mir deine Hand

von Tina Uebel

Platte meines Lebens, wie bitte, wohl von der Muffe gepufft. Musik ist so lebensnotwendig wie atmen, aber mein Leben gottlob heute ein anderes als gestern als vor zehn Jahren; winters anders als sommers, morgens anders als nachts. Sicher, im Notfallkoffer wird das *Velvet-Underground-Live*-Doppelalbum ebenso wenig fehlen wie Sergeant Pepper – die erste echte Musik meines Lebens, aus dem Schrank meiner Mutter geklaut und mit fundamentalem Staunen gehört – aber was heißt das schon.

Nein, es gibt sie nicht, *die* Platte. Aber es gibt *diese andere* Platte. Die erste aufgenommene Kassette, die ich besaß, Geschenk einer älteren Freundin. Ich hörte sie zwischen Pferdepösten und Stofftieren, und plötzlich brach Unerhörtes in meine Vorstadtkindheit ein. Musik. Brachial. Provokant, gemein, unwiderstehlich. Musik, die meine Mutter nicht verstand. *Beweg deine Hüften. Klatsch in die Hände. Und tanz den Mussolini. Tanz den Adolf Hitler. Und jetzt den Jesus Christus.* Damit begann meine Kindheit zu enden. Fünf Jahre später tanzte ich mit meinen Freunden den *Mussolini* zu Weihnachten auf dem Balkon meiner eigenen Wohnung. Wir hielten das für Rock 'n' Roll, und genau das war es auch. Zwei Jahre später tanzten wir ihn zum Abitur. 17 Jahre später. Sind wir zu einer Lesung in Berlin, meine Schriftstellergang und ich, und wir stellen plötzlich fest, dass uns allen früher der *Mussolini* der Song war. In Vororten und Kleinstädten, wo wir vom Schreiben träumten und Musik hörten

und nie werden wollten wie die. Und dann also tanzen wir den *Mussolini*, fegen über die Tanzfläche, fallen in herumsitzende Menschen, die wahrscheinlich jünger sind als wir. Es sieht mit Sicherheit scheiße aus. Es ist trotzdem gut. *Alles ist gut*. Wir geben uns die Hand, wenn es heißt: *Gib mir deine Hand*.

Vorsätzlich höre ich die Platte nie. Aber sie begegnet mir zuweilen. Erinnert mich daran, unser Potenzial für Übermut, Größenwahn, Rock 'n' Roll nicht zu vergessen. Den *Mussolini* zu tanzen, zumindest gelegentlich.

Tina Uebel ist Schriftstellerin, freie Journalistin, Literaturveranstalterin, Poetry-Slam-MC, Ex-Verlegerin, Gelegenheitslehrbeauftragte für Kreatives Schreiben und Diplom-Illustratorin. Seit 1993 veröffentlichte sie zahlreiche Artikel, Geschichten und Romane und ist Mitherausgeberin einiger Anthologien. Tina Uebel lebt auf der Reeperbahn in Hamburg-St. Pauli, wenn sie nicht gerade irgendwo auf Reisen ist. Die Autorin im Internet: www.tina-uebel.de. Bei dotbooks erschien Tina Uebels Buch *Frau Schrödinger bewältigt die Welt*.

Paul Stanley: „Live to win“ (2006)

Sieg oder Tod

von Thomas Lisowsky

Du bist gefeuert. Deine Freundin betrügt dich mit deinem besten Freund. Deine Eltern enterben dich, und deine Wohnung brennt ab. Die Welt nimmt dir alles. Auch deinen kleinen Hund!

Es gibt genug Lieder, die den Gib-nicht-auf- und Leb-dein-Leben-Markt bedienen, in allen Couleurs. In ihnen wird *You'll never walk alone* gesungen, mit einem *Don't stop me now* zurückgeschlagen oder *Steh auf* gepredigt. Aber manchmal ist es schwer, daran zu glauben, dass der Zauber der Leichtigkeit zurückkehren wird, um alles wieder gerade zu rücken. So war es damals bei mir.

Ich hatte praktisch alles in trockenen Tüchern: Uni-Abschluss, Anstellung, Vertretung durch eine namhafte Literaturagentur. Dann musste ich erkennen, dass die Tücher so trocken offenbar doch nicht gewesen waren, denn innerhalb von einer Woche brach eins nach dem anderen weg, und ich musste schließlich wieder bei Mutti einziehen. Ich hatte zum ersten Mal im Leben das Gefühl gehabt, etwas durch meinen Fleiß erreicht zu haben – und dann das. Ich kroch auf dem Zahnfleisch. Und dabei half mir kein *Feel Good* und *Sei glücklich mit dem, was du hast* der Welt. Nur Paul Stanley wusste, wie ich mich fühlte, und sang mir mit „*Frustrated, degraded, down before you're done*“ und „*Rejection, depression, can't get what you want*“ direkt aus der Seele.

Ist es falsch, sich wie der letzte Dreck zu fühlen? Dieser Eindruck entsteht gern, wenn man all die Lobeshymnen auf Glück und die Schönheit des Lebens hört. Aber wenn du dich fühlst, als würdest du bis zur Nase in stinkendem Morast stecken, dann *ist* das für dich

so. Dein Gefühl belügt dich nicht, und alles daran ist okay. „*You ask me how I took the pain*“, singt Stanley und versteckt die Antwort direkt in der Liedzeile: *Take the pain*. Nimm den Schmerz. Daran geht kein Weg vorbei.

Es ist nicht einfach, wieder aus dem Sumpfloch zu kriechen, wenn es einen richtig mies erwischt hat. Und wenn du dann wieder neue Energie hast, verwandelt sie sich nicht über Nacht in munter-heitere Lebensfreude. Du musst kämpfen: „*Live to win, 'til you die, 'til the light dies in your eyes*.“ Um eine neue Liebe, um einen neuen Job, um ein neues Leben, um was auch immer. „*Live to win, take it all, just keep fighting till you fall*.“

Man kann immer wieder aufstehen. Und dann kommt der Moment, in dem es Spaß macht. Denn die Power, die du nach außen gibst, kommt zu dir zurück. Es ist egal, wie lange du weiterkämpfen musst: Es werden Dinge passieren und sich Gelegenheiten bieten. So war es bei mir. Immer wieder.

Das ist es, was ich Leben nenne.

„*Let another round begin – live to win*.“

PS: Bei Mutti muss ich auf jeden Fall nicht mehr wohnen.

Thomas Lisowsky, geboren 1987 in Berlin, ist „Junggeselle der Künste“, wenn man seinen akademischen Grad korrekt übersetzt. Eigentlich aber ist er leidenschaftlicher Jogger und arbeitet für eine Fantasy-Computerspiel-Entwicklungsfirma. Seine schriftstellerische Karriere begann, als er mit acht Jahren die letzten 50 Seiten aus Michael Crichtons *Jurassic Park* riss und ein eigenes Ende schrieb, in dem sich Dinosaurier und Menschen bei Pommes

frites und Softeis versöhnten. 2009 gewann er – inzwischen den Dinos entwachsen – den ZEIT-Campus-Literaturpreis. Bei dotbooks veröffentlichte Thomas Lisowsky seinen Fantasy-Roman *Das Land der sterbenden Wolken*.

ABBA: „Dancing Queen“ (1976)

Leben in der Kleinstadt

von Ralph Senger

Ich stamme aus einer Kleinstadt. Einer wirklich kleinen Kleinstadt, 3.000 Einwohner. So schön meine Kindheit dort war, es war auch sehr eng, ruhig und nicht gerade der Nabel der Welt. Richtig schlimm wurde es als Teenie –kein Kino, keine Disco, nichts, todlangweilig ... Aber es gab einen kleinen Plattenladen – nun, um genau zu sein, das lokale Elektrogeschäft. Elektro Schubert verkaufte neben Fernsehern und Radios auch ein paar Platten, Singles für sechs DM und die „großen“ Langspielplatten völlig unerschwinglich für 19,90 DM. Ich war zehn Jahre alt ... und mein Taschengeld, das wusste ich genau, würde niemals dafür reichen. Dann kam Tante Magda zu Besuch und hatte vergessen, mir etwas mitzubringen. Voller schlechtem Gewissen fragte sie, ob ich mir etwas wünschen würde. *Natürlich!* Ich traute mich kaum, aber dann sagte ich: „Ich würde gerne eine Single bei Elektro Schubert kaufen.“

Meine Tante lachte, meine Mutter nicht. „Ach, lass doch“, sagte sie, „das muss nicht sein.“

Und wie das sein musste! Ich besann mich auf mein besonderes Talent, riss die Augen weit und flehentlich auf – und diesem Anblick, das wusste ich, konnte keiner widerstehen.

Auf ging es, die 500 Meter zu Elektro Schubert waren schnell gelaufen. Ich war so aufgereggt und ein wenig ängstlich, weil ich nicht wusste, welche Platten es gab und welche ich denn kaufen sollte. Ich schaute mir jede Single an und kannte keinen Interpreten

außer Chris Roberts: *Du, sag einfach du.*

„Die sieht doch gut aus“, kam es von oben.

Nee, oder? Tante Magda dachte, ich kaufe mir eine „schöne deutsche“ Schlagerplatte, aber wenn ich nun endlich meine erste Single bekommen würde, wollte ich etwas anderes, etwas Neues, etwas Aufregendes.

Und dann sah ich sie!

Das Cover: apricotfarbener Rahmen – darin ein Bild von vier schönen Menschen, zwei Männern und zwei Frauen, die eine blond und wunderschön. Der Name der Gruppe: ABBA – das zweite B war spiegelbildlich gesetzt worden. Der Titel: *Dancing Queen* – hatte ich noch nie gehört, aber ich war begeistert. Ich wusste sofort: *Diese Platte will ich* – also zog ich sie heraus und sagte: „Die da.“ Tante Magda hob die Brauen und sagte: „Aber es gibt doch so viele andere – auch schöne deutsche Platten. Diese ist in Englisch, das verstehst du noch nicht, dazu bist du viel zu klein.“

„Ich will die und sonst keine“, sagte ich bestimmt, stampfte mit dem Fuß auf und wurde leicht rot vor Zorn, während mir gleichzeitig trotzig Tränen in die Augen stiegen. „Bitte, darf ich die haben?“

Meine Tante lachte und zahlte. Die Single verschwand in einer kleinen Plastiktüte, die ich in die Hand nahm und voller Stolz nach Hause trug. Dort setzte ich mich direkt vor den Plattenspieler auf den Boden, legte die Platte auf und setzte die Nadel auf die Starttrille. Es geschah ... etwas Magisches! Ich hatte so eine Musik noch nie gehört, aber sie gefiel mir, auch wenn der englische Text mir tatsächlich ein Rätsel blieb, denn ich hatte gerade erst mit dem Englischunterricht begonnen.

„*You are the dancing queen / young and sweet, only seventeen.*“

Ich hörte mir das Lied konzentriert an, einmal, zweimal und dann

den Rest des Nachmittags, nonstop, allen Beschwerden der Familie zum Trotz. Abends sang ich den ganzen Text mit, vermutlich nicht in Englisch, sondern in den Lauten, die ich verstand. Ich war mir sicher, es ging um Tanzen und um Freiheit, und das stimmt ja auch irgendwie. Ich war sehr glücklich an diesem Tag. Und so ging es weiter die nächsten Wochen und Monate – ich spielte dieses Lied, sang mit und tanzte durch den Raum. Die große Welt hielt Einzug in meine kleine. In den folgenden Jahren kaufte ich noch viele Singles und Langspielplatten, später dann CDs, aber ABBA blieb immer etwas Besonderes.

Mit 19 Jahren hatte ich das Abitur in der Tasche. Ich fand einen Studienplatz in Freiburg und endlich, endlich – ich konnte die Kleinstadtenge verlassen und in die große Stadt ziehen. Ein neues Leben sollte beginnen.

Der gelbe Golf wurde mit meinen Sachen vollgeladen, meine Mutter weinte, der Rest der Familie winkte, und ich fuhr los. Noch mitten im Ort nahm ich eine Musikkassette aus dem Handschuhfach, schob sie in das Kassettendeck – und als wäre es geplant: *„Friday night and the lights are low / looking out for a place to go ...“*

Ich sang den ganzen Text laut mit; ach was, ich habe wohl eher geschrien. Vorbei am Rathaus – „Auf Wiedersehen, Rathaus!“ –, vorbei am Supermarkt – „Ich werde dich nicht vermissen!“. Ich verabschiedete mich von der Kleinstadt zum Soundtrack von ABBA und wusste: Jetzt geht das Leben los! *„Where they play the right music, getting in the swing / you come to look for a king / Anybody could be that guy, night is young and the music's high.“*

Ich weiß nicht, wie oft ich auf dieser Autofahrt die Kassette zurückgespult habe, um nochmals *Dancing Queen* zu hören und laut mitzusingen. Ich war sehr glücklich, und ich war frei. Und

dann ging das Leben los.

Dr. Ralph Senger, geboren 1965, studierte Pharmazie in Freiburg und München, wo er und Timothy Sonderhüsken sich auf einer Film Premiere über den Weg liefen, auf der sie beide streng genommen nichts zu suchen hatten. Heute lebt er in Basel und arbeitet für die F.Hoffmann-LaRoche Ltd.

Marvin Gaye & Tammi Terrell: „Ain't no mountain high enough“

Zwei Geständnisse, ein Glaubensbekenntnis

von Timothy Sonderhüsken

Geständnis Nummer 1: Ich bin Pessimist – und zwar ein optimistischer. Wie das zusammengeht? Einerseits finde ich viel Wahrheit in dem John Lennon zugeschriebenen Zitat „Leben ist das, was passiert, wenn man andere Pläne hat“, andererseits bin ich der unumstößlichen Überzeugung, dass am Ende alles gut wird. Und wenn's noch nicht gut ist, ist's auch noch nicht das Ende.

Geständnis Nummer 2: Sosehr ich Texte in Büchern liebe, so unwichtig sind sie mir bei Liedern. Könnte daran liegen, dass die meisten Stücke, die mein Leben beschwingen, ein erschreckend simples Muster haben: A ist in B verliebt (*la-la-la*), B findet das wahlweise ganz großartig (*schallali-schallalö*) oder hat kein Interesse, weil C viel interessanter zu sein scheint (*schubi-dubi-du*). Einzelne Sätze mögen hängenbleiben (und nun summen wir alle: *Love is a shield to hide behind*) – aber ein Lied von Anfang bis Ende mitsingen und dabei etwas empfinden? Nein, das ist nicht mein Ding.

Natürlich gibt es Ausnahmen von der Regel. Diejenige, die mir am meisten am Herzen liegt, erzählt in wenigen Zeilen einen ganzen Roman – und ist mein ganz persönliches Glaubensbekenntnis. *Ain't no mountain high enough*, 1967 erstmals gesungen von Marvin Gaye und Tammi Terrell und 1970 erfolgreich gecovernt von Diana Ross, ist das bewegendste Liebeslied, das ich kenne – weil es eben *nicht* davon erzählt, wie A und B sich finden und *happily ever after*

in den nächstbesten Sonnenuntergang marschieren. Im Gegenteil: A und B haben sich getrennt. Vermutlich sind reichlich Tränen geflossen, Tassen und Teller zu Bruch gegangen, Fotos wurden zerschnitten, und wir können nur hoffen, dass sie keine Kinder oder Haustiere unter sich aufzuteilen hatten. Alles nicht schön. Doch am Ende ist das egal – denn wenn B jemals in Schwierigkeiten gerät, wird A da sein: *„If you need me, call me, no matter where you are, no matter how far.“* Und dann kommt sie – die Liedzeile, die mir eine Gänsehaut bereitet, die mir die Tränen in die Augen treibt und mich glücklich strahlen lässt: *„Ain't no mountain high enough.“* Kein Berg ist zu hoch, kein Tal zu tief, kein Fluss zu breit. *„I'll be there when you want me, someway, somehow.“*

Nur zur Erinnerung: Ich bin Pessimist. Ich befürchte, dass selbst die größte Liebe irgendwann vorbei sein kann – und glaube voller Optimismus, dass das Gefühl nicht verschwindet, dass es sich wandeln kann und weiterlebt: als Verantwortungsbewusstsein und Nächstenliebe, als Mantel, der wärmt, und als Sicherungsleine, die vorm Absturz bewahrt.

Ain't no mountain high enough ist für mich der Inbegriff dessen, wie ich Liebe und Freundschaft definiere. Es ist das, was ich mir von den Menschen in meinem Leben wünsche, und das, was ich ihnen immer wieder ohne Worte verspreche. Zugegeben: Ich habe Flugangst, mein Führerschein ist eingestaubt – aber: *„I'll be there in a hurry, you don't have to worry.“*

Es versteht sich von selbst, dass *Ain't no mountain high enough* in Filmen zu hören ist, wenn auf die Tränendrüse gedrückt werden soll – in *Stepmom* mit Julia Roberts und Susan Sarandon beispielsweise. Wer bei YouTube nach dem Lied und dem Namen Jennifer Lawrence sucht, wird aber einen deutlich beschwingteren Ausschnitt finden. Er zeigt perfekt, wie man dieses Lied meiner

Meinung nach immer wieder hören sollte: nachts im Auto, lauthals mitsingend, mit viel zu viel Mimik und dramatischen Gesten. In dem Bewusstsein, dass es im Leben keine Garantien gibt, dass das Schicksal mit uns genau das macht, was wir ganz sicher nicht wollen. Aber egal, was auch geschieht: Für drei Minuten kann das Leben perfekt sein, weil wir die Hoffnung spüren, dass kein Berg zu hoch ist.

Timothy Sonderhüsken, geboren 1970, westfälischer Sturkopf, rheinische Frohnatur und Wahlmünchener aus Überzeugung, arbeitet seit über 20 Jahren in der Verlagsbranche. Seit April 2012 ist er Programmleiter bei dotbooks und die „Stimme“ des Verlags bei Facebook: www.facebook.com/dotbooks und www.facebook.com/dergruenesalon

Scorpions: „You and I“ (1996)

Liebe und Leguan

von Verena Bentele

Das Lied *You and I* ist nicht mein Lieblingslied – aber als Klaus Meine von den Scorpions 1996 in der Münchener Olympiahalle voller sentimentaler Inbrunst „*You and I just have a dream*“ schmetterte, da war ich zum ersten Mal so richtig verliebt. Verliebt mit Magenschmerzen, diversen Sprachschwierigkeiten, die das Bilden vollständiger Sätze verhinderten, und voller unerfüllter Sehnsucht.

Ich war 14. Er war 30. Hans, wie wir ihn jetzt mal nennen wollen, war mein cooler Leichtathletiktrainer, mit großer Klappe und immer einem Lachen im Gesicht. Leider hatte er gerade auf einem Marathon eine Frau getroffen, die vier Wochen später bei ihm einzog. Das war mir jedoch egal. Ich verfolgte mit aller jugendlich-leichtsinnigen Konsequenz mein Ziel: Einmal geküsst werden von Hans!

Punkt 1 des Plans: Wenig essen, um mindestens ein paar Kilo abzunehmen.

Punkt 2: Viel Butter essen, weil meine beste Freundin behauptete, dass davon schnell die Oberweite wächst.

Punkt 3: Einen Leguan anschaffen.

Die Veränderung der Figur war für meine Freundinnen absolut nachvollziehbar. Den Leguan fanden sie – und vor allem meine Eltern – allerdings ziemlich unnötig. Hans hatte jedoch neben der Freundin auch ein Schuppenkriechtier als Mitbewohner, also fand ich es nur logisch, dass ich mit dieser Anschaffung ein

Gesprächsthema für uns schaffen musste. Nach langen, frustrierenden Diskussionen zu Hause bekam ich allerdings nur ein Leguan-Stofftier; darüber wollte ich dann doch nicht sprechen.

Als ich erfuhr, dass Hans ein großer Fan der Scorpions war, wurde ich über Nacht zum Kenner der Band und fand so endlich die perfekte Gemeinsamkeit. Die neuste Platte *Pure Instinct* musste her, die Bandgeschichte lernte ich fast auswendig, und ich sagte so oft zu Hans, dass ich die Scorpions gerne live sehen würde, bis er endlich versprach, mich zum Konzert mitzunehmen. Mein erstes Rockkonzert mit meiner ersten Liebe: Was für ein Abend!

„*I lose control because of you, babe*“: Diese Zeile des Liedes *You and I* fuhr mir direkt in den Magen. Ich stand wie versteinert neben Hans, unfähig, mich zu bewegen oder ihn anzusehen; von Anfassen natürlich ganz zu schweigen.

„*You and I just have a dream*“: Diese Textzeile traf mich dann etwas höher, unter dem linken Rippenbogen.

Natürlich hätte nun alles sehr romantisch werden können – so, wie man sich das mit 14 ausmalt. Und tatsächlich geschah ... nichts. Fast nichts, jedenfalls. Als Hans mir kurz den Arm um die Schulter legte, mich einmal ebenso freundschaftlich wie kurz drückte und schrie: „Ist doch echt ein geiles Konzert“, da war selbst mir klar, dass der Kuss mein Traum bleiben würde. „*You and I, we were just made to love each other now, forever and a day*“ – nein, Herr Meine, da haben Sie und ich uns gemeinsam geirrt. Stattdessen musste ich mir nun die Frage stellen, was aus dem Stoffleguan werden sollte, der nach diesem enttäuschenden Abend neben meinem Kopfkissen auf mich warten würde ...

Obwohl meine erste große Liebe so unsanft endete, bevor sie überhaupt begann, wurde alles gut: Nachdem Hans als potenzieller Lover ausschied, verliebte ich mich in einen Mitschüler, der nur

zwei Jahre älter war als ich, auf Pearl Jam stand und kein Haustier hatte. *You and I* ist für mich heute immer noch ein Lied, das mich lächeln lässt – und der Leguan mein absoluter Glücksbringer geworden, auch wenn er natürlich nicht mehr neben meinem Kopfkissen liegt.

Verena Bentele wurde 1982 in Lindau geboren und lebt nach ihrem Studium der Germanistik heute als freiberufliche Personaltrainerin und Coach in München. Die ehemalige Biathletin und Skilangläuferin ist vierfache Weltmeisterschaft- und zwölffache Paralympics-Siegerin. Mehr Informationen im Internet: <http://www.biathlon-bentele.de/>. 2011 lernte sie Beate Kuckertz kennen, mietete sich später in der gleichen Bürogemeinschaft wie dotbooks einen Arbeitsplatz und wurde schnell zur Freundin des ganzen Teams, ohne die dem Verlag wirklich etwas fehlen würde.

Soldatenchor: „Ich ging einmal spazieren“ (nicht datierbar)

Früh übt sich ...

von Susanna Calaverno

Als Autorin erotischer Romane werde ich manchmal gefragt: „Welches Lied eignet sich besonders gut, um einen Mann zu verführen?“ Oder: „Gibt es Musik, die sinnlich stimmt?“ Und natürlich: „Welcher Sänger lässt Ihre Knie zittern?“ Die Antworten auf diese Fragen sind, in der umgekehrten Reihenfolge, „Keiner“, „Keine Ahnung“ und „Wenn Sie das nicht ohne Musik schaffen, dürfte es auch mit Begleit-Tralala schwer werden“.

Woran es liegt, dass mich Musik wenig begeistert? Vielleicht daran, dass es in meinem Elternhaus keinen Fernseher gab und das Radio nie eingeschaltet wurde; für heutige Jugendliche unvorstellbar. Dabei stand im Wohnzimmer sogar ein „Wunder der Technik“, wie man es in Filmen aus den 50er Jahren oft sieht: ein Plattenspieler, auf dem man bis zu zehn Schallplatten „aufspießen“ konnte, die ein Greifarm dann in der vorgegebenen Reihenfolge auf den Gummiteller beförderte. Allerdings kann ich nicht beschwören, ob die Sammlung meines Vaters tatsächlich die erforderlichen zehn Platten umfasste.

Ich erinnere mich, dass meine Schwester und ich als kleine Mädchen einmal aufbegehrt und nicht zu beruhigen waren, bevor wir einige der „Schätze“ anhören durften. Unser Lieblingslied, dessen Text nicht gerade anspruchsvoll war – von der Melodie ganz zu schweigen –, handelte von einem Soldaten, der einer jungen – und zu seinem Bedauern verheirateten – Frau begegnete,

die ihm beschied: „Und was Sie können, junger Mann, kann mein Mann auch.“ Nicht ganz folgerichtig antwortete er ihr daraufhin mit etwas, was man heute vielleicht als sentimentale Südsee-Verkitschung bezeichnen würde – oder als verbale sexuelle Belästigung. Das hinderte meine Schwester und mich allerdings nicht, zum Entsetzen meiner Mutter mit Hingabe und voller Lautstärke mitzusingen: „In Honolulu, im Lande der Azoren und auf Samoa und auf Hawaii“ – man beachte die interessante geographische Auswahl –, „da gehn die kleinen Mädchen zum Tanzen in das Städtchen / ohne Hemd und ohne Höschen mit einem Feigenblatt.“

Es war ein absolut albernes Lied – ich weiß wirklich nicht, wieso wir es so schätzten. Vielleicht, weil unsere Mutter so ablehnend darauf reagierte. Was sollten denn die Nachbarn denken?

Jedenfalls konnte es längere Zeit seine Präferenz vor dem alten Häuptling der Indianer und der Zuckerpuppe aus der Bauchtanztruppe verteidigen, ehe diese Art von Rebellion seinen Reiz für uns verlor.

Vielleicht ist es also diese kindliche Prägung, die mein Interesse an Musik nie hat keimen lassen – wobei, während ich nun darüber nachdenke: Das windige Soldatenlied ging noch genauer auf die Bekleidung der Südseeschönen ein: „Und das muss runter, denn da ist ja noch was drunter, / was einem Seemann viel Freude macht.“ Zugegeben: Diesem Themenbereich fühle ich mich in meinen Romanen sehr zugetan – aber ob die Weichen dafür damals schon gestellt wurden?

Susanna Calaverno, geboren an einem kalten Wintermorgen und

aufgewachsen in einer turbulenten, weiblich dominierten Großfamilie, sammelte bereits in jungen Jahren Auslandserfahrungen in Spanien und Nordafrika. Ihr Studium der Völkerkunde und Anthropologie schloss sie mit einer Magisterarbeit über die Initiationsrituale indonesischer Eingeborener ab – und wandte sich dann mit der erotischen Literatur ihrem eigentlichen Metier zu. Susanna Calaverno lebt mit ihrer Familie in der Nähe des Bodensees. Bei dotbooks erschien ihre erotische Geschichtensammlung *Feurige Küsse*, der bald Romane folgen werden.

Medina: „You & I“ (2010)

Meine Inspiration zur Hauptfigur von THE HUNTER von Katja Piel

Plötzlich stand sie neben mir. Eine Mischung aus Lara Croft und Buffy, der Vampirjägerin. „Du musst meine Geschichte erzählen“, flüsterte diese unglaublich sexy Frau mir zu.

Verwirrt blickte ich an ihr hoch, denn ich saß an meinem Laptop, es war spät abends, und ich war gerade dabei, eine neue Kindergeschichte für meinen Sohn aufzuschreiben. *Die ist ja Wahnsinn*, ging mir durch den Kopf, als ich ihre dicke, dunkle Mähne bestaunte, die bis zu ihrem Hintern reichte. Die abgeschnittenen Jeansshorts umschlossen schmale Hüften, und unwillkürlich spürte ich Neid, als ich ihre braungebrannten und dellenlosen Beine sah.

Ich blinzelte mehrmals im Glauben, sie würde wieder verschwinden, aber sie sah mich weiter mit ihren hellblauen Augen an.

„Nun?“ Ihre Stimme klang fordernd und dominant. Wollte ich mich wirklich mit so einer Frau anlegen? Ergeben seufzte ich, bot ihr einen Stuhl an und hob fragend eine Augenbraue. „Was soll ich denn erzählen?“

Ungeduldig schlug sie die Beine übereinander. Ihre Füße steckten in klobigen Boots. „Wer ist diejenige von uns beiden, die eine Wahnsinnsphantasie hat?“, fuhr sie mich schroff an. Das hatte ich nicht erwartet.

„’tschuldigung“, murmelte ich.

Ihre Gesichtszüge wurden sanfter. „Ich gebe dir einfach ein paar

Hinweise, und du erledigst den Rest, okay?“ Sie lächelte, aber es war jene Art von Lächeln, das einen erschauern lassen kann. Mit einem vorsichtigen Nicken forderte ich sie auf, mir etwas von sich zu erzählen.

„Ich bin eine Jägerin paranormaler Wesen. Geister, Vampire, Dämonen und so ‘n Zeug. Meine Bestimmung habe ich erst vor kurzem angenommen und ... *Fuck!* Ich muss los.“

„Nein!“, rief ich, denn ich hatte noch so viele Fragen. Gleichzeitig zuckte ich zusammen: Was, wenn ich nun mein Kind geweckt hatte oder – noch schlimmer – meinen Mann, der mich vermutlich für geistesgestört halten würde. Nach einem schnellen Blick zur Tür – Glück gehabt, alles blieb ruhig dahinter – wandte ich mich wieder meiner Besucherin zu.

Sie war verschwunden.

Aber ich wusste, was ich zu tun hatte.

Ich griff nach dem Laptop, öffnete ein neues Word-Dokument und schaltete meinen Musikplayer an. Mir wurde bewusst, dass ich die Jägerin nicht einmal nach ihrem Namen gefragt hatte. Und dann passierte es: Wie ein Wink des Schicksals lief gerade ein älterer Popsong von Medina, *You and I*: „*Nothing left for me to say / There’s no more wicked games to play / It’s time for me to walk away / I am alright.*“

Sofort purzelten die Worte aus meinen Fingern über die Tasten auf den Bildschirm. Sie hieß Medina und kam aus Amerika. Am besten aus einer Stadt, in der ich oft gewesen war, weil meine Tante dort lebt: San Bernardino, ein kleiner Vorort von Los Angeles, direkt an den Bergen.

Aber wieso war Medina so geworden, wie ich sie gerade erlebt hatte, so dominant, frech, sexy?

„*I have no more time for you to hurt my feelings / Done enough to*

prove I'm all that I believe in / We are at the end, no more stupid lies / I'm better off without you here by my side.“ Wie ein Puzzle begann sich Medinas Vergangenheit zusammenzusetzen. Sie war nicht nur von einem Typen verlassen worden; das wäre zu wenig. Sie musste verletzt worden und unter widrigen Umständen aufgewachsen sein. Ein brutaler Riss in ihrem Leben hatte sie zu der Person gemacht, die eben noch bei mir gesessen hatte.

„*So now there is no longer / You and I / There is no longer / You and I.*“ *Ja, sehr gut*, dachte ich – und tötete ihre Großmutter und ihren Bruder. Ich musste das tun, damit Medina werden konnte, wie sie mir erschienen war: Eine Jägerin, die nichts zu verlieren hat, die weder Angst noch Respekt vor irgendetwas oder irgendjemandem empfindet.

Seit jener Nacht verbringe ich viel Zeit mit Medina. In meiner Serie THE HUNTER erwecke ich sie zum Leben, und mit jeder Episode gewinnt sie noch mehr an Persönlichkeit. Wer weiß, vielleicht wird sie auch Ihre Freundin?

Katja Piel wurde 1972 in Kelkheim geboren und lebt heute mit Mann und Kind in Rodgau. Sie ist seit 15 Jahren in der IT-Branche tätig. Erst vor einem Jahr hat sie das Schreiben für sich entdeckt, zunächst mit Kindergeschichten für ihren Sohn und dann mit Fantasy-Romanen. Mit der Mystery-eBook-Serie THE HUNTER schlug Piel im Mai 2012 ein neues Kapitel auf. Die kurzweiligen Episoden, die ideal geeignet sind, um sie unterwegs zu lesen, wurden zunächst in Eigenregie veröffentlicht – nun erscheinen alle alten und neuen Episoden exklusiv bei dotbooks. Die Autorin im Internet: www.facebook.com/autorinkp

Herbert Grönemeyer: „Mensch“ (2002)

Du fehlst

von Sabine Manson

Dieser Song ist nicht mein Lieblingslied, aber fraglos das, welches die meisten Emotionen bei mir weckt. Warum? Dafür muss ich ein wenig ausholen.

Als ich aufs Gymnasium wechselte, war ich die Einzige aus meinem Dorf, die in diese Klasse kam. Ich war etwas ängstlich, bis ich dieses Mädchen alleine in einer Bank sitzen sah und mich einfach zu ihr setzte. Es war Freundschaft auf den ersten Blick – Anne und ich waren bald unzertrennlich. Und die Freundschaft hielt, trotz und wegen aller Unterschiede: Anne, die hochgewachsene, klavierspielende Blonde aus guter Akademikerfamilie, die in einer Stadtvilla zwischen Biedermeiermöbeln groß wurde; ich, die dunkle, dialektsprechende und (damals) zierliche Turnerin, deren Opa noch unter Tage gearbeitet hatte und deren Mutter harte Kämpfe ausfechten musste, damit ihre drei Töchter aufs Gymnasium durften.

Wir wurden zusammen groß, und obwohl wir unterschiedliche Interessen hatten, verbrachten wir viel Zeit miteinander. Wir dachten uns herzbewegende Choreographien zu *Hiroshima* von Wishful Thinking aus, konkurrierten um Rollen beim Schultheater und um gute Noten, aber zum Glück nicht um Jungs. Wir verloren im gleichen Jahr unsere Jungfräulichkeit, trösteten uns bei Liebeskummer und fuhren gemeinsam in den Urlaub. Anne wich nicht von meiner Seite, als ich aus gesundheitlichen Gründen meinen Traum begraben musste, Sportlehrerin zu werden. Ich war

da, wenn sie wegen ihres chronischen Nierenleidens wieder einmal ins Krankenhaus musste.

Unsere Freundschaft hielt auch nach dem Abitur: Anne fand nach ihrer Ausbildung zur Hotelfachfrau einen tollen Job bei der Lufthansa in München, wo ich mir bereits ausgiebig Zeit für das Studium an der LMU nahm. Sie hatte schon bald eine schöne Wohnung und heiratete ihren langjährigen, netten Freund, während ich mich in Wohnheimen, mit WGs und verschiedenen Beziehungen rumschlug. Anne tröstete mich immer noch bei Liebeskummer, ich stand ihr bei, als sie gegen den ausdrücklichen Rat ihres Arztes ein Kind bekam – einen gesunden Jungen, ihr größter Stolz und die Freude ihres Lebens.

Ich schloss die Uni ab, fand einen interessanten Job und lernte meinen Traummann kennen. Jede von uns hatte nun ihr ganz eigenes Leben. Das ist der Punkt, an dem sich manche Freunde aus den Augen verlieren – Anne und ich genossen weiterhin gemeinsame Ausflüge zum Kaffeetrinken, ins Kino oder Konzert. Meine beste Freundin war ein Grönemeyer-Fan und überzeugte mich, dass er nicht nur ein Ex-Schauspieler ist, der seine verkopften Texte rausknödelt. Ich wurde zwar kein Fan, aber freute mich, als sie mir seine CD *Mensch* schenkte.

Dann – mehr als 30 Jahre nach unserem Kennenlernen – wurden ihre Nierenwerte schlechter, und sie entschied sich für eine Transplantation. Auf ihre typisch positive und niemals selbstmitleidige Art plante sie mitten in den Vorbereitungen dafür schon den nächsten Urlaub. Doch auf dem OP-Tisch erlitt sie eine Hirnblutung und fiel ins Koma. In dem Krankenbett lag nicht mehr meine lebensfrohe Freundin, sondern nur noch eine leere Hülle. Die Schäden waren so massiv, dass sich ihre Familie schweren Herzens entschied, sie loszulassen und die Geräte abzuschalten.

Während ich dies schreibe, ist der Himmel wolkenlos und ozeanblau. Es ist der dritte Sommer, seit Anne starb. Der Schmerz über ihren Verlust schmeckt nicht mehr rotscharf, sondern bitterbraun. Doch wenn im Radio *Mensch* läuft, muss ich unweigerlich weinen. Dabei ist das Lied auch tröstlich. Es ist okay, dass ich lache und lebe, obwohl sie nicht mehr da ist und ich meine liebste *Weißt-du-noch*-Freundin – und damit einen Teil meiner Vergangenheit – verloren habe. Meistens verdränge ich das, manchmal vergesse ich es sogar, aber es wird immer so sein, dass sie fehlt.

Sabine Manson, geboren 1965 im saarländischen Schwarzenholz, lebt gemeinsam mit ihrem Mann in München. Mit Beate Kuckertz und Timothy Sonderhüsken verbinden sie nicht nur eine innige Freundschaft, sondern auch insgesamt drei Arbeitgeber – denn nach Stationen im Heyne Verlag und der Verlagsgruppe Droemer Knauer unterstützte Sabine Manson das dotbooks-Team in den ersten Monaten nach Verlagsgründung tatkräftig.

Stephen Duffy: „Home“ (2003)

Meine persönliche „Notting Hill“-Geschichte

von Nicola Bernhart

Wahrscheinlich erlebt ihn jeder, der versucht, irgendwo alleine neu Fuß zu fassen: diesen aufregenden Gemütszustand, irgendwo zwischen Stolz, der Hoffnung auf das neue Leben und der anfänglichen Einsamkeit. Wie ein Musikstück, das gleich nach den ersten Takten gestoppt wird; man ist in einer Warteposition, noch nicht richtig angelaufen. Das war der Schwebestand, in dem ich mich nach meinem Umzug aus einer schwäbischen Kleinstadt befand.

Kaum angekommen in der vielversprechenden Großstadt, haderte ich aber auch schon mit ihr und meinem Beruf, nachdem mir die oberflächliche Art meiner Werberkollegen schon nach wenigen Tagen gewaltig auf die Nerven ging. Deshalb machte ich es mir zur Gewohnheit, nach der Arbeit nach Hause zu spazieren und darüber nachzudenken, ob alles so war, wie ich es wirklich wollte. Es war Spätsommer, und die satte, goldene Luft roch nach Vergänglichkeit. In meinem Stadtteil angekommen, schlenderte ich ziellos durch die hübschen Straßen, bis ich irgendwann von einem Buchladen angezogen wurde. Ich schaute mich um: Bücherstapel, ob groß oder klein, befanden sich auf dem Boden, auf Tischen, dahinter ein paar unorthodox sortierte Regale, gesäumt von ein paar antiken Stühlen. Mittendrin ein Buchhändler, der mit gedämpfter, vertraulicher Stimme eine Kundin beriet. Ich setzte mich auf einen Stuhl und fing an, ein paar Bücher aufzuschlagen. Die Hintergrundmusik fiel mir erst nach ein paar zeitvergessenen

Momenten auf: eine sensible Männerstimme zu wunderbar reduzierten, folkigen Gitarrenklängen. Ein bisschen Jack Johnson, Bob Dylan und aber auch Simon and Garfunkel. Ich fühlte mich plötzlich so verstanden und zum Bleiben eingeladen.

Ich habe etliche Besuche im Buchladen abgewartet, bis ich den richtigen Moment fand – ich fühlte mich passabel aussehend, hatte einen intelligenten Wortlaut überlegt und wartete, bis wieder dieses besondere Lied gespielt wurde –, um zu fragen: „Von wem ist denn diese Musik?“ Der Buchhändler freute sich über meine Begeisterung und lüftete das Geheimnis: Es war Stephen Duffy, ein amerikanischer Singer-Songwriter, der da von der unstillbaren Sehnsucht nach Liebe und Geborgenheit sang.

Ich sah verträumt in die sanftmütigen Augen des Buchhändlers, der meinem Blick standhielt, und hörte im Hintergrund: „*There is home / When we speak / In your arms / There is peace.*“

Diese Takte reichten schon. Ich kaufte mir umgehend die Platte und informierte mich grundlegend über Stephen Duffy, denn ich wollte alles, aber auch wirklich alles über diesen sensiblen Singer-Songwriter wissen, dessen Stimme nicht nur mein Herz, sondern auch das meines Buchhändlers berührte. Natürlich verging nun kein Abend, an dem ich nicht nach der Agentur im Buchladen war. Ich stöberte, lauschte Stephen Duffy und der immer sympathischeren Stimme des Buchhändlers. Ich bekam Bücher von ihm empfohlen und ging ehrfürchtig auf dieselben literarischen Gedankenflüge. Die Lieblingsbücher eines Menschen erzählen wahrscheinlich mehr als ein Fotoalbum.

Und dann, eines Tages, erlebte ich ihn, diesen sprühenden Moment zwischen traurig-schöner Sehnsucht und lebendiger Hoffnung. Ich beschloss, die Knechtarbeit bei der Werbeagentur gegen meine freiberufliche Selbständigkeit einzutauschen. War es die

spätsommerliche Abendsonne, die mich dazu inspiriert hat, die Musik Stephen Duffys, der Buchladen oder die Stimme des Buchhändlers? Wahrscheinlich ist das alles unweigerlich miteinander verknüpft – und wird dieses besondere Gefühl auch noch in 100 Jahren in mir wachrufen.

Etwa ein Jahr später stehe ich mit einem Buch vor einem Regal, als mich eine Stimme unsanft aus meinen Tagträumen holt: „Sind Sie Kasse?“

„Äh ...“ Ich koste diesen Moment kurz aus und entgegne lächelnd: „Sie dürfen sehr gerne dort drüben bezahlen, bei meinem Mann!“
„*There is home / When we speak / In your arms / There is peace.*“

Nicola Bernhart, geboren 1976 in Schaffhausen, ist Kommunikationsdesignerin und gibt dotbooks ein Gesicht: Sie hat nicht nur das Corporate Design und die Website entworfen, sondern auch die Covergestaltung, die sie Monat für Monat mit neuen Bildern und Leben füllt. Nicola Bernhart lebt mit ihrer Familie in München. Kontakt: www.nicola-bernhart.de. Und, wie könnte es anders sein: Der Titel ihrer Geschichte für dieses Buch bezieht sich auf *Notting Hill*, die britische Liebeskomödie aus dem Jahr 1999 mit Julia Roberts und Hugh Grant.

The Rubettes: „Sugar Baby Love“ (1974)

Der magische Moment

von Aimée Laurent

Wann spürten Sie zum ersten Mal Schmetterlinge im Bauch? Was mich betrifft, kann ich Tag und Uhrzeit benennen und den Song, zu dem es geschah: *Sugar Baby Love*. Seit dem 27. Juli 1974 kurz nach ein Uhr mittags trage ich das Lied in mir herum; wenn ich es höre – und das geschieht oft –, bin ich wieder zwölf Jahre alt und erlebe diesen magischen Moment.

Dabei begann der Tag, an dem ich mich zum ersten Mal verlieben sollte, vollkommen unspektakulär. Die Sommerferien waren noch keine drei Tage alt und mein Bikini ebenso neu wie das Auto meines Vaters. Zwei Wochen Italienurlaub lagen vor uns. Wir waren bereits morgens gegen fünf Uhr losgefahren; inzwischen war der Proviant erschöpft, die Sonne glühte, und unser Opel Rekord steuerte dem Brennerpass entgegen, auf der in unzähligen Kurven verlaufenden Landstraße, die der Reisende von heute so schön von der Brennerautobahn aus sehen kann. Die Stimmung an Bord war leicht gereizt, was zum einen der Hitze und zum anderen dem Genörgel meiner Schwester und mir zuzuschreiben war. Wir wollten endlich Rast machen. Als auch meine Mutter in den Kanon einstimmte, gab mein Vater seufzend nach und steuerte ein kleines Gasthaus an, das sich nach dem Blick auf die Speisekarte als gute Wahl erwies. In der Wirtsstube war es angenehm kühl. Außer uns befanden sich nur zwei weitere Gäste im Lokal: zwei junge Burschen in Krachledernen, die an der Theke hockten und keine Notiz von uns nahmen. Zumindest so lange nicht, bis das Essen

kam; das kommentierten beide nämlich mit einem freundlichen Kopfnicken in unsere Richtung. Dann ließ sich der Ältere der beiden vom Barhocker gleiten und schlenderte zur Musikbox. Mein Vater schnaufte ungehalten – laute Musik konnte er beim Essen nicht ausstehen. Ich schnaufte ebenfalls – in der Hoffnung, es möge bitte keine Volksmusik sein. Ich weiß noch, wie die Münze beim Einwurf ein metallisches *Klack* erzeugte.

Die Falsettstimmen, der Chorgesang – schon bei den ersten Akkorden bekam ich eine Gänsehaut. Ich legte das Besteck zur Seite, versuchte, mich auf den Text zu konzentrieren, während der Bursche langsam zu seinem Platz zurückschlenderte. Die Zeit stand still, als er unseren Tisch passierte. Würde er mich ansehen?

„*Sugar Baby Love, Sugar Baby Love, I didn't mean to make you blue.*“ Ich kannte weder die Gruppe, noch wusste ich, dass der Song gerade die Nummer eins in den Charts war. Für mich war es einfach nur das perfekte Lied für diesen Moment.

Der krachlederne Bursche sah durch mich hindurch, schwang sich wieder auf den Hocker und griff nach seinem Bierkrug. Ich konnte nicht anders, ich musste ihn einfach angucken. Seine Haut war sonnengebräunt, die blonden Haare fast schulterlang. Lässig strich er sich die Ponysträhne zurück, die ihm im nächsten Moment bereits wieder vor der Nase hing. Er prostete seinem Freund zu und lachte. Ein schönes Lachen, tief und männlich und sympathisch. Dann machte es *Klick* in meinem Kopf. Mein Herz begann zu pochen.

Wieder griff er sich ins Haar. Diese Geste berührte mich irgendwie, es war ein magischer Moment. *Wie es wohl ist, geküsst zu werden*, dachte ich und war auf einmal ganz weit weg.

„Das darf ja wohl nicht wahr sein“, brummte mein Vater, „nur noch Hottentottenmusik.“

Ich betrachtete die Hände, die ständig mit den Haaren spielten.
„*People take my advice, if you love someone, don't think twice.*“
Mit Schrecken registrierte ich, wie die beiden Burschen zahlten
und sich auf den Weg machten. Wieder kam der Blonde an
unserem Tisch vorbei, war so nah, dass ich ihn hätte berühren
können. Doch er sah an mir vorbei, schenkte mir keinen einzigen
Blick.

Dann war er fort, aus dem Gasthaus und aus meinem Leben.
„Iss mal dein Hähnchen“, hörte ich meine Mutter sagen. Ich schob
den Teller weg und blickte auf den leeren Hocker, irgendwie
verwirrt. Und hatte auf einmal eine kleine Ahnung, wie es sich
anfühlt, dieses Verliebtsein.

Aimée Laurent, geboren 1962 in Bielefeld, arbeitete lange in der
Werbung und im Marketing, bevor sie die Lust am Schreiben
entdeckte. Heute ist sie als freie Redakteurin für Magazine in
Deutschland und in der Schweiz tätig. Wenn sie nicht gerade auf
Reisen ist, pendelt sie zwischen Hamburg und Berlin und mag sich
nicht festlegen, in welcher Stadt es sich nun besser leben lässt. Die
Autorin im Internet: www.facebook.com/autorinaimeelaurent. Bei
dotbooks erschienen bereits ihre Romane *Die Verführung der Mrs.
Jones* und *Die Zärtlichkeit von Fremden*.

Gladys Knight and the Pips: „Midnight train to Georgia“ (1973)

Tiefer Süden

von Gisela Klemt

Ich habe kurz gezögert. Auf meiner lebenslangen Top-Ten-Liste gibt es schließlich einige Titel, über die ich leidenschaftlich schreiben könnte, von *Bridge over troubled water* von Simon & Garfunkel, das mich nach wie vor gerührt an den allerersten Blues auf meiner allerersten Party denken lässt, bis zu *For today I am a Boy*, diesem intensiven Aufschrei von Antony and the Johnsons. Aber es geht ja um das eine, echte Lieblingslied – und so muss ich über *Midnight train to Georgia* schreiben, auch wenn dies am Ende mit einem bitteren Eingeständnis verbunden ist.

Der Song wurde zunächst von Cissy Houston veröffentlicht, bevor Gladys Knight and the Pips daraus einen R&B-Hit machten – der erste Grund, warum mir nach all den Jahren beim Hören immer noch eine Gänsehaut über den Rücken läuft. R&B – meine Musik. In meinem nächsten Leben werde ich Background-Sängerin bei jemandem wie Marvin Gaye.

Die zweite Ursache für die Dauergänsehaut: der Text! Es ist eine überaus romantische Liebesgeschichte: Die Erzählerin singt von ihrem Geliebten, der – bislang ein erfolgloser Künstler – nach L. A. kommt, um dort Karriere zu machen. Doch auch dies misslingt, und er beschließt, in das Leben zurückzukehren, das ihm vertraut ist – und in seine Heimat. Die Erzählerin liebt ihn

so sehr, dass sie ihrerseits ihr sicheres Leben in L. A. aufgibt, um ihm zu folgen: „*And I'll be with him / On that midnight train to Georgia / I'd rather live in his world / Than live without him in mine.*“ Wer wünscht sich nicht solch eine Liebe?

Gänsehautfaktor Nummer 3: Der Ort, dem die beiden entgegenstreben – Georgia. Der Süden der USA. So, wie der Soul schon immer mein Innerstes angerührt hat, so hat mich seit der aufwühlenden Lektüre von *Onkel Toms Hütte* in jungen Jahren das sehnsüchtige Interesse an den Südstaaten, an ihrer Geschichte, ihren Städten, ihrer Natur und ihrer Literatur nicht mehr losgelassen. Von New Orleans über Mobile und Atlanta bis Savannah, von der Oak Alley Plantation bis zum Ol' Man River, vom Bürgerkrieg bis zu Martin Luther King, vom Southern Drawl bis zu den Southern Belles, von den Sumpflandschaften bis zu den Appalachen, von Mark Twain über William Faulkner und Julien Green bis zu Alice Walker – im *Midnight train to Georgia* vereint sich für mich all dies. Diesen Zug, von L. A. nach Georgia, würde ich für mein Leben gern auch einmal besteigen.

Doch nun kommt das bittere Eingeständnis: Ich werde den tiefen Süden wohl nicht zu sehen bekommen – denn ich leide unter Flugangst. Ironischerweise hieß das Lied in der ersten Version von Cissy Houston sogar *Midnight plane to Houston* ... Aber wie singt Gladys Knight? „*He kept dreaming.*“ So wie ich. Und vielleicht werde ich eines Tages über einen amerikanischen Bahnsteig eilen und dabei leise summen: *Gonna board the Midnight train.*

Gisela Klemt, Jahrgang 1956, gelernte Buchhändlerin, studierte Germanistik und Literaturwissenschaft und gründete 1998 gemeinsam mit Brigitte Mues das Redaktionsbüro lüra (www.luera.de). Sie arbeitet seit über 20 Jahren mit Timothy Sonderhüsken zusammen und hat für dotbooks unter anderem den Romanen von Daniel Oliver Bachmann und Jonas Cord den letzten Schliff gegeben.

Led Zeppelin: „Stairway to Heaven“ (1970)

Die Himmelstreppe

von Thomas Wirth

Dem Himmel näher kommen, zumindest ein bisschen und am liebsten mit Rückkehrmöglichkeit auf die Erde – wie gerne würden wir einmal nachschauen, ob es da oben wirklich so schön ist wie versprochen! In der Bibel, im Buch Genesis, ruht sich Jakob, der Sohn Isaaks, auf seinem Weg nach Mesopotamien auf einem Stein aus. Er träumt im Schlafe von einer Leiter, deren Spitze bis in den Himmel reicht. Die Engel steigen daran auf und nieder, und oben steht der Herr.

Auch im Dom zu Speyer gibt es den Stairway to Heaven. Seit fast 1.000 Jahren steht diese Kathedrale unter dem Sternenhimmel. Hunderttausende Sonnenaufgänge hat sie erlebt, donnernde Gewitter mit Blitzen, Überschwemmungen des Rheins, Feuersbrünste in der Altstadt, mordende und raubende Horden, Feste mit Päpsten, Kaisern und Kanzlern, Armen und Reichen, Kranken und Schönen.

Erklimmt man die Treppe im nördlichen der beiden gegen Osten gerichteten Türme, bemerkt man Verwunderliches: Die Stufen tragen Inschriften. Lesen kann man sie kaum, es sind gotische Minuskelinschriften, entstanden ab dem 12. Jahrhundert. Schaut man genauer hin, ist zu erkennen, dass es sich um alte Grabsteine handelt. Sie stammen von den Gräbern bedeutender Herren: mächtige Kirchenfürsten, Gelehrte, Grafen und Herzöge am Hofe der Kaiser und Könige, die im Speyerer Dom begraben sind. Ursprünglich befanden sie sich in den Kreuzgängen und Kapellen der Kirche. Doch nach den großen Zerstörungen, denen der Dom

im Laufe der Jahrhunderte immer wieder ausgesetzt war, wurden sie nach und nach zur Ausbesserung der alten Treppenstufen verwendet und damit vor Diebstahl und vor dem Vergessen gerettet.

Wer die Menschen wohl waren, an die diese Grabsteine erinnern?
Was sie in ihrem Leben gemacht haben?

Diese Turmtreppe im Speyerer Dom ist ein schöner Ort, sich dem Himmel zu nähern. Leise erklingt im Hintergrund die Ballade von Led Zeppelin: *Stairway to Heaven*. Der Sinn des Originaltextes erschließt sich wegen seiner Bildersprache kaum. Die Gefühle reagieren jedoch unmittelbar; auf den Grabsteinen mittelalterlicher Fürsten und Bischöfe bedarf es keiner Übersetzung. Wenn das Gitarrensolo von Jimmy Page machtvoll die Treppe hinauf zur Turmspitze vordringt, ist jedem klar, dass dieser *Stairway to Heaven* weder am Dach des Turmes noch an den darüber hinwegziehenden Wolken endet, sondern erst an der Himmelspforte!

Thomas Wirth lebte in Weinheim, Freiburg, Lausanne, Worms, Hongkong, Braunschweig, Barcelona und nun in Speyer. Als Historiker ergründet er die Geheimnisse des Speyerer Doms. Und als Rechtsanwalt in Mannheim beschäftigt er sich am liebsten mit Urheberrecht und Lizenzverträgen – unter anderem für dotbooks. Der Autor im Internet: www.wirth-recht.de

Bobby Hebb & Ron Carter: „Sunny“ (1972)

Ein Sonnenstrahl fürs Herz

von Maja Byhahn

Vor ein paar Jahren, als ich mit dem Gedanken spielte, mir einen Hund zuzulegen, war ich auf einer etwas bizarren Veranstaltung in München. Dort wurde an diesem Abend über Stunden hinweg immer wieder das Lied *Sunny* in all seinen gecoverten Versionen gespielt. Danach war mir klar: Der Vierbeiner, der sich bald in meinem Leben einfinden würde, musste unbedingt diesen Namen bekommen!

Meine Lieblingsversion des Liedes stammt von Bobby Hebb & Ron Carter und ist witzigerweise in meinem Geburtsjahr 1972 entstanden. Sie versprüht binnen kürzester Zeit gute Laune, ist eine einmalig wunderbare Liebeserklärung – und passte damit perfekt zu meinem herzallerliebsten Hund Sunny, einem prächtigen schwarzen Flat-Coated Retriever. Wenn ich das Lied jetzt höre, schießen mir immer noch wehmütig Tränen in die Augen, da es meine Sunny heute leider nicht mehr gibt.

Maja Byhahn, geboren 1972, ist als Sprecherin für Radio & TV tätig. Sie beschäftigt sich seit 20 Jahren eingehend mit der Astrologie und den daraus resultierenden Persönlichkeitsanalysen. Gepaart mit ihrer Leidenschaft für Hunde, entstand so *Das Pfotenhoroskop für den Hund*, ihr unterhaltsamer astrologischer Leitfaden für Hundebesitzer, dessen eBook-Ausgabe bei dotbooks

erscheint.

U2: „With our without you“ (1987)

Danach wird nichts mehr so sein, wie es einmal war

von Paul Klein

On a bed of nails ... Ich bin mir nicht sicher, was ich hier mache.

Und ob es richtig ist. Aber es gibt kein Zurück mehr.

Bono klingt so verletztlich. So leidenschaftlich. Und der nackte Körper neben mir öffnet mir die Tür zu einer Welt, die ich bis dato nicht kannte. Zu einem neuen Universum, von dem ich nicht weiß, ob ich es schon betreten möchte.

Bono spricht zu mir: „*And you give yourself away.*“ Ja, ich lasse mich treiben. Gebe mich her. Weiß nicht, wohin die Reise geht. Ich werde nie mehr der Alte sein. Einmal in diesem Bett – für immer verdorben. Leb wohl, Kindheit, nun bin ich erwachsen. Werde ich süchtig nach dem Geruch nackter Haut? Nach dem Gefühl, begehrt zu werden?

„*My hands are tied, nothing to win and nothing left to lose.*“ Es ist zu spät für Gegenwehr. Ich treibe allein im Ozean. Der muskulöse Körper auf mir ist die Welle, die über meinem Kopf zusammenschlägt. Sie ist das einstürzende Dach meines bisherigen Lebens. Das Kartenhaus, das ich so sorgsam aufgebaut habe – es fällt. So wie meine Bastion. Ich kann nicht länger dagegen ankämpfen. Und will es auch nicht.

Ich lasse es zu.

Es ist so falsch.

So unermesslich schön.

„*I can't live with or without you.*“ Wären wir zwei Bäume, ich wäre klein und zerbrechlich, hilflos der Witterung ausgesetzt. Der andere Baum wäre die Eiche. Robust. Erwachsen. Vom Wetter

gegerbt. Ich bewege mich in seinem Windschatten. Gleiche mich seinem Tempo an. Seinem Rhythmus. Seinem Herzschlag. Er beherrscht mich. „*Nothing left to lose.*“

Ich möchte heulen. Aber ich stöhne. Die Lust lässt meine Tränen versiegen. Ich will mehr. Werde süchtig nach diesem Leben. Was ist richtig? Was ist falsch? Alles dreht sich. Ich werde eins mit Bono. Ich werde eins mit diesem Lied. Ich werde eins mit diesem anderen gottverdammten Baum.

„*I can't live with or without you.*“ Ich zweifle daran, dass das für immer der Weg sein wird, den ich in diesem Augenblick gehe und so intensiv genieße wie noch nie etwas zuvor in meinem Leben.

Aber ohne geht wohl auch nicht. Nicht mehr.

Es ist vorbei. Die Schallplatte zu Ende gespielt. Die Zigarette danach wird nicht gereicht. Stattdessen ein Handtuch. Und die Frage, ob ich ein Glas Wasser möchte. Oder Geld fürs Taxi.

Was bleibt, ist die Erinnerung. An den Geruch von Tabak, Schweiß und Aftershave. Ich ziehe mich an und gehe. Den Mann lasse ich hinter mir. Für immer. Da draußen warten andere auf mich. Er hat mir die Unschuld genommen – und die Zuversicht gegeben, dass das Leben, das vor mir liegt, anders verlaufen wird, als ich immer dachte ... „*Nothing left to lose.*“

Wenn ich heute – 25 Jahre, nachdem ich das erste Mal mit einem Mann Sex hatte – in einer meiner Stammkneipen stehe und einen nur fast erwachsenen Schwulen sehe, der unsicher durch den Raum geht und verstohlen auf sein Handy blickt, in der Hoffnung, dass jemand sich seiner annimmt, der es gut mit ihm meint, dann weiß ich, wie er sich fühlt. Was er durchmacht, was für Ängste und Hoffnungen er in sich trägt. Dass er das Gefühl hat, das vermeintlich Unrechte zu tun. Dann atme ich tief durch, nehme

einen Schluck aus meinem Glas und summe im Duett mit Bono. In diesem Lied ging es um etwas anderes, aber ich habe meine eigene Interpretation. Sehe mich. Bin froh, dass ich keine 16 mehr bin. „*And you give yourself away ...*“ Das habe ich damals nicht. Und doch wurden vor 25 Jahren in jener Nacht die Weichen gestellt, für mein gesamtes weiteres Leben, das ich sehr liebe.

Paul Klein, geboren 1971 in Hessen, lebt in Berlin und München. Er arbeitet als freier Autor und Redakteur und veröffentlichte unter anderen Namen bereits sechs Sachbücher zum Thema Leben und Liebe, Kurzgeschichten und zahlreiche Artikel in Magazinen. Paul Klein freut sich jederzeit über Kontakt zu seinen Lesern: www.facebook.com/autor.paul.klein. Bei dotbooks veröffentlichte Paul Klein *FUCK BUDDIES: Wilde Spiele*.

The Rolling Stones: „You Can't Always Get What You Want“ (1969)

Mama knows best

von Richard Manson

Die Stones: Ausdruck von brunftiger Männlichkeit schlechthin. Mick, Keith und die anderen Jungs – Sex, Drugs, Rock & Roll ... und Mami. Zumindest ich verbinde sie mit meiner Mutter. Genauer gesagt ruft das Lied *You Can't Always Get What You Want* entsprechende Kindheitserinnerungen wach. Meine Mutter sang es mir als Wiegenlied, und es hat mich mein Leben lang begleitet. Heute stimmt es mich immer nachdenklich, über meine Lebensgeberin und über die Zeiten, aus denen dieser Klassiker stammt.

Das Kleinkind will alles: „Mama, ich will Honig-Smacks. Ich will in den Zoo. Ich will die *Sesamstraße* gucken – jetzt!“ So stramble ich als Vierjähriger durchs Leben, durchaus glücklich, aber materialistisch leicht unzufrieden.

Die Mutter versucht, tapfer zu erklären, warum Wünsche nicht immer in Erfüllung gehen können: Sie sind schlecht für die Zähne, der Zoo ist für eine Jurastudentin einfach zu teuer und *Sesamstraße* auf Abruf ... nun, wir schreiben das Jahr 1973, da ist noch nicht einmal VHS erfunden.

Irgendwann geben Mütter auf, vor allem, wenn die Wünsche immer größer werden („Mama, ich will zum Mond!“). Doch anstatt angesichts eines immer lautereren „Warum nicht?“ zu brüllen: „Weil ich es sage!“, berief sich meine Mutter, ihrer Generation getreu, auf

die Rolling Stones und sang mir vor: „*You can't always get what you wa-ant / No, you can't always get what you wa-ant.*“

Meine Mutter: Mommy Cool. Doch in meinem zarten Vorschulalter höre ich nur wiederholt, dass ich nicht immer das kriege, was ich will. Wer sind die Stones? Keine Ahnung, aber ich will zum Strand. Ich will einen Dinosaurier. Und ich will immer noch zum Mond! So wurde das Lied zum Inbegriff von Kindheitsfrust: Geboren in ein Leben voller Sehnsüchte und unfassbarer Rätsel.

Mit der Zeit habe ich das Lied und die Legende um die Stones ausführlicher kennengelernt. Das war kaum zu vermeiden – insbesondere im Hinblick auf meine legendäre Mutter und ihre Vorliebe für diesen Song. Manchmal ruft sie mich aus Amerika an: „Schatz, im Radio läuft eine Aktion! Der, der am weitesten weg wohnt und anruft, darf sich ein Lied wünschen.“ Ich weiß, welches Lied sie will, und weil ich mittlerweile auf der anderen Seite der Welt wohne, sind die Chancen gut, dass sie es kriegt.

Eines Tages verblasen für uns die Legenden um die Eltern. Wir haben die ersten Jobs und Beziehungen hinter uns und verstehen sie besser. Wir erkennen, dass auch diese so riesigen Menschen unseres Lebens genauso klein im Universum sind wie wir. Ich habe gemerkt, dass meine Mama ihre Höhen und Tiefen erlebt. Sie hat auch nicht immer alles gekriegt, was sie wollte.

Und das war früher eine ganze Menge; sie und ihre Altersgenossen klammerten sich an die schlichten Weisheiten aus den Liedern ihrer Zeit und wollten dadurch die Welt verändern: *All you need is love*. *The times they are a-changin'*. *Purple haze*. Nicht alles ergab einen Sinn, aber es war schön und hoffnungsvoll. Doch als hätten sie bereits etwas geahnt, entstand in dieser Zeit auch dieses Lied über

die Nichterfüllung. Und so ist es geschehen. *Peace and Love* wurden zu Fernzielen – spätestens, als die *Children of the Revolution* eigene Kinder bekamen, die alles wollten.

Das Lied bietet übrigens eine weitere Erkenntnis: „*You get what you need.*“ Du kriegst, was du brauchst. Damit das stimmt, lernen wir, unsere Bedürfnisse an die Gegebenheiten anzupassen. Kaum einer fliegt zum Mond. Die Welt ist komplizierter als unsere Träume. Andererseits gibt es mittlerweile Fernsehen auf Abruf ... „*You get what you need*“: Wir werden dankbar für das, was uns das Leben schenkt – sonnige Tage, Gesundheit, die Liebe fürs Leben und die Mama.

Richard Manson, geboren 1969 in San Francisco, promovierte als Literaturwissenschaftler, verliebte sich in Deutschland und lebt heute in München, wo er als Finanzpressesprecher eines Versicherers arbeitet. Dem dotbooks-Team steht er nicht nur als langjähriger Freund zur Seite, der das beste Thanksgiving-Festessen-Kartoffelpüree zubereiten kann, sondern als *native speaker* auch in jeder *Wie-sag-ich-das-noch-mal-in-einer-wichtigen-Mail-auf-Englisch-Lebenslage*.

Ella Fitzgerald: „Cheek to Cheek“ (1956)

And I seem to find the happiness I seek

von Doris Märtin

Meistens setze ich Musik als Soundtrack meines Lebens ein: Keith Jarett's Album *My Melody at Night with you* zum Runterkommen nach einem Seminar, Pergolesis *Stabat Mater* an trüben Novembertagen, Mozarts *Klarinettenkonzert* als Frühlingsbote, so untrüglich wie Tulpen und Osterglocken. Und beim Editieren eigener und fremder Manuskripte versetzt mich ausgerechnet *Some day my prince will come* in den konzentrierten Trancezustand, in dem ich Textfehler mehr empfinde als erkenne. Dabei habe ich Disneys *Schneewittchen* nie gesehen, meine Eltern förderten Bücher und sagten zu Comics und Zeichentrickfilmen strikt nein ... Es gibt aber auch andere Musik in meinem Leben. Musik, die ich zu kostbar finde, um sie als Klangtapete zu missbrauchen. Aus diesem Grund erlaube ich mir Beethovens Fidelio-Quartett *Mir ist so wunderbar* oder Richard Strauss' *Vier letzte Lieder* allenfalls alle paar Wochen. Weil ich sie nur selten höre, behalten sie ihre Wirkung und entrücken mich in eine bessere, wie auch immer geartete höhere Welt. Auch der Jazz-Klassiker *Cheek to cheek* zählt für mich zu dieser Gruppe – Sie wissen schon: „*Heaven, I'm in heaven / And I seem to find / That happiness I seek / When we're out together / Dancing cheek to cheek.*“

Ich weiß nicht, seit wann ich den Song kenne. Jeder kennt ihn, er gehört zum musikalischen Repertoire, das man unvermeidlich mitbekommt. Aber ich erinnere mich gut, wie ich ihn zum ersten Mal bewusst hörte: Als ich im Kino *Der Englische Patient* ansah.

Der Film erzählt die Geschichte von vier jungen Menschen, die am Ende des 2. Weltkriegs in einer zerbombten Villa bei Florenz zusammenfinden, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt der eine, an beiden Daumen amputiert ein anderer, gepflegt von einer kanadischen Krankenschwester, beschützt durch einen indischen Minenentschärfer. Inmitten aller Schrecknisse gibt es einen Moment, den die vier so ausgelassen feiern, als wären sie ungezeichnet von Verletzungen und Bomben: Es regnet, und sie tragen den verbrannten Graf Almásy hinaus in die tropfnasse toskanische Landschaft, lachend und tanzend, während im Hintergrund Ella Fitzgeralds Stimme swingt: „*Come on and dance with me ...*“

Der Song versetzt mich wie von Zauberhand in gute Laune. Das allein ist schon viel. Er kann aber noch mehr: Kombiniert mit den Filmbildern im Kopf, schärft er mein Bewusstsein für die kleinen Momente des Lebens: den Zwischendurch-Espresso mit Cantucci, das Ganz-bei-sich-Sein während der letzten Skiabfahrt, wenn die Berge lange Schatten werfen und fast alle anderen schon in Richtung Parkplatz streben.

Ein paar Töne aus *Cheek to cheek* triggern die Einsicht: Kleine Luxusmomente stehen mir sogar dann offen, wenn sich das Leben im Großen meinen Wünschen verweigert – sofern ich sie mir gestalte. Die Gehirnforschung bestätigt die Erfahrung: Gute Gefühle sind im Gehirn anders verschaltet als schlechte. Deshalb können wir Glück sogar dann empfinden, wenn wir eigentlich gestresst oder niedergedrückt sind. Man muss einfach offen sein für das kleine, machbare Glück – und daran erinnert mich mein Lieblingslied. Überstrapazieren darf ich es aber genauso wenig wie jede andere Musik, die mich berührt. Sonst wird es banal, und sein Zauber verflüchtigt sich.

Das Problem ist nur: Ich bin nicht die Einzige, die ein ziemlich simpler Jazz-Standard ziemlich sicher glücklich macht. Sogar mein Zahnarzt spielt neuerdings den Song als Warteschleifen-Musik. Zum Glück muss ich nur alle paar Monate zur Zahnreinigung, sonst wäre die Sorge, *Cheek to cheek* könnte in meinen Ohren zum Muzak verkommen, zwar nicht so groß wie die vor der ersten Wurzelbehandlung. Aber vermutlich ebenso berechtigt.

Dr. Doris Märting studierte in Regensburg und Erlangen Anglistik und Romanistik und hat die Liebe zur Sprache zum Beruf gemacht: Als Texterin bringt sie die Leistung von Unternehmen zur Sprache, als Autorin sind Worte ihr Handwerkszeug und oft auch ihr Thema. Sie lebt mit ihrem Mann in der Nähe von Augsburg und geht in ihren Büchern am liebsten Fragen nach, auf die sie auch selbst nach Antworten sucht. Die Autorin im Internet: www.dorismaerting.de. Bei dotbooks erschien von ihr: *Smalltalk. Die große Kunst des kleinen Gesprächs*.

Paul McCartney: „Little Willow“ (1997)

Du bist nicht allein

von *Tanja Kinkel*

Die schlimmsten Nachrichten erfährt man oft durch Telefonanrufe. Nur ein paar kurze Sätze, und man bleibt erschüttert zurück, noch halbbetäubt: Eine Freundin oder eine Verwandte hat Krebs. Mir ist beides schon passiert. „*Life, as it happens. Nobody warns you.*“ Die Vorstellung, ein geschätzter oder geliebter Mensch könnte an Krebs sterben, geht einem natürlich immer nahe, aber wenn man selbst eine Frau ist, dann spielt auf einmal auch der eigene Körper eine Rolle, wenn man so eine Nachricht erhält. Du spürst die Angst in den Knochen. Du tastest deine eigene Brust ab. Ist da etwas? Eine Verspannung oder ein Knoten? Jeder hat seine eigene Art und Weise, damit fertigzuwerden und zum Alltag zurückzufinden. Bei mir ist es eines von Paul McCartneys unbekannteren Liedern, das er in den 90ern schrieb, lange nachdem die Zeit der großen Hits für ihn vorbei war: *Little Willow*. Es kam im Radio, kurz nachdem ich so eine Nachricht per Anruf erhielt. Ein eigenartiger Zufall für mich, denn als alter Beatles-Fan wusste ich, dass Paul dieses Lied für Ringo Starrs erste Frau Maureen und deren Kinder geschrieben hatte, als sie an Krebs starb; kurze Zeit später wurde bei Linda McCartney ebenfalls Brustkrebs diagnostiziert, was das Lied zu einer makabren Vorhersage machte.

„*No one's out to break your heart. It only seems that way.*“ Es ist ein tröstendes Lied, und das ist seltener, als man meinen möchte. Aufrüttelnde Lieder, klagende Lieder, triumphierende Lieder,

rachsüchtige Lieder, davon gibt es eine Menge, grandiose und miserable, aber wenn du an Frauen denkst, die dich dein halbes Leben lang begleitet haben, und dich fragst, was du selbst tun würdest, wenn du diese Nachricht erhieltest, dann brauchst du nichts, was Zorn oder Trauer erregt: ich zumindest nicht, denn beides ist dann ohnehin schon in mir und sucht nach einem Weg, sich Bahn zu brechen oder besänftigt zu werden.

Nein, was ich brauchte nach diesem Anruf, war etwas, das mir vermittelte: Das Leben geht weiter, für dich und vor allem für diese Frau. Vielleicht nur ein paar Tage, vielleicht Monate, vielleicht Jahre oder ein ganzes Leben, und auf jeden Fall wird sie nicht allein sein, und du auch nicht. *Nobody warns you*, es kommt immer wie ein Schlag, aber die Melodie umfängt dich und umgibt dich wie eine Umarmung. *Life, as it happens*.

Diese Art von musikalischem Trost per Harmonie und empathischen Text ist eine McCartney-Spezialität; andere Beispiele wären *Hey Jude* („*Take a sad song, and make it better*“) oder *Let It Be* („*There will be an answer, let it be*“), beides Lieder, die ich auch sehr liebe, zusammen mit Millionen anderer Menschen. *Little Willow*, anders als diese beiden, kann man nicht im Chor singen; es ist eine Melodie für einen einzigen Sänger. Ganz gleich, wann und wo ich sie höre, sie bringt den Moment zurück: ein Anruf, die plötzliche Kälte eines Sommertages, ein Windstoß – und dann eine ausgestreckte Hand. Eine musikalische Umarmung. Ohne eine Lüge: „*Always came too soon*.“ Es kommt immer zu früh. Ganz gleich, ob bei meiner Großtante, die immerhin über 80 wurde, oder bei einer Verwandten, die nur ein paar Jahre älter ist als ich: *too soon*. Aber wir tragen unsere Sterblichkeit nicht allein: *Life, as it happens*.

Tanja Kinkel, geboren 1969 in Bamberg, studierte in München Germanistik, Theater- und Kommunikationswissenschaft und promovierte über Aspekte von Feuchtwangers Auseinandersetzung mit dem Thema Macht. 1992 gründete sie die Kinderhilfsorganisation *Brot und Bücher e. V.*, um sich so aktiv für eine humanere Welt einzusetzen (mehr Informationen: www.brotundbuecher.de). Tanja Kinkels Romane wurden in mehr als ein Dutzend Sprachen übersetzt und spannen den Bogen von der Gründung Roms bis zum Amerika des 21. Jahrhunderts. Mehr Informationen über Tanja Kinkel und ihre Romane finden sich auf ihrer Homepage: www.tanja-kinkel.de. Bei dotbooks veröffentlichte Tanja Kinkel die Novelle *Maestro*, der bald weitere folgen werden.

Franz Beckenbauer: „Gute Freunde kann niemand trennen“ (1966)

Kleine Ursache – große Wirkung

von Joe G. Hirschhagel

Wir haben ein bisschen etwas gemeinsam, der Kaiser und ich. Und das hat vor allem mit dem TSV 1860 München, den sogenannten „Löwen“, zu tun. Zu diesem Verein hätte der damals 13-jährige Franz im Jahr 1958 wechseln sollen; bis dahin hatte er beim SC München 1906 gespielt, einem Vorortclub aus Obergiesing. Zu jener Zeit, man mag es heute kaum mehr glauben, waren die Sechziger die Nummer eins in München. Also gerade das Richtige für das aufstrebende Talent Beckenbauer.

Aber wie das so ist mit der Nummer eins: Da hält sich dann so mancher für etwas Besseres. Wie es der Zufall damals wollte, spielte der Franz mit seinen Giesingern gegen ebenjene Löwen – und geriet prompt mit einem der hochnäsigen Sechziger aneinander. Es setzte eine Watsch'n, was den künftigen Weltstar derart erboste, dass er sich kurzerhand umentschied und zur damaligen Nummer zwei, dem FC Bayern München, wechselte. Wer weiß, wie die deutsche Fußballlandschaft heute aussehen würde, hätte es diese Watsch'n damals nicht gegeben.

Zehn Jahre später: Ein Club aus der südbayerischen Provinz schafft den Aufstieg in die Landesliga und kann zur Feier des Tages den übermächtigen TSV 1860 München für ein Freundschaftsspiel gewinnen. Ein 13-jähriger Bub – nämlich der Autor dieser Zeilen – freut sich wie ein Schneekönig, endlich seine Idole aus nächster Nähe bewundern zu dürfen. Stolz klemmt er sein

Fußballsammelalbum unter den Arm, marschiert in das kleine Waldstadion am Rande des Städtchens und schafft es tatsächlich, bis zu den berühmten Löwenspielern vorzudringen, die sich am Spielfeldrand auf das Match vorbereiten.

Doch die Geschichte wiederholt sich: Zwar kassiert der Bub keine handfeste Watsch'n, aber er wird immerhin verbal abgewatscht: „Hau ab, du Oarsch!“, herrscht ihn einer der prominenten Kicker aus der Landeshauptstadt an, ein Verhalten, das heute jedem PR-Manager die Schamesröte ins Gesicht treiben würde. Aber damals war der Fan vielleicht noch ein wenig überflüssiger als heute. Und den „Skandal“ der Bild-Zeitung zu stecken – daran hat der Junge damals nicht gedacht.

Das Ende vom Lied: Auch der kleine Sechziger-Fan wollte von Stund an mit den Blau-Weißen nichts mehr zu tun haben. Er folgte zwar nicht dem Weg des heutigen Kaisers zum grandiosen FCB, sondern entschied sich – der damalige Gedankengang kann heute nicht mehr nachvollzogen werden –, Fan von Schalke 04 zu werden. Ob es daran lag, dass er den Gesang von Franz Beckenbauer nicht für ausreichend hielt? Denn der hatte 1966, just nachdem sein Stern hell bei der Fußball-WM in England aufgegangen war, den bis heute berühmten Song *Gute Freunde kann niemand trennen* aufgenommen ... und war damit sogar in die Hitparade gekommen! Das Lied verfolgte unseren bayerischen Buben für den Rest seines Lebens, denn er wurde Journalist und hat bis heute nicht unwesentlich den deutschen Schlager zum Thema, wo er immer wieder auf die „guten Freunde“ stößt. Allerdings zählt auch der Fußball zu den journalistischen Kernkompetenzen des Autors. Und so kam es, dass er 1981 tatsächlich den Fußball spielenden Sänger (oder singenden Fußballspieler?) persönlich kennenlernen durfte. Der hatte sich

zum Abschied seiner großen Karriere noch für kurze Zeit beim Hamburger SV verdingt, ehe er seine Fußballschuhe an den Nagel hing. Dort, in einer weißen Villa unweit der berühmten Rothenbaumchaussee, traf man sich in privater Atmosphäre zum Interview. Es gab, weil die Weihnachtszeit bevorstand, Plätzchen und Tee, und der kickende Weltstar machte eine ausgesprochen sympathische Figur.

Selbstverständlich kam auch das gemeinsame Schicksal zur Sprache, wie man bei 1860 München mit großen Talenten umging. Gemeinsam gesungen wurde allerdings nicht. Was vermutlich für beide Seiten auch besser war.

Joe G. Hirschhagel stammt aus einem kleinen Ort in Südbayern. Der gelernte Journalist schreibt für zahlreiche Zeitschriften und Buchverlage. Sport, Musik und Humor – also die drei Dinge, für die sich ein Mann außer für Sex noch interessieren sollte – gehören zu seinen bevorzugten Themen. Damit ist es ihm gelungen, seine Hobbys zum Beruf zu machen. Bei dotbooks erschien bereits seine Witzsammlung *Lachen, bis der Schiri pfeift*.

Everything but the Girl: „Missing“ (1995)

Schnee & Wüste

von Nicole Gesche

„Schreib mir eine Geschichte über ein Lied, das dir viel bedeutet!“, sprach der Lektor und sah mich mit überzeugendem Augenaufschlag an.

„Ja, natürlich. Kein Problem. Gerne.“ *Kein Problem?* Hab ich sie noch alle? Großspurige Worte, dem Augenaufschlag des Lektors geschuldet, der freundlich darüber hinweglächelte, dass ich *keine* Autorin bin. Und so sitze ich jetzt hier.

„Wer will denn bitte schön lesen, was *ich* mit einem Lied verbinde? Heiße ich Angelina oder Angela?“, murmele ich ungehalten vor mich hin. „Und will ich wirklich so Privates veröffentlichen? Soll die Welt erfahren, welcher Song mich beim ersten Liebeskummer begleitet hat?“

Die Auswahl des richtigen Liedes ist tatsächlich ein großes Problem. Die Erinnerung ist trügerisch. Da stellt sich bei der Recherche heraus, dass ich gar nicht zu *Englishman in New York* Rotz und Wasser geheult habe, als meine Mutter schon wieder umziehen wollte und ich Angst hatte, meine frisch gewonnenen Freunde zu verlieren. Nein, mitnichten: *Russians* war es. Immerhin auch Sting. Aber die Illusion aus Kindheitstagen ist dahin. Und die Idee für die Geschichte auch. Blödes Internet. Blöder Lektor. (Immerhin, so geht mir nun durch den Kopf, verlor ich meine Freunde nicht, und der Umzug läutete den coolsten Teil meiner Teenagerzeit ein.)

Je länger ich nachdenke, desto schwieriger wird es. Es ist nicht nur

ein Lied, das mir einen Schauer über den Rücken laufen lässt, wenn ich es im Radio höre. Das mich mit drei Takten melancholisch oder glücklich macht oder einfach nur swingen lässt. Schließlich war ich fünf, als es losging mit mir und der Musik.

Girls, Girls, Girls: Ich war so verrückt nach dem Lied, dass meine Mutter mir Jeans-Clogs kaufte; auf dem einen Schuh stand *girls girls girls*, auf dem anderen *boys boys boys*. Das hat sie mir genau erklärt – ich konnte ja noch kein Englisch. Lesen konnte ich eigentlich auch nicht, aber das würde jetzt zu weit führen.

Girls, Girls, Girls von Sailor, immer noch gerne genommen auf Faschingsfeiern: Ich kann gar nicht anders als lächeln, wenn ich es höre. Es lässt glückliche Kindertage hochsteigen, es riecht nach Sommer, fühlt sich geborgen an und unbeschwert. Und die Füße fangen von ganz allein an zu tanzen. Ja, ich oute mich: Letztes Jahr habe ich's mir bei iTunes gekauft!

Mit F. R. Davids *Words don't come easy* habe ich versucht, Englisch zu lernen. Ein heldenhaftes Unterfangen, wenn man bedenkt, dass ich erst elf war. Ich übersetzte das Lied mit viel Liebe zum Detail – und war maßlos enttäuscht, als ich in der Bravo meiner älteren Cousins den Text fand. Bis auf den Titel keine Übereinstimmung! Da musste bei der Bravo ein Fehler vorliegen! Hätte es damals schon Facebook gegeben, hätte ich etwas Entsprechendes gepostet. Aber ich schweife ab und sehe den Lektor, wie er den Kopf schüttelt und „*Thema verfehlt!*“ quer über die Seiten schreibt.

Also gut, es gibt ein Lied. Nur dass der Text so gar nicht zu den Erinnerungen passt. Zählt das auch? „*It's years since you've been there. / And now you've disappeared somewhere / And I miss you / Like the deserts miss the rain.*“ Wie bringt man das mit Schnee, vielen Menschen und der Zugspitzbahn zusammen?

Missing von Everything but the Girl sang ich im Winter 1995/1996 ständig vor mich hin. Es gab da jemanden, von dem ich gerne gewusst hätte, wo er abgeblieben war. Aber vorbeifahren und nachschauen („*and can I confess / I've been hanging 'round your old address*“) wollte ich definitiv nicht! Irgendwann fuhr ich mit zwei Freunden auf die Zugspitze. Sandra wollte uns Snowboarden beibringen; ist ja angeblich leichter als Skifahren. Das schien nicht für alle zu gelten: Frank fuhr nach einer Stunde seine Schwünge – ich war nass, und mir tat der Hintern weh. Aber die Sonne schien, und ich wollte mir die Laune nicht verderben lassen, also stieg ich auf Skier um, und es wurde ein richtig schöner Tag.

Als es Zeit für die Heimfahrt war, stand eine lange Schlange an, um in die Zahnradbahn einsteigen zu können. Alle waren müde und wollten schnell runter zu den Autos, um die Stiefel aus- und ein trockenes Hemd anzuziehen. Die Bahn fuhr los, in den Tunnel – und hielt dann wieder an.

Wer schon in einem Aufzug klaustrophobische Zustände bekommt, sollte es mal mit einer Zahnradbahn versuchen: genauso kuschelig, aber mit mehr Menschen. Die zum Teil interessant riechen.

Es gab Probleme im Wagen vor uns, und während wir so standen, schwitzten und warteten, sang ich im Kopf „*and I miss you ...*“. Dann sang ich es wohl tatsächlich, denn Sandra fiel ein, wo ich nicht weiterwusste. Und dann Frank. Wir sangen nicht laut, eher schief. Aber irgendwie musste man sich ja beschäftigen. Plötzlich stimmte irgendwo neben uns noch jemand ein, und dann ein Fünfter. Ich will nicht behaupten, dass schließlich der ganze Wagen sang, ich weiß auch nicht mehr, wie lange wir warten mussten, zehn Minuten, zwanzig? Aber ein größerer Teil der Eingepferchten sang auf der ganzen Talfahrt, wenn auch nur den Refrain, weil niemand den kompletten Text zustande brachte.

Ich bin seitdem nie wieder Snowboard gefahren. Und Skifahren habe ich auch aufgegeben. Aber wenn ich mich erinnern will, wie es sich anfühlt, die Sonne im Gesicht, der Hintern blau, der Rücken nassgeschwitzt, dann singe ich vom Vermissen und der Wüste.

Nicole Gesche, geboren 1971, zog in ihrer Kindheit diverse Male um und lebt heute mit Mann und Hund in München. Sie arbeitet als Personalleiterin bei einem großen internationalen Konzern. Den ersten Standortwechsel ihrer dotbooks-Freunde verpasste sie, beim zweiten schleppte sie Kisten, beim dritten schlug sie vor: „Leute, es wird Zeit für ein Umzugsunternehmen.“

Simon and Garfunkel: „The sound of silence“ (1965)

Der schüchterne Rebell

von Frank Schmitter

Es gibt Filme, die mit ihrer Musik zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen sind. Unmöglich, sich einzelne Szenen in Erinnerung zu rufen, ohne gleichzeitig die Musik zu hören. *Harold und Maude* mit dem Soundtrack von Cat Stevens ist so ein Fall. Und *Die Reifeprüfung* von Mike Nichols mit den Liedern von *Simon and Garfunkel*.

Ich war 16, vielleicht 17 Jahre alt, zu einer Zeit, in der man ins Programmkino ging, um moderne, kritische Filme zu sehen. Leider hatte ich keine Freundin, der ich den Arm um die Schulter legen und die ich küssen konnte, sobald das Licht ausging und das Knistern des Vorhangs den Beginn des Films ankündigte.

Gleichwohl ging ich in der ersten Woche, in der *Die Reifeprüfung* lief, jeden Nachmittag ins Kino, am Samstag sogar zwei Mal.

Immer wieder sah ich mir an, wie Dustin Hoffman alias Ben dem ihm vorgegebenen Karriereweg ausweichen wollte, der nicht mehr für ihn bereithielt als eine Kopie des elterlichen Lebens, nur mit einem noch größeren Wagen, einem noch größeren Swimmingpool und noch quälenderer Einsamkeit beim Barbecue mit Nachbarn und Freunden. Ich sah, wie er von einer Frau im Alter seiner Mutter verführt wurde und sich in deren Tochter verliebte, die auf den gleichen Höllenweg geschickt werden sollte durch eine Hochzeit mit einem angehenden, gutaussehenden Mediziner, der ihr nichts bedeutete. Ich sah das alles und hörte *Simon and Garfunkel*, die

jede Schlüsselszene mit ihrem intensiven Gesang zur Gitarre begleiteten und kommentierten. Es wurde mein erstes Album, das ich mit eigenem Geld kaufte, und eine ernsthafte Bedrohung für den Familienfrieden, weil ich den einzigen Schallplattenspieler, eine Musiktruhe im Wohnzimmer, zu meinem persönlichen Musikimperium umfunktionierte.

Ich legte den Tonarm immer wieder auf *Sound of Silence*, jene melancholische Ballade über die Einsamkeit derer, die nicht reden wollen, nur weil sie die Stille nicht aushalten, die eine Berufung suchen und nicht einen Job, die nicht ertragen, wie Gott zu einem „Neon-Gott“, einem Gott des Kapitalismus pervertiert wurde. *Sound of Silence* ist ein stiller Schrei nach einem Sinn *hinter* den Dingen; das Lied artikulierte, was ich fühlte, aber nicht hätte verbalisieren können auf der quälenden Schwelle vor den zentralen Entscheidungen, die den Lauf meines Lebens bestimmen würden. *Simon and Garfunkel* trennten sich irgendwann, vereinigten sich später kurzfristig wieder, aber da war mein Musikgeschmack längst weitermarschiert und hatte das Duo hinter sich gelassen. Lediglich deren frühen Lieder finden zuverlässig den Weg in meine Gefühlswelt. Dabei transportiert *Sound of Silence*, das mehrmals im Film zu hören ist, nun ausschließlich die Schlusszene der *Reifeprüfung* vor mein inneres Auge: Eigentlich hat der sanfte Rebell gesiegt, er hat seine geliebte Elaine buchstäblich vom Traualtar entführt. Aber in den letzten Sequenzen, in denen das Paar in einem Überlandbus sitzt, zeigen sich ein ungewohnter Ernst, sogar Zweifel und Angst in ihren Gesichtern. Das hatte ich damals verdrängt, weil ich wohl nicht wahrhaben wollte, dass die wahren Probleme erst beginnen würden auf ihrer Suche nach ihrem eigenen Weg jenseits des amerikanischen Mainstreams, nach einem Sinn *hinter* den Dingen. Dass sie sehr lange unterwegs sein würden

– wie ich selbst.

Frank Schmitter wurde 1957 in Krefeld geboren. Nach dem Abitur studierte er einige Semester Germanistik, machte eine Ausbildung zum Diplom-Bibliothekar und ist seit 2005 für das Literaturarchiv der Stadt München verantwortlich. Seit 1999 veröffentlicht er Lyrik und Prosa, unter anderem drei erfolgreiche Kriminalromane. *Das leichte Leben* ist seine erste Gesellschaftserzählung und sein erstes Buch bei dotbooks. Frank Schmitter ist verheiratet und hat einen Sohn.

Slow Club: „When I go“ (2009)

Liebeslied, betrunkenen Schwur ... oder beides?

von Oliver Brauer

Selten habe ich so einen lakonischen Lovesong gehört. Ich glaube zumindest, dass es ein Liebeslied ist. Da fragen sich zwei: Können wir es nicht zusammen versuchen, wenn sonst nichts klappt? Falls ich keinen Partner finde, kann ich dann bei dir anklopfen? Denn wir haben uns ja eigentlich erkannt und gefunden. Du sollst einmal meine Hand halten, wenn alles zu Ende geht. Aber da das ganze Leben zwischen uns steht, hier ein Versprechen für schlechte Zeiten.

Gleichzeitig singen die beiden so ironisch, dass der Song auch ganz anders gemeint sein kann, ich bin mir bis heute nicht sicher.

Vielleicht ist das nur ein betrunkenen Schwur unter Freunden, die genau wissen: Lass uns lieber nur Freunde bleiben, das ist auf jeden Fall besser.

Über Slow Club und ihr Album *Yeah, So?* bin ich über Bandstand Busking gestolpert. Das Projekt aus London veranstaltet Konzerte in den Pavillons, die in fast jedem Park stehen: Früher spielten dort Kurorchester, heute treten junge Bands in den zum Teil schon verfallenden Pagoden auf und spielen ein unplugged-Set; das Ganze wirkt ziemlich spontan und unglaublich charmant.

Bandstand Busking liefert mir immer wieder neue Lieblingsbands wie zum Beispiel Fanfarlo (ein Lieblingslied von ihnen: *Comets*) und natürlich meine Band des Jahres, Dark Dark Dark.

Oliver Brauer, Jahrgang 1977, gründete nach vielen Jahren in einer Literaturagentur und mehreren Verlagen seine eigene Agentur. Das Büro ist Teil von ZAMMAT: Mitten in München teilen sich Grafiker, Werbeentwickler, Filmschaffende und ein Boxclub die Räume einer ehemaligen Druckerei. Während Oliver Brauer und Timothy Sonderhüsken sich fast ausschließlich begegnen, wenn mindestens einer von ihnen ein alkoholisches Kaltgetränk in der Hand hält, hat Beate Kuckertz über ihn bereits einen hervorragenden Autor gewonnen: Jochen Till, dessen *Bekenntnisse eines Serienjunkies* bei dotbooks erscheinen. Mehr Informationen über Oliver Brauer und seine Agentur im Internet: www.agentur-brauer.de

Madonna: „This used to be my playground“ (1992)

Wir spielten mit den Förmchen

von Kai Lindberg

Die Taste, um bei meinem Telefon ein Gespräch zu beenden, ist auf der rechten Seite des Geräts. Darauf ist ein kleines rotes Symbol. Ich schaue es mir zum ersten Mal an. Dann sehe ich aus dem Fenster. Ich weiß nicht genau, wie lange ich das mache. Und ich weiß auch nicht, wann ich angefangen habe, dabei zu weinen.

Schnellrücklauf: 17 Jahre zurück. Jung sein, unterwegs sein, sich in atemberaubender Geschwindigkeit verlieben und wenige Tage später schon die Frage stellen: „Nee, oder? Was hat mich denn da geritten?“ Mittendrin in diesem Wirbelsturm aus Experimentierlust und der Hoffnung, den einen zu finden, der bleibt, gab es für mich – *whenever I was in need of a friend* – einen Fels. Benno mag nur halb so groß sein wie ich, aber er war in der Brandung des allwöchentlichen Emotionschaos mein fester Halt. Eine Momentaufnahme: Benno wohnte über eine halbe Stunde mit dem Auto von mir entfernt und schaffte die Strecke in 15 Minuten, als mir am Ende einer Geburtstagsparty das Herz gebrochen wurde. Sein winziger Mazda 121 bot neben der erstaunlichen Geschwindigkeit einen weiteren Vorteil: das Schiebedach. Mehr als einmal hat er es mitten in der Nacht aufgekurbelt, damit ich mich auf den Beifahrersitz stellen konnte, um – halb aus dem Auto ragend – den Fahrtwind zu spüren, der alles wegpustete, was gerade noch so schwer auf mir lastete.

Der Soundtrack zu unseren vielen Runden durch die Münchener Innenstadt wurde von Madonna gesungen – und von Benno. Er liebt es, bekannte Hits mit deutschen Texten zu versehen; *I want you* bekommt durch ein dezent hessisches *Isch will disch* eine ganz eigene Note. Es war die Zeit vor den CD-Playern, die Ära der Mix-Kassetten näherte sich erst langsam ihrem Ende. Auf *I want you* folgte *This used to be my playground*, in dem Frau Ciccone singt: „*This used to be my childhood dream.*“ Daraus wurde bei Benno und mir wie selbstverständlich: „Ich spielte mit den Förmchen, den gelben und den bla-ha-auen.“ Probieren Sie es aus: Es passt. Oder wurde es von uns passend gemacht, weil Benno und ich – damals wie heute – nicht immer Gleichklang singen, aber schwingen? „*This used to be the place I ran to whenever I was in need of a friend. Why did it have to end?*“

Wir wurden älter. Wir gingen durch dick und dünn und wurden beides. Meinungsverschiedenheiten konnten uns ebenso wenig trennen wie die 9.000 Kilometer, die auf einmal zwischen unseren Wohnorten lagen. Ein Ende war nicht abzusehen. Bis zu dem Anruf: „Ich muss dir etwas sagen. Ich werde jetzt gleich operiert.“ Er war ganz allein am anderen Ende der Welt. Ich habe mich ihm in diesem Moment so nah gefühlt – und allein wie selten zuvor. „*Say goodbye to yesterday? Those are words I'll never say.*“ Benno wurde wieder gesund und zog zurück nach Europa; 400 Kilometer können wie ein Katzensprung wirken. Wir liefen nebeneinander durch fremde Städte, lachten über dieselben Dinge, öffneten stets auch noch die nächste Flasche Crémant, wenn wir eigentlich schon genug hatten, und drückten auf die Pause-Taste des Alltags, wann immer wir uns nah sein konnten. „*This used to be our pride and joy. This used to be the place we ran to, that no one in the world could dare destroy.*“

Anfang 2012 wieder ein Anruf: „Bei mir stimmt etwas nicht, ich muss zum Arzt.“ Wir machten schlechte Scherze über die Bestrahlung, wir drehten der Chemo eine lange Nase. Aber vor der großen Operation war mein Mut nur noch eine dünne Maske, die nur deswegen nicht riss, weil ich Bennos Tapferkeit bewunderte.

Die Taste, um bei meinem Telefon ein Gespräch zu beenden, ist auf der rechten Seite des Geräts. Darauf ist ein kleines rotes Symbol. Ich schaue es mir zum ersten Mal an. Dann sehe ich aus dem Fenster. Ich weiß nicht genau, wie lange ich das mache. Und ich weiß auch nicht, wann ich angefangen habe, dabei zu weinen. Der Anruf eines Freundes, der bei Benno ist: Die Operation hat das bestmögliche Ergebnis erzielt, alles wird gut werden. Während die Tränen über mein Gesicht laufen, denke ich an *This used to be my playground*, summe ich „*The best thing in life are always free; wishing you were here with me.*“ Und weiß mit der Zuversicht, die warm in mich fließt, dass egal ist, was passiert. Benno und ich, wir werden noch lange mit den Förmchen spielen, den gelben und den bla-ha-auen.

Kai Lindberg, geboren 1970, lebt als Autor und Herausgeber in München. Bei dotbooks veröffentlichte er die erotischen Phantasien *Unterwegs mit den Jungs* und *Fremde und andere Liebhaber*, zu denen ihn auch sein bester Freund auf vielfache Art inspiriert hat.

Les Petits Chanteurs de Saint-Marc: „Caresse Sur l’Océan“ (2004)

Ein Feengeschenk für alle, die sich, dem Schicksal zum Trotz, nach einem gelingenden Leben sehnen
von Cornelia Schenk

Als ich begann, mein Buch *Vom Sinn der Krankheit* zu schreiben, stand mir der rote Faden des Buchs wie ein mahnendes Ausrufezeichen vor Augen: Wie schafft man es in schwierigen Zeiten, ein gutes Leben zu führen? Wozu sind Lebenskrisen – wie beispielsweise eine Krankheit – gut? Ergibt das Leiden einen Sinn? Wo findet der verletzte und gekränkte Mensch Trost und Zuversicht?

Während ich darüber grübelte, hörte ich ein Lied aus dem Film *Die Kinder des Monsieur Matthieu* – und mein gerade noch einschüchternder roter Faden verwandelte sich, vermutlich durch gütige und geschickte Feenhände, in einen Klangteppich. *Caresse sur l’océan* begleitete mich beim Schreiben wie ein ... Ohrwurm? Nein, wie ein zärtliches Grundrauschen. *Caresse sur l’océan* lässt noch immer Gänsehautschauer durch mein Rückgrat rieseln und erzeugt eine angenehm aufgeregte Spannung im Bauch, auch Tanz der Schmetterlinge genannt. „*Vivre au vent*“, lockt das Lied, *lebe im Wind*. Und dieser Wind bringt mir den Schöpfergeist, wird zum Atem, der mich durch das Leben trägt. Nur nicht gegen den Wind fliegen, das macht das Schreiben schwer und die Krankheit unerträglich. „*Trouve un chemin vers l’arc en ciel*.“ Ich kann der Aufforderung nicht widerstehen und suche den Weg zum Regenbogen, zu jenem Ort, wo möglicherweise der genialste Kurs

zum kreativen Schreiben abgehalten und in meinen tiefsten Seelenräumen weiter gewoben und verwoben wird. Über dem Meer schweben die Töne wie heilsame Streicheleinheiten – „*caresse sur l'océan, calme sur l'océan*“ – und senken sich ins Herz, tief, tiefer und tiefer. Ich möchte sie bewahren in tönenden Worten. Der romantische Dichter Eichendorff kannte das Geheimnis: *Schläft ein Lied in allen Dingen, die da träumen fort und fort, und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort.*

Viktor Frankl, der Begründer der Logotherapie, deren Ideen ich in mein Buch habe einfließen lassen, war überzeugt, dass schon ein paar Takte einer wundervollen Musik ausreichen, um das Leben als sinnvoll zu bejahen. In diesem Sinn freut es mich, dass

Krankenhäuser wie die Berliner Charité die Heilkraft des Singens für ihre Patienten entdeckt haben und Chorsingen anbieten.

Wer singt, setzt Glückshormone frei, entspannt den Körper, wird abgelenkt vom Schmerz, erlebt eine Leichtigkeit des Seins. In einem Kneipphotel, wo ich Seminare zur Stressbewältigung halte, singen die Gäste vor dem Mittagessen gemeinsam ein Lied, und ihre Blicke werden entspannt, weich und freundlich. Was kann wohl alles passieren, wenn es uns gelingt, den richtigen Ton zu treffen?

Ehrlicherweise muss ich sagen, dass es mit einem Lieblingslied bei mir nicht getan ist. Es gibt Musik, in der ich baden könnte. Und ich kann nicht umhin, Ihnen zum Schluss wenigstens noch ein überbordendes Wonnebad zum persönlichen Ausprobieren zu empfehlen: Ich tauche immer wieder gerne in den Übergang vom dritten zum vierten Satz in Beethovens 5. Symphonie ein. Wie aus einer tiefen Höhle tritt der dritte Satz: Die Celli und Bässe klingen wie die dunklen Tage meines Lebens, dann sammeln die Streicher und Holzbläser all meine Zweifel ein. Achtung, jetzt kommt die

Überleitung zum vierten Satz, der Geniestreich, der keinen Pessimismus, kein „Ja aber ...“ mehr duldet. Über allen Stress- und Druckgefühlen triumphiert Beethovens Musik mit mitreißender Lebens- und Widerstandskraft. Ein unbeschreibliches Crescendo der Glückseligkeit – Baden in Wonneshauern und Dankbarkeit für diese unverdienten Feengeschenke des Lebens an uns Menschen. Und wie geht es Ihnen damit? Über Nachrichten würde ich mich freuen!

Cornelia Schenk, Jahrgang 1955, ist Logotherapeutin. Sie ist spezialisiert auf Fragen zum Lebens- und Gesundheitsstil, zu beruflichen und privaten Konfliktsituationen und zur Stressbewältigung. Für Unternehmen wie für Einzelpersonen bietet sie zu diesen Themen Beratungen und Seminare an. Cornelia Schenk ist außerdem als Buchautorin und Vortragsrednerin erfolgreich. Mehr Informationen über die Autorin im Internet: www.corneliaschenk.de. Bei dotbooks erschien Cornelia Schenks Buch Vom Sinn der Krankheit – Die Kunst, in schweren Tagen ein gutes Leben zu führen.

Tri Yann: „Tri Martolod“ (bretonisches Volkslied aus dem 19. Jahrhundert)

Bretonisch für Anfänger

von Natalja Schmidt

In meiner Jugend reiste ich gerne per Interrail, und je mehr Zeit zwischen der letzten so getätigten Fahrt und dem heutigen Tag liegt, desto besser habe ich die damaligen Sommer als Rucksacktouristin in Erinnerung (ich räume gerne ein, dass sich in meiner Erinnerung möglicherweise mediterrane Sonnenuntergänge und Lagerfeuerromantik vor den wochenlangen Dosenspaghettigenuss und grauenvolle 30-Stunden-Bahnfahrten in unklimatisierten Bahnwaggons geschoben haben).

Eines meiner bevorzugten Reiseziele ist schon immer Frankreich gewesen. Auf einer Interrail-Tour mit Freunden machten wir auf dem Weg nach Arcachon halt im bretonischen Saint-Malo. Froh, der Rucksäcke ledig zu sein, erkundeten wir die sehr schöne Altstadt, und da es ein lauschiger Abend war, hörten wir einer Straßenband zu, die Folksongs zum Besten gab, was perfekt zur Umgebung passte. Als Souvenir kaufte ich der Band eine Kassette ab; diese wanderte in meinen Walkman, der mich damals überallhin begleitete. Besonders ein Stück darauf hatte es mir angetan, da ich es ziemlich mitreißend fand. Leider verstand ich kein Wort des Textes. Ich hatte so eine vage Ahnung, dass es nicht notwendigerweise Französisch sein musste, was da gesungen wurde, aber das war's auch schon. In der Kassettenhülle befand sich ein kopiertes Cover, sonst aber keine Informationen.

Die Zeit verging, der Interrail-Rucksack wurde eingemottet, der

Walkman wich einem MP3-Player, und das Lied geriet in Vergessenheit.

Etliche Jahre später plante ich mit meinem Mann eine Reise zum französischen Tarn. Für die Fahrt stellten wir eine Reihe von CDs zusammen, darunter auch eine mit Folksongs – und ich war begeistert, zu entdecken, dass Chris das besagte Lied auf seiner Festplatte hatte, gespeichert unter dem Bandnamen Tri Yann. Chris mochte das Lied ebenso gerne wie ich; er hat es später auch als Inspiration für eine Szene seiner Romane genutzt.

Chris' Bretonisch ist allerdings auch nicht besser als meins, weswegen er ebenfalls nicht wusste, wie das Lied heißt oder wovon es handelt.

Auf der langen Autofahrt nach Südfrankreich (und vielen folgenden) überlegten wir, was die Sänger von Tri Yann wohl singen mochten. Da wir nichts verstanden, erfanden wir einfach eigene Interpretationen: Handelte es sich um ein Lied bretonischer Separatisten? Ein Lob des französischen Apfelbaumes? Pries der Text die Schönheit einer Frau – oder die des Bordeauxweins? In besonders hungrigem Zustand meinten wir, dass es sich um ein vertontes Rezept handelt, dessen Refrain die Quiche Lorraine besingt.

Die Lösung fanden wir schließlich wiederum in Frankreich, und zwar in Gestalt der Band Manau, die den Refrain des Liedes für *La Tribu da Dana* verwendet hat. Mit Hilfe des Internets ließ sich dann recht schnell ermitteln, dass ihre Quelle das bretonische Volkslied *Tri Martolod* war: Darin geht es um drei Seeleute. Schade eigentlich – ein Lied auf die Quiche Lorraine hätte mir persönlich auch gefallen. Wer übrigens nicht glauben mag, dass der Liedtext *so* schwer zu verstehen war, hier ein kleiner Auszug: „*Tri martolod yaouank ... la la la ... / Tri martolod yaouank i vonet da*

*veajiñ / E vonet da veajiñ, gê! / E vonet da veajiñ / Gant 'n avel bet
kaset ... la la la ... / Gant 'n avel bet kaset beteg an Douar
Nevez ...“*

Natalja Schmidt, geboren 1971 in Werdohl im Sauerland,
studierte in Marburg und Berlin Medienwissenschaften, Politik und
Kunstgeschichte. Sie arbeitete viele Jahre als Redakteurin mit dem
Schwerpunkt Science Fiction und Fantasy für große Verlage, bevor
sie die Literaturagentur Schmidt & Abrahams (www.schrift-art.net)
gründete, die unter anderen auch Thomas Lisowsky vertritt, den
Autor des ersten Fantasy-Romans bei dotbooks: *Das Land der
sterbenden Wolken*.

Rammstein: „Ich tu dir weh“ (2009)

BDSM ironisch verfremdet und knallhart

von Katalin Sturm

Jährlich fahre ich zu Freunden und Verwandten in die „neuen Bundesländer“. Sobald ich auf die A71 auffahre, lege ich mir eine CD von Rammstein ein. Wie und wann ich auf diese geniale Gruppe aufmerksam wurde, weiß ich nicht mehr – doch seitdem sind ihre Songs eng verbunden mit diesem Stück Autobahn in den Osten, wo die Gruppe ihre Wurzeln hat.

Ich stelle den CD-Player auf volle Lautstärke, und dann geht es los. Ich singe lautstark mit, kenne alle Lieder auswendig. Was mich an den Texten dieser Gruppe so fasziniert, ist der kalkulierte Tabubruch, das Spiel mit Andeutungen und Versatzstücken aus dem großen Schatz deutscher Lyrik, Märchen, Mythen und Klassikern der Literatur, das alles zeitgemäß gemixt, konterkariert und mit einer Wahnsinnsmusik unterlegt. Dazu die wunderbar mächtig-übermächtige, klar artikulierende und das „R“ rollende Stimme des Sängers und Texters Till Lindemann. Geht es besser? Ja: Die Konzerte (mal bei einem live dabei zu sein, wäre mein größter Wunsch) sind ein Spektakel, voll mit Pyrotechnik, Schauspieleinlagen und ausgefallenen Klamotten, das seinesgleichen sucht. Ebenso die Videoclips der Songs: episch, gewaltig, eindrücklich, die Phantasie des Zuschauers bis aufs äußerste animierend.

Das Lied *Ich tu dir weh* ist eine auf die Spitze getriebene Provokation zum Thema BDSM, quasi der Gegenpol zur weichgespülten Schmonzette *50 Shades of Grey*, die im Moment

landauf, landab und überall im Gespräch ist. Auch mein Schreiben (die Fortsetzung meines Romans *Provinzprinzen*, an der ich gerade arbeite, beginnt mit diesem Thema) ist nicht frei von diesem Spiel um Macht und Ohnmacht.

Natürlich war ich zuerst geschockt, als ich den Text hörte, in dem von „Stacheldraht im Harnkanal“ und „einzuführenden Nagetieren“ die Rede ist. Wer würde da nicht kurz schlucken. Doch bei Rammstein ist das alles nur der Lust an der Provokation geschuldet – und noch dazu mit einem Augenzwinkern. Sicher nicht kompatibel mit dem Humorverständnis der Masse, aber muss es immer *Mainstream* sein?

Einmal auf einer Rückfahrt – denn auch da begleitet mich stets eine Rammstein-CD – kam mir selbst eine Idee, die sich meiner Meinung nach gut in die Themen der Gruppe einfügen würde. Ich fuhr auf den nächsten Parkplatz, um den immer umfangreicher werdenden Text nicht zu vergessen, und schrieb ihn in mein Notizbuch. Zu Hause vervollständigte ich ihn und nahm über den Verlag von Till Lindemann (er hat dort Gedichte veröffentlicht) Kontakt mit ihm auf. Das heißt: Ich *versuchte*, Kontakt aufzunehmen, denn leider meldeten weder er noch der Verlag sich bei mir. Einerseits schade – andererseits aber auch vollkommen okay, denn so habe ich nun meinen ganz persönlichen Rammstein-Song im Kopf, den ich mit niemandem teilen muss.

Katalin Sturm, geboren 1965 in Süddeutschland, studierte Germanistik und arbeitet als Lehrerin an einem Gymnasium. Seit ihrer Kindheit widmet sie jede freie Minute dem Schreiben. Katalin Sturm ist außerdem eine leidenschaftliche Malerin und liest alles,

was ihr unter die Hände und in den Kindle kommt. Bei dotbooks erschienen bereits Katalin Sturms Romane *Provinzprinzen* und *Sexy Secretaries: Schreibtischspiele*.

Beastie Boys: „Sabotage“ (1994)

Ein intergalaktischer Song

von Matthias Baumann

Als Fußball irgendwann nur noch im Privatfernsehen zu sehen war, rang sich mein Vater dazu durch, einen Kabelanschluss für unseren Fernseher zu bestellen. Zu meiner Freude beinhaltete dieser den Sender *MTV*, welcher damals noch richtig gute Musik im Programm hatte und nicht nur seltsame US-Serien. Irgendwann sah ich so zum ersten Mal das Video zu *Sabotage* – und es traf mich wie eine Wucht aus der Bildröhre.

Der Song glich nichts, was mir bisher zu Ohren gekommen war. Stattdessen war es die eigentümliche Mischung der Beastie Boys, einer Band, welche aus drei ehemaligen Punkrockmusikern bestand, die nun aber rappten, anstatt zu singen. Untermalt von gescratchten Schallplattentönen, klangen die kreischenden Stimmen der MCs tatsächlich buchstäblich wie *Sabotage*!

Eine noch größere Sensation war das dazugehörige Musikvideo, das für mich definitiv zu den besten aller vergangenen und noch kommenden Zeiten gehört: Die Hommage an US-Polizeiseries, gespielt von den drei Bandmitgliedern und dem DJ ihres Vertrauens höchstpersönlich, ist nicht einfach nur ein dreiminütiger Zusammenschnitt bewegter Bilder. Es entsteht vielmehr der Eindruck, als würde man einen kompletten Kinofilm sehen, der durch seine actiongeladene Bildsprache den Zuschauer regelrecht in den Sitz drückt. Für mich war es damals der wohl coolste Weg, sich als Musikstar der Öffentlichkeit zu präsentieren: mit Schnauzbar, Revolverhalfter und riesigen amerikanischen Autos.

Als ich später den Führerschein in der Tasche hatte, bestand mein fahrbarer Untersatz zunächst aus dem putzigen Golf III meiner Mutter. Da leider kein Radio eingebaut war, besorgte ich mir eines, samt recht ordentlichen Lautsprechern der Marke *Pyle*, welche sich hervorragend in die Hutablage integrieren ließen. Meiner Mutter fiel anerkennend auf, dass Bayern 1 damit einen „*sehr schönen Klang*“ bekam. Allerdings konnte man damit auch ordentlich Krach machen. Meine Lieblingskassette war ein Mixtape aus Songs der Rockband Therapy? (Seite A) und der Beastie Boys (Seite B). Der kompakte Sound der Autolautsprecher und die basslastigen Stücke der Beastie-Boys-Alben *Licensed to Ill* und *Ill Communication* machten jede Fahrt durch die Kleinstadt zum Hip-Hop-Erlebnis allererster Sahne.

Als einer der Beastie Boys, Adam „MCA“ Yauch, im Mai 2012 viel zu früh an Krebs starb, endete die Ära einer ganz besonderen Band, die sich scheinbar beliebig oft neu erfinden konnte. Ihr einzigartiger Stil bestand vor allem auch darin, sich nicht an Konventionen zu halten. Sie waren die erste weiße Band, die durch Hip Hop populär wurde, sie formten aus zwei Musikstilen die neue Form des Rapcore und setzten sich engagiert für Benachteiligte und Minderheiten ein. Man kann im positiven Sinne behaupten, die Beastie Boys haben oft ganz gezielt eines betrieben: Sabotage! Übrigens: Als meine Mutter den in die Jahre gekommenen Golf gegen die Abwrackprämie eintauschte, baute ich die beiden Lautsprecher vorher noch schnell aus; später habe ich daraus – in Verbindung mit einer Bierkiste – einen portablen Ghattoblaster der Marke Eigenbau gebastelt. Man kann immer noch Krach damit machen, und *Sabotage* klingt daraus ganz ordentlich. Ich sollte das Gerät Beastie Boy taufen.

Matthias Baumann wurde 1981 in Stuttgart geboren und lebt, nach Aufenthalten in Lindau und Dresden, mit seiner Herzallerliebsten in München. Als studierter Soziologe arbeitet er für GRIN Solutions im Bereich Business Development und steht dotbooks beim Aufbau der eBook-Plattform vor allem in technischen Fragen zur Seite. Das und noch vieles mehr macht ihm jede Menge Spaß.

3 Doors Down: „Here without you“ (2003)

Mit einer Chaosgruppe durch Italien

von Karolina Swierzy

Mit 19 veränderte sich mein Leben. Es war für mich der Umschwung vom Kindsein zum Erwachsenwerden. Ich trennte mich von meinem Ex nach einer Beziehung, die von Stress, Aggressionen und emotionalen Tiefs geprägt war, und verliebte mich in einen jungen Mann, der genau das zu sein schien, was ich mir gewünscht hatte. Gleichzeitig begann ich, meine Ausbildung zur Erzieherin nach zwei Jahren nicht mehr als notwendiges Übel zu betrachten, sondern erkannte, dass sie mir auch Spaß machen und ich doch ganz gut in diesem Job sein konnte. Natürlich passierte dies alles nicht über Nacht; es war ein Prozess, das Vergangene abzuhaken und zu verarbeiten, neue Ziele zu finden, neue Wünsche zu träumen. Und das alles begann mit einer Studienfahrt in die Toskana.

Organisiert wurde sie von meiner Schule, auf der meine Mitschülerinnen und ich in verschiedenen sozialen Berufen ausgebildet wurden und die uns auch Gott und christliche Werte näherbrachte. Ich wäre lieber bei meinem Freund geblieben und sah der Reise daher eher lustlos entgegen. Darum hörte ich das Lied *Here without you* von 3 Doors Down rauf und runter – damals noch als Maxisingle auf einem Discman – und war gewillt, mich ganz und gar dem Liebeskummer hinzugeben. Doch dann rückten die Toskana und das bildschöne Panorama, das sich mir bot, immer mehr in den Vordergrund, und ich war einfach nur dankbar, dabei sein zu dürfen.

In den sieben Tagen bildeten sich natürlich Grüppchen. Meins bestand aus mir (zwar der Jüngsten, aber auch derjenigen, die bisher am meisten erlebt hatte im Leben und die, ich gebe es zu, wohl auch am verrücktesten war), Clodi (die Mitte 20 war, viele persönliche und familiäre Probleme hatte und einen Tag vor der Abreise in die erste eigene Wohnung gezogen war), Sonja (Anfang 30 mit pubertierenden Mädels daheim, extrem ehrgeizig und perfektionistisch und deswegen auch schon mal anstrengend) und Schwester Helene (Mitte 30 und eine Diakonisse, die ihre Schwestertracht trug, viel von Gott sprach und „trotzdem“ cool war).

Natürlich sorgte unsere Gruppe für Aufsehen, denn wir waren so unterschiedlich – und hatten doch den meisten Spaß. Wir machten natürlich die typischen Fotos mit dem Schiefen Turm von Pisa, spielten Szenen aus dem Buch *Mit dem Kühlschranks durch Irland* von Tony Hawks mit Spielzeug nach und suchten jedes (!) Klo der Toskana gemeinsam auf. Ich war zum ersten Mal ohne meine Eltern so weit von zu Hause weg unterwegs, aber in meiner kleinen Gruppe fühlte ich mich wohl und angekommen, da wir alle uns nicht verstellen mussten, sondern so sein konnten, wie wir uns fühlten.

Here without you wandelte sich – es stand nicht mehr für die Sehnsucht nach meinem Freund, sondern für mich und „meine Mädels“ und unsere gemeinsame Zeit in der Toskana. Das tut es heute noch: „*But you're still on my lonely mind*“ erinnert mich an all meine Probleme vor der Reise, aber auch daran, was ich alles geändert habe – und schon weiß ich, dass sich auch heute noch immer alles ändern kann. Das macht mich sofort wieder zuversichtlich.

„*And I dream about you all the time*“, heißt es weiter. Auch das

make ich. Im Alltag verliert man oft die schönen Dinge aus den Augen, urteilt zu schnell über andere. Was hätten Schwester Helene und ich alles verpasst, wenn wir uns gegenseitig verurteilt statt offen angenommen hätten?

Here with you hilft mir, mich an eine der besten Zeiten meines Lebens zu erinnern, an Aufregung und Ängste, Spaß und Sehnsüchte. Daran, dass dort in der Toskana meine Leidenschaft für Fotos ihren Anfang genommen hat. An den atemberaubenden Augenblick, wenn man etwas sieht, wovon die Welt spricht. Ja, das Lied erinnert mich auch an die vielen Toiletten, vor allem aber an gute Freunde, die sich so nehmen, wie sie sind.

I'm here without you – aber in meinen Gedanken seid ihr bei mir!

Karolina Swierzy, geboren 1984 in Alt Tarnowitz, Polen, lebt seit 1987 in Deutschland. Sie arbeitet als Erzieherin und stellvertretende Kita-Leitung. Seit August 2012 ist sie eine Facebook-Freundin von dotbooks. Übrigens: Mit dem neuen Freund, den sie am Anfang ihres Textes erwähnt, ist sie inzwischen seit neun Jahren zusammen und seit einem Jahr verheiratet.

Air: „All I need“ (1998)

Meine zweite Heimat San Francisco

von Susanne F. Gopalan

1998 war für mich ein ganz besonderes Jahr. Ich hatte mich gerade selbständig gemacht, was auf der einen Seite die Erfüllung eines Herzenswunsches war, auf der anderen Seite noch mehr Arbeit bedeutete. Genau das war der Grund, weshalb ich mich etwas angeschlagen fühlte, als ich im Sommer nach San Francisco flog. Die Klimaanlage im Flugzeug bescherte mir dazu noch eine Erkältung, so dass ich nach zwölf Stunden Flugzeit nur eines wollte: so schnell wie möglich ins Bett, um mich auszuschlafen. Doch das Anstehen bei der Passkontrolle dauerte ewig und wurde noch übertroffen von der Warterei beim Autoverleiher. Meine Laune war also nicht die beste, als ich endlich an der Reihe war. Der Angestellte lächelte freundlich und fragte: „*Do you want an upgrade?*“

Es dauerte einen Moment, bis ich „*Thank you. That's fine with me*“ antworten konnte. Ein Upgrade, warum nicht? Aber musste es ausgerechnet ein Cabriolet sein, wo ich doch erkältet war? Dann aber siegte die Freude über den Zweifel. Ich stieg ein, öffnete das Dach, schaltete das Radio an, fuhr los. Mein Weg führte Richtung Downtown, über den Marina Boulevard am Presidio vorbei zur Golden Gate Bridge, um dort auf den berühmten Highway Nr. 1 zu stoßen. Im selben Augenblick, als ich auf die Brücke fuhr, kündigte der Radiomoderator das Lied *All I need* von Air an – und etwas

Magisches passierte: Auf einmal sah ich vor mir, wie ich neun Jahre zuvor das erste Mal über diese Brücke gefahren war. Damals hatte ich gerade mein Studium in Deutschland beendet, ein sechsmonatiges Praktikum bei einer Filmfirma in New York angeschlossen und war nun auf dem Weg nach Alaska. Die Aussicht auf die Skyline war so faszinierend, dass ich beschloss, eines Tages in dieser Stadt zu leben. Es dauerte noch vier Jahre, bis ich den Plan in die Tat umsetzen konnte, dann kehrte ich als Fulbright-Stipendiatin an der San Francisco State University zurück. Ich fand eine Wohnung in der Columbus Avenue, genau an der Schnittstelle von Chinatown und Little Italy. Schräg gegenüber lag der City Lights Bookstore, vielleicht die berühmteste Buchhandlung Amerikas. Wie überall war auch dort dieser „Spirit“ zu spüren, der die Innovationskraft der Menschen dieser Stadt befeuert.

Der überkam auch mich, als ich jetzt über die Golden Gate Bridge fuhr, den Wind im Haar und die Liedzeile *„All I need is a peace of this mind, then I can celebrate“* im Ohr. Auf einmal war mein Stress wie weggeblasen, die Erkältung verflüchtigte sich mit den sphärischen Klängen von Air in den Nachthimmel. Was blieb, war das große Glück, hier sein zu dürfen, an der Quelle meiner Ideen. Nirgendwo auf der Welt treffen sich so viele wissensorientierte Veränderer wie in San Francisco. Nirgendwo wird Skill-Exchange – der Austausch von Ideen und Kenntnissen – professioneller praktiziert. Nirgendwo werden feste Regeln und starre Normen schneller aufgelöst. *Diversity* – also Vielfalt – ist Programm in dieser Stadt. Das zeigt sich nicht nur an der Innovationskraft von Silicon Valley, eine Stunde Autofahrt

weiter südlich gelegen, sondern auch in der einzigartigen Verbindung von Lebenslust und Begeisterungsfähigkeit. In San Francisco haben nicht nur Computer, iPhones, Facebook & Co ihren Ursprung, sondern auch kulturelle Institutionen wie *World Affairs Council* und das *Burning-Man-Festival*. Hier wird auch besonders lustvoll gefeiert, ganz im Sinne von Air: „*All I need is the place to find, and there I'll celebrate.*“ Als ich auf der anderen Seite der Brücke ankam, setzte ich meinen Weg Richtung Mill Valley fort. Dort, 20 Kilometer nördlich von Golden Gate, lebt meine Freundin Linda. Sie ist auch heute noch meine Gastgeberin, wenn ich Jahr für Jahr mit Mann und Tochter für ein paar Wochen bei ihr unterschlüpfe. Längst ist mir San Francisco zur zweiten Heimat geworden, und das Lied *All I need* von Air ist nicht ganz unschuldig daran.

Susanne F. Gopalan, geboren 1965 in Schwäbisch Gmünd, studierte Betriebswirtschaft, Marketing, Kommunikation und Rhetorik in Pforzheim und an der San Francisco State University. Seit 1993 ist Susanne F. Gopalan selbständige Trainerin und Führungskräfte-Coach. Sie arbeitet u. a. für McKinsey & Company, Coca-Cola, DaimlerChrysler, Novartis und Ritter Sport. Sie führt interkulturelle Teamtrainings durch und bietet offene Seminare zur Persönlichkeitsentwicklung an; weitere Informationen: www.gopalan.de. Susanne F. Gopalan ist verheiratet und hat eine Tochter. Bei dotbooks veröffentlichte sie ihr erlebnisorientiertes Arbeitsbuch *Die Gopalan-Strategie: Folgen Sie dem Ruf des Abenteurers!*.

Coppelius: „Schöne Augen“ (2008)

Die Entdeckung einer Leidenschaft

von Kyra Cade

Ich hasse Konzerte. Es ist eng dort, voller Menschen, die schwitzen, schreien, rauchen, trinken, mir ihre Ellbogen in die Seite rammen ... Es ist einfach kein entspanntes Musikhören. Deshalb zeigte ich mich wenig erfreut, als mein Freund mir zum 26.

Geburtstag Karten für gleich zwei Festivals schenkte. Die angekündigten Bands waren mir nur zum Teil bekannt, und ich verspürte wenig Lust darauf, mir jeweils einen Tag lang die Beine in den Bauch zu stehen und mich von immer stärker Betrunkenen anrempeln zu lassen – ich hatte ja Vorurteile.

Da ich das Geschenk aber auch nicht ausschlagen wollte, machten wir uns einige Monate später auf zum Veldensteiner Festival nach Neuhaus an der Pegnitz. Die Sonne schien, das gutgelaunte Mittelaltervolk strömte den Berg hinauf zur Burg, und auch wir beiden waren gerüstet für einen spannenden Tag.

Die erste Band lief spurlos an mir vorbei, und meine Begeisterung hielt sich immens in Grenzen. Auf die zweite hingegen war ich gespannt, denn im Vorfeld hatten wir gegoogelt und recht fesche Herren gefunden, die aus einer anderen Zeit zu stammen schienen: Coppelius treten mit zwei Klarinetten, Kontrabass, Cello und Schlagzeug auf; ungewöhnliche Instrumente, wenn man bedenkt, dass es sich um eine Metal-Band handelt, die ihren Stil selbst als „Kammercore“ bezeichnet. Die Texte sind häufig – wie auch der Bandname – Dramen von E. T. A. Hoffmann entnommen und mit modernen, rockigen Melodien unterlegt.

Endlich betraten die sechs Bandmitglieder die Bühne. Zuerst

begrüßte Butler Bastille das Publikum, schwang den Staubwedel und nahm schließlich Zylinder und Fräcke der Herren entgegen, die ihre Plätze einnahmen. Es war beeindruckend, wie die Band dem 18. und 19. Jahrhundert mit tollen Kostümen und einer authentischen Sprache neues Leben einhauchte. Und dann ließ mich der Song *Schöne Augen* alles um mich herum vergessen. Ich sah vor mir, was Coppelius sangen, die herausgeschnittenen Augen, durchlebte die Geschichte, die Angst des kleinen Jungen. Es machte Spaß – dabei mochte ich doch gar keine Konzerte. Die Berliner jedoch hatten mich in ihren Bann gezogen und dafür gesorgt, dass ich sie unbedingt noch einmal sehen wollte, was vier Monate später auch wirklich geschah. Es fiel mir nun leichter, für die Dauer des Auftritts zu vergessen, dass es eng und stickig war, dass getrunken und geraucht wurde und ich danach hin und wieder blaue Flecke hatte.

Kurz vor meinem 27. Geburtstag fragte mich dann eine Schulfreundin, ob ich nicht für einen Musikblog schreiben wolle. Nach einigem Zögern sagte ich ja. Also musste ich mich zu anderen Bands trauen – und lernte dabei viele nette und interessante Menschen kennen. Heute interviewe ich Musiker, gehe regelmäßig auf Konzerte und schreibe mit viel Leidenschaft neben meinem normalen Beruf, der gar nichts mit Musik zu tun hat, für zwei Blogs, was ich mir früher nie hätte vorstellen können. Auf die Livetermine will ich – trotz der negativen Begleiterscheinungen, an die ich mich inzwischen gewöhnt habe – gar nicht mehr verzichten, zu viele Gänsehautmomente habe ich erlebt, zu viel neue Musik auf diese Weise zum ersten Mal gehört. Und Coppelius? Einmal im Jahr geht's zu einem Auftritt der Herren. Durch E. T. A. Hoffmanns Werk habe ich mich seitdem auch noch einmal gelesen. *Schöne Augen* hat mir eine ganz neue Perspektive eröffnet und eine

Leidenschaft geweckt.

Kyra Cade, geboren 1984, hat evangelische Theologie studiert und arbeitet mittlerweile im Vertrieb einer Internet-Shopping-Firma. Mit zwölf Jahren begann sie, Gedichte, Kurzgeschichten und Romane zu verfassen, und bezeichnet sich selbst als schreibwütigen Bücherwurm mit Liebe zur Musik. Seit Juni 2012 eine Facebook-Freundin von dotbooks. Sie schreibt regelmäßig für die Blogs www.schwarzesBayern.de und www.OsnaMetal.de.

Johnny Cash: „I see a Darkness“ (2000)

Was hilft, wenn die Nacht anbricht?

von Paul C. Meynert

Johnny Cash, der seinen ersten Hit in Deutschland geschrieben hat – und zwar als in Landsberg am Lech stationierter US-Soldat –, ist im Jahr 2003 an einer komplizierten Verlaufsform der Parkinsonschen Krankheit gestorben. Beim Hören seines Liedes *I see a Darkness* erkennt man sofort, dass dieses Leiden auch seine Stimmbänder befallen hat – gerade der erstmals brüchig klingende Bariton des *Man in Black* lässt diese Aufnahme – eine seiner letzten Einspielungen – so beeindruckend und bewegend klingen. Ich gestehe frank und frei: Immer wieder hat dieses Lied mich zu Tränen gerührt ...

Allerdings handelt *I see a Darkness* nicht, wie man zunächst meinen könnte, vom nahenden Tod, sondern von einer drohenden Depression. Das Lied stammt aus dem Jahr 2000, also just aus jener Zeit, in der ich mit der Niederschrift von *Die wahre Geschichte Gottes* befasst gewesen bin. Es wurde im Oktober 2000 auf dem Album *Solitary Man* veröffentlicht, das schon bald einen Grammy erhielt. Alle Lieder dieses Albums sind von melancholischer, zum Teil sogar düsterer Stimmung getragen – und stimmen deshalb nur zu gut mit jener Gefühlslage überein, in der ich mich damals befand. Auch heute noch höre ich *I see a Darkness* immer wieder gerne an – und freue mich vor allem an der letzten Zeile des Songs: „*There is a hope that somehow you can save me from that darkness.*“

Paul Candidus Meynert ist das Pseudonym eines bedeutenden deutschen Naturwissenschaftlers, der 1947 in Hamburg geboren wurde. Seine Forschungen auf dem Gebiet der Nanotechnologie sind gewichtig und bekannt. Eine eigene Nahtoderfahrung hat ihn veranlasst, sich mit philosophischen und spirituellen Themen intensiv zu befassen. Seit seiner Emeritierung lebt er im Winter in München und im Sommer in der Toskana. Bei dotbooks veröffentlichte er bereits seine Novelle *Die wahre Geschichte Gottes*, der bald eine weitere folgen wird.

Youngblood Brass Band: „Brooklyn“ (2003)

Nachtgebläse

von Albrecht E. Mangler

„Mach das Scheißgebläse aus!“ Die Worte drangen wütend und genervt aus meinem zusammengepressten Mund. Mein Bruder auf dem Beifahrersitz zuckte merklich zusammen und drehte die Musik schneller runter, als es nötig gewesen wäre; das würde ich natürlich nicht zugeben. Vom Rücksitz des Wagens, wo unser Freund Valentin saß, kam nichts außer peinlich berührtem Schweigen. Bei dem von mir gemeinten Scheißgebläse, das in der Stille immer noch laut nachzuhallen schien, handelte es sich um den Song *Brooklyn* der Youngblood Brass Band, einer elfköpfigen Band rund um den unvergleichlichen Nat McIntosh am Sousaphon, die mein Bruder mir empfohlen hatte und die ich seitdem jeden Tag aufs härteste feierte. Heute war ihr Konzert in München, und wir hatten Karten. Aber jetzt hatte ich einfach miese Laune und brauchte nur eins: Stille!

Jetzt beruhigen, sagte ich zu mir selbst. Gut, war ich eben kurz durchgedreht, Dampf ablassen ist auch wichtig. Ich atmete ein und wieder aus. Drehte den Zündschlüssel im Schloss. Der Wagen sprang mit leisem Wimmern an, und ich fuhr langsam, ganz langsam los Richtung München.

Entschuldige dich, flüsterte mir meine innere Stimme schon während der ersten Meter Richtung Autobahn über das Knattern des Motors hinweg zu: *Erzähl von deinem Tag an der Uni, Professor Soundso, den Essays, Texten, Autoren und Theorien, die in deinem Kopf vergeblich, aber umso erbitterter um Sickerzeit bitten. Sag jetzt Entschuldigung. Dann ist es nicht so schlimm.*

Mein Bruder äugte zu mir vom Beifahrersitz, ich konnte seine enttäuschten Gedanken riechen. Auch Valentin schwieg, starrte stoisch auf den Stuttgarter Verkehr.

Ich sagte nichts bis München. Die Musik blieb aus.

„Da ist kein Kreisverkehr“, blökte ich meinen Bruder an, der die Straßenkarte wild vor sich hin schwenkte und am Ende der A8 einen Kreisverkehr entdeckt haben wollte. Aggressiv drückte ich aufs Gas, während die Autobahn in einem Halbkreis endete.

Verdammt. Da isser.

Ich ließ mir nichts anmerken und nölte: „Wo ist jetzt dein verdammter Kreisverkehr?“

Mein Bruder glotzte und giftete, wir würden darauf fahren.

Ich dampfte weiter schweigend Wut in mich hinein und beschleunigte Richtung Innenstadt. Wieder Schweigen.

Nach einer wilden Parkplatzsuche im Glockenbachviertel stand der Wagen schließlich. Der Motor hörte auf zu knattern, und die plötzliche Ruhe zerbröckelte meinen Trotz. Ich sah vor meinem inneren Auge mich selbst, einen wütenden Buddha, der die gesamte Fahrt über schweigend nichts als Missfallen und Wut ausgestrahlt hatte. An einem Tag wie heute: Youngblood-Tag, Feiertag mit meinem Bruder Martin und unserem Freund Valentin. Die große Fahrt nach München. Die große Party in der Registratur. Weißbier und Sonnenschein.

Ich fühlte mich mies. Ich wollte mich entschuldigen. Jetzt.

Mit schnellen Schritten ging ich um den Wagen und hielt meinem Bruder eine Faust hin: Rapfaust. Tut mir leid, sagte sie ohne Worte. Ich bin ein Vollidiot.

Martin schlug seine Faust fest gegen meine. Sagte leise:

„Rapfaust.“ Valentin genauso. Ihre Blicke sprachen aber eine andere Sprache, sie sagten: Das reicht so nicht. Gar nicht.

Also musste ich Bier ausgeben. Eins der einfachsten Dinge der Welt, Bier in München ausgeben. Sollte man meinen. Aber so planlos, wie ich hier war, würde sogar das in die Hose gehen. Na toll.

Aber dann die Rettung: ein Mini-Biergarten ums Eck der Registratur, wo das Konzert in zwei Stunden beginnen würde, drei freie Plätze, sechs Weißbier. Ein Glück. Ich hatte uns nur den halben Tag versaut.

Die Registratur ist ein Club mit Galerie. So standen wir in erhöhter Position direkt über der Band und konnten die Energie der Musiker in uns aufsaugen: die Beats, die mit der Snare-Drum den Puls und mit dem Bass die Seele trafen, das Sousaphon ließ Professor Miesepeter endgültig verstummen, und die Durchdreher an den beiden Posaunen fegten die letzten Theoriebrocken aus meinen Synapsen. *Brooklyn* mit dem unvergleichlichen energiereichen Part in der Mitte: trockene Bläser über dröhnendem Bassfundament.

Danach *Killing Me Softly* als melancholisches Bläser-Cover.

Schließlich *Camouflage* und *Gangsters Paradise* als Zugabe.

Traumhaft, einfach traumhaft. Meine Augen glänzten in die von Martin und Valentin. Was für ein Tag. Was für eine Band. Was für ein Konzert! Wie schön, hier in München mittendrin zu sein.

Auf dem Weg zum Auto redete wieder niemand, doch diesmal aus anderen Gründen. Wir piffen die Melodien der Band, tanzten ausgelassen auf den fast leeren Straßen im Glockenbachviertel.

Im Auto drehte ich das Scheißgebläse laut auf. Yeah! *Brooklyn!*

Warum verdammt hatten wir es auf der Hinfahrt nicht schon dröhnend laut gehört?

Das Auto sprang an – nur das Licht nicht.

Komisch.

Ich startete den Wagen noch einmal. Das Licht funktionierte, und ich fuhr uns mit Youngblood-Brass-Band im Ohr durch das nachthelle München – bis auf der Autobahn das Licht wieder ausging. Ich machte die Musik aus, um zu überlegen, was ich tun sollte. Das Licht ging wieder an.

Ich drehte die Musik wieder hoch.

Das Licht ging aus.

Ich drehte die Musik aus.

Das Licht ging wieder an. Gelächter vom Beifahrersitz und vom Rücksitz. Ich drehte die Musik bis zum Anschlag auf. *Brooklyn!*

Das Gebläse trug uns durch die Nacht.

Albrecht E. Mangler, geboren 1978, studierte Literatur, Sprachwissenschaft und Soziologie, schreibt Essays, trägt den Generationengerechtigkeitspreis und entwickelte von Start ab die Buchmarketing-Agentur bilandia mit. 2011 erschien sein Roman *Veraschung*. Mit dotbooks verbindet Albrecht E. Mangler Leidenschaft für die Zukunft – und mit Albrecht E. Mangler verbindet das gesamte dotbooks-Team größte Sympathie.

Johannes Brahms: „Symphonie Nr. 3, Poco Allegretto“ (1883)

Der Lektor kann mich mal

von Lola Lindberg

Liebe Leser – darf ich Ihnen etwas verraten? Mein Lektor ist ein Sadist. Man sieht es ihm nicht an, aber lassen Sie sich nicht täuschen: Hinter der freundlichen Fassade lauert ein Teufel.

„Ich darf nur über ein Lied schreiben?“, frage ich ihn ungläubig.

„Ja“, sagt er, „so sind die Spielregeln.“

„Aber du kennst mich doch: Ich höre immerzu Musik. Ich habe tausend Geschichten über hundert Lieder zu erzählen.“ Damit, da bin ich sicher, wird er sich umstimmen lassen.

„Das ist schön“, erklärt er ungerührt. „Aber such dir ein Lied für deinen Text aus.“ *Sadist!*

Musik ist für mich Leben. Und Leben ist für mich Aufregung, Spannung, empfinden, lachen, neugierig sein, Erfahrungen machen und Befriedigung finden. Wenn sich diese Aufzählung für Sie nun auch nach einer Definition für Sex anhört: Wunderbar, wir verstehen uns! Tatsächlich verbinde ich einige der prickelndsten körperlichen Erinnerungen mit Liedern, seit ich vor 20 Jahren in einem Club auf einem Turm aus Hebebühnen tanzte. Ausgelassen. So richtig. Dabei brachte ich die alles andere als TÜV-geprüfte Konstruktion zum Schwanken – und mich fast zu Fall, hätte mich nicht im letzten Moment ein durchtrainierter Holländer gepackt und an sich gedrückt. Sein Hemd hatte keine Ärmel, seine Oberarme ausgesprochen formschöne Proportionen und ich keine Hemmungen, dafür aber wenig später die Erfahrung, wie sich Sex

im Stehen hinter einem Zigarettenautomaten anfühlt, der uns nur bedingt blickdicht abschirmte. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt: sehr gut, was auch daran gelegen haben mag, dass der treibende Rhythmus von The Good Mens *Give it up* uns anfeuerte („*Give it up – dance!*“) und ich Anfang 20 war; inzwischen weiß ich, danke der Nachfrage, ein Bett sehr zu schätzen. Was die Privatsphäre angeht – nun ...

In einem Bett landete ich irgendwann auch mit einem kleinen Mann, mit dem ich mir eine kurze Affäre vorstellen konnte. Zu unserem ersten Date – das stattfand, nachdem wir uns bereits des Öfteren über den Weg gelaufen waren und uns nach diversen One-Night-Stands in seiner Wohnung „diesmal aber für immer“ verabschiedet hatten – holte er mich mit einem schwarzen Cabrio ab. Später fuhren wir durch die laue Sommernacht; im CD-Spieler lief Jay Jay Johansons *So tell the girls that I am back in town*. Und während er sang „*I could be your friend, I could be your stranger, I could be the one your mother said would be a danger – now it's up to you*“, versuchte ich, mir vorzustellen, ob der kleine Mann neben mir all dies sein könnte.

„*Ich glaube nicht, dass ich dich noch hochbitten sollte*“, sagte ich, als wir vor meiner Haustür standen.

„*Ich schon*“, sagte er.

Sechs Jahre später haben wir geheiratet. An der Seite des kleinen Mannes habe ich die Welt gesehen – und er hat mir die Tür zu mancher geöffnet, die nicht jeder bereisen kann. 2006 hörte ich I say a little prayer in der The-Bosshoss-Version in Dauerschleife. Schon die erste Textzeile – „The moment I wake up, before I pull my Jeans up“ – genügte, um meine Knie weich werden zu lassen. Als ich in einer staubigen amerikanischen Bar einen Mann sah, der seinen unrasierten Charme verströmte wie andere Männer ein

Calvin-Klein-Parfüm, gesellte sich dazu noch eine andere körperliche Reaktion ein paar Handbreit oberhalb des Knies.

„Willst du den haben heute Nacht?“, fragte der kleine Mann, der selten zu einem Buch greift, weil er in mir genug zu lesen findet.

„Das geht doch nicht“, sagte ich.

„Warum nicht?“, fragte er.

Am nächsten Morgen sahen wir gemeinsam zu, wie der Fremde seine Jeans hochzog und aus dem Zimmer cowboystiefelte. Das geht doch nicht ist ein Satz, den wir seitdem aus unserem aktiven Sprachgebrauch gestrichen haben. Das ist nicht immer einfach. Aber es ist immer richtig und vor allem möglich, denn eins steht fest: „Together, together, that’s how it will be; to live without you would only mean heartbreak for me.“

Ich könnte noch viele solcher Geschichten erzählen – aber ich darf ja nicht. Sie erinnern sich: Mein Lektor, der Sadist ... „Was soll ich machen?“, frage ich den kleinen Mann. „Ich kann mich nicht für ein Lied entscheiden, das stellvertretend für mein Leben steht.“

„Dann schreib über das, was am Ende deines Lebens stehen könnte.“

Er ist schlau, der kleine Mann. Und er weiß, dass es tatsächlich ein Stück gibt, von dem ich möchte, dass es gespielt wird, wenn ich es mir auf Aschebasis in einer formschönen Urne bequem gemacht habe: Johannes Brahms’ Poco Allegretto aus der dritten Symphonie. Eine Melodie, die wehmütig ist, aber nicht traurig. Ein Satz aus der Symphonie, zu dem ich manchmal die Hand des kleinen großen Mannes in meine nehme und weiß, dass ich in meinem Leben immer weiter neugierig nach allem suchen kann, weil ich schon gefunden habe, was ich wirklich brauche.

Lola Lindberg, geboren 1970 in Düsseldorf, gibt gerne zu, dass sie mit ihrem Vornamen etwas schummelt. Nach stürmischen Jahren voller windiger Männerbekanntschaften, über die sie zahlreiche Kurzgeschichten und Romane unter abenteuerlichen Pseudonymen schrieb, heiratete sie einen kleinen Mann mit beeindruckendem Aktiendepot, dem sie seitdem durch die Welt folgt – von München über London und New York nach Amsterdam und wieder zurück. Lola Lindberg veröffentlicht bei dotbooks die erotischen Phantasien *Sweet & Sexy: Komm her, Kleiner* und *Sweet & Sexy: Ich spiel mit dir*.

VNV Nation: „Darkangel“ (1999)

Elektronische Musik mit Seele und Botschaft

von Sabine Thiele

Sommer 1999: Gerade hatte ich ein Austauschstudienjahr in Schweden hinter mir, war zurück in München, um mein Studium weiterzuführen, und vermisste mein Traumland unendlich. Eine traurige, eine verwirrte Zeit, in der ich mich wieder in den fremden deutschen Alltag einfinden musste. Um mich auf andere Gedanken zu bringen, nahmen Freunde mich eines Samstags mit zu einer relativ neuen Partyveranstaltung, die sich auf Synthie-Pop, 80er-Pop, härtere Sachen wie EBM und andere eher düster-elektronische Musik spezialisiert hatte – die „Pop!“-Veranstaltung der Black Painting Crew, die es übrigens immer noch wöchentlich gibt und die dieses Jahr ihr fünfzehnjähriges Bestehen feiert. Dort hörte ich es – ein Lied, wie es mir in dieser Form so noch nicht untergekommen war: düster, aber sehr melodiös, hart, aber nicht aggressiv, keiner konkreten Richtung zuzuordnen, sondern einfach nur mitreißend und einprägsam. Kein purer EBM, kein Synthie-Pop, nein, etwas ganz Eigenes. Später sollte diese Musikrichtung zeitweise als „Futurepop“ bezeichnet werden, doch als ich dieses eine Lied hörte, war es einfach nur: „Wow!“

Es stellte sich heraus, dass ein irisch-englisches Duo namens VNV Nation hinter *Darkangel* steckte, und mit dieser Band begann mein (nach der Teenagerzeit erneuter und diesmal dauerhafter) Einzug in die Welt der Schwarzlinge und ihrer von harschem Elektro über sägende Gitarren bis hin zu einfühlsamem Folk reichenden Musik. Diese Szene hat so viele Facetten – musikalisch, menschlich,

thematisch!

Viele würden VNV Nation vielleicht gar nicht so sehr zur schwarzen Szene rechnen. Doch für mich war es ein Aufwachen, der Beginn eines Erkenntnisprozesses, wo ich mich wirklich wohl fühle, wo ich dauerhaft hingehöre. Eine Szene, in der ich so viele großartige, feinfühlig, positiv verrückte und gebildete Menschen getroffen habe, eine Szene, die mir mit Partys, Konzerten, Festivals und Treffen so viele Glücksmomente beschert hat und immer noch beschert, dass ich mir ein Leben „ohne“ nicht mehr vorstellen kann. Ich werde dieser Welt treu bleiben, weil sie Heimat ist.

Natürlich dauert so ein Identitätsfindungsprozess seine Zeit, es gab Umwege und Sackgassen, für mich als musiksüchtigen Menschen noch viele andere wichtige Bands, Genres und Lieder, doch VNV Nation und *Darkangel* waren stets treue Wegbegleiter. Der Text ist dabei gar nicht so wichtig – außerdem ist er so vielschichtig und vielseitig interpretierbar, dass ich mir das gar nicht anmaßen möchte –, doch Zeilen wie „*I'd only come here seeking peace*“ oder „*I'd only come here seeking me*“ sprechen meiner Meinung nach für sich.

Danke, VNV Nation, für diese Initialzündung damals, die mein Leben zwar nicht sofort, aber dafür im Laufe der Jahre umso nachhaltiger verändert hat – zum Besten!

Sabine Thiele, Jahrgang 1976, arbeitete nach einem abgeschlossenen Skandinavistik-Studium einige Jahre im Lektorat der Verlagsgruppe Droemer Knauer für Beate Kuckertz, ist seit 2008 freiberufliche Lektorin und Übersetzerin und für dotbooks auch als Korrektorin tätig. Mehr Infos unter: www.thieletext.de

Stevie Wonder: „Happy Birthday“ (1980)

Ein Ständchen zum Ehrentag

von Ilse-Maria Dries

Im September 1995 saßen meine Freundin Susanne, mein Sohn Daniel und ich in einer kleinen nordzypriotischen Pension auf der schattigen Terrasse beim Frühstück. Früh um neun Uhr zeigte das Thermometer bereits 35 Grad im Schatten. Auf dem Buffet waren wie jeden Morgen silberne Platten mit Schafskäse, Tomaten, Orangenmarmelade und Wassermelonenscheiben angerichtet. Susanne, aufgrund ihres sonnigen Gemütes Sunny genannt, hatte diese Auswahl bereits am ersten Tag als ein wenig karg und übersichtlich empfunden. Sie flirtete mit dem Kellner, der ihr seit unserer Ankunft bedingungslos zu Füßen lag; mit dieser berechnenden Charmeoffensive erreichte sie, dass Mehmet den Koch Achmed überredete, jeden Morgen Spiegeleier mit Rinderschinken für sie zu braten.

Für diesen Tag hatten wir etwas ganz Besonderes geplant, weil Sunny ihren Geburtstag feierte. Sie hatte sich gewünscht, mit einem offenen Jeep einen Ausflug zu unternehmen und mit wehenden Haaren über die bezaubernde Insel zu brausen. Das Fahrzeug war bereits für uns reserviert. Ali, der geschäftstüchtige Vermieter, der abends Bauchtanzveranstaltungen für spendable Touristen organisierte, pries uns die Vorzüge des weißen Suzuki an, als würde es sich um eine Luxuskarosse handeln.

Sunny bestand darauf, sich ans Steuer zu setzen, und so fuhren wir in ausgelassener Stimmung die Küstenstraße entlang. Souverän bewältigte sie die Herausforderungen des Linksverkehrs und umrundete in Girne inmitten des größten Verkehrsgewühls und

Hupengeschalls einen Kreisel, als hätte sie im Leben nichts anderes gemacht.

Die Sonne stach von einem azurblauen Himmel. Daniel trug eine Leinenmütze mit Schirm und Nackenschutz; uns Frauen wurde schnell klar, dass wir mit unseren offen wehenden Haaren zwar verwegen aussahen, aber auch mit einem Sonnenstich in der Ambulanz landen würden. Bei einem fliegenden Händler erstanden wir nach einigem Feilschen, was dazugehörte, farbenfrohe Baseballkappen.

Wir ließen den quirligen Verkehr hinter uns und fuhren über eine Sandpiste auf eine schmale, verlassene Halbinsel, die wie ein knochiger Finger in nordöstlicher Richtung in das Mittelmeer ragte. Unser Ziel, das Sankt Andreaskloster an der Spitze der Landzunge, lag etwa 80 Kilometer vor uns. Wir hatten die Länge der Fahrt unterschätzt, da wir auf dem Weg, der mit Schlaglöchern und Steinen übersät war, nur langsam vorwärtskamen.

Vereinzelt standen magere Ziegen auf dem kargen Boden und knabberten an dürren Grashalmen. Weit und breit waren weder Menschen noch Ansiedlungen auszumachen.

Hier, am Ende der Welt, war der perfekte Ort für die Überraschung. Geheimnisvoll lächelnd schob ich die Kassette in den altersschwachen Rekorder, drückte die Starttaste und drehte den Knopf für die Lautstärke bis zum Anschlag.

In die absolute Stille der Ödnis schallte der Song von Stevie Wonder, *Happy Birthday*, so dass einige Ziegen vor Schreck in die Höhe sprangen. Sunny war total gerührt.

Wir grölten „*Happy Birthday to you, Happy Birthday to you, Happy Birthdayayay*“, als ich den Gesteinsbrocken entdeckte, der direkt vor uns lag. Gleichzeitig mit meinem Warnschrei ertönte ein unheilverkündendes Rumpeln und Zischen.

Wir stiegen aus dem Fahrzeug und weigerten uns zunächst zu glauben, was unübersehbar war. Daniel brachte es auf den Punkt: „Mama, die zwei Reifen auf der linken Seite sind platt. Auf der Ladefläche liegt aber nur ein Ersatzrad.“

Unter normalen Umständen wäre dies der Moment für schlechte Laune und Panik gewesen – aber wir waren nach einer Urlaubswoche nicht nur entspannt, sondern durch *Happy Birthday* auch in bester Stimmung. Also ließen wir uns am sonnendurchglühten Wegsaum nieder und spekulierten trefflich, ob ein hilfsbereiter Ziegenhirt vorbeikommen und uns retten würde. (Was – wie Sie an der Tatsache, dass ich in der Lage bin, Ihnen diese Anekdote zu erzählen – auch geschah.) Dabei ließen wir unsere letzte Wasserflasche kreisen, und ich teilte ein Hanuta gerecht in drei Stücke. Es war vielleicht nicht der beste Geburtstagskuchen, den Sunny und ich je miteinander gegessen haben, aber sicher der, an den wir uns immer erinnern werden.

Ilse-Maria Dries wurde in Erlangen geboren und hat Sozialpädagogik und Betriebswirtschaftslehre studiert. Seit 2010 schreibt sie Regiokrimis. Ilse-Maria Dries ist verheiratet, hat einen Sohn und lebt seit 13 Jahren in einem Bauernhaus in der fränkischen Schweiz. Bei dotbooks erschien bereits ihr Kriminalroman *Nachtgieger*.

Wolfgang Amadeus Mozart: „Solche hergelauf’nen Laffen“ (1782)

Liebeseerklärung an Osmin

von Jutta Hamberger

Für Bässe in der Oper gilt vor allem zweierlei: Das Repertoire ist eingeschränkt. Und das Mädchen kriegt stets der Tenor. Oder der Bariton. Auf dieser Meta-Ebene war Mozarts Osmin für mich immer der Bass der Bässe. Vielleicht habe ich mit und durch ihn verstanden, wie sehr sich Libretto und Musik widersprechen können und wie wichtig es daher ist, beide Sprachen zu „lesen“.

Ach, was wurde nicht schon alles über Osmin gesagt und geschrieben! Ein Ungeheuer sei er, eine orientalische Nichtswürdigkeit, ein grober, niederträchtiger Türke, voll sinnloser Grausamkeit, roher Schadenfreude und Brutalität. Aber ist das auch im Sinne Mozarts? Dieser Osmin ist schließlich ganz und gar keine Nebenrolle in der *Entführung*, Osmin steht an fast allen dramatischen Höhepunkten der Oper auf der Bühne. Und das ist bei Mozart immer ein sehr deutlicher Hinweis ... Und er singt. Und wie er singt. Himmelschön. Traurig. Kindisch. Rachsüchtig. Brutal. Verbissen. Leidenschaftlich. Sinnlich. Wütend. Abgründig.

Osmin? Abgründe? Tiefsinn? Ich sehe die Falten, in die Sie jetzt vielleicht Ihre Stirn legen, wenn Ihnen die Oper vertraut ist. Hören Sie genau hin – auf die unerzählte Geschichte der *Entführung*. Wenn man bei Mozart eines sicher sagen kann, dann dies: An der Fülle des Liebreizes und Hintersinns in der Musik kann man erkennen, wie sehr ihm eine Figur am Herzen lag. Osmin muss ihm

sehr nahe gewesen sein, denn in der Oper erklingt ein „falsches“ Duett ... Nicht das vermeintlich füreinander bestimmte Paar Pedrillo und Blonde singt miteinander, nein, Osmin und Blonde duettieren sich, der Eunuch und die schöne Gefangene. Die beiden klingen dabei wie ein lang verheiratetes Paar (ich muss dabei immer an Loriotsche Frühstückseier denken). Er gibt den Herrscher, sie öffnet ihn nach, er wird unsicher, will sie ihn vielleicht doch, hat er eine Chance? – sie flirtet und macht Rückzieher, und schlägt ihn mit seinen Waffen. Und welche Brisanz liegt in diesem Duett! Blonde, die selbstbewusste Engländerin, könnte sich vorstellen, mit Osmin eine kleine Romanze zu beginnen ... Die Musik jedenfalls deutet das Unerhörte an.

Ach, Osmin! Er würde so gern, aber er kann ja nicht. Trotzdem hat er eine Vorstellung davon, wie es wohl wäre mit einer Frau an seiner Seite. Herzerreißender – und grundbürgerlicher – als Osmin kann man das nicht besingen – natürlich in g-Moll, einer Tonart, die sich für unerfüllte Sehnsüchte besonders gut eignet: „Wer ein Liebchen hat gefunden, / die es treu und redlich meint, / lohn' es ihr durch tausend Küsse, / Mach ihr all das Leben süße, / Sei ihr Tröster, sei ihr Freund, / Trallalera, trallalera.“

Mozart quält Osmin mit Pedrillo, der genauso scharf auf die Mädchen ist wie er. Nur – der kann ... Also kriegt Pedrillo alles an den Kopf, was Osmin im Allgemeinen und Besonderen nervt und ärgert, präzise und unmissverständlich in F-Dur: „Solche hergelauf'nen Laffen, die nur nach den Weibern gaffen, / mag ich für den Teufel nicht. / Denn ihr ganzes Tun und Lassen, / ist, uns auf den Dienst zu passen, / doch mich trägt kein solch Gesicht.“ Leider ist Pedrillo von dieser Warnung wenig beeindruckt. Gereizt packt Osmin noch eine Schippe drauf und vervollständigt sein Kompetenzprofil: „Eure Tücken, Eure Ränke, / Eure Finten, Eure

Schwänke, / sind mir ganz bekannt, / mich zu hintergehen, / müsst
Ihr früh aufstehen. / Ich hab auch Verstand ... / Drum, beim Barte
des Propheten, / ich studiere Tag und Nacht, / Dich so mit Manier
zu töten, / nimm Dich, wie Du willst, in Acht, / nimm Dich in
Acht.“

Ganz tief unten endet diese „Verstand-Phrase“ und mit quasi drei
Ausrufezeichen das „nimm Dich in Acht“. Bloß, und das weiß
nicht nur Pedrillo (der wahrlich nicht der Hellste ist): Wer zehnmal
sagen muss, dass er Verstand hat, hat ihn in der Regel halt nicht ...
Pedrillo lacht. Aber einen Osmin gibt man nicht der Lächerlichkeit
preis, nein! Laut und deutlich reißt der Geduldsfaden. Jetzt holt
Osmin die Kavallerie – und wechselt in a-Moll, begleitet von den
harten Klängen der Janitscharen-Musik, und singt seine Wüterich-
Arie fertig: „Erst geköpft, / dann gehangen, / dann gespießt, / auf
heißen Stangen, / dann verbrannt, / dann gebunden, / und getaucht,
/ zuletzt geschunden.“ Mit jeder angedrohten Marterung steigert
sich seine Emphase – der Mann meint es ernst. Man fürchtet um
sein Leben, wie er sich da so in Rage singt. Folter türmt er auf
Folter. Es ist himmelschön, Osmins Wut zu lauschen.

Und dann? Passiert Pedrillo was? Wird es ernst? Ach was. Osmin
geht knurrend ab und räumt das Feld ... Hunde, die bellen, beißen
halt nicht.

Alle in dieser Oper kriegen am Ende, was sie wollen. Belmonte
seine Konstanze, Pedrillo das Blondchen, Bassa Selim die Nathan-
der-Weise-Anerkennung. Man könnte das Opernende aber auch so
lesen: Konstanze und Blonde kehren zurück zu den Konventionen
und ziemlich langweiligen Ehemännern. Der Bassa ist nur deshalb
großmütig, weil er bei Konstanze letztlich doch nicht landen
konnte ... Nur Osmin geht leer aus – aber er hatte ja auch vorher
nichts. Mozart hat ihm vielleicht deshalb einige der schönsten

Bassarinen der Opernliteratur auf den gewaltigen Leib geschneidert. Osmin ist die musikalische Explosion der nicht gelebten Möglichkeiten. Osmin hat's mir klargemacht: Glauben Sie nie dem Librettisten. Hören Sie auf die Musik.

Jutta Hamberger, geboren 1960, wurde mit einer LP-Aufnahme der *Kleinen Nachtmusik* sozialisiert. Sie liebt Musik von Monteverdi bis Gubaidulina, aber Mozart ist ihr am nächsten (die klingende iPod-Hausapotheke besteht fast ausschließlich aus Mozartmusik). Als Verlagsberaterin (www.verlagsconsult.de) ist Jutta Hamberger fast ganzjährig in Deutschland unterwegs. In ihrer Wahlheimat München, genauso gern aber auch in Salzburg, Wien und Schwarzenberg besucht sie mit (und manchmal ohne) Beate Kuckertz klassische Konzerte und ist eine dotbooks-Freundin der ersten Stunde.

T. Rex: „Telegram Sam“ (1972)

Ich möchte Bobby sein, oh yeah!

von Thomas Gruber

In den 70er Jahren war das Leben noch ein Wunschkonzert, vor allem mittwochs. Es hatte etwas geradezu Magisches, wenn mitten ins fade Abendrot hinein aus dem Radio das SWF-Pausenzeichen erklang und sich Christine Davis mit tiefer, erotischer Stimme zu Wort meldete: „Die Zeit: 20.20 Uhr. Südwestfunk Baden-Baden, Erstes Programm, und Südfunk 1, Stuttgart ... *Vom Telefon zum Mikrofon*. Sie hören das Wunschkonzert aus Baden-Baden.“ Die Anmoderation war allerdings fast immer der vorzeitige Höhepunkt des Abends. In den darauffolgenden vier Stunden wurde sich so manches am Telefon zusammengewünscht, und vieles davon entlockte meinen gebannt vorm Gerät hockenden Eltern kleine Schreie des Entzückens. Meiner bescheidenen Meinung nach standen die Hörerwünsche aber in einem eklatanten Gegensatz zum aufregenden Beginn der Sendung. Wie konnte man sich nach so einer Stimme das *Kufsteinlied* wünschen? Und sich daran auch noch delectieren? Wie konnte man überhaupt für irgendjemand anders ein Ohr haben als für Christine Davis?

Die Antwort auf diese Frage erfolgte im Sommer 1972. Auch wenn es sich für einen Zwölfjährigen merkwürdig anhört, aber ich hatte zu der Zeit bereits eine Karriere als Musikfan hinter mir: Mit sechs war ich durch penetrante Bettelei in den Besitz eines tragbaren Plattenspielers gekommen und hatte geplant, mir mit Scheiben wie *My Baby Baby Balla Balla* den Beat der großen weiten Welt auf den Teller zu holen. Das Projekt scheiterte. Im Nachhinein muss ich sagen: Kein Wunder. Für meine weltumspannenden Absichten

war es suboptimal, dass Bands wie The Rainbows oder The Lords aus Berlin anstatt aus New York oder London kamen. Aber für einen Sechsjährigen ist so etwas schwer zu überreißen. Mein Interesse an Musik ging dann auch schnell wieder verloren – bis zu diesem denkwürdigen Mittwochabend im Sommer 1972.

Marc Bolan traf mich wie ein Blitz. Ich war auf nichts Großartiges vorbereitet, es war ja zunächst alles wie immer: Meine Eltern lauschten gebannt Roy Black und Anita (*Schön ist es, auf der Welt zu sein*), während ich meinen Gedanken nachhing und mir vorstellte, mit Christine Davis im Duett durch untere Oktaven zu streifen. Und dann dieses Riff aus dem Radio – diese gurrende, feuchte Gitarre! Diese Morsezeichen, die meinen Körper mit ihrer Botschaft so unmittelbar erreichten, dass ich zum Entsetzen meiner Eltern begann, mich mit zuckenden Bewegungen vom Küchentisch in Richtung Radio zu bewegen, um ganz nah dran zu sein am Geschehen. Und dann diese Stimme: diese affektierten Einwürfe, diese „Oh Yeahs“ und „Wows“ und „Ahs“! Dieser androgyne, metallische Klang, dessen Sex-Appeal so sehr durchtränkt war von der Arroganz der Großstadt, dass es keinen Zweifel geben konnte: Die große, weite Welt war in unserer gottverdammten Drei-Zimmer-Dachwohnung in der pfälzischen Provinz gelandet – und dieses Mal würde es klappen mit meinem kosmopolitischen Projekt: „*Telegram Sam. Telegram Sam. You are my main man.*“ Es war der Lockruf, der mein Leben veränderte. Obwohl ich mit den schillernden Figuren des Songs nichts anzufangen wusste und keine Ahnung hatte, wer mit *Golden Nose Slim*, *Purple Pie Pete* oder dem Poeten Bobby gemeint sein könnte – verdammt nochmal: Ich wollte so sein wie die! Meinen Eltern muss in diesem Augenblick intuitiv klar gewesen sein, dass sie mich auf immer und ewig an eine Macht verloren hatten, die jenseits ihres

Einflussbereichs lag. Christine Davis war gestern.

Thomas Gruber, Jahrgang 1960, leitet seit 2002 die Mannheimer Werbeagentur SQUARE. Dort arbeitet er daran, Wünsche und Träume zu erzeugen – in seinem bei dotbooks erschienenen Ratgeber *Geht doch, Männer!* zeigt er, wie Mann sie erreicht.

Marius Müller-Westernhagen: „Freiheit“ (1987)

Das fehlende Etwas

von Sarah Schroepf

Ich war völlig erledigt: Junggesellinnenabschied, Polterabend, Standesamt, drei Tage voller Termine und Hektik – meine beste Freundin heiratete. Tröstlich nur, dass die vergangenen Tage recht amüsant waren, doch vor dem nächsten graute mir wirklich: die kirchliche Trauung. Allein schon das endlose pompöse Zeremoniell, volle zwei Stunden lang! Nun denn, Augen zu und durch, so oft heiratet eine beste Freundin ja nicht.

Der nächste Morgen ließ sich auch ganz wunderbar an. Früh um acht war es bereits herrlich warm, die Sonne strahlte, es würde ein schöner Maisamstag werden, einfach traumhaft für die geplante Hochzeitskutschfahrt. Meine beiden Jüngsten – zwei und drei Jahre alt –, welche als Schleppenträger fungieren sollten, ließen sich anstandslos in ihre weißen Anzüge zwängen und verkniffen sich sogar ihre üblichen Neckereien.

Das wäre geschafft, dachte ich, schaltete das Autoradio ein und war guter Dinge. Unterwegs ertönte dann zufällig eines meiner Lieblingslieder, *Freiheit*. Fröhlich und lauthals trällerte ich mit, und die zwei Sängerknaben im Fond taten es mir begeistert nach, zumindest intonierten sie fortwährend eine Zeile: „... *ist das Einzige, was fehlt*.“ *Prima*, freute ich mich, *alle gut gelaunt, tolles Wetter – und wir sind sogar pünktlich!* Alles deutete darauf hin, dass Annika tatsächlich die perfekte Hochzeit haben würde, welche sie ein ganzes Jahr mit großem Eifer bis ins Detail geplant hatte.

Der Einzug in die Kirche war wunderschön, eine strahlende Braut, die glücklich durchs Portal schritt, zwei grinsende Knaben hinter sich, die artig und wie geprobt die Schleppe trugen, kein einziges Mal stolperten und somit auch nicht die Braut mit sich zu Boden rissen. Sichtlich erleichtert wandte sich Annika dem Traualtar zu und erwartete gespannt die Zeremonie. Ebenfalls erleichtert ließ ich mich mit meinen Jungs auf einer Bank nieder und verfolgte – wenn auch etwas gelangweilt – das nun beginnende Ritual.

Natürlich wurden die Kinder nach einer Weile merklich unruhiger, aber ich sorgte mit „Nachher gibt’s Gummibärchen im Auto“ und „Wenn ihr jetzt still seid, bekommt ihr später ein großes Eis“ für jeweils weitere zehn Minuten Ruhe. Als die Aussicht auf Kalorienbomben nicht mehr half, machte ich einen gravierenden Fehler – in Erinnerung an die gute Stimmung im Auto versprach ich den quengelnden Söhnen, gleich wieder ganz laut mit ihnen zu singen, wenn sie jetzt noch ein wenig sitzen blieben. Diesen Vorschlag begrüßten die beiden sehr ... und ließen sogleich eine Kostprobe hören: „*Freiheit ist das Einzige, was fehlt.*“

Der Hall in einer Kirche – nur, falls Sie es lieber nicht selbst ausprobieren möchten – ist wirklich einmalig.

Augenblicklich lief ich puterrot an, von sämtlichen Anwesenden empört angestarrt – denn solche Szenen findet man zwar in Filmen sehr lustig, aber nicht während einer realen Trauung. Auch Annika hatte sich umgedreht und blickte mich wütend an. Dachte sie etwa, ich hätte das mit Absicht getan?

Mit heißen Wangen und Entschuldigungen stammelnd – „Tut mir leid, weiß gar nicht, wo die das herhaben!“ –, verließ ich mit den Zwergen fluchtartig die Kirche. Aber obwohl mir das Ganze sterbenspeinlich war, musste ich im Auto dann doch losprusten. Die anschließende Feier ließ ich jedoch lieber ausfallen.

Am Montag danach traf ich mich mit Annika, gratulierte ihr nochmals herzlich und erklärte zerknirscht, wie der Zwischenfall in der Kirche überhaupt zustande kam. Nun, da die ganze Anspannung von ihr abgefallen war, konnte auch sie darüber lachen und verriet mir sogar, dass Jörg, ihr Angetrauter, bereits am Altar verstohlen gelächelt hatte. Der Ärger war jedenfalls gottlob aus der Welt, und seitdem kann ich mir, wann immer dieses Lied irgendwo ertönt, ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Sarah Schroepf, geboren 1977 in Halle, lebt seit nunmehr fast einem Jahrzehnt mit Mann und vier Kindern in einem beschaulichen Örtchen im Saarland. Nach einer Ausbildung im Hotelfach, einem aufregenden Jahr in Thailand und dem Studium der Germanistik machte sie ihre Lieblingsbeschäftigung – Bücher lesen – zum Beruf und arbeitet seit 2004 als freie Korrektorin.

Cornelia Buhl: „Der Hase“ (2009)

Sei mutig, hab keine Angst!

von Anke Reimann

Wir haben zu Hause einen magischen Sessel, der einen Sog auf die ganze Familie ausübt: Man möchte darin versinken und in einen Zustand wohliger Reglosigkeit bis hin zur Schnarcherei verfallen. Es sei denn, eine Musiküberraschung wie *Wish I had an Angel* von Nightwish reißt mich da heraus und lässt mich headbangend über den Teppich fegen. Oder der Metal-Mittelalter-Mix von In Extremo, einer Band, die uns den Rausch unvergesslicher, durchtobter und absolut glücklich machender Livekonzerte beschert hat. Das ist Musik, die eine unbändige Kraft verströmt. *Der Hase* ist ein Lied, das überhaupt nicht in diese Reihe passt. Es hat Kraft auf eine andere Weise. Es hat mich dazu gebracht, mich – zunächst zögernd – aus meinem Sessel zu erheben und etwas Neues auszuprobieren. Cornelia Buhl hat es geschrieben, eine Sängerin und Dichterin aus Goslar. Sie tauchte eines Tages bei einer Veranstaltung in meinem Städtchen auf. Wir saßen auf einer Bank, redeten über das Liederschreiben. Ich sagte zu ihr: „Vor 15 Jahren stand ich mit Freunden auch mal auf der Bühne. Wir sangen eigene Lieder auf Deutsch, und die Leute haben uns angeguckt, als wären wir Außerirdische. Man serviert sein Herz auf dem Silbertablett und macht seinem Publikum damit regelrecht Angst.“ Sie lächelte mich an. „Das Gefühl kenne ich gut. Und wie ist es jetzt?“ „Wir haben aufgehört“, murmelte ich. Wenige Tage später schrieb sie mir eine Mail, ob ich nicht bei ihr

als Backgroundsängerin mitmachen wollte. Ich antwortete: *Conni, ich kann nicht gut singen, musikalisch spielst Du mehr als eine Liga über mir.*

Sie schrieb: *Trau Dich ins kalte Wasser. Mach mal.*

Ich hörte mir ihre CD an. Conni hatte eine großartige Stimme. Sie sang: „Sei nie wie der Hase, der im Zickzack hoppelt, hab keine Angst.“ Ich fuhr zur nächsten Probe.

Die gestandenen Musiker von Connis Band waren es kaum gewohnt, dass jemand falsch singt. Ich bewegte mich auf völlig neuem Terrain. Wir waren drei Background-Sängerinnen, probten Satzgesang. Conni lachte viel mit uns, glücklich, dass wir dabei waren. Sie kämpfte gegen eine seltene, unheilbare Krankheit, die noch nicht erforscht war – und sie kämpfte gegen das Nichtforschenwollen der Wissenschaftler aufgrund der Seltenheit, knüpfte Kontakte zu Professoren, organisierte Benefizkonzerte mit vielen, vielen Bands aus der Region, war bekannt wie ein bunter Hund und strahlte auf und jenseits der Bühne Herzlichkeit und Zuversicht aus, die absolut ansteckend waren. Ihre Krankheit hieß Polycythaemia vera. Das klingt eher nach einer Blume als nach einer Krankheit. Ein Trugschluss.

Conni starb im Juli 2012 an ihrem 55. Geburtstag. Sie und ihre Lieder haben nicht nur mich, sondern auch unzählige andere Menschen bewegt und dazu gebracht, etwas auf die Beine zu stellen. *Der Hase* und andere Lieder von Cornelia Buhl sind zu hören auf www.reverbNation.com.

Anke Reimann, geboren 1969 in Leipzig, arbeitete als Redakteurin für Zeitungen und die Deutsche Zentralbücherei für Blinde, schrieb

Theaterstücke, veröffentlichte Prosatexte, Cartoons,
selbstillustrierte Kindergeschichten und Bücher für Erwachsene.
Seit 2010 ist sie Mitglied in der Illustratorenorganisation IO und
lebt als freiberufliche Autorin und Illustratorin mit Mann und Kind
in Bad Harzburg. Mehr Informationen über Anke Reimann im
Internet: www.asthor.de. Bei dotbooks veröffentlichte Anke
Reimann die Vorlesegeschichten *Der kleine Schlomp und seine
Freunde*.

Fool's Garden: „Lemon Tree“ (1995)

Verfolgt!

von Dennis Schmolk

Lemon Tree ist keinesfalls mein Lieblingslied. Verstehen Sie mich nicht falsch: Ich mag das Lied. Es ist nett anzuhören, es passt zu vielen Stimmungen und Anlässen, und jeder kennt es. Aber mein Musikgeschmack tendiert für gewöhnlich eher in Richtung Rock, Industrial und diverse Metal-Spielarten. Warum ich dennoch *Lemon Tree* für diesen Text auswähle?

Weil mich das Lied verfolgt!

Wikipedia sagt mir, dass das Lied 1995 ein „*major international hit*“ wurde. Ich erinnere mich vor allem daran, dass ich zu *Lemon Tree* in unserer maroden Turnhalle auf der Abschlussfeier meiner Grundschullaufbahn tanzte. *Ich. Tanzte. In. Der. Öffentlichkeit.* Das war für mich damals die größte Mutprobe, die ich mir vorstellen konnte. (Die Turnhalle erwies sich übrigens nachträglich als asbestbelastet, was so einiges erklärt ...)

Kaum auf dem Gymnasium eingeschult, holte mich der Song wieder ein: Ebenfalls in einer Turnhalle – diesmal in einer gerade erst sanierten – wurden uns kleinen Fünftklässlern unsere „Tutorinnen“ vorgestellt, die sich um uns Pimpfe kümmern sollten. Es handelte sich dabei ausschließlich um Schülerinnen (!) aus der zehnten (!!!) Klasse, die Art von Frau also, von der ich damals noch nicht einmal zu träumen wagte. Und dazu lief natürlich *Lemon Tree*. (Es liefen vielleicht auch noch andere Stücke – aber sicher bin ich mir da nicht.)

Am häufigsten habe ich das Lied dann natürlich in jener Phase

gehört, als das Weggehen zur üblichen Wochenendbeschäftigung wurde – mit 14 oder 15 also –, man aber noch keine Ahnung hatte, in welche Schuppen es einen denn eigentlich zog. *Lemon Tree* war zu dieser Zeit die Definition von *Evergreen* für uns: Es lief andauernd.

Natürlich durfte *Lemon Tree* auch bei meiner Abifeier nicht fehlen – obwohl ich mich leider zu spät für den Song meldete und dann auf *Golden Brown* von den Stranglers ausweichen musste, um meine Zeugnisübergabe zu untermalen. (Das Lied gefällt mir ohnehin viel besser.)

Die bislang letzte Begegnung – und jene, die den Ausschlag für diesen Text gab – fand in München statt. Es war der erste Samstagabend, den ich in meiner neuen Heimat verbrachte, und die erste Gelegenheit, das für mich nicht ganz unwichtige Nachtleben der Stadt kennenzulernen. Ich hatte mich mit zwei Freunden meines neuen Mitbewohners, der es vorzog, eine Disco aufzusuchen, zu einer Kneipentour abgesetzt. Wir waren nach einigen überfüllten Bars auf der Suche nach etwas Ruhigerem – und pausierten bei einem schottischstämmigen Straßenmusikanten, der natürlich nichts Besseres zu tun hatte, als zu unserer Ankunft *Lemon Tree* zu spielen.

Ich bin gespannt, wo mich das Lied in Zukunft noch erwarten wird. Ich bin sicher, dass ich es im Gegenzug nicht erwarten werde.

Dennis Schmolck, geboren 1987 in Nürnberg, studierte Buchwissenschaft und Soziologie in Erlangen, war danach eine Weile freiberuflich unterwegs, ist seit August 2012 Volontär bei dotbooks und die „Stimme“ des Verlags bei Twitter:

www.twitter.com/dotbooks_verlag. Seine Website: www.alles-fliesst.com

Hawkwind: „Master of the Universe“ (1971)

Weg, nix wie weg

von Ralf Reiter

Eskapismus. Flucht aus der Wirklichkeit. Sich im Kopf irgendwohin zappen. *Beam me up, Scotty*. Kennen Sie sicher, denn Sie machen es hin und wieder auch. Garantiert. Denn Sie lesen ja Bücher.

Ich selbst bin irgendwie dazu verdammt, ständig der „Phantastik-Experte“ zu sein. Und diese Art der Literatur hat sich ihren nicht ganz lupenreinen Ruf hauptsächlich dadurch erworben, dass sie als eskapistisch gilt; sich den Dingen nicht stellen wollen und sich lieber weg nach Nimmerland oder Phantasien zu träumen, nix wie weg. Dieser olle Vorwurf der bürgerlichen Ästheten wie auch der alternativen Sozialpädagogen ist natürlich ausgemachter Mumpitz, und selbst wenn er stimmen würde – was wäre schon dabei?

Realität haben wir genug um uns herum, und zeigen Sie mir einen, der an ein bisschen Verdrängung oder Durchdringung derselben gestorben ist.

Während ich entspannt zu pubertieren begann, strebten die sinistren Sozialpädagogen die Weltherrschaft an und legten sorgenvoll die Stirn in Falten, sobald jemand sich den gesellschaftlich relevanten Fragen zu entziehen trachtete: „NATO-Doppelbeschluss? Ach was, ich lese lieber Fantasy.“ Ich begegnete dem zu erwartenden

Weltflucht-Vorwurf mit offensivem Verhalten. Jetzt erst recht!

Anfang der 80er lehnte ich also sowohl BAP wie auch die quiekige NDW und ihre 99 bescheuerten Luftballons kategorisch ab und ergründete stattdessen den musikalischen Eskapismus in seiner

reinsten Form. Und die reinste Form des Eskapismus ist nun mal Hawkwind.

Das Bewusstsein erkundet fremde Planeten, der Raumschiffantrieb pluckert und brummt, das Universum ist ein Ort der Schönheit, bevölkert von zauseligen Barbaren mit schweren Gitarren, Synthesizern, nackten Drummern und Tänzerinnen mit *big naturals*. Das Missing Link zwischen Hippie- und Punkkultur, wie ich später erfuhr. Schwermetallisches Gebolze und Gezirpe und Gesirre mit epischem Charakter. Herrje, Lemmy von Motörhead war früher Bassist bei denen.

Master of the Universe war das erste Stück der Band, das ich hörte, und es ist extrem stoischer Eskapismus. Hochdiszipliniert kreiselnd und taumelnd in Richtung Proxima Centauri. Unter Experten, die namentlich nicht genannt werden wollen, gilt das Gitarrenriff als das beste nach *Smoke on the Water* und *Paranoid*. Vergleichen Sie das alles mal mit BAP, und Sie wissen, was ich meine. Und versäumen Sie keinesfalls die Live-Version von 1972: doppelt so schnell, dreimal so laut. Die Studioversion stammt zwar schon von 1971, aber ihre LMAA-Attitüde galt 1:1 für die Zustände meines Jahres 1982.

Ich verehere das Stück heute noch, weil es sehr viel vorwegnimmt, sogar den Techno. Und mit der Textzeile „*I am the master of this universe*“ spricht es sowieso jedem Teenager der Welt aus der Seele.

Ralf Reiter, geboren 1966 im deutsch-luxemburgischen Naturpark, wohnt in Köln. Er ist verheiratet, hat eine Katze und als freier Lektor seit 1997 alle seine Termine eingehalten, was viele Verlage

glücklich macht – unter anderem auch dotbooks. Er unterhält ein Weblog unter www.inklusorium.blogspot.com.

Falco: „Der Kommissar“ (1981)

Mit diesem Lied begann eine Ära, die eine ganze Generation nachhaltig geprägt hat.

von Andreas Weinek

Wir schreiben das Jahr 1981. Endlich wird die Flucht gelingen – die Flucht aus einer Bergbaustadt in der Obersteiermark.

Die letzten Jahre habe ich unter ständiger Beobachtung der etwa 8.000 Einwohner verbracht. Die Haarlänge bis zum Kragen, länger nicht. Was würden der Lehrer, der Pfarrer und der Bürgermeister wohl sonst sagen. Aber jetzt, nach dem Abi, können mich alle kreuzweise. Endlich leben. Endlich frei. Lange Haare, Vollbart, laute Gitarren. Weltkarriere mit den Jungs von der Ex-Schulband Johnny Silver and his Clappers. Rock 'n' Roll.

Doch dann passiert etwas Unheimliches: Da rappt mir jemand ziemlich cool auf Deutsch aus dem Radio entgegen. *Auf Deutsch!* Und reißt damit ein Tor auf, von dem wir vorher gar nicht wussten, dass es das überhaupt gegeben hat.

Er singt von einem Kommissar. Dadaistisch, schräge Texte scheinbar ohne Zusammenhang. Die Welle überrollt uns und spült die Helden von davor – Deep Purple, Led Zeppelin, Jethro Tull, Pink Floyd – zurück in die Vergangenheit. Und es geht Schlag auf Schlag. Ideal besingen blaue Augen, Nena hat nur geträumt, und Extrapreit warnen vor der Polizei.

Und wir? Schneiden uns die eben noch hennagefärbten Haare so kurz wie möglich. Fliegen mit den paar Kröten, die wir in irgendeinem lausigen Ferienjob mühsam erarbeitet haben, nach London, mitten hinein in Postpunk und New Wave. Und auch dort

wartet der Kommissar bereits. Die Kostümierung für die kommenden Jahre gibt's am Flohmarkt in der Portobello Road oder in Billigshops rund um Camden Market. Schwarz-rot karierte Hosen. T-Shirts mit abgeschrägten Ärmeln. Lederjacken. Schwarze Anzüge und bunte, großgemusterte Krawatten aus den 50ies. Achtziger, *here we come!*

30 Jahre später. Die Schulband findet noch einmal zusammen, in Originalbesetzung. Und rockt für drei Songs lang den Saal: The Proclaimers' *I'm gonna be (500 Miles)*, Chuck Berrys *Sweet Little Sixteen* und Bruce Springsteens *Fire*. Die Klamotten: neutrales Schwarz. Der Haarschnitt: Alles ist möglich, sofern man noch Haare hat. Die Lebensentwürfe: Unterschiedlicher könnten sie wohl nicht sein – Boutiquenbesitzer, Banker, Gewerkschafter, TV-Manager, Pädagoge, Schauspieler.

Und noch etwas geschieht 30 Jahre später: Ich treffe einen alten Freund und Weggefährten wieder, Robert Ponger. Der, der den Kommissar komponiert und damit dafür gesorgt hat, dass ein gewisser Hans Hölzel unter dem Pseudonym Falco zu Weltruhm gelangte. Der sich in all den Jahren nicht eingereicht hat bei denen, die meinten, etwas zu Falco sagen zu müssen. Und der mir nun in langen Nächten die unglaubliche „G'schicht“ erzählt, von Robert, Hans und dem Kommissar.

Andreas Weinek wurde 1962 geboren und wuchs in Eisenerz auf. Er studierte Jura in Linz und Wien, bevor er für die BMG Ariola arbeitete und dort unter anderem für Künstler wie Snap, Leningrad Cowboys und Udo Jürgens zuständig war. Heute ist Andreas

Weinek – nach Stationen bei Universal Studio Networks und Fox – Geschäftsführer beim TV-Sender HISTORY und lebt mit seiner Familie in München. Er veröffentlichte bereits ein Reisebuch sowie Artikel in der Süddeutschen Zeitung, dem Diners Club Magazin und in PM Biography. Mehr Informationen im Internet: www.andreasweinek.de. Bei dotbooks erschien *Nacht des Ketzers – Ein Roman um Giordano Bruno*.

Cat Stevens: „If you want to sing out, sing out“ (1971)

Singend durchs Leben

von Julia Abrahams

Ich bin ein positiver Mensch. Meistens.

Natürlich habe auch ich schlechte Tage, an denen nichts so laufen will, wie ich mir das vorstelle. An denen ich unbedachte Worte von anderen dazu missbrauche, mein eigenes Selbstbewusstsein zu torpedieren. Und an denen mich Nichtigkeiten zur Weißglut treiben.

Es gab Zeiten, in denen ich durch ein tiefes, dunkles Tal nach dem nächsten wanderte. An denen jeder Atemzug Kraft kostete und die Gedanken sich nicht frei anfühlten, sondern sich unablässig im Kreise drehten und selbst in den Schwanz bisßen. Zu meinem Glück gab es Menschen, die mich nicht alleine ließen und meiner Dunkelheit mit Gesprächen, Lachen, Musik begegneten.

Musik. Sie spielte eine wichtige Rolle in meinem Leben damals. Melodien berühren, wo kein Wort mehr durchdringt; Worte wecken Ideen, bringen Einsichten, fördern Erinnerungen zutage. Musik erlaubt keinen Stillstand. Fordert dazu auf, dass man sich bewegt. Im Geiste, im Herzen, mit dem ganzen Körper.

Ein Lied, das dies besonders gut für mich ausdrückt, das mich seit meiner Teenagerzeit begleitet und mir seitdem zu einem guten Freund geworden ist, stammt von Cat Stevens: *If you want to sing out, sing out*. Es stammt aus *Harold and Maude*, einem Film – gedreht, als ich noch nicht einmal geboren war –, in dem es um einen jungen Mann geht, der besessen ist vom Tod, und eine alte

Frau, die das Leben liebt, ohne den Tod zu fürchten. Es ist aber auch die Geschichte der Liebe zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Menschen. Maude bringt Harold bei, das Leben auf neue Weise zu sehen, Freude an Kunst und Musik zu haben, spontan und verrückt zu sein, die Zeit auf Erden zu genießen. All das findet sich auch in Cat Stevens' Song wieder. „*If you want to say yes, say yes*“, heißt es da. Und: „*If you want to say no, say no.*“ Lass dich auf nichts ein, was dir nicht guttut, und nicht davon abbringen, was du ersehnt. Sei frei – denn du kannst alles sein, alles erreichen, was du möchtest. Sei kreativ, finde neue Wege, nutze deine Möglichkeiten. Schau nach vorne, nicht zurück. Lache, weine, singe. Tanze durchs Leben.

Natürlich habe auch ich schlechte Tage, an denen nichts so laufen will, wie ich mir das vorstelle. An denen ich unbedachte Worte von anderen dazu missbrauche, mein eigenes Selbstbewusstsein zu torpedieren. Und an denen mich Nichtigkeiten zur Weißglut treiben. Aber ich strebe immer wieder aufwärts, gen Gipfel. Mit einem Lied auf den Lippen: „*If you want to sing out, sing out.*“

Julia Abrahams, geboren 1976 in Hamburg, studierte Anglistik in Marburg, Southampton und Heidelberg. Heute lebt sie in Altlußheim, arbeitet als Übersetzerin, Redakteurin – unter anderem feilt sie für dotbooks gemeinsam mit Aimée Laurent an deren erotischen Romanen – und vor allem als Agentin in der erfolgreichen Literaturagentur Schmidt & Abrahams (www.schriftart.net), die auch Thomas Lisowsky vertritt, dessen Fantasy-Roman *Das Land der sterbenden Wolken* ein Highlight im dotbooks-Programm ist.

Die Toten Hosen: „Hier kommt Alex“ (1988)

Auf dem Kreuzzug gegen die Ordnung

von Sarah Mirschinka

Intro: Ein Klavier spielt den Beginn des zweiten Satzes aus Beethovens 9. Sinfonie. – Das Thema setzt ein: Das Klavier beginnt, in mäßigem Tempo eine einfache Melodie in d-Moll zu spielen, die sich später als Begleitung zum Gesang ständig wiederholen wird. – Campino setzt ein: „In einer Welt ...“

Ich höre Radio und bin von einem Moment auf den anderen total gefesselt – die Toten Hosen bei MTV unplugged im Wiener Burgtheater. Ich bewege mich für die nächste Stunde nicht mehr vom Teppich vor meiner Anlage weg.

Bei unplugged-Konzerten bin ich schon oft hängengeblieben, doch dieses ist anders. Warum eigentlich? Ich hole danach meine alten Hosen-CDs raus und lausche seit langem wieder bewusst den Texten einer meiner Lieblingsbands aus den 90ern. Das war es dann auch erst einmal mit der Recherche für meine Hausarbeit zur Verweigerung im Werk von Gerhart Richter, die ich in drei Tagen abgeben muss. Verweigerung, wie passend eigentlich!

Auf dem Album findet sich tatsächlich eine andere Version des Lieds: Ein Sinfonieorchester beginnt. Das Crescendo der klassischen Sequenz wird überlagert von einem ausgedehnten, immer lauter werdenden und danach langsam verhallenden Schrei. Eine E-Gitarre übernimmt das melancholische Thema.

Ich war damals ein richtiger Fan – und was ich am meisten mochte, waren die Direktheit und Frechheit, mit der Campino & Co. aufgetreten sind. Die Konzerte waren immer authentisch und ein

Abenteuer für sich. Das begann schon mit der Anreise nach Düsseldorf mit den Freundinnen – man hatte ja noch lange keinen Führerschein, und doch war man Teil dieser Rock-/Punk-Szene und hatte das Gefühl: Wir können die Welt verändern. Die Hosen haben schließlich auch immer ihr eigenes Ding gemacht und sich durch nichts und niemanden verbiegen lassen. „Wir haben der Fratze der Gesellschaft ins Gesicht gelacht“, sagte Campino mal im Spiegel. Mit den Hosen-Texten haben sich mir in dieser Zeit neue Themen und Welten erschlossen, und ich habe begonnen, Dinge bewusst kritisch zu sehen und zu hinterfragen. Rote Haare wurden für mich ebenso selbstverständlich wie Doc Martens, die ich stolz bei meiner ersten London-Reise im Covent-Garden-Store erstanden habe. Dort hingen an jeder Ecke diese T-Shirts mit dem orangenen Uhrwerk – und ich hörte Campino singen: „Hey, hier kommt Alex! Vorhang auf für seine Horrorschau.“

Für meinen damaligen Englischlehrer war *Clockwork Orange* dann doch eine Spur zu hart, und der Lektürevorschlag mitsamt Song und Film wurde dankend abgelehnt. Aber wahrscheinlich war das besser, denn so konnte ich mir den Ursprung des Textes auf eigene Weise erschließen.

„Auf dem Kreuzzug gegen die Ordnung und die scheinbar heile Welt / zelebrieren sie die Zerstörung, Gewalt und Brutalität. / Erst wenn sie ihre Opfer leiden sehen, spüren sie Befriedigung. / Es gibt nichts mehr, was sie jetzt aufhält in ihrer gnadenlosen Wut.“ Alex ist verschlagen und unmenschlich, aber so charismatisch, dass man trotzdem eine große Sympathie für ihn empfindet; auch seine Vorliebe für Klassik, die nicht ins Bild zu passen scheint, macht ihn besonders. Punk will schockieren und damit die Grenzen der Toleranz neu abstecken. Man kann die Umsetzung dieser Idee im Roman als auch im Film großartig finden und wird gleichzeitig die

Grausamkeit erkennen. So geht es mir auch mit dem Hosen-Song. Das Thema der sinnlos randalierenden Jugendlichen ist nach wie vor aktuell und das Lied eben doch mehr als eine Antihaltung. *Hier kommt Alex* zeigt auf, wie die Gesellschaft versucht, jeden ruhigzustellen, der aus der Reihe tanzt.

Meine letzte Begegnung mit diesem Song hatte ich vor ein paar Monaten mit zwei Freundinnen auf einer 90er-Party. Da war musikalisch so ziemlich alles dabei, und irgendwann wurde auch *Hier kommt Alex* gespielt. Meine Bewegungen haben sich verselbständigt, und ich fühlte mich plötzlich von Gleichgesinnten umgeben, die da vorher nicht waren. Wir haben zusammen gerockt, den Song zelebriert und waren eine Einheit – es bedurfte keiner Worte. Für drei Minuten war da wieder dieses Gefühl zwischen Aggression und Nachdenklichkeit. Ich war überwältigt von der Kraft dieser Musik. Wenn sie in gewissen Situationen gespielt wird, hat sie etwas wahnsinnig Brutales, aber ebenso Sinnstiftendes. Es gibt einige andere Hosen-Songs, über die ich auch hätte schreiben können, aber mit nur wenigen Songtexten habe ich mich derart intensiv auseinandergesetzt. Vielleicht ist es ja mal wieder an der Zeit, sich auf ein Hosen-Konzert zu begeben, den Vorhang auf für ein kleines bisschen Horrorschau.

Sarah Mirschinka, Jahrgang 1981, studierte Anglistik, Germanistik und Kunstgeschichte in Köln, bevor sie als Key-Account-Managerin für die Bereiche Online und Neue Medien im DuMont Buchverlag arbeitet. Nach einem Zwischenstopp als Referentin der Geschäftsführung bei der MVB, einer der Wirtschaftstöchter des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels,

übernahm sie im Mai 2012 Marketing und Vertrieb bei dotbooks.

Uriah Heep: „Lady in Black“ (1979)

Liebe deine Feinde, die Sonne scheint

von Axel Burkart

Worin unterscheidet sich die Botschaft der Liebe im Christentum von allen anderen Religionen? Uriah Heep haben das in ihrer Ballade *Lady in Black* auf wunderbare Weise besungen.

„Die Sonne schenkt ihre Strahlen den Guten und den Bösen“, heißt es im Neuen Testament, als Jesus Christus über die zentrale Botschaft des Christentums spricht. Diese Botschaft wird heute meines Erachtens von vielen „Christen“ völlig ausgeblendet. Denn wie kann eine Nation sich „christlich“ nennen, wenn sie noch die Todesstrafe kennt? Warum hat man dort vergessen, dass die Todesstrafe eine Botschaft des Alten Testaments war, das durch das Neue Testament hinfällig wurde?

Wie anders klingt das bei Uriah Heep. In einer Situation, da ein Mensch tiefen Hass oder Zorn gegenüber seinen Feinden empfindet – an einem einsamen Sonntagmorgen –, erscheint ihm die „Mutter aller Menschen“. Sie weist ihm den Weg der Feindesliebe, die höchste Form der Liebe. Er weiß nicht, wie sie ihn gefunden hat, denn Dunkelheit umgibt ihn, aber sie hat ihn gefunden und schenkt ihm Trost. Sie erinnert ihn daran, dass das Töten aus Hass uns wieder zu Tieren macht und dass dies nur zu weiterem Töten führen würde. Die Botschaft der Liebe ist es, die uns aus diesem Teufelskreis heraushebt.

Die tiefe spirituelle Botschaft dieses Liedes ist auch, dass wir nicht alleine sind, egal, welche Dunkelheit uns empfängt. Zum Schluss meint die Band in ihrem Song, dass wir die *Lady in Black* grüßen

sollen, wenn wir ihr begegnen. Dies möchte ich hiermit auch tun.

Axel Burkart, Jahrgang 1951, ist studierter Mathematiker und Informatiker. Er beschäftigt sich seit über 30 Jahren mit dem Themenkreis Anthroposophie und dem Werk Rudolf. Er setzt sein Wissen auch in vielen Projekten um, u. a. beim Aufbau einer Waldorfschule und beim Aufbau des führenden Ayurveda-Zentrums in Sri Lanka.

Bei dotbooks sind von Axel Burkart *Jungbrunnen Ayurveda* und *Das große Rudolf-Steiner-Buch* erschienen.

Sezen Aksu: „Adı Bende Saklı“ (1998)

Was den Menschen prägt

von Hayal Karul

Ich bin – typisch Frau – sensibel und sehr gefühlsbetont. Die Lieder, die mein Leben bewegen, erzählen von der Liebe ... und eins ganz besonders: Sezen Aksus *Adı Bende Saklı*, zu Deutsch: *Sein Name ist in mir verborgen*. Schon wenn ich die ersten Takte höre, bin ich wieder im Jahr 1998.

Damals war ich bereits fünf Jahre mit meinem Freund zusammen. Die Familien waren gegen unsere Verbindung: Meine war immer schon sehr europäisch eingestellt, während seine Eltern streng religiös sind. „Das darf nicht sein“, sagten sie, und während ich noch fest daran glaubte, dass Liebe alles überstehen und alle Hindernisse überwinden kann, warnten Freunde mich bereits: „Das wird nie gutgehen.“ Die Trennung überraschte daher niemanden, außer mich. Ich habe es bis heute nicht verstanden und werde es nie verstehen. Auch nicht, dass er dann ein Mädchen aus der Türkei heiratete, weil es besser in das Schema seiner Eltern passte. Ja, so etwas gibt es leider immer noch. Für mich ging die Welt unter – und dazu sang Sezen Aksu: *Dalda muhabbette kumrular / Bana ayriligi sordular / Dedim afet, yangin dedim kar / Dedim adet aski vururlar / Uzak diyarlarda evli barkli / Mutluluk en çok onun hakkı / Bu yorgun kirik dökük hikayede / Adı bende saklı*.

Auf Deutsch: Auf dem Ast plaudern die Turteltauben / Sie fragten mich nach der Trennung / Ich sagte: Es ist eine Naturkatastrophe, Feuersbrunst, es ist Schnee / Ich sagte, es ist Brauch, dass man die Liebe erschießt / In fernen Ländern hat er eine Familie gegründet / Er hat den größten Anspruch auf das Glück / In dieser müden,

miesen Geschichte / halte ich seinen Namen geheim.

Wenn ich dieses Lied zufällig irgendwo höre, erinnert es mich daran, wie schmerzhaft meine erste Liebe war, die ich damals für die ganz große hielt. Doch alles hat seinen Sinn im Leben; ob schöne oder schlechte Erfahrung, beides prägt den Menschen. „Es ist Kismet“, sagt man doch, Schicksal, und daran glaube ich. Heute sehe ich jeden Tag meinen Traumprinzen und meine gesunden Jungs – und ich weiß, dass *sie* meine ganz große und wahre Liebe sind.

Mein Ex-Freund ist übrigens zwischenzeitlich geschieden, Single und unglücklich. *That's life*. Hart, aber fair.

Hayal Karul, geboren 1974, arbeitet als Office Managerin der K5, die dotbooks in ihre Bürogemeinschaft aufgenommen hat – und wird vom gesamten Verlagsteam nach dem Umzug in die neuen Büroräume sehr vermisst.

Marillion: „Lavender“ (1985)

Ein Anhängsel im Kontext seiner Zeit

von Bastian Schlück

Im Zusammenhang mit Musik sind mir zwei Tatsachen bewusst geworden: Die Zeit vergeht schneller als die Wahrnehmung, die man von ihr hat – und man sollte tunlichst vermeiden, anderen Leuten seine Begeisterung für Musik vermitteln zu wollen. Es kommt meistens nichts Gutes dabei heraus.

Ich hatte einen Ohrwurm: Das Lied *Kayleigh* von Marillion ging mir nicht aus dem Kopf. Also berichtete ich meinen größtenteils jüngeren Kolleginnen von diesem tollen Song und der britischen Gruppe, die meine Jugend ziemlich beeinflusst hat – und erntete nur verständnislose Blicke. Aber natürlich: Es gab inzwischen eine Generation selbständig denkender und arbeitender Menschen, die nie von Marillion gehört hat. Das Lied kannten sie dann immerhin, als ich es ihnen vorspielte; es läuft ja auch heute noch hin und wieder im Radio.

Dennoch war dies für mich eine kleine Zeitenwende. Es verdeutlichte mir die Distanz zu dem Abschnitt meines Lebens, in dem sich der tägliche „Kampf“ noch nicht im Büro, sondern vor allem in mir selbst abgespielt hatte, die Phase des Lebens, in der man nach „Coolness“ sucht, sie nicht findet, dennoch vorgibt, sie zu besitzen – und sich dann doch für eine solch „uncoole“ Musik begeistern kann. Eine emotional aufgeladene und in sich völlig widersprüchliche Zeit, die man einfach nicht ohne seelische Unterstützung übersteht.

Der „Progressive Rock“ erschuf in mir Welten; Marillion war eine

Entdeckung, die mich über die vielen inneren Leerstellen hinwegtröstete, die einem später die Lebenserfahrungen ausfüllen. Die Stimme des Sängers Fish berührte alle meine Sinne. Am meisten konnte ich mich mit *Lavender* identifizieren, dem Anhängsel des großen – und aus heutiger Sicht sehr kitschigen – Bruders *Kayleigh*; es kommt auf der Konzeptplatte *Misplaced Childhood* direkt danach und wirkt nicht eigenständig. Doch gerade deswegen ist *Lavender* das Sahnehäubchen auf dem Kuchen, der kitschige Superlativ nach dem eigentlich schon perfekten Song, der – kurz und knackig – alles beinhaltete, was sich mein pubertierendes Herz wünschte: „*When you love me, dilly dilly, I will love you / A penny for your thoughts my dear / A penny for your thoughts, my dear.*“

In der Phase des Lebens, in der man nach Eigenständigkeit strebt – aber vom eigenen Unvermögen überzeugt ist –, kann nur so ein Sehnsuchtssong Balsam sein und verbindet sich darum in einer untrennbaren Symbiose mit den eigenen Erfahrungen. Darum ist Musik immer etwas so Individuelles und stets im Kontext mit dem eigenen Leben zu sehen. Man sollte seine Gedanken dazu eigentlich nur ganz vorsichtig teilen – und definitiv nicht mit jüngeren Kolleginnen aus der iPod-Generation, die ihre ganz eigenen Musik-Erlebnis-Welten besitzen: Es wirkt sonst so, als wenn Opa vom Krieg erzählt.

Bastian Schlück, Jahrgang 1975, hat Marillion erst Ende der 80er Jahre für sich entdeckt, nachdem Fish die Gruppe bereits verlassen hatte, was ihn hin und wieder noch ein wenig betrübt. Auf Bücherkisten groß geworden, trat er nach Bankausbildung und

Literaturstudium – und nach einem Verlagspraktikum, bei dem er erstmals Beate Kuckertz und Timothy Sonderhüsken begegnete – 1998 in die Thomas Schlück GmbH ein, wo er als Literaturagent deutsche Autoren und englischsprachige Verlage und Agenturen betreut. Kontakt: www.schlueckagent.com

Anibal Troilo & Homero Manzi: „Sur“ (1948)

Traum vom Süden

von Ralf Sartori

Sur von Fernando E. Solanas hatte ich irgendwann in den Achtzigern während der Berlinale gesehen. Der Film und die Musik, vor allem ein Tango mit gleichnamigem Titel (interpretiert von Astor Piazzallo am Bandoneon und dem Sänger Roberto Goyeneche), lenkten meine Wege um; seitdem sind Jahre vergangen.

„Ya nunca alumbraré con las estrellas nuestra marcha sin querellas por las noches de Pompeya ... Las calles y la luna suburbana y mi amor y tu ventana ...“ (Nie wieder werde ich mit den Sternen unseren klaglosen Weg durch die Nächte von Pompeya beleuchten ... Die Straßen und die Monde des Vororts und meine Liebe und dein Fenster ...)

Es ist einer dieser typischen Wintertage in Berlin, an denen man nicht wirklich sagen kann, ob es schon Abend ist oder erst Nachmittag, der Himmel bewölkt oder nur dunstig. Ein dämmriges und auf der Zunge beim Atmen leicht herb schmeckendes Sepia hält seit Wochen die kalte Luft durchdrungen, im Griff, und das gefilterte Halblight erzeugt die melancholische Dunstglocke, in der sich die Gedanken gerne im kleiner werdenden Kreis nach innen verdichten, um dort miteinander zu tanzen. Im Auto läuft Tango. An der nächsten Ampel hole ich die Kassette raus und wickle schnell mit dem Kuli das Band ein weiteres Mal straff, das der Rekorder immer wieder einzieht. Geschafft, die Lieblingskassette

ist noch einmal gerettet. Auf dem Weg vom Südstern zu den Yorck-Brücken fahr ich langsam an den Wannan vorbei, mindestens 20 vergitterten Polizeibussen. Vor Bolle lagern noch einige Punks, die sich davon demonstrativ nicht aus ihrem Gleichmut bringen lassen, obwohl seit den Unruhen gestern die Atmosphäre angespannt bleibt. Die Straße ist dennoch frei: keine Sperrung mehr. So schaffe ich's rechtzeitig zu Michas Kurs in der *Weißten Rose* beim Schöneberger Rathaus. Wie freue ich mich! Er ist zurück aus Buenos Aires und hat dort wie üblich seine ganze Kohle für Schellacks, Partituren und Unterricht bei Antonio Todaro gelassen. Für eine Choreographiestunde nimmt der Maestro fünf Dollar. Er war beinahe in Vergessenheit geraten wie der Tango. Etwa zehn Jahre später werden manche seiner Schüler, bekannt geworden in den einschlägigen internationalen Shows, schon um die zweihundert für eine Privatstunde verlangen.

Micha ist ein Berliner Ur-Fossil, einer, der dort aufgewachsen, geblieben und an dieses unwirtliche Klima eines Lebens in dritten Hinterhöfen verblüffend angepasst ist. Für Tango lebt und brennt er, aber als Bläser auch von Ska, der schnellen Musik der britischen Vorstädte mit ihren jamaikanischen Wurzeln. Zu dieser Zeit kann sich noch keiner ausdenken, dass die Arbeit mit Tango irgendwann zu einem Geschäft mit breitem Publikum werden könnte.

In der Regel sprechen wir nicht über das, womit wir uns von früh bis spät alle Tage, jede Woche, beschäftigen. Denn nur allzu oft haben wir diese Reaktionen schon erlebt, dass die Leute dann sagen: „Was, Tango?“, um sich gleich grinsend die imaginäre Rose zwischen die Zähne zu klemmen und mehr oder weniger unbeholfen die Haltung einzunehmen, die das Klischee des Standard-Tangos ausmacht, der mit dem Original so viel gemeinsam hat wie der Kaffee, den Roberto in der *Napolitana* auf

seinem alten Gasherd braut, mit der Instantbrühe im Plastikbecher aus dem Automaten in der Notaufnahme des Urban-Krankenhauses, wohin wir Catalina blutüberströmt brachten, nachdem sie mich angerufen hatte. Sie war beim Einkaufen nichtsahnend zwischen die Fronten geraten und daher nicht weggelaufen, als die SEK-Leute in ihren Turnschuhen angerannt kamen, die man, wenn man das nicht kennt, auch nicht für Polizisten hält.

Catalina hat die Militärdiktatur in Argentinien mit Glück und Vorsicht überlebt. Dort kannte sie sich aus; hier wusste sie nicht, worauf zu achten ist. Gestern hat sie dazugelernt. Der Schock durch die Schlagstöcke und Tritte, darüber, dass das hier auch passieren kann, dürfte die schlimmere Wunde sein. Zum Glück hat sie es noch bis zu einer Telefonzelle geschafft.

Roberto, der mit dem guten Kaffee, steht jeden Abend hinter der Theke im El Parron, einem kleinen chilenischen Lokal in der Carmerstraße, etwa eine Zigarettenlänge und zwei überfließende Erinnerungen an Tänze in seinem Lokal mit der unvergleichlichen karibischen Küche entfernt von der Parisbar, wo es uns zum Ausklang des Abends öfter hinzieht, wie auch viele der Kellner und Barkeeper der Stadt nach Schichtende. „*Nostalgias de las cosas que han pasado, arena que la vida se llevó, pesadumbre de barrios que han cambiado ...*“ (Sehnsucht nach den vergangenen Dingen, / Sand, den das Leben forttrug, / Kummer über die Stadtviertel, die sich geändert haben ...)

Dass Süden ein Zustand ist, keine Himmelsrichtung, habe ich gelernt. So sitze ich auch heute oft noch an einem der Tische der Parisbar oder im El Parron, das es mittlerweile ebenfalls nicht mehr gibt, zurück in der Zeit, als die Stadt noch Biotop und Paradies für

Künstler, Romantiker, Exilanten und diverseste Verrückte war – paradoxerweise im Schutz und Schatten einer traurigen Mauer –, bis mich etwas von dort wieder in die Gegenwart zurückholt, den Norden, wo Kommerz und sogenannte Investoren unaufhaltsam die letzten Reste des Wirklichen im Urbanen hinwegkonsumieren.

Ralf Sartori ist Tangolehrer, Tänzer und Veranstalter. Er tanzt den Original-Tango vom Rio de la Plata seit 1988, berät und choreographiert für Film und Fernsehen und gehört zu den Pionieren der Münchner Tango-Szene, wo er 1994 seine erste Schule gründete. Nebenbei unterrichtete er drei Jahre Tango auf Schloss Elmau und an der Bayerischen Theaterakademie des Prinzregenten-Theaters unter Leitung von August Everding. Zudem ist er Autor von bisher fünf Tangobüchern, von denen ein Titel bereits in mehreren Sprachen erschienen ist; mehr Informationen dazu im Internet: www.tango-a-la-carte.de. Bei dotbooks erschien sein Buch *Tango: Die Essenz*.

Silly: „Asyl im Paradies“ (1995)

Eine Sängerin verabschiedet sich

von Philipp Bobrowski

In Rekordzeit auf dem Fahrrad von der Freilichtbühne hierher. Der Junge, der den Alten Hafen betritt, wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er schämt sich ein wenig für das, was er tut. Ist er dafür nicht schon zu alt? Nein, er ist ein Junge!

Das Konzert hat seine Hoffnungen noch weiter geschürt. Stimmen seine Informationen? Er setzt sich an einen der vier Tische der kleinen Kneipe, in der auch Musiker gerne ihr Bier trinken. Die seemännische Dekoration kennt er längst, betrachtet sie dennoch, während er wartet. Lange wartet. Sich nicht traut, das Warten aufzugeben.

Als sie kommen, will er es kaum glauben. Silly. Und Tamara. Eben noch auf der Bühne ... Sie begrüßen den Kneipier wie einen alten Bekannten, er verkündet: „Ab jetzt: geschlossene Veranstaltung.“ Der Junge will verzweifeln. Aber vielleicht sieht man ihm an, warum er hier ist. Ausgerechnet Tamara erlöst ihn. Er darf bleiben, sich an ihren Tisch setzen.

Was hat er sich versprochen? Er merkt schon jetzt, dass er es nicht halten kann. Wenige konnten ihn bisher einschüchtern, jetzt bekommt er kaum einen ganzen Satz heraus. Ab und zu wechselt er ein paar nette Worte mit Herbert, *von Drummer zu Drummer*, redet er sich ein. Die meiste Zeit hört er nur zu. Lässt vor allem Tamara auf sich wirken.

Sie trinkt Konzerthallen mit ihrer Persönlichkeit, und hier im Alten Hafen droht er fast an ihr zu ertrinken. Selbst in ihrem Lachen

stecken sie: die Wut einer mutigen Frau und der Mut einer wütenden Frau. Einer Frau, die er sogar am selben Tisch nur aus der Ferne bewundern kann.

Während der Junge hört, welche täglichen Kämpfe die mehrfach *Beste Rocksängerin des Jahres* mit FDJ-Funktionären und anderen auszutragen hat, begreift er, dass die Privilegien, die der Erfolg ihr verschafft hat, ihrem Freiheitsdrang erst recht die Sporen geben. Und dass sie die Möglichkeit, diesen Kämpfen Lebewohl zu sagen, zu gehen und nicht zurückzukehren, Jahr um Jahr bewusst verstreichen lässt. Dafür bewundert er sie noch mehr.

Seine Eltern waren mit ihm nur wenige Jahre zuvor den umgekehrten Weg gegangen. Unverständlich für die meisten auf beiden Seiten der Mauer. Auch für Tamara. Fast glaubt der Junge, er hat sie mit diesem Geständnis verärgert. Wahrscheinlich überschätzt er sich.

Er wird diesen Abend nie vergessen. Er denkt an ihn zurück, wenn er zu Sillys Konzerten geht oder sie im Fernsehen sieht. Als Tamara 1989 die *Resolution von Rockmusikern und Liedermachern* an die DDR-Regierung verliert. Als erste Gerüchte von der Krankheit aufkommen. Und als der Sprecher der Tagesschau 1996 für traurige Gewissheit sorgt.

Und immer, wenn er *Asyl im Paradies* hört, leitet Tamara die Gedanken des Jungen zu seinem Vater, der diesen einen Weg mit ihr teilte.

Philipp Bobrowski, geboren 1970 in Marburg, siedelte mit seinen Eltern 1984 nach Rostock um. Hier machte er Abitur, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft, spielte Schlagzeug und legte als

DJ auf, bis er schließlich den Weg als Autor und Lektor einschlug. Heute lebt und arbeitet er nicht weit von Rostock, liebt aber in Wien. Als freier Redakteur übernimmt er regelmäßig Aufträge für dotbooks, unter anderen *Bekenntnisse eines Serienjunkies* von Jochen Till.

Georg Friedrich Händel: „Tochter Zion, freue dich“ (1747)

Jauchze laut, du himmlisches Prag!

von Elisabeth Zschernig

Musik verbindet Völker? Ja, von wegen! Es reicht ein Schritt über die nächste Grenze, und schon tauschen Christkind und Osterhase ihre Rollen. Diese Erfahrung machte ich während meiner Jahre in Prag mit meinem liebsten Adventslied.

Es geschah in der Vorweihnachtszeit. Prag glitzerte und funkelte – ein bisschen übertrieben dort, wo Glühweinstände Touristen mit kalten Zehen anlocken wollten, aber auch schön und geheimnisvoll in stillen Ecken, wohin sich selten mal ein Gast verirrt. Ich ging durch die Gassen der Altstadt und pfiff ein wenig vor mich hin: „Tochter Zion, freue dich ...“

Plötzlich zuckte ich zusammen und verstummte: *Tochter Zion!* Das war doch das Lied, bei dem die tschechischen Bläser in meinem Prager Posaunenchor lachend gesagt hatten: „Nanu – wir singen auf diese Melodie ein Osterlied!“ Verstohlen sah ich zum Glühweinverkäufer an der Ecke hinüber: Er hatte bestimmt etwas dagegen, dass ich hier Frühlingsstimmung verbreitete! Gleichzeitig fragte ich mich: Wie kommt es, dass wir in Deutschland auf diese Melodie ein Adventslied singen, während sie in Tschechien zu einem Osterlied gehört?

Im Jahre 1747 komponierte Georg Friedrich Händel die heute berühmte Melodie für sein Oratorium *Joshua*, und weil das Stück ihm selbst wohl besonders gut gefiel, flocht er es auch gleich noch in seinen *Judas Maccabaeus* ein. Es dauerte nicht lange, da sang

man die festliche Hymne als Siegeschor im Rahmen militärischer Feiern – an Ostern oder Weihnachten dachte dabei noch niemand. Erst um 1820 schrieb vermutlich der evangelische Theologe Friedrich Heinrich Ranke in Erlangen auf den Händelschen Chorsatz den uns heute bekannten Text: „Tochter Zion“ – damit ist die Stadt Jerusalem gemeint –, „freue dich, jauchze laut, Jerusalem! Sieh, dein König kommt zu dir, ja, er kommt, der Friedefürst.“ Händels Komposition war jedoch in ganz Europa bekannt, und so verwundert es nicht, dass Ranke nicht der Einzige war, der dieser Melodie einen neuen Text unterlegte. So schrieb etwa Edmond Louis Budry den französischen Text „*À toi la gloire, O Ressuscité! À toi la victoire pour l'éternité!*“. Dieses 1885 in Lausanne veröffentlichte Osterlied wurde später unter anderem ins Englische, Norwegische und ins Tschechische übertragen.

Da stand ich nun in der Prager Altstadt. Es war Advent. Meine Zehen wurden kalt. Ich fragte mich, wie das wohl wäre, wenn ich in Deutschland zur Osterzeit jemanden auf der Straße die Tochter-Zion-Melodie pfeifen hörte.

Ich würde mich freuen, dachte ich mir, fing wieder laut an zu pfeifen und stellte mich in die Schlange, um mir einen Glühwein zu kaufen.

Elisabeth Zschernig, geboren 1981 mitten in Mittelfranken, studierte Germanistik und Musikwissenschaft in Bamberg und Tübingen und arbeitete anschließend gut fünf Jahre lang als Lektorin und Redakteurin bei einem Verlag in Prag. Seit 2011 ist sie selbständig und zählt zu den dotbooks-Redakteuren der ersten Stunde. Mehr Informationen über Elisabeth Zschernig im Internet:

www.lektoratundtat.de

Die Apokalyptischen Reiter: „Die Sonne scheint“ (2004)

Neustart

von Sabrina Schäl

Sie fuhr zur Schule. Dort angekommen, stand sie missmutig vor dem Gebäude. Was machte sie eigentlich hier? *Ist es nicht viel einfacher, eine Ausbildung zu beginnen und von zu Hause auszuziehen?*, dachte sie verärgert. So leicht hatten es ihr ihre Eltern aber nicht gemacht.

Mann, was gab es Diskussionen in der Familie: Die einen waren schockiert gewesen, dass sie durch das Abitur gerasselt war, die anderen nahmen es mit Humor, da es jedem passieren konnte. Alle gemeinsam machten ihr Vorwürfe, doch zu wenig gelernt zu haben und zu viel in der Gegend herumgetingelt zu sein. Dass sie selbst wegen dieses katastrophalen Reinfalls unter Schock stand, merkten die wenigsten. Mit Absicht war sie bestimmt nicht dermaßen durchgerasselt! Sonst hatte sie ja auch jedes Schuljahr gut überstanden. Sie musste sogar das Gymnasium wechseln, da nicht alle ihre Pflichtkurse angeboten wurden.

Aufgelöst war sie aus dem Büro der Direktorin gekommen.

Enttäuscht. Wütend. Traurig. Bei ihren Mitschülern herrschte Verständnislosigkeit: So schlecht war sie doch nie gewesen ...

Die Schulglocke riss sie aus ihren Gedanken. *Auf geht's!*

Endlich kam sie beim richtigen Raum an. Die Tür stand offen, und im Inneren ging es chaotisch zu. Deutsch sollte sie in der ersten Stunde haben. Ihr Lieblingsfach. Wie der Lehrer wohl sein würde? Wie die Mitschüler? Unsicher trat sie ein. Direkt vor der Tür stand

ein Tisch mit freiem Stuhl. Daneben saß ein Hip-Hop-Fan mit Schlabberpulli, Goldkettchen und weiter Hose, der ein paar Mädels bespaßte. Das konnte ja heiter werden!

„Ist dieser Platz frei?“, unterbrach sie ihn schüchtern.

„Hä? Ja, is’ frei!“

Sie setzte sich. Die Tische waren U-förmig aufgestellt, das Pult rechts von ihr. Links saßen einige sehr schicke Mädels und lässig gekleidete Jungs. Das war definitiv nicht ihre Welt. Der Bogen des U war fast leer. Schließlich, ihr gegenüber an der Fensterseite, sah sie Schwarz: Die gesamte Längsseite bestand aus schwarzgekleideten Schülern. Lange Haare und teils enorm lange Bärte, Ketten, Nieten, Piercings und Tattoos. Sie sahen aus, als kämen sie direkt vom Metal-Festivalgelände in den Klassenraum. In ihrer alten Schule waren solche Leute eher eine Randgruppe gewesen. Hier stellten sie fast die Hälfte des Kurses. In ihr regte sich eine leise Hoffnung.

Plötzlich schloss sich die Tür. Zum Pult ging ein dunkel gekleideter, älterer Herr mit freundlichem Blick. Er setzte sich und wartete, bis sich das Chaos im Raum gelegt hatte. Dann begrüßte er den Kurs: „Hatten Sie schöne Ferien? Wir haben eine neue Mitschülerin. Herzlich willkommen!“

Alle Augen richteten sich auf sie. Wie unangenehm! Ihr fehlten die Worte. Was sollte sie sagen? Wie hieß sie noch gleich?

Die Metal-Fraktion ergriff die Initiative. Sie lächelten ihr zu und schmetterten fast synchron: „Die Sonne scheint mir aus dem Arsch!“

Sie konnte nicht anders, sie musste grinsen. „Und das ohne Unterlass!“, konterte sie gut gelaunt. Gemeinsam sangen sie den Refrain zu Ende. Dann grölte der Kurs, und eine tiefe Stimme rief: „Komm rüber!“ Das Eis war gebrochen.

Mit Zustimmung des Lehrers begab sie sich zum Fenster auf einen leeren Platz, der mitten im Pulk der schwarzen Masse entstanden war.

„Schön“, sagte der Lehrer. „Das ist Sabrina. Helfen Sie ihr bitte in der ersten Zeit. Und jetzt fangen wir mit dem Unterricht an.“

Heut lebe ich, was geträumt, dachte sie ein Jahr später. Sie konnte ihrer Familie dankbar sein: Hätte diese sie nicht überzeugt, das Schuljahr noch einmal zu wiederholen, hätte sie nicht solche tollen Menschen kennengelernt. Die Zeit verging wie im Flug, und sie schaffte ihr Abitur mit Leichtigkeit. Es war das schönste Jahr ihrer Schulzeit.

Sabrina Schäl, geboren 1987 im Oberbergischen Kreis Nordrhein-Westfalens, machte nach dem Abitur eine Ausbildung zur Buchhändlerin, bevor sie begann, in München Buchwissenschaften zu studieren. Im August und September 2012 war sie die erste dotbooks-Praktikantin – und egal, wie viele ihr noch folgen werden: Niemand im Team wird sie je vergessen.

Best Coast: „The Only Place“ (2012)

Meine kleine Welt ist groß und bunt

von Alex Bernhard

Ich bin ein Weltenbummler und gerne international unterwegs.

Allerdings mehr so innerlich.

In einem Freundeskreis, in dem es ein ungeschriebenes Gesetz ist, dass sich Lebensqualität auch dadurch berechnet, dass man einen Teil davon außerhalb von Deutschland findet, bin ich der langweilige Zuhausehocker: Nein, ich weiß nicht, wo man auf Ko Samui die beste Rückenmassage bekommt, ich habe keine Ahnung, welche Landstraße man in Island nehmen muss, um zu sehen, dass sie um irgendeinen Elfenstein drum herumgebaut wurde, und den besten Frozen Mocca Frappuchino Extravaganzo in Buenos Aires bekommt man vermutlich nicht da, wo ich ihn vermuten würde, wenn ich denn mal da wäre. Manchmal frage ich mich, ob ich dadurch vielleicht doch etwas verpasse. Dann erinnere ich mich daran, dass ich 11,5 definierte Lieblingsplätze in meiner Heimatstadt habe, über die ich ganze Romane schreiben könnte und hoffentlich eines Tages auch werde. Mein SUB – der Stapel ungelesener Bücher, in dem sich Literatur, Lyrik und trashige Unterhaltung freudvoll aneinanderkuscheln und nicht ausschließen, sondern ergänzen – ist schwindelerregend hoch, meine poppige, Soul- und Funk-durchströmte, mit Klassik und Rock gewürzte, international ausgerichtete Musikbibliothek bestens gefüllt. Vielleicht entgeht mir etwas, weil ich nicht in die Welt hinausgehe, aber das, was ich mir in meine kleine Welt hineinhole, ist auch aufregend und erweitert meinen Horizont auf eine ganz andere Art,

als es vollgestopfte „Holzklassen“ im Flugzeug, Schutzimpfungen gegen allerlei Krankheiten, durchgelegene Hotelbetten und Menschen, deren Sprache ich nicht spreche, könnten.

Was genau bedeutet nun aber, dass ich innerlich ein Weltenbummler bin? Nun: Das Internet ist einerseits die Pest – das fängt bei Mails an, in denen meine Erektionsfähigkeit in Frage gestellt wird, und endet noch lange nicht damit, dass es jedem miesen kleinen Troll die Möglichkeit gibt, gegen alles und jeden zu stänkern –, andererseits ist es aber auch die Erfindung, die mein Leben wirklich bunter macht. Ich liebe es, online auf die Suche nach neuen Büchern, TV-Serien und Liedern zu gehen. Manches davon kommt irgendwann natürlich auch nach Deutschland – sehr zur Verwunderung einiger Freunde, die sich nicht vorstellen konnten, dass sich die von mir früh geliebten Caro Emerald, Zaz und Lykke Li wirklich durchsetzen würden –, vieles andere, was von der breiten Masse weitgehend unentdeckt bleibt, wird zum „geheimen“ Schatz in meinem persönlichen Lebenssoundtrack: Renan Luce’ meisterhaftes *La Lettre* beispielsweise, das sehnsüchtige *Feel it* von Bright Light Bright Light oder Cosmo Jarvis’ vergnügt-rotziges *My Day*. Mit diesen Liedern im Ohr wird selbst ein typischer norddeutscher Nieselregentag zu einem aufregenden Erlebnis. (Apropos Deutschland: Es ist schade – vielleicht sogar eine Schande –, dass eine liebenswert verrückte Liedermacherin wie Liebe Minou kein größeres Publikum findet: *Mein Zuhause* ist eine zuckersüße Popballade, die das Herz öffnet.) Man könnte behaupten, dass ich mich seit vielen Jahren in einem Zustand konstanter Reizüberflutung halte – und ich liebe jede Sekunde davon und möchte keine missen. Ob ich ein definiertes Lieblingslied habe, das mein Leben verändert hat? Nein. Ganz ehrlich: Will ich gar nicht. Ich möchte weiter mit offenen Augen

und Ohren unterwegs sein – *hungrig bleiben*, wie manche sagen – und kleine Juwelen entdecken wie beispielsweise *The Only Place* der amerikanischen Surf-Pop-Band Best Coast. Ihr „*Yes we always, yes we always, we always have fun*“ bezieht sich zwar auf die Küste Kaliforniens, und trotzdem haben sie mir im Sommer 2012 aus der Seele gesungen, wenn ich durch meine kleine, große Welt spazierte: „*Why would you live anywhere else? This is the only place, this is the only place for me.*“

Alex Bernhard, geboren 1980 in Hamburg, machte eine Ausbildung zum Werbekaufmann und arbeitet heute als freiberuflicher Texter. Seine absolute Traumfrau ist Christina Hendricks alias Joan Harris aus der Fernsehserie MAD MEN. Kein Wunder, dass er bevorzugt mit Sekretärinnen im Bett landet – auch wenn nicht ganz klar ist, wer danach wem das Herz bricht ... Bei dotbooks erschien – dazu passend – seine erotische Phantasie *Sexy Secretaries: Gefällt dir, was du siehst?*.

The Beatles: „Michelle“ (1965)

Rebellion im Kindergarten

von Rita Krajicek

Als die Beatlemania nach Deutschland herüberschwappte, habe ich davon nicht das Geringste mitbekommen, und das aus einem einfachen Grund: Ich war Mitte der 1960er Jahre gerade mal fünf Jahre alt und ging in den Kindergarten, war also gefühlte Lichtjahre davon entfernt, als kreischender Teenie in Ohnmacht zu fallen. Doch mein älterer Bruder besaß eine LP der Beatles, und da wir das Zimmer teilten, wurde auch ich regelmäßig von den Songs berieselt. Dabei hatte es mir sehr bald ein Lied angetan, sozusagen der erste bewusste Ohrwurm meines Lebens: *Michelle*, ein Titel, der nie zu einem Nummer-eins-Hit wurde und den heute wohl nur noch eingefleischte Beatles-Fans kennen. Aber mir ging die Melodie damals nicht mehr aus dem Kopf – „*Michelle ma belle, these are words that go together well, my Michelle*“ –, und so trällerte ich sie ungeniert vor mich hin. Dass ich weder den englischen noch den französischen Textteil verstand – „*Michelle ma belle, sont les mots qui vont très bien ensemble, très bien ensemble*“ –, trübte meine wachsende Begeisterung wenig. Ob meine spontane Schwäche für dieses Lied an den Genen lag? Kaum vorstellbar. Meine Mutter liebte italienische Opern, mein Vater hatte den Swing der 40er Jahre im Blut. Ich aber gab nicht nur zu Hause mein „Miiischell, mei belll“ zum Besten, auch im Kindergarten ließ ich meinem Enthusiasmus freien Lauf. Doch irgendetwas passte nicht: Wo *Alle Vöglein sind schon da* oder *Hänschen klein* gesungen wurde, wirkte ein Lied dieser verruchten

Langhaarigen wie ein Schlag ins Gesicht, vor allem ins Gesicht meiner Kindergärtnerin. Die Nonne Schwester Helma war aus meiner Sicht damals mindestens 100 Jahre alt, auf ihrem Kinn sprossen jede Menge borstiger Haare, und hätte sie nicht ihre schwarze Ordenstracht getragen, wäre sie locker als Prototyp einer Hexe durchgegangen. Ihrem Äußeren entsprach auch der Umgang mit uns Kindern: streng, autoritär, furchteinflößend. Alle diese Eigenschaften schoss sie wie einen Pfeil auf mich ab, ihre kleinen Knopfaugen funkelten, und sie schrie mich empört an: „Sei sofort still!“ Das reichte, um mich mitten in meinem hingebungsvollen „*I love you, I love you, I ...*“ abrupt zum Schweigen zu bringen. Mein wunderbares Lied, das eine viel schönere Melodie hatte als sämtliche Kinderlieder zusammen! Doch dieser Blick und der Tonfall von Schwester Helma waren eindeutig, mein Fauxpas unverzeihlich. Trotzdem ließ ich mir *Michelle* nicht verbieten. Ich sang es immer wieder, wenn auch leise. Rita, die Rebellin des Kindergartens, war geboren.

Frage ich mich heute, ob das Lied mein Leben irgendwie beeinflusst hat, kann ich festhalten: Wörtlich genommen sicher nicht – ich habe keine meiner Töchter „Michelle“ genannt. Auch meinen Berufswunsch, Sängerin zu werden, habe ich im Alter von zehn Jahren aufgegeben. Geblieben ist allerdings bis heute, dass ich eine Schwäche habe für Menschen mit Ecken und Kanten, die sich nicht in Schubladen zwängen lassen und gelegentlich auch mal gegen den Strom schwimmen, selbst wenn „man“ empört die Nase über sie rümpft. Und ein Déjà-vu möchte ich auch noch anfügen: Rund 30 Jahre später, in den 90er Jahren, besuchten meine Töchter den Kindergarten. Die Medienlandschaft hatte sich verändert, es gab unzählige Kanäle im Fernsehen, auch Kindergärtnerinnen à la Schwester Helma zählten zu einer ausgestorbenen Spezies (nicht

nur, weil sie sich inzwischen Erzieherinnen oder Pädagoginnen nannten). Trotzdem wurden immer noch bevorzugt liebliche Kinderlieder gesungen. Mittlerweile traf man jedoch immerhin auf kleine Grüppchen, die für die idyllisch bezopfte, in Balladen schwelgende Kelly Family schwärmten. Meine beiden Mädels hatten mit dieser Band nichts am Hut, die Kinderlieder fanden sie eher öd, und wirklich „geil“ waren einzig und allein – und *nicht* zur Freude des „Fachpersonals“ – die Backstreet Boys. Vielleicht liegt es doch an den Genen?

Rita Krajicek, geboren 1960 in Kufstein/Österreich, studierte Germanistik, Volkskunde und Philosophie. Seit rund zwanzig Jahren arbeitet sie als freie Lektorin und Korrektorin für verschiedene Verlage, Institute, Agenturen und Autoren. Sie ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter. Mit ihrer Familie und ihrem Kater lebt sie heute in Penzberg in Oberbayern. Für das dotbooks-Team ist Rita Krajicek als hochgeschätzte Korrektorin im Einsatz.

One Republic: „Apologize“ (2007)

Wenn Worte zu viel sind und Schweigen zu wenig

von Andrea Koßmann

Tränen reinigen die Seele. Und den Tränenkanal, falls dieser mal verstopft ist. So oder ähnlich könnte man vielleicht erklären, warum man weint.

Aber kennen Sie auch dieses Gefühl, dass man gerne die Tränen fließen lassen würde, es aber nicht kann? Dass man etwas verdrängt, weil man Angst vor seinen eigenen Gefühlen hat?

Kennen Sie diesen Kloß, der sich im Hals festsetzt und den man weder hinunterschlucken noch hinausschreien kann?

Ich kenne solche Situationen, und wenn mir mal so richtig nach Weinen zumute ist, es aber nicht so funktioniert, wie ich es gerne hätte, schaue ich mir ein paar bestimmte Szenen eines Liebesfilmes an – oder aber ich höre den Song, der mich in den letzten Jahren so sehr berührt hat, dass sich meine Tränen schon den Weg nach draußen suchen, bevor der erste Ton zu Ende verklungen ist.

Im Frühjahr 2007 schenkte mir ein Freund die Maxi-CD von *Apologize* mit den Worten: „Ich liebe diesen Song!“ Ich hörte ihn mir an, nahm die CD aber direkt wieder aus dem Player. Mir sagte die Melodie nicht zu, ich machte mir daher auch nicht die Mühe, auf den Text zu achten. Der Song interessierte mich ungefähr so viel wie Einsteins Relativitätstheorie oder der Geschlechtsakt der Buckelwale, und so versank die Scheibe in den Tiefen meiner CD-Sammlung und sollte dort fast ein Jahr verweilen.

Den besagten Freund lernte ich übrigens einige Zeit zuvor über unsere gemeinsame Leidenschaft kennen, die Liebe zu Büchern, und er wurde im Laufe der Zeit immer wichtiger für mich. Doch irgendwann brach er den Kontakt zu mir ab. Von einem Tag auf den anderen hörte ich nichts mehr von ihm. Er hatte sicher seine Gründe, und es gab genauso sicher auch welche dafür, dass ich mich schließlich nicht mehr bei ihm meldete. Manchmal ist die Zeit einfach nicht reif für bestimmte Freundschaften. Manchmal ist das Leben zweier Menschen, die sich mögen, so dermaßen unterschiedlich, dass man keine Möglichkeit findet, einen Kontakt aufrecht zu halten, trotz all der Möglichkeiten, die heute technisch geboten werden. So etwas ist immer sehr schade, aber aus beruflichen, gesundheitlichen oder vielen anderen Gründen leider unvermeidbar.

Vergessen konnte ich den Mann aber nicht, und ich dachte sehr oft an ihn. Wir liebten es, kleine Mini-Leserunden zu machen, an denen nur er und ich teilnahmen. Wir lasen Bücher gleichzeitig und diskutierten darüber; manchmal kontrovers, oft waren wir aber gleicher Meinung. Wenn ich ihm sagte, dass ich es liebe, an Buchseiten zu riechen, wurde ich nicht belächelt, sondern er gab zu, dass er es genauso tat. Und auch das Streicheln über ein Cover und das wohlige Gefühl, das dies auslöst, war ihm nicht fremd. Ich kannte zuvor keinen Mann, der meine Leidenschaft so sehr teilte wie er. Und auf einmal war er weg. Er fehlte mir so sehr als Mensch.

Auf den Tag genau nach einem halben Jahr schrieb ich in meinem Blog einen Artikel über Fragen, die ich mir schon lange stellte. Dazu gehörte auch, ob es jemals zu spät sei, sich für etwas zu entschuldigen. Denn ein paar Tage zuvor fiel mir beim Aufräumen meiner CD-Sammlung *Apologize* wieder in die

Hände, und plötzlich hörte ich den Song mit ganz anderen Ohren. Untermalt mit der Sehnsucht, die ich ein halbes Jahr vor mir selber zu verleugnen suchte, fühlte es sich jetzt auf einmal so an, als könne ich das Lied in mein Herz lassen: *„You tell me that you need me, then you go and cut me down.“*

Das Lied öffnete in mir ein Tor für eine ganze Flutwelle von Fragen: War es zu spät für eine Entschuldigung? Gab es wirklich einen triftigen Grund für unser Schweigen, oder hätte man gemeinsam eine andere Lösung finden können? Was war damals alles passiert? Würde ich ihm verzeihen können, wenn er sich wieder bei mir melden würde? Wollte ich das überhaupt? Und warum vermisste ich ihn so sehr, immer noch, jeden Tag ein Stückchen mehr?

Als ich am nächsten Tag von der Arbeit nach Hause kam, fand ich eine eMail des Mannes in meiner Mailbox. Er hatte meinen Blogpost gelesen und sich angesprochen gefühlt. Er schrieb mir, wie sehr ich ihm in seinem Leben fehlte und dass er sich für sein Schweigen schämte. Dass er fast täglich auf meiner Internetseite war und meinen Blog verfolgte, weil er auf diesem Wege einen kleinen Teil meines Lebens weiterverfolgen konnte. Er las alle meine Rezensionen und hätte mich am liebsten angeschrieben, denn wir haben in bestimmten Genres genau den gleichen Lesegeschmack, und er vermisste das Reden über die Bücher und das gemeinsame Schwärmen über all die Geschichten, die wir zwischen zwei Buchdeckeln finden konnten. Und doch hatte er sich die ganze Zeit aufgrund seines Verhaltens nicht mehr getraut, sich bei mir zu melden.

Am Ende der Mail fragte er mich, ob ich ihm jemals verzeihen könnte, wenn er mich um Entschuldigung für sein Verhalten bitten würde.

Ich las seine Mail ein weiteres Mal. Und noch mal und noch mal und noch mal. Im Hintergrund lief längst *Apologize*, und ich weinte bitterlich, bis ich das Gefühl hatte, all die Tränen hinausgelassen zu haben, die ich ein halbes Jahr lang unter Verschluss gehalten hatte.

„I need you like a heart needs a beat.“

Ich atmete einige Male tief durch, trocknete meine Tränen und antwortete ihm, dass ich seine Entschuldigung annahm.

Eigentlich war es mir schon klar, als ich seine Mail zum ersten Mal las.

Seitdem ist *Apologize* „unser Lied“. Der Song ist ein wichtiger Grundstein unserer Freundschaft geworden, und das wird er wohl auch für immer bleiben. Er sagt mehr aus als die Worte, die man hört; er bedeutet für uns mehr, als man jemals in Worte fassen könnte. *Apologize* steht für das, was uns verbindet, wenn Worte zu viel sind und Schweigen zu wenig.

Manchmal sammeln sie sich immer noch in mir, die Tränen des Schweigens – und der Song hilft mir dabei, sie zu vergießen.

Danach geht es mir wieder ein kleines bisschen besser. Wenn der Song beginnt, fühlt es sich jedes Mal an, als würde mein Herz einen kleinen Moment aussetzen. Ich glaube, das ist so, weil es dann den Takt eines ganz bestimmten Männerherzes aufnimmt. Egal, wo dieser Mann gerade ist und wie groß die Welt auch sein mag. Unsere Herzen werden sich nie verlieren.

Weil: *„It is NEVER too late to apologize.“*

Andrea Koßmann, geboren 1969 in Marl, unterhält eine mehrfach preisgekrönte und sehr beliebte Website (www.kossis-

welt.de), auf der sie Rezensionen, Autoreninterviews und eigene Texte veröffentlicht. Sie fiel aus allen Wolken, als sie eines Tages eine eMail von dem ihr bis dahin komplett unbekanntem Timothy Sonderhüsken bekam, der sie fragte, ob sie einen Roman schreiben wollte. Das war die Geburtsstunde ihres ersten Romans *Männertaxi*. Und wie das so ist bei guten Autor-Lektor-Beziehungen: Obwohl es zu keiner weiteren Zusammenarbeit kam, haben die beiden sich danach nicht aus den Augen verloren, auch wenn Andrea Koßmann laut eigener Aussage nicht davon ausgeht, „in absehbarer Zeit regelmäßig eBooks zu lesen – also, außer diesem einen, von dem Herr Sonderhüsken so geschwärmt hat, und in das andere könnte ich eigentlich auch einen Blick werfen, und ...“

Nina Simone: „I loves you, Porgy“ (1958)

Sternschnuppen

von Stefan Scholz

Die Frau, mit der ich jenen Sommer damals verbringen wollte – und vielleicht auch den Winter –, war mit einem anderen Mann verreist. Also blieb ich zu Hause und nahm mir drei Wochen frei, um nichts anderes zu tun, als den ganzen Tag am Badeweiher zu liegen und das Licht in den Blättern der Bäume zu betrachten. Es war August, und die Hitze hatte das Regiment übernommen in der Stadt. Sie dämpfte alle Bewegungen und betäubte alle Sinne, nistete sich ein in den Mauern der Häuser, um auch noch nach Sonnenuntergang lange, schlaflose Nächte auszubrüten – Nächte, die ich auf dem Balkon verbrachte. Dort saß ich bei Kerzenlicht, trank Wein, rauchte und hörte Schallplatten. Wenn eine Sternschnuppe fiel, dachte ich an Sophia in Südfrankreich und fragte mich, ob sie den gleichen Himmel sah wie ich. Wenn keine Sternschnuppe fiel, dachte ich auch an sie.

Ich hatte Sophia vor sechs Wochen kennengelernt, und wir hatten uns einige Male getroffen. Beim letzten Mal, als ich sie küssen wollte, erzählte sie mir von dem Mann, den sie bald heiraten würde.

Man klickt eine Schallplatte nicht einfach an wie eine Tracklist auf dem Computer, sondern man wählt sie aus. Man betrachtet das Cover, nimmt die Scheibe heraus, legt sie behutsam auf den Plattenteller und wartet. Das Geräusch der Nadel, die auf der Leerrille vor dem gewünschten Stück aufsetzt, hat etwas von der

verheißungsvollen, gespannten Ruhe vor dem ersten Ton eines Konzerts. Damals, in einer ganz besonderen Sommernacht, wählte ich eine Platte von Nina Simone aus. Das erste Stück auf der zweiten Seite: *I loves you, Porgy*.

Das Licht der Kerze, die Zigarette im Aschenbecher, das Glas Wein auf dem Tisch, die reglosen Silhouetten der Bäume vor dem klaren, mondhellen Nachthimmel, die Stille im Hinterhof, die entfernten, gedämpften Geräusche von der Straße – all das floss zusammen in jenen hingetupften Tönen auf dem Klavier, in Nina Simonens Stimme. Es war, als sei diese Nacht ihr Notenblatt. „*Don't let him take me / Don't let him handle me and drive me mad...*“

Viel später, lang nach Mitternacht, als ein lauer Wind aufkam und der Wein zur Neige ging, klingelte das Telefon. Es war Sophia. Vielleicht hatte sie die Sternschnuppen auch gesehen, denn sie war schon seit einer Woche wieder in der Stadt: Den Urlaub in Südfrankreich habe sie abgebrochen, erzählte sie mir; sie wolle jenen Mann nicht mehr heiraten.

Drei Stunden später verlosch die Kerze auf meinem Balkon neben einem vollen Aschenbecher und der Flasche Wein, die ich noch schnell an der Tankstelle besorgt hatte. Sophia lag auf meinem Sofa. Das Mondlicht schimmerte matt auf ihrer nackten Haut. Ich legte wieder Nina Simone auf, zündete mir eine Zigarette an und teilte sie mit Sophia. Die Zeit blieb stehen. Wir waren zu Hause in dieser Sommernacht, für immer, nie mehr würde die Sonne aufgehen, nie mehr würden wir etwas anderes spüren als die leichte, laue Luft, die vom offenen Fenster her über unsere Haut strich.

Sechs Monate später verschwand Sophia aus meinem Leben. Ich weiß nicht, was aus ihr geworden ist. Manchmal, wenn eine

Sternschnuppe fällt, denke ich an sie. „*If you can keep me, I want to stay here. / With you forever I've got my man.*“

Stefan Scholz, geboren 1958 in Landshut, hat in München Philosophie, Germanistik und Geschichte studiert. Er ist Musiker in einer Reggae-Band, Autor, Cutter, Komponist und Regisseur, der vor allem für das Bayerische Fernsehen arbeitet. Bei dotbooks erschien bereits sein Roman *Steine aus Island*.

Texte, die uns bewegen: Unsere Leseproben für Sie

Sie haben unsere Autoren, unsere Freunde und unser Team kennengelernt – und unsere Lieblingslieder. Wir freuen uns sehr, Ihnen nun auch die dotbooks-Bücher unserer Autoren vorzustellen und wünschen viel Vergnügen mit den Leseproben!

Jederzeit aktuell informiert über unser Programm sind Sie, wenn Sie unseren monatlichen Newsletter abonnieren:

<http://www.dotbooks.de/newsletter.html>

Leseprobe aus Daniel Oliver Bachmanns

„Petting statt Pershing“

Über dieses Buch:

Als Gregors Vater auszieht und der Restfamilie kurz darauf seine neue, farbige Freundin vorstellt, die Mutter mit ihm und seinem vorlauten Bruder in eine Hippie-Kommune zieht, weiß der sensible Teenager bald nicht mehr, wo ihm der Kopf steht. Auch würde er gerne seine Fühler nach der ersten Liebe ausstrecken, aber das Schicksal hat anderes mit ihm vor: Der Kalte Krieg wird plötzlich ein heißer und sein Traum droht, zwischen Protestbewegung und Establishment zu zerplatzen.

„Jede Menge Zeit- und Lokalkolorit finden sich in diesem liebenswerten und höchst unterhaltsamen Roman der etwas anderen Art.“ KlappeAuf – Das Kulturmagazin (www.klappeauf.de)

Daniel Oliver Bachmann

Petting statt Pershing

Roman

Vorspann

Am 12.12.1979 setzte Bundeskanzler Helmut Schmidt den NATO-Doppelbeschluss durch. Der sah vor, die Sowjetunion zum Abbau ihrer SS-20-Raketen zu zwingen, indem wir mit der Stationierung von Pershing-II-Raketen drohten. Gleichzeitig wurden Gespräche über den Verzicht auf atomare Mittelstreckenraketen angeboten.

Für Leute wie Helmut ging die Rechnung auf.

Für Leute wie mich nicht.

1.

Es war der Tag meines neunten Geburtstags.

Es war der Tag, als Borussia Dortmund mit 0:12 gegen Mönchengladbach den Bach runterging.

Es war der Tag, als Paps seit Langem mal wieder was sagte.

Es war der 29. April 1978.

„Hab genug von dem Gegurke“, sagte Paps. „Ich habe ras de bol.“

Paps konnte Französisch, aber das wusste ich damals nicht. „Ras de bol“ heißt Nase voll, aber das wusste ich auch nicht. Wir standen im Westfalen-Stadion und guckten zu, wie der Ballspielverein Borussia 1909 e. V. Dortmund von den Fohlen aus Gladbach jämmerlich den Arsch versohlt bekam. Paps band sich seinen Schal um die Augen und sagte: „So was von ras de bol.“

Drei Sätze in einer Minute. Wann hatte es das zuletzt gegeben?

Paps sagte eigentlich nie etwas. Mama zweimal die Woche. Fürs Quatschen war allein mein Bruder zuständig. Der war zwei Jahre älter als ich, trug eine runde Brille und sah aus wie Klaas Klever im Donald-Duck-Heft. Clever war er auch – das war zumindest seine Meinung. „Gras wächst nicht schneller, wenn man daran zieht“, sagte er.

Und: „Wer zuletzt lacht, hat es nicht früher begriffen.“

Paps nahm seinen Schal von den Augen, winkte uns mitzukommen und stapfte die Treppen hinab zum Ausgang. Andere folgten seinem Beispiel, und die Tribüne leerte sich, obwohl das Spiel noch nicht zu Ende war. Paps war vielen ein Vorbild, das konnte ich deutlich sehen.

Wir kamen an den Würstchenbuden vorbei, und mein Bruder

wollte eine Curry.

„Wie kannst du jetzt was runterkriegen, Klever?“, fragte ich. „Die haben uns den Sack voll gehauen.“

„Dummbacke. Das heißt doch nicht, dass wir hungern müssen. Es ist Geburtstag. Am Geburtstag will ich eine Curry.“

„Es ist mein Geburtstag“, sagte ich. „Und ich will keine Curry!“

Ich wollte gar nichts. Ich fühlte mich schlecht. Um uns heulten Gladbach-Fans ihre Freudengesänge in den Himmel, während unsere Anhänger gerade mal ein kleinlautes „Rehhagel raus!“ fertigbrachten.

„Ganz klar“, sagte Klever, „der Trainer muss gehen.“ Mein Bruder war elf Jahre alt, aber er redete nicht, wie Elfjährige reden.

„Du hast doch keine Ahnung“, sagte ich. Bei uns verteidigte ich die Familienehre auf dem Rasen. Ich spielte in der E-Jugend des DJK SuS Brambauer. Das heißt, ich saß dort auf der Auswechselbank. Klever dagegen saß nur vor der Glotze. Er machte den Mund weit auf, um mir den Currywurstbrei darin zu zeigen. „So sieht’s in deinem Hirn aus, Depp-Spion“, sagte er.

Ich schlug nach ihm, weit daneben, so wie ich auch immer das Tor verfehlte.

„Schlappohr, Stinkstiefel!“, rief Klever.

Paps sah uns an, und es schien, als wollte er was sagen. Aber dann drehte er sich bloß um und ging. Wahrscheinlich hatte er seine Wortmunition schon auf der Tribüne verschossen.

Als wir nach Hause kamen, roch es nach Apfelkuchen. Es roch nach Kakao. Es roch nach Sahne. Es roch, wie es bei uns immer roch, und ich liebte es. Aber irgendetwas war anders als sonst. Ich brauchte eine Weile, um herauszufinden, was es war. Dann merkte ich: Mama hatte geweint.

„Es tut mir Leid“, sagte ich, weil ich glaubte, es sei wegen des Spiels. „Aber die anderen waren einfach besser.“

Mama lächelte, wischte sich die Hände an der Schürze ab und nahm mich in den Arm. Mir gefiel das, wenn sie mich in den Arm nahm, obwohl mich Klever danach immer stundenlang aufzog. Aber es gab Apfelkuchen mit Sahne, am Morgen hatte ich ein Fahrrad bekommen, Paps war mit uns zur Borussia gegangen, und Mama hielt mich im Arm. Es konnte nicht besser sein, von meinem blöden Bruder mal abgesehen.

„Du Pfeife“, sagte er, „ist doch nicht wegen dem Spiel. Es ist, weil wir umziehen.“

Mama fuhr herum. „Woher weißt du das?“, fragte sie.

Klever grinste. „Dem Klugen gehört die Zukunft“, sagte er.

Ich war schockiert. „Ist das wahr?“, fragte ich Mama.

Sie strich mir über den Kopf. Ich war ihr Liebling, während Paps Klever bevorzugte, obwohl er immer so tat, als sei das nicht der Fall. Aber er lachte über Klevers Sprüche, während Mama sie selten lustig fand.

„Ja“, sagte sie. „Es stimmt.“

„Nach Wambel? Körne oder Brackel?“, fragte ich. Meine Vorstellung von dieser Welt endete an Dortmunds Stadtgrenze.

„Quatsch, Mann!“, rief Klever. „Nach Böpfingen!“

„Woher weißt du das?“, rief Mama noch einmal, und sie klang auf einmal sehr ärgerlich. „Johannes! Jetzt sag doch auch mal was.“

Johannes, das war Paps. Ich wusste, er mochte es nicht, wenn man ihn so nannte. Ich wusste auch, dass Klever die Post öffnete, sie las und mit seinem Spezialkleber aus dem Yps-mit-Gimmick-Heft wieder verschloss. Ich wusste, dass er in allen Schubladen kramte, und ich wusste, dass es vor ihm keine Geheimnisse gab. Mama wusste das offenbar nicht.

Klever war für seine Agentenarbeit bestens gerüstet: Er hatte aus Yps das begehrte Schleuderkatapult, mit dem er mir getrockneten Kaugummi an den Kopf schoss. Er hatte die Agentenausrüstung mit der Brille mit eingebauten Spiegeln, die ihm half, vor Mamas Augen die Keksdose leerzuräumen. Er hatte die mexikanischen Springbohnen, in denen Larven eines Schmetterlings namens *Laspeyresia saltitans* steckten, und die mir regelmäßig aus dem Bett entgegenhopsten. Er hatte die Überlebensausrüstung, das U-Boot, das UKW-Radio zum Selberbauen. Und er hatte sämtliche Ausgaben von Jimmy dem Gummipferd und Mister Melone, um die ich ihn sehr beneidete. Außerdem er hatte immer das letzte Wort.

„Wissen ist Macht, Rübenase“, sagte er. „Dass du nichts weißt, macht allerdings nichts.“

Wir zogen also fort. Familie Rieger ging in die Fremde. Ich hätte mich sofort auf den Weg machen müssen, um es meinen Freunden zu erzählen. Aber die Sache war die: Ich hatte keine Freunde. Auch nicht beim DJK SuS Brambauer. Obwohl durch die Tatsache, dass ich die Auswechselbank hütete, ein paar andere, die nicht besser kickten als ich, regelmäßig auflaufen durften. Doch um ehrlich zu sein: Ich würde auch keinen wie mich zum Freund wollen. Um ganz ehrlich zu sein: Ich konnte mich nicht besonders gut leiden. Ich war schwach auf der Brust und bekam jede Krankheit zweimal. Ich konnte keine lustigen Sachen sagen wie Klever. Ich war in der Schule im unteren Durchschnitt ziemlich weit unten. Ich war der, den andere Kinder in den Papierkorb steckten, um ihn dann dem Lehrer aufs Pult zu hieven. Ich war der, für den es so viele doofe Spitznamen gab, dass ich meinen Richtigen beinahe vergaß. Daher schrieb ich ihn einmal am Tag auf. Gregor, notierte ich, denn das

bedeutete „der Wachsame“. Genau das war ich: wachsam, ängstlich, stets darauf bedacht, dass nichts passierte. Doch nun passierte was: Wir zogen weg. Ich war sicher, ich würde nächtelang nicht schlafen können. Bedröppelt schlich ich mich ins Wohnzimmer, wo Klever vor dem Fernseher hockte. Paps hatte sich in sein Arbeitszimmer verzogen, Mama werkelte im Garten. Im Fernseher lief Klimbim, und Ingrid Steeger zog Grimassen. Das war allerdings nicht der Grund, weshalb wir Klimbim liebten. Der kam zum Schluss, wenn die Sendung schon fast aus war und Ingrid Steeger plötzlich die Kleider auszog. Da kriegte ich einen roten Kopf, und Klever kriegte auch einen roten Kopf, und wir rückten ganz dicht an den Bildschirm. Paps war in seinem Arbeitszimmer, Mama werkelte im Garten, und im Fernsehen zeigte Ingrid Steeger fast den ganzen Busen.

Klever sagte: „Macht der Blechknopf plötzlich peng, waren deine Jeans zu eng!“ Das sagte er so andächtig wie im Gebet.

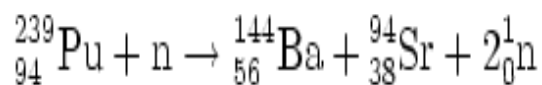
Ich fragte: „Wo ist das, Böpfigen?“

Klever sagte: „Taka-Tuka-Land.“

Ich sagte: „Und wo ist Taka-Tuka-Land?“

„Frag Mama“, sagte Klever. „Nein, besser: Frag Paps.“

Paps zu fragen war nicht leicht. Paps lebte in seinem Arbeitszimmer, welches wir nicht betreten durften. Selbst Klever hielt sich an die Regel. Ansonsten war es mit Paps ganz locker, nur wenn er da drin war und seine Bücher schrieb, mussten wir auf Zehenspitzen durchs Haus schleichen. Paps schrieb sehr dicke Bücher über stinklangweilige Sachen. Sie waren voller Formeln, die kompliziert klangen und so aussahen:



Darunter stand: Einer von zwei Fällen neutroneninduzierter

Spaltung von Plutonium 239.

Paps hatte einen Dokortitel, aber er konnte es nicht leiden, wenn ihn jemand damit ansprach. Dann sagte er immer: „Es kommt nicht darauf an, welche Titel man trägt. Sondern was man aus ihnen macht.“

Manchmal sagte er auch: „Nur weil die Klugen nachgeben, regieren die Dummen die Welt.“

Das war dann die Wortmunition einer Woche. Danach ging er auf Sendepause. Und schrieb das nächste dicke Buch.

2.

Böpfingen lag nicht in Taka-Tuka-Land, sondern auf der Schwäbischen Alb. Doch am Anfang kam es mir genauso fremd vor. Da waren Berge, da waren Felsen, da waren Wälder und Wiesen. Da waren Leute, die so komisch sprachen, dass ich kein Wort verstand.

„Guck au, d' Fischkopf“, sagten meine neuen Klassenkameraden. Sie lachten, steckten mich in den Papierkorb und stellten ihn dem Lehrer aufs Pult. Zumindest die Gewohnheit, auf die Schwachen einzuprügeln, war in Taka-Tuka-Land nicht anders. Ich traute mich kaum aus dem Haus und verkroch mich hinter Büchern. Ich verschlang den Herrn der Ringe und wünschte mir ebenso viel Mut wie Frodo, obwohl ich wusste, dass ich es nicht mal als Pippin schaffen würde. Ich las alle 120 Bände von Karl May vorwärts und rückwärts, und mein größter Held war Old Firehand. Er war so stark wie Old Shatterhand und so sicher mit dem Gewehr wie Old Surehand. Aber er hatte einen anderen Charakter – etwas Dunkles lag in seinen Zügen – und das gefiel mir. Mein Lieblingsbuch war jedoch Moby Dick. Eine Zeit lang lief ich durch die Gegend und sagte: „Nennt mich Ismael“. Doch die Leute blieben bei Gregor,

und Klever bei „Arschgesicht“ oder „Dummbbeutel“. Danach war ich für ein paar Wochen Queequeg und versuchte mich mit einer heißen Stricknadel zu tätowieren. Aber ich brannte nur Löcher in Mamas Schafwollteppich. Im Grunde meines Herzens wollte ich jedoch wie Moby Dick selbst sein. Ich wollte sein wie der Wal, den es wirklich gegeben hatte. Wie dieser wollte ich meine Jäger zerschmettern und in die Tiefe reißen.

Klever wurde in Taka-Tuka-Land schnell heimisch. Er konnte doppelt so schnell reden wie die Leute, und war damit allen voraus. Ob es Mama gefiel, konnte ich nicht sagen. Zwar besaß sie jetzt einen Garten, der fünfmal so groß war wie der in Dortmund. Trotzdem beschlich mich das Gefühl, dass sie gerne wieder wegziehen würde. Sie und Paps redeten immer weniger miteinander, denn Paps verbrachte mehr und mehr Zeit in seinem Arbeitszimmer und verfasste dicke Wälzer. Ich dachte, warum schreibt er nicht mal was wie Moby Dick? Ab und zu kam er raus, setzte sich ins Auto, fuhr irgendwohin. Wenn er wieder nach Hause kam, war er noch schweigsamer als vorher, sofern das überhaupt möglich war. Dann kullerten Mama ein paar Tränen über die Wangen, und irgendwann versuchte sie nicht mehr, sie zu verbergen.

Doch ich war zu sehr damit beschäftigt, mit Frodo, Gandalf und Aragon Orks zu erledigen, oder mit Winnetou durch den Wilden Westen zu reiten, als Ismael über die Weltmeere zu segeln und vor allem in der Schule zu überleben, als dass ich daran auch nur einen Gedanken verschwendet hätte. In der Grundschule war ich schon schlecht gewesen, und mit Ach und Krach schaffte ich es aufs Gymnasium. Dort schummelte ich mich durch die fünfte Klasse, aber in der sechsten blieb ich sitzen, und danach sah es nicht besser aus.

Da sagte Paps: „Hab genug von dem Gegerke. Ich habe ras de bol.“
Natürlich konnte ich noch immer kein Französisch, aber der Sinn war mir inzwischen klar.

„Muss er halt auf die Hauptschule“, sagte Paps.

„Wie einer in Mathematik nur Sechsen heimbringen kann, wird mir immer ein Rätsel bleiben“, sagte Paps.

Er schaute in mein Zwischenzeugnis und sagte: „Physik Sechs, Mathematik Sechs, Englisch Sechs. Ich fasse es nicht. Was macht der Bengel den ganzen Tag?“

Mama und ich sahen uns an. Für Paps' Verhältnisse war das eine Grundsatzrede.

„Das, Johannes“, sagte Mama, „wüsstest du, wenn du mal aus deinem verdammten Arbeitszimmer rauskommen würdest.“

„Dumm geboren, nix dazugelernt“, rief Klever.

„Du hältst dich da raus, Freundchen“, fuhr Mama ihn an.

Paps sah aus wie jemand, der um eine Entscheidung rang.

„Gut“, sagte er, aber es klang nicht nach „gut“. „Ich gebe ihm Nachhilfe. Täglich eine Stunde vor der Schule. Es wäre doch gelacht, wenn wir ihm nicht wenigstens die binomischen Formeln beibringen.“

Klever sagte: „Paps, spar dir die Mühe. Das sind Perlen vor die Säue geworfen.“

Ich versuchte, den Old-Shatterhand-K.-o.-Schlag anzubringen, den finalen Bums an die Schläfe, aber Klever tänzelte geschickt aus meiner Reichweite.

„Float like a butterfly, sting like a bee“, sagte er.

„Muhammad Ali“, sagte er.

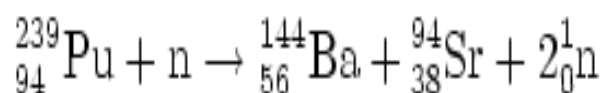
„Aber ich hab ja vergessen, du kannst gar kein Englisch“, sagte er.

„Schluss damit!“, sagte Mama.

Doch ich wusste, dass nicht Schluss sein würde. Ich war zur

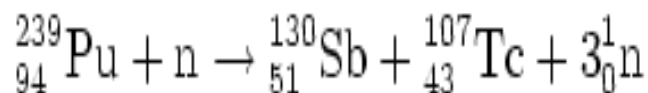
Nachhilfe bei Paps verdonnert, und Klever lachte sich schief. Wäre ich Moby Dick, würde ich jetzt auf den tiefsten Meeresgrund abtauchen.

Am nächsten Morgen weckte mich Mama eine Stunde früher. Ich schlich ins Bad, putzte mir die Zähne, ohne Zahnpasta auf die Bürste zu tun. Ich kleckerte Kakao auf mein Lieblings-T-Shirt und warf eine Schüssel mit Cornflakes zu Boden. Ganz offensichtlich war ich kein Frühaufsteher. Dann stand ich vor Paps' Arbeitszimmer, und mir wurde klar, dass ich diesen Raum noch nie betreten hatte. Ich klopfte an – Mama hatte gesagt, ist besser so – und trat ein. Paps saß an einem Schreibtisch, der mit Büchern überfüllt war. Bücher lagen in hohen Stapeln auf dem Teppich. Bücher standen in Regalen, die vom Boden bis zur Decke reichten. Paps winkte mich her, nahm ein paar Bücher von einem Stuhl, und ich setzte mich drauf, ganz vorne auf die Kante. Mir war unbehaglich zumute. Ich hatte keine Ahnung, wie Paps' Nachhilfe aussehen sollte, und ich hatte keine Ahnung, mit welchem Fach wir beginnen würden. Schließlich war ich überall schlecht. Paps reichte mir ein Buch. Es war aufgeschlagen, und drinnen stand die Formel:



„Einer von zwei Fällen neutroneninduzierter Spaltung von Plutonium 239“, sagte Paps.

„Der andere Fall“, sagte Paps, „ist der.“ Er kritzelte mit einem Stift eine Formel daneben. Die sah so aus:



Dann legte er das Buch weg. „Ich nehme an“, sagte er, „das habt ihr in Physik noch nicht behandelt.“

Ich rutschte auf dem Stuhl hin und her. „Nein“, sagte ich.

„Glaub nicht“, sagte ich.

„Dachte ich mir“, sagte Paps.

Dann schwieg er.

Ich entdeckte eine Uhr auf dem Schreibtisch. Erst fünf Minuten waren um. Wenn das so weiterging, würde es eine lange Stunde.

Paps dachte wohl ähnlich. „Sehen wir den Tatsachen ins Auge“, sagte er. „Du hast keine Ahnung von Physik. Und ich keine Ahnung vom Nachhilfegeben. Also, was machen wir?“

Ich zuckte mit den Schultern. Wieder ins Bett gehen, wollte ich sagen, aber ich traute mich nicht.

„Hast du eine Frage?“, sagte Paps. „Irgendwas, das du wissen willst?“

„Ja!“, platzte ich raus. Darauf kaute ich seit Ewigkeiten rum.

„Warum sind wir umgezogen? Warum sind wir hier?“

Paps sah mich mit einem Blick an, als wäre ich grün, hätte Antennen auf dem Kopf und käme vom Mars. „Das ist alles?“, fragte er. „Nichts anderes?“

„Ja“, sagte ich.

„Warum hast du nicht früher gefragt?“

„Weil“, sagte ich, „deine Tür immer zu ist.“

„Oh“, sagte Paps. „Warum bist du nicht zu Mama gegangen?“

„Bin ich ja“, sagte ich. „Da hat sie angefangen zu weinen.“

„Oh“, sagte Paps nochmals.

Er ging zum Regal und zog ein Buch heraus. Eine Zeit lang blätterte er gedankenverloren darin, dann reichte er es mir. „Weißt du, was das ist?“, fragte er.

Auf einem Foto sah ich eine Rakete. Sie war lang und dick, und um sie herum standen ein paar Männer. „Ist nicht dein Ernst, Paps“, sagte ich.

„Weißt du auch, wie sie funktioniert?“, fragte er.

Ich schüttelte den Kopf. Wenn er mich gefragt hätte, wie lange Moby Dick tauchen kann oder was auf Saurons Ring steht, hätte ich ihn eine Antwort geben können. Aber ich wusste nicht, wie eine Rakete funktioniert, und ehrlich gesagt, es war mir schnuppe.

„Wüsstest du es“, sagte Paps, „hättest du keine Sechs in Physik. Doch wer weiß, wozu Ahnungslosigkeit gut ist.“

Ich fand, Paps war immer etwas seltsam, aber heute Morgen übertraf er sich selbst.

„Die Sache ist die“, sagte Paps. „Ich weiß, wie eine Rakete funktioniert. Vielleicht besser als die meisten anderen. Vor allem weiß ich, wie man eine Rakete dorthin fliegen lässt, wohin man sie haben will. Dafür ist das Radarmessteil an der Spitze verantwortlich, aber das interessiert dich wahrscheinlich nicht.“

Ich versuchte Interesse zu heucheln, doch es gelang mir nicht besonders.

„Anyway“, sagte Paps.

Anyway war Englisch, was Paps natürlich auch konnte. Anyway heißt „wie auch immer“, aber das wusste ich damals nicht.

„Wir sind hergezogen“, sagte Paps, „weil die Raketen auch herziehen werden.“

Ich glaube, jetzt glotzte ich Paps an, als sei er grün, hätte Antennen auf dem Kopf und käme vom Mars.

„Ist bald so weit“, sagte er. „Weiß nur noch keiner. Und damit die Raketen da hinfliegen, wo sie hinfliegen sollen – sollte es jemals so weit kommen –, bin ich hier. Deshalb sind wir hier.“

Ich schaute ins Buch. Die Rakete war lang und dick und in einer dunklen Farbe angestrichen. Sie sah gefährlich aus. „Wo soll sie denn hinfliegen?“, fragte ich.

„Nach Moskau“, sagte Paps. „Oder Minsk. Oder an jede Menge

Orte, die du nicht kennst. Das heißt, welche Note hast du in Erdkunde?“

Eine Drei, wollte ich sagen, und es ist meine Beste. Doch ich sagte gar nichts. Irgendwas an Paps machte mir plötzlich Angst. „Dann ist das keine Rakete, die zum Mond fliegt?“, fragte ich.

„No way“, sagte Paps. „Das ist eine Mittelstreckenrakete. Zum Mond bräuchte man eher ’ne Langstrecke.“

Auf einmal fing er an zu lachen, und das war nun wirklich unheimlich. Paps lachte sonst nur, wenn Klever seine Witze riss, und dann immer bloß kurz. Jetzt lachte er so lange, dass ihm Tränen übers Gesicht rannen. Eigentlich hätte ich stolz auf mich sein müssen, denn noch nie war es mir gelungen, einen lachsalvenauslösenden Spruch zu klopfen. Dabei hatte ich lediglich gefragt, ob das Ding zum Mond flog.

„Zum Mond, zum Mond“, lachte Paps. „Der ist gut.“

Ich sah auf die Uhr auf seinem Schreibtisch. Noch über vierzig Minuten Nachhilfe, aber ich war der Meinung, am ersten Tag sollte man es nicht übertreiben. Ich sprang auf. „Muss zur Schule, Paps“, sagte ich.

„In Ordnung“, keuchte er und rang nach Luft. „Na, das war doch eine runde Sache, findest du nicht?“

„Ja, Paps“, sagte ich. „Echt klasse.“

Dann war ich draußen. Was war ich froh. In der Küche fand ich Mama. Sie sah aus, als habe sie wieder geweint.

„Hast du was gelernt?“, fragte sie.

„Hmhm“, sagte ich. Das konnte ja und das konnte nein heißen. So empfand ich es auch. Ich hatte das Gefühl, als hätte mir Paps was beigebracht. Ich wusste nur nicht, was es war.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Daniel Oliver Bachmann

Petting statt Pershing

Roman

Leseprobe aus Daniel Oliver Bachmanns „All Inclusive – Der Schein trügt“

Über dieses Buch:

Sie sind jung und kreativ. Sie arbeiten viel. Sie sollten eigentlich glücklich sein – und sind das Gegenteil. Vier Paare merken schmerzlich, dass es nicht reicht, ständig 100 Prozent zu geben, und beschließen, daran etwas zu ändern. Warum daheim im Regen sitzen, wenn man für einen Bruchteil der deutschen Lebenshaltungskosten 365 Tage im Jahr von Ferienparadies zu Ferienparadies jetten und all inclusive leben kann? Doch der schöne Schein trügt, nicht erst, als ein nerviger Rentner eines Morgens im Pool treibt – denn keiner von ihnen ahnt, wer hier welches Spiel spielt ...

Bitterböse, faszinierend und wie mit dem Skalpell geschrieben – ein abgründiges Lesevergnügen für alle, die den deutschen Bret Easton Ellis entdecken wollen.

Daniel Oliver Bachmann
All Inclusive – Der Schein trügt
Roman

Alanya, Türkei

„Die Frau machte sichs irgendwie zu einfach. Sagte, schuld war ein Mangel an Folsäure. Beckmann fragte, was das heißt, und sie sagte, Folsäure sei dazu da, um ... um ... um was zu regeln im Körper,

hab vergessen, was. Jedenfalls das Kind, ihr Kind, hatte zu wenig davon. Zu wenig Folsäure. Bei der Geburt kommt es raus mit offenem Rücken. Könnt ihr euch das vorstellen? Könnt ihr nicht. Die Hälfte vom Kopf fehlte auch, sagte die Frau. Das hat dem Beckmann zugesetzt, konnte man sehen. Hat von da an ständig an seiner Brille rumgefummelt. Und die Frau dann: Mein Kind lebte noch drei Stunden, und in der Zeit gab ich ihm die ganze Liebe dieser Welt. Wie, wollte Beckmann wissen, wie gaben Sie ihm die ganze Liebe dieser Welt, und die Frau, die Mama, sagte, ich war einfach voller Liebe, meine Liebe war unendlich groß. Wie sie das sagt, fang ich an zu heulen. Sitz auf dem Sofa und heul Rotz und Wasser und kann gar nicht mehr aufhören. Weil ich denke, das ist doch ungerecht. Weil ich denke, ich bin ganz, ich bin vollständig. Mir würde ein Bruchteil reichen von der ganzen Liebe dieser Welt. Mit einer Winzigkeit davon wäre ich zufrieden!“

Da sitzen wir und plappern. Plappern den Tag fort, wie wir das immer machen. Sitzen unter Palmen, wo wir immer sitzen, und das Meer rauscht, wie es immer rauscht. Welches Meer – da muss ich überlegen. Welches Land – da muss ich auch überlegen. Jedenfalls ist es warm. Klar ist es warm, es ist immer warm, wo wir sitzen und plappern, trinken und rauchen. Eigentlich verwunderlich, dass wir noch was zum Plappern haben, nach all der Zeit. Wir, das sind Ulrike und Frank, Gesine und Reinhold, Sanne und Simon, ich und Calvin. Alles Paare, na klar sind wir Paare. Nach außen wenigstens. Nach innen sind wir Singles. Calvin und ich haben vor fünf Jahren geheiratet, auf den Tag vor fünf Jahren, wir feiern heute Ochsenhochzeit. So nennt man das, wenn man keine Kinder hat. Man nennt es Holzhochzeit mit Kindern. Nach zehn Jahren feiert man Rosenhochzeit, ob mit oder ohne Kinder, das ist dann egal.

Nach 15 Jahren Kristall, Porzellan kommt nach 20 Jahren. Silberne nach 25 Jahren, Goldene Hochzeit nach 50. Diamantene hat man nach 60, Gnadenhochzeit nach 70, und für eine Kronjuwelnhochzeit muss man 75 Jahre verheiratet sein. Ich bin jetzt 33, Calvin 35, wir sind also 103 und 105 Jahre alt beim Kronjuwelnjubiläum. Jetzt feiern wir erst mal Ochsenhochzeit, fünf Jahre heiliger Bund der Ehe.

Ulrike und Frank, Calvin und ich, wir haben uns am selben Tag kennengelernt. Beim Ultra-Speed-Dating. Frank ist der Jude-Law-Typ. Seine blauen Augen und die Lausbuben-Strubbelhaare, die nach allen Seiten wegstanden, aber perfekt arrangiert waren, hatten es mir angetan. Er sprach vom Kochen, klar sprach er vom Kochen, wenn er davon anfängt, geht das ohne Punkt und Komma. Frank kennt jede Kochshow, hat alle Sendungen in seinem BlackBerry programmiert, wenn die kommen, ist nichts anderes mehr wichtig. Dann gibt's höchstens Zoff mit Ulrike, die jede Talkshow sehen muss. Beim Ultra-Speed-Dating hatten Frank und ich eine Minute Zeit, und wir haben es vermässelt. Ich meine, ich hab's vermässelt. Das ist, was Frank zu mir sagte: „Was ich zum Kochen brauche, kauf ich auf dem Markt. Den Wein aber hole ich bei Aldi. Du machst Augen, aber ich sag dir, bei Aldi gibt's Spitzenqualität! Erst heute Morgen, glaub es oder nicht, hab ich einen Sauvignon blanc Burlwood aus Kalifornien für 2,99 ergattert, und einen Chianti Le Casine von Castellani für schlappe vier Steine. Schau dir die Autos an, die vor Aldi parken. Da steht der 7er BMW neben der S-Klasse. Die mit Geld haben es kapiert, die haben's mal wieder als Erste kapiert. Okay, du musst die Kartons selbst aufreißen, und in den Läden sieht es aus wie bei Hempels unterm Sofa. Dafür kriegst du große Qualität zum kleinen Preis. Ich persönlich hab keinen Bock, meine Kohle anderen in den Rachen zu schmeißen. Also pass auf,

für ein Friday-Night-Delight-Supper, für unser Friday-Night-Delight-Supper, starten wir mit in Curry gebratenen Tiger-Prawns. Dazu Champagner Veuve Monsigny und dann –“

Dann bimmelte die Uhr, und ich war dran.

Ich sagte: „Castellani deklariert billige Auslandsweine um. Er steht vor Gericht, unten in Bologna. In seinen Aldi-Verschnitten sind keine zwei Prozent Chianti. Will ich bloß mal gesagt haben, ganz ungeschützt.“

Das ist typisch für mich. Wenn ich was weiß, muss es die Welt erfahren. Wenn ich nichts weiß, erfinde ich falsche Wahrheiten. So überzeugend, dass ich selbst dran glaube. Ich habe keine Ahnung, wer Castellani ist. Aber das spielt keine Rolle. Eine Rolle spielt „unten in Bologna“. Das klingt insidermäßig, das frisst jeder.

Allerdings bringt einen beim Ultra-Speed-Dating die Wahrheit nicht weiter. Da ist es besser, wie Ulrike das Püppchen zu spielen. Von ihr hörte man an diesem Abend kein Sterbenswort über offene Rücken. Keinen Pieps über Babys mit halben Köpfen. Stattdessen sagte sie, Tiger-Prawns, ooh wow! Die sind meine Schwäche! Woher weißt du das nur, Frank? Und Champagner, kicher, kicher, da sind mir immer die Flaschen zu klein. Champagner macht mich leichtsinnig! Macht mich maßlos! Geradezu liederlich! Zu einem Night-Delight-Supper sage ich bestimmt nicht nein.

Ulrike und Frank tauschten Handynummern.

Calvin und ich tauschten Handynummern.

So wollte ich es. Damit das Spiel beginnen kann.

Ich ging mit Calvin ins Bett. Als er mich irgendwann später fragte, sagte ich: „Ja.“ Heute feiern wir Ochsenhochzeit, und Ulrike und Frank stoßen auf uns an.

Gesine und Reinhold, Sanne und Simon stoßen ebenfalls auf uns an. Unter Palmen, am Meer.

Schön warm ist es.

Das ist doch was.

Antonie und Calvin

Der Typ trägt einen schwarzen Rollkragenpullover und eine schwarze Hose mit Bügelfalten. Der einzige Farbfleck an ihm sind die knallgelben Sneakers. Er heißt Nils. Seine Frage, ob ich Kaffee will, beantworte ich mit ja. Das Mädels, das ihn bringt, checkt mich mit Blicken, als ginge es um ihren Job. Dabei geht's um einen anderen.

„Deine Referenzen sind top“, sagt Nils. „BBDO in Düsseldorf, Saatchi in Frankfurt, Jung von Matt in Hamburg. Da frag ich mich: Was willst du bei uns? Wir sind kein großer Fisch.“

Nils ist Creative Director bei Euro-Team, einer Werbeagentur in Stuttgart. Stuttgart ist nicht die Stadt, die man wählt, wenn man Karriere im Kopf hat. Bisher hatte ich Karriere im Kopf, und der Beweis dafür ist die Mappe, die vor Nils auf dem Schreibtisch liegt. Die Kampagnen darin sind vom Feinsten. Die Preise, die ich gewonnen habe, ebenfalls. Nils weiß, dass eine Texterin von meinem Kaliber ihm den Job streitig machen wird. Er weiß aber auch, dass er durch mich zu Ruhm und Ehre und damit zu Geld kommt. Ich sehe ihm an, wie er das Für und Wider abwägt.

„Mein Freund arbeitet in Stuttgart“, sage ich, „das heißt, mein Mann.“

Mein Mann zu sagen, fällt mir noch immer schwer, obwohl Calvin und ich seit zwei Jahren verheiratet sind. Wir feiern Baumwollhochzeit, führen aber noch immer eine Fernbeziehung. Ich habe es satt, alle zwei Wochenenden von Hamburg nach Stuttgart zu pendeln.

„Wo?“, fragt Nils.

„Bei der AV“, sage ich. „Als Eventmanager.“

„Oh“, sagt Nils. Lange Pause. Dann unvermittelt: „Wollt ihr Kinder?“

Da ist sie, die Gretchenfrage. Sie zu bejahen heißt, tschüss und danke fürs Gespräch. Sie zu verneinen, lüg doch nicht. Alle Frauen wollen Kinder. Kaum haben sie den Arbeitsvertrag unterschrieben, werden sie schwanger. Aber darin, falsche Wahrheiten zu erfinden, bin ich unschlagbar. Schließlich bin ich Werbetexterin. Schließlich gehöre ich zu den Besten in Deutschland.

„Klar will ich Kinder“, sage ich. „Aber ich krieg keine. I’m very sorry. Willst du Details?“

Nils schaut mich an, und ich sehe, nein, er will keine Details.

Ich sage: „Mein Mann ist ein Grund für Stuttgart. Der zweite ist euer Oilily-Etat.“

Oilily ist eine Kinderbekleidungsmarke. Sehr modisch. Sehr exklusiv. Sehr teuer. Euro-Team macht seit kurzem die Werbung dafür. Allerdings nicht gut.

„Nenn es Verschiebung“, sage ich, „nenn es Übersprunghandlung. Nenn es, wie du willst, aber für Oilily findest du keine geeignetere Texterin. Ich weiß besser als alle Mütter dieser Welt, wie Mütter fühlen.“

In Wirklichkeit habe ich keine Ahnung, wie Mütter fühlen, und es interessiert mich auch nicht. Aber das spielt keine Rolle. Eine Rolle spielt, dass Nils meine Worte für bare Münze nimmt. Er sieht mich schon die Kampagne kreieren, die ihm beim Art Directors Club die Goldmedaille beschert. Der Würfel ist gefallen. Die Texterin auf dem Oilily-Etat kann sich nach einem neuen Job umsehen.

„Dann sollten wir mal über dein Gehalt sprechen“, sagt Nils. „Was stellst du dir denn vor?“

Agenturen wie Euro-Team müssen richtig Geld hinlegen, um

jemanden wie mich in die Provinz zu locken.

„Achttausend“, sage ich.

Nils schluckt. Ich weiß, das ist mehr, als er selbst bekommt.

Am Ende landen wir bei sechstausend, dafür hab ich einen Geschäftswagen rausgehandelt. Einen 3er BMW. Ich könnte zufrieden sein. Aber ich bin es nicht. Ich habe keine Ahnung, warum nicht.

Calvin wohnt in einer Zweizimmerwohnung im Heusteigviertel.

Als Eventmanager trägt er nicht das große Geld nach Hause, knapp viertausend. Doch als DINKS – double income, no kids – können wir uns trotzdem etwas Ordentliches leisten. Ich habe einen Immobilienmenschen an der Strippe, der ein gutes Geschäft wittert. „180 Quadratmeter Penthousewohnung in einem Mehrgenerationenhaus“, sagt er. Ich lege auf. Mit Sicherheit ziehe ich nicht mit Rentnern und Kleinkindern unter ein Dach.

Der Nächste hat etwas in einem neuen Wohnviertel, das die Stadt für einkommensstarke Jungfamilien erschlossen hat. Genauso sagt er es: einkommensstarke Jungfamilien. Für die, sagt er, tut man nämlich viel zu wenig. Überall schießen Sozialwohnungen aus dem Boden, während die besten Steuerzahler in die Röhre gucken. Im Stuttgarter Rathaus hat man das Problem erkannt.

„Problem erkannt, Problem gebannt“, sagt er. Und: „Das Haus ist ein Notverkauf. 250 Quadratmeter Wohnfläche. Fußbodenheizung. Parkett. Bad von Hansgrohe.“

Wir fahren hin und schauen uns das Haus an. Ein quadratischer Betonklotz, der mit bunten Plastikplatten geschmückt ist. Die glitzern in der Sonne wie Irrlichter.

„Deutscher Architekturpreis“, sagt der Makler. „Doppelgarage. Terrasse. Feuerschutz durch Sprinkleranlage. Einbauküche von

Alno.“

Und eine einkommensstarke Jungfamilie, die sich verrechnet hat. Wir gehen rein. Eine Treppe schneidet das Haus in zwei Hälften und macht aus großen Räumen kleine Räume. Durch den Beton wirkt es wie ein Rohbau. Die Terrasse weist nach Norden. Die Nachbarn sind auf Spuckweite. Calvin schüttelt den Kopf. Er kann es auf den Tod nicht ausstehen, wenn Architekten Häuser bauen, die wohnuntauglich sind, und dafür auch noch Preise bekommen.

„Lass uns gehen“, sagt er.

Ich frage den Makler: „Was soll das Haus denn kosten?“

„Wie gesagt, Notverkauf, Schnäppchenpreis.“

„Wie viel?“

„490.“

Ich gehe mit Calvin zur Tür.

„Aber man kann darüber reden“, sagt der Makler.

„So?“, sage ich. „Kann man?“

Zwei Wochen später ziehen wir ein. Das war der Deal: Ich komme nach Stuttgart. Dafür entscheide ich, wo wir wohnen. Trotzdem gab's ellenlange Diskussionen.

„Warum gerade dieses Haus?“, fragt Calvin x-mal. „Als ob es kein anderes gibt. Wir haben doch Zeit. Wir können weitersuchen.“

Ich habe keine Antwort auf diese Frage. Ich habe auch keine Antwort, warum ich Calvin geheiratet habe. Warum ich nach Stuttgart komme. Weshalb ich für Euro-Team arbeite. Weshalb ich keine Kinder kriege.

„Im Westen gibt es tolle Altbauwohnungen“, mault Calvin. „Ein Kollege hat 300 Quadratmeter auf zwei Stockwerken mit Blick über die ganze Stadt. Für die Hälfte von dem, was wir zahlen.“

Ich habe den Preis runtergehandelt. Aber 370.000 sind immer noch

viel Geld.

Hier ist die Kalkulation: Zusammen verdienen Calvin und ich 10.000 im Monat. Die Hälfte geht weg fürs tägliche Leben. Was man halt so braucht. Bleiben fünf. Nochmals 50 Prozent davon verschwinden für Versicherungen, Privatrente, Altersversorgung, Auto, denn Calvin hat keinen Firmenwagen. Bleiben 2500. Damit zahlen wir das Haus ab. Zu den 370.000 kamen 3 Prozent Maklergebühr plus Mehrwertsteuer vom Kaufwert und 3,5 Prozent Grunderwerbssteuer sowie Notarkosten. Macht mit Bankzinsen 400.000 Euro. Wenn alles gutgeht, gehört das Haus in 14 Jahren uns. In dem Jahr, in dem wir Elfenbeinhochzeit feiern.

Das ist, was ich zu Calvin sage.

„Was, wenn einer von uns den Job verliert?“ Calvin denkt an die einkommensstarke Jungfamilie, die sich verrechnet hat.

Um ihn zu überzeugen, muss ich eine Wahrheit erfinden, an die ich selbst nicht glaube. Denn ich weiß, wir werden wie blöd schufteten müssen, um das dämliche Haus zu finanzieren. Ich weiß, dass ich bei Euro-Team rausfliege, wenn meine Ideen keine Art-Directors-Club-Medaillen gewinnen. Ich weiß, dass ich dann nicht so schnell wieder etwas Lohnadäquates bekomme. Ich weiß, dass man als einkommensstarke Jungfamilie ganz schnell auf die Schnauze fallen kann. Das alles weiß ich, und daher ist es nicht leicht, die Wahrheit zu verbiegen.

Es ist nicht leicht, aber es ist auch nicht unmöglich.

„Sieh mal“, sage ich, „in einem Jahr habe ich Nils' Job. Das sind nochmals zwei Mille im Monat. Du wirst auch nicht ewig auf deinen vier rumhängen. Dann haben wir jede Menge Spielraum.“

Als einkommensstarke Jungfamilie mit 400.000 Euro Schulden muss man optimistisch sein.

„Außerdem“, sage ich, „sind wir kinderlos. Wir können beide

arbeiten. Das ist gut.“

Ich sehe Calvin an, dass er das gar nicht gut findet. Aber die Wahrheit, auch die verbogene, hat Schattenseiten. Das lässt sich nun mal nicht ändern.

Die Arbeit in einer Werbeagentur ist nicht fancy. Die meiste Zeit verbringt man damit, aus Scheiße Gold zu machen. Das läuft so: Ein Kunde wirft ein Produkt auf den Markt, sagen wir, einen Schokoriegel. Der konkurriert mit zehn anderen Schokoriegeln, die schon ewig in den Regalen schmoren. Nun liegt es an der Werbeagentur, die Leute zu überzeugen, dass sie Schokoriegel Nr. 11 kaufen müssen. Also zerbrechen wir uns den Kopf, was der Kunde davon hat, wenn er Schokoriegel Nr. 11 kauft. Stundenlang, tagelang, wochenlang zerbrechen wir uns den Kopf.

Was zum Teufel kriegt der Kunde, wenn er Schokoriegel Nr. 11 kauft? Wir sitzen in einem muffigen Konferenzraum, und Gregor sagt: „Karies.“

Gregor ist Grafiker. Von Grafikern kann man keine vernünftigen Vorschläge erwarten.

„Sehr witzig“, antworte ich.

Das Problem ist: Alle Schokoriegel sind gleich. So wie alle Waschmittel gleich sind, alle Handys und MP3-Player, alle Damenbinden, alle Katzenfuttersorten, alle Autos. Weil das so ist, hat die Werbung den Zusatznutzen erfunden. Der Hauptnutzen eines Autos ist: Es fährt von A nach B. Jedes Auto macht das. Aber ein Auto macht das besonders sicher. Das andere besonders schnell. Das dritte ökologisch. Wir werben also: Dieses Auto fährt Sie von A nach B, und Sie schonen dabei die Umwelt. Natürlich ist das Quatsch. Natürlich schont keiner die Umwelt, wenn er Auto fährt. Trotzdem funktioniert Werbung über Zusatznutzen.

Was aber, wenn das Produkt keinen hat?

Das ist der Punkt: Was ist der Zusatznutzen von Schokoriegel Nr. 11?

Seit Tagen liegt mir Nils damit in den Ohren. Ich sage, ich mach den Oilily-Etat, also steck dir deinen Schokoriegel sonst wohin. Er sagt, nee, nee, nee, bei uns läuft das anders. Bei uns arbeiten die Kreativen auf allen Etats.

Das hat man davon, wenn man in die Provinz geht.

Als ich nach Hause komme, bin ich schlecht gelaunt. Calvin ist nicht da. Calvin ist nie da, denn Eventmanager kennen keinen Feierabend. Vor 22 Uhr bekomme ich ihn selten zu Gesicht. Wer ebenfalls bis in die Puppen arbeitet, sind Architekten. Deshalb weiß ich, dass Frank im Büro ist. Ich rufe an. Er braucht eine Zeitlang, um sich an mich zu erinnern. Dann fällt er aus allen Wolken. Dann wird er misstrauisch.

„Du in Stuttgart?“, sagt er. Seine Stimme klingt nicht nach „Das freut mich aber“. Sie klingt nach „Warum sollte mich das interessieren?“.

„Wir könnten uns doch mal treffen“, sage ich. „Du und Ulrike, Calvin und ich. Wird bestimmt lustig.“

„Weißt du“, sagt Frank, „ich habe im Moment echt viel zu tun. Steck bis über die Ohren in einem Monsterprojekt.“

Er hat keine Lust, das ist es. Aber darauf bin ich vorbereitet.

„Am besten zum Brunch“, sage ich. „Wie wär es mit nächstem Sonntag? In der Akademie der Schönen Künste?“

„Ganz schlecht. Da besuchen Ulrike und ich ihre Eltern.“

„Dann übernächsten Sonntag.“

Das lernt man in der Werbung: Erfolg hat nur, wer penetrant ist.

„Hm“, sagt Frank.

„Ich reserviere einen Tisch für vier.“

„Na gut“, sagt er. „Übernächsten Sonntag.“

„Super, ich freu mich“, sage ich und lege auf. Ich weiß, dass Frank übernächsten Freitag absagen wird. Deshalb rufe ich ihn von heute ab täglich an.

Penetrant sein ist die Lösung.

Dann ist übernächster Freitag, und ich bin bester Laune. Ich habe das Schokoriegel-Problem geknackt.

„Zusatznutzen Verführung“, sage ich zu Nils. „Alle anderen werben mit Zusatznutzen Genuss oder Mach-mal-’ne-Pause.“

„Ein Foto mit einem halbnackten jungen Pärchen. Sie küssen sich“, sage ich. „Alle anderen werben kreuzbrav. Zeigen Getreide und Milch und Schokolade.“

„Unsere Aussage ist, mit diesem Riegel gelingt dir alles“, sage ich.

„Unser Slogan: Get on it. Das ist doppeldeutig.“

Nils ist keiner von der schnellen Truppe, doch das erwarte ich auch nicht von einem Provinzwerber. Als endlich der Groschen fällt, ist er begeistert. Als ich sage, ich präsentiere die Kampagne selbst, nicht mehr. Das ist sein Job. Doch die Idee ist zu gut, als dass ich sie von ihm vermasseln lassen will.

Am Ende einigen wir uns auf eine gemeinsame Präsentation.

Jedenfalls weiß er jetzt, dass ich mein Geld wert bin. Und er weiß auch, dass er sich mächtig anstrengen muss, um seinen Job nicht zu verlieren.

Doch das ist nicht der Grund für meine gute Laune. Ich bin gut drauf, weil Frank unsere Verabredung einhält.

Calvin ist ebenfalls gut drauf.

„Endlich gehen wir mal aus“, sagt er. „Ist ja eine Ewigkeit her.“

Wenn man die Baumwollhochzeit hinter sich hat und 400.000 Euro Schulden, wird ein einfacher Brunch zum Höhepunkt der Woche.

Andere Höhepunkte sind bei Calvin und mir selten geworden. Wir

haben keine Zeit für Sex. Wir müssen das Haus einrichten. Wir müssen Lampen an die Decken hängen und Vorhänge vor die Fenster. Ich kann solche Sachen nicht, und daher muss Calvin alles allein machen. Der Vorteil von Eventmanagern ist, dass sie handwerklich geschickt sind, organisieren können und irgendwie alles hinkriegen. Während Calvin Bücherregale an die Wand schraubt, sitze ich vorm Computer.

TUI hat tolle Angebote.

Reiseexperten.com hat tolle Angebote.

„Willst du einen Halogenspot überm Regal?“, ruft Calvin.

Neckermann hat tolle Angebote.

„Ja!“, rufe ich zurück.

Ab-in-den-Urlaub.de hat tolle Angebote.

Dann liegen wir im Bett, und Calvin ist ausgepowert. Ich habe auch keine Lust, und so gibt es wenigstens keine Diskussionen.

„Gute Nacht, Sweetie“, sagt er.

Er küsst mich, dreht sich um und schläft ein.

„Get on it“, flüstere ich. „Mit diesem Riegel gelingt dir alles.“

Dann drehe ich mich auch um.

Wir liegen Rücken an Rücken.

Ich bin noch lange wach.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Daniel Oliver Bachmann

All Inclusive – Der Schein trügt

Roman

Leseprobe aus Alex Bernhards „Sexy Secretaries: Gefällt dir, was du siehst?“

Über dieses Buch

Diese Frau ist gefährlich – das weiß Michael vom ersten Moment an. Saskia Groß mag so tun, als wäre sie eine ganz normale Sekretärin, doch diese Frau denkt eindeutig nicht an Terminplanung und Excel-Tabellen. Sie ist unverschämt provokant. Sie ist extrem freizügig. Und sie will harten, kompromisslosen Sex...

SEXY SECRETARIES: Weil manche Frauen einfach heißer sind als andere!

Alex Bernhard

SEXY SECRETARIES: Gefällt dir, was du siehst?

Erotische Phantasien

Eins

Ich wusste vom ersten Moment, dass sie uns ihren wahren Namen verschwiegen hatte. Ich erzählte niemandem davon; meine Kollegen hätten mich für verrückt gehalten. Unser Personalleiter hätte den besorgten Blick aufgesetzt, für den er bekannt ist, und mir einen Vortrag über üble Nachrede, Mobbing oder sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz gehalten ... nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge. Und zu meiner Chefin wollte ich mit diesem

Verdacht erst recht nicht gehen. Was hätte ich ihr auch sagen können? „Frau Dr. Rothloff, Ihre neue Sekretärin ist nicht die, für die Sie sie halten.“ Nein, es war besser, ich behielt mein Wissen für mich. Es ging mich strenggenommen auch nichts an, dass Saskia Groß eigentlich auf den Namen *Große Schwierigkeiten* hören sollte, der in großen Leuchttellern über ihrem Kopf erstrahlte, wann immer ich sie sah.

Saskia Groß arbeitete im Vorzimmer von Frau Dr. Rothloff, deren geschmackvoll eingerichtetes Büro mit dem herrlichen Panoramablick vier Stockwerke über der Großraumhölle liegt, in der ich seit zehn Jahren den Großteil meines Lebens verbringe. Ich will mich nicht beschweren: Mein Job bei Rothloff International gefällt mir. Ich arbeite in der Auftragsannahme und bin inzwischen für zwölf Sachbearbeiter zuständig. Etwa die Hälfte davon sind Damen „mittleren Alters“, wie sie selbst sagen würden – ich nenne sie insgeheim meine Angestaubten. Sie bewegen sich täglich routiniert von halb neun bis halb sechs auf das Rentenalter zu, das sie alle in wenigen Jahren erreichen werden. Die Angestaubten und ich wissen, was wir aneinander haben: Sie liefern zuverlässige Arbeit, ich lasse sie weitestgehend in Ruhe, spendiere einmal im Quartal Kaffee und Kuchen und lasse mir am Altweiberkarneval unter lautem Gejohle von Hedi aus Köln die Krawatte abschneiden, die ich extra für diesen Tag in einem Secondhandladen für ein paar Euro kaufe. Auf dem großen Betriebsfest, das einmal im Jahr stattfindet, treffe ich die Ehemänner der Angestaubten, deren Bierbäuche auf ihre ganz eigene Art mit den Schlupflidern und praktischen Frisuren meiner Mitarbeiterinnen harmonieren. „Ohne Ihre Frau würde es hier drunter und drüber gehen“, lobe ich dann in alle Richtungen und ernte dafür zustimmendes Nicken.

Manchmal bin ich ein bisschen neidisch auf diese Beziehungen, auf

Menschen, die seit über 30 Jahren miteinander auskommen. Die gemeinsam Höhen und Tiefen erlebt haben und sich immer noch bei der Hand nehmen, wenn sie um kurz vor Mitternacht mehr oder weniger beschwipst das Fest verlassen. (Hedi schwankt jedes Mal sehr deutlich, was ich einerseits stilllos finde – auch eine Feier ist eine Betriebsveranstaltung –, andererseits aber auch auf eine irritierende Art sympathisch. „*Sie sind hier mein Liebling*“, verkündet Hedi stets, um mir dann in die Wange zu kneifen, „*nur irgendwann muss Ihnen mal jemand den Stock aus ’m Arsch ziehen, Chef!*“)

Natürlich muss ich in solchen Momenten immer an Karen und mich denken. Wir halten es seit sechs Jahren miteinander aus. Seit einem Jahr noch dazu ohne Sex. Ob das allerdings ein Grund ist, stolz auf die Unverwüstlichkeit unserer Beziehung zu sein?

Nein, ich kann mir ein Leben ohne Karen nicht vorstellen, ich will es auch gar nicht. Ja, ich weiß, dass wir zufrieden miteinander sein können, dass ich mich auf sie verlassen kann, wenn es darauf ankommt. Wir lieben uns manchmal und mögen uns immer. Aber wenn wir am Wochenende von einem Fest bei Freunden aufbrechen, greifen wir nicht nach der Hand des anderen. Karen hängt ihren eigenen Gedanken nach, die hoffentlich nicht – wie bei mir – um die Arbeit kreisen.

Neben den Angestaubten gibt es in meinem Team auch die Durchläufer. Sie sind halb so alt wie ihre Kolleginnen und der Überzeugung, dass Rothloff International vor allem existiert, um ihr Gehalt zu bezahlen. Auf die Idee, dass eine nennenswerte Gegenleistung dafür ein faires Angebot wäre, kommen die Durchläufer eher selten; wenn man jenseits der Dienstzeiten ein aufregendes Leben führt, muss der Arbeitgeber es doch wirklich verstehen, wenn man sich im Büro nicht überanstrengen möchte,

oder? Im Gegensatz zu den Angestaubten ist die Verweildauer der Durchläufer in meiner Abteilung eher kurz; nach spätestens zwei Jahren landen ihre Kündigungen auf meinem Tisch. „Ich hab einen tollen neuen Job gefunden, der mich wirklich fordert“, wird mir dann meist von oben herab mitgeteilt, was mich jedes Mal erstaunt: Die Durchläufer und „gefordert werden“, das ging bei Rothloff International schließlich auch nicht zusammen. Was nicht an mir liegt: Ich gebe jedem neuen Kollegen die Chance, sich zu beweisen – aber zugegeben: Nach zwei, spätestens drei Monaten resigniere ich und lasse mir jeden Abend die Auftragsannahmeformulare, Kundendokumentationen und andere Unterlagen vorlegen, wenn die Durchläufer sich auf den Weg in Bars, Fitnessstudios oder ihr vermutlich „total forderndes“ Liebesleben machen. So schlimm ist das nicht. Ich brauche maximal drei Stunden, um die Sachen durchzukorrigieren und Mails an die Kunden rauszuschicken, wenn noch ein paar offene Fragen geklärt werden müssen. Das ist weit weniger Arbeit, als mich auf endlose Diskussionen mit den Durchläufern einzulassen. Und Karen beschwert sich auch nicht mehr, wenn ich abends erst gegen neun, halb zehn nach Hause komme. Es gab da eine etwas unruhige Phase vor einem Jahr, aber inzwischen hat sie Verständnis für mich und fragt einfach: „Willst du noch etwas essen?“

„Nee, war mittags in der Kantine, mir reicht ein Brot.“

„Soll ich dir eins schmieren?“

„Bleib liegen, Schatz, mach ich schon. Was guckst du denn da?“

„*Grey's Anatomy*. Kann ich aber ausmachen, wenn du etwas anderes sehen möchtest.“

„Musst du nicht. Ich setz mich ein bisschen in die Küche und lese.“

Karen fragt nicht, wie mein Tag war, ich will nicht wissen, wie man nahezu pausenlos diese Fernsehserie auf DVD anschauen

kann. *Das Geheimnis einer guten Beziehung*, hat meine Oma immer gesagt, *ist Klappe halten und ein schlechtes Gedächtnis haben*.

Leider ist mein Erinnerungsvermögen noch recht gut. Manchmal erinnere ich mich daran, wie es war, wenn Karen mich nach der Arbeit mit einem Lächeln auf den Lippen und ihrer frischrasierten Muschi auf dem Küchentisch liegend erwartet hat, wenn ich nach Hause kam. Eine Zeit lang weckte sie mich morgens gerne mit einem Erste-Klasse-Blowjob und mochte es sehr, wenn ich es ihr später unter der Dusche kräftig von hinten besorgte. Das hatten wir ziemlich lange nicht mehr. Ich muss morgen früh raus, und auch wenn's peinlich ist: Ich brauche inzwischen einen extrastarken Kaffee, um vernünftig zur Arbeit zu kommen; mit wackligen Knien nach einem richtig guten Morgenfick müsste ich mir vermutlich schon einen Koffeintropf legen lassen.

Aber ich will mich nicht beschweren. Mein Leben ist wirklich okay. Nicht aufregend, aber wer braucht schon Aufregung, wenn er Zufriedenheit haben kann. Und zufrieden bin ich.

Glaube ich jedenfalls.

Zwei

Als ich Saskia Groß zum ersten Mal sah, kam sie zielstrebig durch das Großraumbüro auf den Glaskasten zu, in dem ich sitze. Ich habe die Sitzordnung selbst festgelegt: Sechs Tische auf der linken, sechs auf der rechten Seite, dazwischen ein breiter Gang, an dessen Ende die Tür zu meinem Büro für alle offensteht. Ich mache sie wirklich nur selten zu; meiner Überzeugung nach werde ich von Rothloff International nicht dafür bezahlt, meine Ruhe zu haben. Ich muss für die Bedürfnisse und Fragen meiner Leute immer ein offenes Ohr haben.

Saskia trug ihr Haar an diesem Abend streng aus dem Gesicht gekämmt; flüchtig schoss mir durch den Kopf, dass die Farbe in dem Spionageroman, den ich seit einigen Tagen las, vermutlich als platinblond bezeichnet worden wäre. Es war früher Montagabend, meine Mitarbeiter waren bereits vor geraumer Zeit nach Hause gegangen. Ich brütete über dem Protokoll einer Projektgruppe, in der ich mich seit einigen Wochen engagierte, um die Arbeitsabläufe im Haus effizienter zu gestalten. Frau Dr. Rothloff hatte mich persönlich in die Gruppe berufen: „*Ohne Sie wird das nichts, Herr Strecker. Wir brauchen jemanden, der die Firma so gut kennt wie Sie und der gründlicher ist als alle anderen.*“ Natürlich könne man mir den zusätzlichen Aufwand nicht honorieren, aber: „*Wenn Sie dafür nach dem Abschluss des Projekts zwei, drei Tage Sonderurlaub nehmen wollen, dann können wir – wie immer – gerne darüber sprechen.*“ Frau Dr. Rothloff wusste genauso gut wie ich, dass es zu diesem Gespräch nicht kommen würde. Aber das war okay; entweder, man macht seinen Job, oder man macht ihn nicht. Ein *Nein* wäre sowieso nicht in Frage gekommen; Frau Dr. Rothloff ist dafür bekannt, dass sie es nicht schätzt, wenn einer ihrer Mitarbeiter dieses böse Wort ausspricht statt des von ihr stets erwarteten *Natürlich, sofort*. „Kann ich Ihnen helfen?“, fragte ich die schöne Unbekannte, als sie vor meinem Schreibtisch angekommen war. „Das hoffe ich.“ Sie lächelte mich strahlend an. „Es heißt, wenn man in diesem Laden irgendetwas braucht, kommt man am besten zu Ihnen, Herr Strecker. Ich bin Saskia Groß, die zweite Sekretärin von Frau Dr. Rothloff.“ Hatte ich davon gehört, dass es diese Stelle gab? Ich war nicht sicher, stand aber sofort auf, ergriff die Hand, die mir entgegengestreckt wurde, und erwiderte den überraschend festen

Händedruck. So unauffällig wie möglich nahm ich eine schnelle Bestandsaufnahme: ein rundes, aber nicht rundliches Gesicht mit großen blauen Augen und einem Mund, der entfernt an eine bekannte Schauspielerin erinnerte, die mir regelmäßig von Karens *Gala* entgegenstrahlte. Ich schaffte es, nicht zu lang auf ihre Brüste zu schauen, die durch den tiefen Ausschnitt des enganliegenden schwarzen Blazers betont wurden. Dass die Chefin so tiefe Einblicke in ihrem Vorzimmer duldete, erstaunte mich. Allerdings auch die Tatsache, dass ich mir darüber überhaupt Gedanken machte. Vermutlich kannte die neue Kollegin die Vorlieben der Chefin und sagte stets *Ja*, wenn man etwas von ihr wollte. Ob das nur für Frau Dr. Rothloff galt? Oder war sie eine der Frauen, die ... Nein, darüber wollte ich definitiv nicht nachdenken! Schnell ließ ich meinen Blick über den kurzen Kostümrock, die hübschen Knie und die schlanken Unterschenkel zu den erstaunlich hohen Schuhen gleiten. Karen war eine typische Turnschuhfrau, die nie viel Wert auf High Heels gelegt hatte; umso mehr fiel mir auf, dass die Füße der neuen Kollegin durch das schwarze Wildleder energisch nach oben gehoben wurden.

„Und?“, riss mich mein Gegenüber aus meinen Gedanken.

„Zufrieden?“

„Zufrieden?“, fragte ich irritiert zurück. „Mit was genau?“

„Mit mir.“ Während sie ihre schwarzrahmige Brille absetzte, hob sie eine ihrer Brauen und sah mir direkt in die Augen. „Gefalle ich Ihnen? Oder ziehen Sie erst einmal jede Frau mit Blicken aus, die vor Ihnen steht, Herr Strecker?“

„Was ...“ Ich merkte, wie mir das Blut in die Wangen stieg. Mein Gegenüber fuhr spielerisch mit dem Brillenbügel die Kontur ihrer Unterlippe nach und ließ mich dabei keine Sekunde aus den Augen.

„Ich glaube, da liegt ein Missverständnis vor. Ich habe Sie ganz

sicher nicht ...“ *Mit den Augen ausgezogen*, wollte ich eigentlich sagen, aber das verkniff ich mir. Einerseits, weil ich auf eine solche unbegründete Anschuldigung nun wirklich nicht eingehen wollte. Andererseits, weil eine innere Stimme, die sich plötzlich in meinem Hinterkopf meldete, fragte: *Und, du Schlappschwanz? Warum hast du's nicht gemacht?*

„Entschuldigen Sie, das war ganz sicher nicht meine Absicht“, beeilte ich mich zu versichern.

„Schade.“ Immer noch dieser offene und mehr als direkte Blick. Hoffentlich sah sie mir wirklich nur in die Augen. Meine inzwischen feuerroten Schuljungenwangen waren mir so peinlich, dass ich unwillkürlich von einem Fuß auf den anderen trat.

„Wie kann ich Ihnen helfen?“ Immerhin, meine Stimme blieb vollkommen neutral, während ich mich wieder setzte und halb zu meinem Rechner drehte, um die Information herauszusuchen, die sie suchte.

„Ich brauche eine Telefonnummer – von einer Firma Hönsberg hier in München.“

„Hönsberg? Sie meinen den Hausmeisterservice, den wir beschäftigen?“

„Genau den.“

„Und da kommen Sie zu mir?“ Ich runzelte die Stirn. „Die Nummer müssten Sie doch problemlos von Frau Zeiger bekommen können.“ Frau Dr. Rothloffs altgediente Sekretärin war sicher niemand, der Geheimnisse vor Kolleginnen hatte – und schon gar nicht solche.

„Ach, natürlich ... daran habe ich gar nicht gedacht“, behauptete Saskia Groß, beugte sich über den Tisch, stützte sich mit den Händen auf der Platte ab und sah nun gottseidank nicht mehr direkt in meine Augen, sondern nach unten. Ich folgte ihrem Blick – und

verging mich in den Tiefen ihres Dekolletés, das sie mir ungeniert entgegenstreckte. Auf der linken Brust erkannte ich ein kleines Muttermal auf der zart gebräunten Haut.

Immerhin: Das Blut verließ meine Wangen. Geradezu sturzflutartig sogar.

Dummerweise sammelte es sich genau dort, wohin mein Gegenüber schaute: in meinem Schritt.

„Kein Problem, ich schicke Ihnen die Nummer“, stieß ich hervor und klickte mein Mailprogramm auf, als könne ich damit einen Schutzschirm heraufbeschwören. „Als Visitenkarte oder als Outlook-Kontakt?“

„Schreiben Sie mir die Nummer einfach auf, bitte“, säuselte es von der Seite.

„Äh, ja, natürlich. Gerne.“

Eine Sekunde. Zwei Sekunden. Drei Sekunden.

„Herr Strecker?“

„Ja, Frau Groß?“

„Wenn Sie mir die Nummer aufschreiben wollen, sollten Sie vielleicht die Hände von der Tastatur nehmen.“ In ihrer Stimme schwang spielerischer Tadel mit – und größtes Amusement. Das ärgerte mich. Sehr sogar. Was dachte diese dämliche Tippse sich eigentlich: Kam hier rein, gab sich schlüpfrig und machte sich über mich lustig! Nicht mit mir, Mädchen.

Ich wandte mich ihr und ihren Brüsten wieder zu, ignorierte beides so gut wie möglich und griff nach einem Stift und den gelben Notizzetteln. „Eins, drei, vier, acht, eins, sechs“, sprach ich die Nummer betont geschäftsmäßig mit, um der seltsamen Situation jede unangebrachte Spannung zu nehmen. Dann sah ich ihr – ohne Umweg über den verlockenden Balkon – fest in die wieder bebrillten Augen. „Kann ich sonst noch etwas für Sie tun?“

Sie richtete sich auf und nahm den Zettel entgegen, den ich ihr entgegenstreckte. „Danke, Herr Strecker, das ist sehr nett von Ihnen. Wissen Sie, im Interviewraum muss etwas repariert werden, aber wir hatten dort heute den ganzen Tag eine Session, darum bin ich nicht dazu gekommen, mich zu kümmern. Wünschen Sie mir Glück, dass ich bei Hönsberg noch jemanden erreiche. Diese Woche sind nonstop Kundeninterviews, aber am Donnerstagabend kann der Techniker dann kommen.“

„Äh, ja“, sagte ich. Warum erzählte sie mir das alles? Ich verkniff mir den bissigen Kommentar, dass sie sich auch direkt um unsere Telefonanlage kümmern könnte; seit einigen Tagen war diese dazu übergegangen, willkürlich Gespräche miteinander zu verbinden. Als ich einen Termin bei meiner Chefin ausmachen wollte, hörte ich am anderen Ende der Leitung auf einmal unseren Personalleiter mit einer Headhunterin telefonieren; Hedi erzählte gestern prustend, sie sei unabsichtlich Zeugin geworden, wie einer unserer Durchläufer am Telefon von einer gewissen Estelle abserviert wurde: *„Und, Junge, Junge, die hat ihm vielleicht einen eingeschickt, das war nicht von schlechten Eltern.“*

„Diese Situation ist unhaltbar“, merkte ich streng an.

„Nun haben Sie sich mal nicht so, Michael, das ist doch ganz lustig. Haben Sie nicht Bettgeflüster gesehen mit der Doris Day?“

„Hedi, manchmal vergessen Sie, dass wir hier sind, um zu arbeiten“, tadelte ich sie, wenn auch ohne strenge Stimme.

„Und manchmal vergessen Sie, dass wir nicht nur dazu da sind, um zu arbeiten, Chef.“ Sie verdrehte die Augen gen Himmel und warf die Hände in gespielter Verzweiflung in ebendiese Richtung, was mich immer zum Lächeln brachte. So auch in dieser Situation..

„Na, sieh einer an“, riss mich mein Gegenüber aus meinen Gedanken.

„Bitte?“, fragte ich nach.

„Sie können ja richtig nett aussehen für so einen angekrampften Aktenschubser“, sagte Saskia Groß. „Verraten Sie mir eins: Steckt in Ihnen hinter all dieser Seriosität und Dienstbeflissenheit vielleicht doch noch ein ... *Bürohengst*?“

Was zu weit ging, ging zu weit! „Frau Groß, Sie sollten wirkli...“

„Ach, warum so förmlich“, lächelte sie über meinen Ärger hinweg.

„Mein Name ist Saskia. Sie heißen Michael, richtig?“ Ohne meine Antwort abzuwarten, drehte sie sich um und ging. Ihr strammer, runder Po, der von dem knappen Rock provozierend umspannt wurde, zog meinen Blick an wie ein Magnet.

„Michael ist so ein Knabename. Ich werde Sie Mike nennen“, hörte ich sie über die Schulter sagen, als sie das Büro verließ und in den für mich nicht mehr einsehbaren Korridor zu den Aufzügen abbog. „Das passt viel besser zu Ihnen.“

Diese Frau macht Schwierigkeiten, dachte ich. *Große Schwierigkeiten*.

Kopfschüttelnd wollte ich mich wieder auf das Protokoll konzentrieren. Aber so sehr ich es auch versuchte – meine Gedanken fanden immer wieder eine Möglichkeit, zu Saskia Groß zurückzuspringen. Außerdem fand ich einfach keine vernünftige Sitzposition mehr, so oft ich auch zwischen meine Beine griff, um das, was mir dort Probleme bereitete, irgendwie bequem zurechtzurücken.

Wann hast du das letzte Mal so einen Weltklasseständer gehabt?, wollte die Stimme in meinem Hinterkopf wissen.

Es wurde Zeit, nach Hause zu gehen.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Alex Bernhard

**SEXY SECRETARIES: Gefällt dir, was du
siehst?**

Erotische Phantasien

Leseprobe aus Roman Breindls „Ich Tarzan, Du Jane! Verführung kann so einfach sein“

Über dieses Buch:

Durch die ewigen Unkenrufe der Frauen nach dem „neuen Mann“ verunsichert, probiert Mann derzeit, es Frau auf ganzer Linie recht zu machen – wahlweise in den Rollen des Komikers, des Ökofreaks, des Frauenverstehers oder, besonders schlimm, des „Beckhams“. Dabei kann es doch so einfach sein, Frau zu verführen: die richtigen Tipps und Tricks, ein gellender Dschungelschrei und auf ins Gefecht.

Die ultimative Testosteron-Injektion für die „Schlaffis“ von heute.
Boaaaaahiaaaaaa!

Roman Breindl

Ich Tarzan, du Jane!

Verführung kann so einfach sein

Vorwort:

An alle Tarzans und die, die es werden wollen

Mann sein ist mega out! Das ist leider eine Tatsache. Seit Jahrzehnten werden männliche Urtugenden oder Wünsche schlecht geredet, verboten und aus der Gesellschaft getilgt. Deshalb beschäftigt uns die Frage „Wer bin ich?“ so stark wie nie zuvor. In jedem Jahrzehnt wurde uns ein anderer Männertyp präsentiert, nach

dem wir unsere Kompassse ausrichten sollten, den die Frauen akzeptierten, der im Job weiterkam, der einfach der ultimativ angesagte Mann war. Das Ergebnis: Während unsere Vorfahren noch ohne Navigationshilfen aufbrachen, um neue Kontinente zu entdecken, sind wir heutigen Männer vollkommen orientierungslos und finden ohne GPS nicht mal mehr unsere Selbsthilfegruppen. Männliche Begehrlichkeiten und Wünsche sind mit den Pornos in die Schmutzdecke gedrängt worden, überlagert von Elternzeit-Vätern, strickenden Müslis oder Allesverstehern. Den aktuellen Höhepunkt dieser Entwicklung stellen Typen wie dieser Beckham-Bengel dar: Er trägt die Unterwäsche seiner Frau! Alle finden das revolutionär und gut und vorbildlich. Früher galten Spitze tragende Männer – vielleicht mit BH und Strapsen, Becki? – schlicht als schwul oder als Transen oder als Was-weiß-ich. Heute heißt das „metro-sexuell“.

Dem Gesetz der Serie folgend können wir Männer davon ausgehen, dass – kaum sind unsere Schränke mit Seidenunterwäsche und Kosmetik aufgefüllt – der nächste Trend kommen wird. Nach dem diskutierfreudigen Müsli-Man, dem gut gelaunten Landhaus-Gentleman, nach Care-Man und Weich-Keks-Versteher kommt dann vielleicht irgendwann der Space-Man??!?

Das Schlimmste ist, dass diese ganze Medienmaschinerie uns Männer wirklich verunsichert hat: Irgendwo spüren wir noch die hammerharte Macht des Y-Chromosoms, folgen dürfen wir ihr aber nicht mehr. Schließlich müssen wir uns ja die Wimpern tuschen und unsere Seidenunterwäsche zum Trocknen aufhängen. So leben wir öffentlich Joop! und lesen heimlich unter der Bettdecke Dieters „Bohlenweg – Planieren statt sanieren“.

Doch dieser Spagat kann nicht gut gehen. Nicht einmal die Frauen

wollen solche Typen, die jeder Mode folgen, sich mal 'ne Glatze rasieren, mal ein total originelles Tattoo tätowieren lassen, dann wieder zur Kosmetikerin gehen und es – zurück in der gemeinsamen Wohnung – „einfach toll!“ finden, dass ihre Frauen so gerne *Sex and the City* gucken – obwohl auf RTL gerade die Champions League läuft.

Diese Entwicklung begann in etwa, als sich *Star Trek* auffächerte wie ein Silvesterböllchen: Mit einem Urknall wurde aus einer Crew und einem Kapitän ein gigantischer Sternenhaufen von Staffeln und Folgen, die niemand mehr überblicken konnte – nicht einmal ein Mann. Mit der Serie zerbrach auch unsere Orientierung. Welchem Vorbild sollte man nun folgen? Dem Kommandanten von *Deep Space Nine*? *Voyager*? *The Next Generation*? Oder dem *Enterprise*-Kapitän zwischen Kirk und Picard? Wer stellt in welcher Staffel welchen Charaktertypen dar? Welcher Schiffsarzt ist nun der Emotionale? „The one and only“ Pille? Oder der Holo-Doc aus *Voyager*? Wer ist der Logiker? Wer der Kämpfer? Ist eine Frau als Kapitän überhaupt vorstellbar? Oder sollte man doch schnell auf eine andere Serie umsteigen?

„Ja!“, kreischt der Frauenchor im Hintergrund. „Schau doch *Sex and the City*, das mögen andere Männer auch. Nicht immer das blöde *Star Wars*.“ Obwohl sie ja Luke Dingsbums so nett finden und Harrison Ford ... Ach ja, und damit schon wieder einen anderen Typen anhimmeln: den Draufgänger. Aber wer den Unterschied zwischen dem weibischen *Star Wars* und dem Männerfilm *Star Trek* nicht kapiert, sollte hier sowieso aufhören zu lesen ... Leider gibt es ja mittlerweile ganze Männerrudel, die gemeinsam mit Beckham das Buch an dieser Stelle weglegen müssten.

Um nach Dekaden der Dekadenz, der falschen Göttinnen und Orakeln endlich unseren Weg von der Venus zurück zum Mars zu finden, müssen wir tief in unsere Vergangenheit zurückkehren, als das Gute noch behaart war und Muskeln hatte, manchmal nach eigenem Achselschweiß roch und – sofern es südlich der Alpen geboren war – sich sogar mal heimlich am Sack kratzte, wenn ihm danach war.

Uns Männern fehlt heute wieder ein vernünftiges Vorbild, dem wir unbeschwert folgen können, das so ist, wie wir alle mal waren: einfach und echt.

Womit fing denn eigentlich alles an? Mit Adam, der sich von vornherein von Eva über den Tisch ziehen ließ? – Hab ich noch nie geglaubt! Ich denke da eher an das Urbild des Mannes, der sich noch im Lendenschurz an Lianen durch den Urwald schwang und alles bekam, was er haben wollte.

Genau: Ich spreche von Tarzan! Aber die Erinnerung an unseren männlichen Urvater muss erst wieder mühsam belebt werden. Sie liegt tief verschüttet unter einem zähen Film zuckersüßen Willens, es den Frauen recht zu machen.

Gibt man in die beste Bildersuche im Internet das Wort „Jane“ ein, erscheinen zahllose Bilder und Fotos von mehr oder minder hübschen Frauen, die offenbar aus digitalen Fotoalben stammen. Leicht kann Mann erkennen, dass der Name Jane weit verbreitet ist, gesellschaftsfähig sozusagen. Sucht man dagegen nach „Tarzan“, erscheinen fast nur Karikaturen, Zeichnungen, lächerliche Bilder und Disney-DVD-Cover. Jane hat es also geschafft. Sie hat die zivilisierte Welt erobert. Doch kennen Sie einen Jungen oder Mann mit Vornamen Tarzan? Eben! Tarzan ist von einem männlichen Mythos zu einer Metapher mutiert. Und das besonders Perfide: Einer der zahllosen Kapitäne der *Enterprise*-Verschnitte ist nicht

nur eine Frau, sondern heißt auch noch Janeway. Janes Weg! Noch Fragen, Männer?

Für das Mannsein an sich gibt es sowieso kaum noch Wörter:

Okay, Kerl ist geläufig, Kumpel geht gerade noch. Doch damit hört's auch schon auf. Synonyme für „Weichei“ dagegen werden im Internet zu Hunderten gesammelt, alphabetisiert und veröffentlicht. Warum wohl?

Hat Tarzan etwa viele Worte gemacht? Reichte ihm nicht das bedrückend schlichte „Ich Tarzan, du Jane!“, um die Verhältnisse klarzustellen? Und dabei hat er sich selbst – oh Schreck – auch noch zuerst genannt. Du Tier! „Tarzan!“, rufe ich. „Zeige uns den Weg!“

Schuld an dieser scheinbar ausweglosen Situation sind natürlich die Frauen. Forderten sie doch ständig das jeweils nächste und andere Männerbild und trieben uns damit schier in den Wahnsinn. Doch die Frauen haben nicht nur den Mann verzogen, gedemütigt und degeneriert, sie haben auch das gesamte Umfeld geändert. Was soll denn ein schmalbrüstiger Beckham-Verschnitt sagen, wenn er einer breitschultrigen Schreinerin gegenübersteht, die wissen will, wie tief die Nut sein soll? Dass das egal sei, weil seiner eh länger ist? Dass es doch die Frauen immer tiefer wollen, nicht die Männer? Kurz: Frauen taten jahrzehntelang alles, um die Männer zu verwirren, sie orientierungslos zu machen. Was für Schluffis zogen in den letzten Jahrzehnten durch die Republik. Was für Müslis und Verständnishaber.

Seien wir ehrlich. Längst geben allem „Gläsernen-Decken-Geschwafel“ zum Trotz die Frauen den Ton an. Nicht, dass sie wirklich in die Zentren der Macht vorgedrungen sind. Weit gefehlt. Aber sie haben sich – mit unseren Kreditkarten – zur

Hauptzielgruppe der Werbung und damit der Medien gemausert, und deshalb werden jetzt ihre Bedürfnisse erfüllt. Und die paar handverlesenen Schreinerinnen von vorhin sollen uns auch nur erschrecken. So deuten die Frauen an, dass sie langsam in alle angestammten Bereiche der Männlichkeit vordringen, während sie in Wirklichkeit nach wie vor an unserem finanziellen Tropf hängen. Wenn wir endlich glauben, dass sie alles können, haben sie ihr Ziel erreicht. Der Weg zum Küchen-Hanswurst ist geebnet, und alle sind unglücklich. Der Mann, weil er ein Weichei ist, und die Frau, weil er ein Weichei ist – „Hoppala, das hab ich nicht gewollt.“

Ihn trifft das besonders. Treiben ihn doch das Y-Chromosom und die Gene der Vorfahren zum Tanz um das Lagerfeuer oder rauf zum Mars. Oder sie lenken seine Augen unwillkürlich auf den knackigen Hintern der Blondine vor ihm. Der Metro-Mann sieht den natürlich nicht, der hat ja noch Tränen vom Zwiebelschneiden in den Augen. Schade eigentlich. Warum hat Tarzan damals Jane abbekommen? Weil er eine klare Aussage traf:

„BBOOOOOOOOOooAAAAiaiaiaiaiaiaiaaaaa.“

Gratis als Dreingabe hatten auch noch alle anderen Angst vor ihm. Ich finde, es ist an der Zeit, ihn wieder auferstehen zu lassen. Damit wir uns richtig verstehen: Tarzan war kein stinkendes Tier, das in einer Höhle vegetierte, sondern ein gewiefter Stratege in einer der härtesten Umgebungen der bekannten Welt, dort wo heute nicht umsonst nach fünf die Managertrainings stattfinden: im Urwald. Er war also anpassungsfähig, schweigsam, sportlich, uneitel (Wie könnte es anders sein, ohne Spiegel?), triebhaft, praktisch und überlegen. Und bei all dem war er auch noch

lernwillig und zukunftsorientiert und ging an die äußersten Grenzen. Sonst hätte er weder mit Jane angebandelt noch ihre Sprache gelernt. All das sind Schlüsselqualifikationen, von denen heute Personalchefs träumen.

Also los: Folgt mir in den Dschungel, dorthin, wo wir Männer noch Männer sein dürfen, und lasst uns schauen, was wir von Tarzan lernen können.

1. Vorbildlich: Neue Tarzans braucht das Land

Der Mann am Ende – So fing alles an. Von Sufragekten und anderen Männertöttern. Die wunderbare Welt des Dr. Oetker. So viele neue Männer, so wenig Hoffnung. Die Rettung naht: Tarzan ist wieder da.

Bevor wir Männer das rettende Ende der rauhen Liane in die zart gepflegten und hornhautfreien Hände nehmen können, müssen wir dem angerichteten Elend ins Auge sehen. Direkt, ehrlich und schonungslos! Zu viele von uns haben sich bereits in dem Netz verfangen, das die Frauen in den vergangenen einhundert Jahren strategisch geschickt gewoben haben.

Denn damals war die Welt noch halbwegs in Ordnung: Mann war Mann, Frau war Frau und himmelte *ihn* an, brachte dreimal am Tag was zu essen und sorgte für ein kuscheliges Heim. Damals brachten es nur wenige Frauen zu Pilotinnen, Assistentinnen von Wissenschaftlern, oder machten sich als Schriftstellerinnen und Politikerinnen einen Namen. Die meisten waren Protegés.

Am Anfang war der Mann

Doch wie ein winziges Stückchen Mörtel, das aus einem Damm bricht und die Überflutung eines ganzen, fruchtbaren Tales auslösen kann, haben diese wenigen Frauen damit begonnen, nicht

mehr nur die Socken zu flicken, sondern auch das Netz zu häkeln, in dem wir heute feststecken. War früher noch der Mann Herr im Haus, wussten die Frauen etwa das Wirtschaftswunder geschickt für ihre Sache zu nutzen: Sie dehnten unauffällig ihren Machtbereich aus. Erst wurden die Küchen größer. Dann erfanden sie Heimwerkbank und Hobbyraum, in den sie den Mann, der mittlerweile schon wundersame Puschen im Wohnzimmer tragen musste, abschoben: An der Werkbank im Hobbyraum wirkte er von nun an unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Doch kaum hatte er ein wenig Freude am Heimwerken gefunden, hatte stolz seine ersten Latten mühsam zusammengenagelt, beschlossen die Frauen, dass sie das auch könnten. Sie wurden Schreinerinnen, fluchten, dass Frau immer doppelt so gut sein müsse wie ein Mann, und drängelten den Mann wieder aus seiner Heimwerkerecke. Heute richten die Frauen den Männern selbst in den kleinsten Wohnungen düstere Computerplätze ein, an denen sie dann ihre Computerspiele spielen sollen. Dabei tauchen auf den ersten bisher fast rein männlichen Game-Nights die ersten Mädels auf: Auch dieses Gebiet wird ihnen bald gehören wie Bundeswehr und Polizei.

So eroberten die Frauen Stück für Stück das gesamte Leben für sich: Das führte sogar soweit, dass in den letzten Jahren des vergangenen Jahrtausends der Europäische Gerichtshof entschied, dass eine Frau bevorzugt eingestellt werden kann, wenn der männliche Bewerber nur über *eine* vergleichbare Qualifikation verfügt. Das ist Sexismus. Es ist Zeit zur Umkehr. Die Frauen machten also vor über 100 Jahren mobil. Während es in den ersten 50 Jahren eher olle Suffragetten waren, die für Wirbel und Unverständnis sorgten, wurde die Situation nach dem Krieg anders. Viele Frauen hatten zwangsläufig gemerkt, dass sie irgendwie auch

ohne Männer über die Runden kommen.

Frauen begehren auf

Aber die Versuche der Frauen, die Weltherrschaft zu übernehmen, waren unverkennbar. Nur ein Mann stemmte sich mit seinem Privatvermögen dagegen (nein, nicht James Bond): Dieser Mann verdient noch heute die lebenslange, nicht vererbbare Ehren-Liane in Gold. Es ist: Dr. Oetker! Er opferte großzügig viel Geld, und zeigte den Frauen, wie sie ihre hart arbeitenden Männer zufrieden stellen können. In lustigen, bunten Handbüchern, Fernsehspots und auf kleinen Tütchen beschwor er die heile Welt, die dann auch für gute 15 Jahre in der Republik herrschte. Er kam nach zahllosen Überstunden geschafft aus dem Büro, sie hatte auf dem Nierentisch längst den Pudding angerührt, den er so gern mochte. Alle waren glücklich. Die Rollen waren klar verteilt. Die Scheidungsrate tendierte gegen Null. Geschiedene waren echte Außenseiter. Doch es gärte, die Suffragetten hatten vorgesorgt.

Ende der sechziger Jahre tauchte die Bewegung auf, der sich dann auf einmal auch die ersten irritierten Männer anschlossen: Damit es nicht so einseitig wirkte, nannten die Aufrührerinnen das Ganze Studentenbewegung und protestierten vorsichtshalber gegen das ganze Establishment. Um das den Männern schmackhaft zu machen, wurden sogar wilde Kommunen gegründet, in denen wenige Männer viele Frauen bekamen, jeder mit jeder durfte. Dermaßen verlockt zogen die jungen Kerle scharenweise auf die Straße und protestierten gegen sonst was. Der Rückschlag kam präzise. Dieselben Frauen warfen diesen Männern nämlich plötzlich Ausbeutung vor. Irgendwann riefen die Frauen sogar: „Der Bauch gehört mir!“ Wir wollten ihn ja gar nicht. Hatten auch

genug mit unserm eigenem Bauch zu kämpfen. Also war das auch nicht recht.

Plötzlich wurden dann die gängigen und erfolgreichen Männerbilder in Frage gestellt. Hemingways Helden mussten Federn lassen und wurden als „primitiv“ abgestempelt. Selbst ein Neutraler wie Max Frisch geriet mit seinem *Homo Faber* – einem scharf beobachteten Sinnbild eines Mannes – in die Kritik. Durften wir Männer nicht einmal mehr Literaten trauen? Diese Tendenz setzte sich fort. Wurden früher noch harte Männer wie Humphrey oder Clint im Kino bewundert, sollen es heute sensible Typen sein, die in aller Ruhe und Großaufnahme weinen. Wenn er dann aber im Kino neben seiner Auserwählten weinte, verließ diese entsetzt und noch im Dunkeln den Sessel, während er seine verheulten Augen trocken tupfen musste (vorsichtig, damit das Kajal nicht verschmiert!). So läuft das mit den Frauen, Jungs: Erst wollen sie was, und wenn du's ihnen gibst, ist es ihnen schnuppe. Wie bei zwölfjährigen Gören.

Die Bewegung der sechziger Jahre zeigt bereits einen typischen Frauentick (nein, über die Schuhe der Demonstrantinnen ist wenig überliefert): Sie schloss nicht an die längst etablierten Frauenverbände in der Tradition der, sagen wir Clara Zetkin an. Nein, sie wollten es irgendwie anders. Das eben vor allem: anders. Als handelte es sich bei der Eroberung der Männerwelt um eine Mode, die in jedem Jahr mindestens „anders“ ist. Einige Männer wollten es den Frauen damals schon recht machen, liefen ihnen hinterher, riefen irgendwie das gleiche, was die Frauen vorne forderten und wurden so zu den ersten willfährigen Nachbetern der frühen Generation Jane. Ob diese Männer je Kinder zeugten, ist

nicht untersucht worden.

Aus diesen ersten Abspaltungen entwickelten sich reichlich Angebote für jedefrau. Auf dieses Verhalten konnten die Männer nur schwer reagieren. Woher sollte Mann bei einem harmlosen Flirt in der Kneipe ahnen, zu welchem Typus Frau das vor einem sitzende Subjekt gehörte? Vorsichtig mit einem bedauernden Gespräch über den Untergang der Marxistisch-Leninistischen Gruppierung seit dem Fall der Mauer beginnen? Unauffällig Mutters Position als Kreisvorsitzende der Frauenunion Bad Wiessee ins Gespräch loben? FDP-nahe Wirtschaftsthemen anschneiden? Kochrezepte austauschen? Oder ganz unpolitisch über die optimale Höhe von Pumps fachsimpeln? Klar war jedenfalls: Mit den Erläuterungen der Stoßabfolge im letzten Billardturnier war kein Stich zu machen. Schon gar nicht, wenn Mann dazu dezent andeutete: „Und kochen kann ich auch nicht, und dass ist auch gut so.“

In den achtziger Jahren spalteten sich die Frauen weiter: Der linke, politische Feminismus war plötzlich out. Die neue Weiblichkeit kam, von der wir Männer nur bedingt etwas hielten. Dralle Vollblutweiber waren zum Teil ja noch akzeptabel. Aber die obskuren Hexenkulte, die sich wieder in weiße und schwarze Hexen aufteilten ... Achje ... Und die Männer immer mittendrin: Mal hierhin tendieren, mal dorthin.

Über Beckhams, Softies und andere Frauenverstehher

Einer der letzten Versuche der Widerstandsbewegung der Männer bestand im neuen Jahrtausend darin, sich eine Glatze zu rasieren. Das ist immerhin noch etwas, was sich die wenigsten Frauen getraut haben, zu kopieren. Bisher!

Aus den anderen Versuchen wurde ...

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Roman Breindl

Ich Tarzan, du Jane!

Verführung kann so einfach sein

Leseprobe aus Roman Breindls „Das Neuburg-Rätsel“

Über dieses Buch:

Der Journalist Victor Beckett findet beim Sonntagsspaziergang die Leiche einer ermordeten Frau. Das beschauliche Leben in der kleinen Stadt Neuburg an der Donau ist damit vorbei: Die Polizei hat ihren Verdächtigen schnell ausgemacht – doch Victor nimmt eine andere Spur auf, die ihn in die Militär- und Spionagegeschichte der jungen Bundesrepublik zurückführt. Auf einmal sieht er sich dem BND gegenüber, recherchiert die Ministerposten von Franz Josef Strauß und die Geschichte des Starfighters und taucht in die dunklen Geheimnisse der Donaustadt ein. Dabei kommt er zusammen mit seinen Freunden, dem städtischen Bibliothekar und dem Kneipenwirt, langsam einem Skandal auf die Schliche, der für die drei allein zu groß scheint ...

Dieser Kriminalroman beleuchtet einen schier unglaublichen Spionagefall, der vor über 30 Jahren fast die NATO in Bedrängnis gebracht hätte.

Roman Breindl
Das Neuburg-Rätsel
Kriminalroman

Prolog

Schweigend rollen die beiden Männer im R4 durch die Nacht. Regen nieselt auf das Autodach, kaum zu hören während der langsamen Fahrt. Ein Zaun materialisiert sich links aus der Dunkelheit und löst sich rechts in ihr wieder auf. Hinter ihm schimmert Licht durch den Nieselregen. *Eine ideale Nacht – gut ausgedacht*, denkt der Jüngere. Der Renault hält vor dem hohen, stählernen Zaun, gegenüber der diffusen, kalten Lichtquelle auf der anderen Seite.

Der Jüngere öffnet die Beifahrertür und lehnt sie vorsichtig an, sieht sich um und versucht, Dunkelheit und Regen mit seinem Blick zu durchdringen.

„Nimm die Tasche und komm“, raunt er dem zweiten, älteren Mann, der den Wagen gelenkt hat, zu und bewegt sich in Richtung Zaun – hin zum Licht. Der ältere Mann ist kurz hinter ihm, die Tasche in der Hand. Aber er zögert: „Sind Sie ganz sicher, dass ...“ „Hör zu“, zischt der Jüngere, „die Hunde sind heute Nacht nicht draußen, es regnet, und es ist gleich vier Uhr. Alles wie bestellt. Nix passiert, und jetzt mach.“ Zögernd gibt der Fahrer die Tasche weiter. Der junge Mann nimmt sie, holt einen schweren Seitenschneider daraus hervor und beginnt, am Zaun zu arbeiten. Nach einigen Minuten löst sich eine Art Tür heraus, durch welche die Männer vorsichtig hindurchklettern.

Der Jüngere befiehlt: „Weiter!“ Grotesk in der Hocke watschelnd, wobei sich die Beine seiner Schlaghose unförmig um seine Knöchel bauschen und ihn weiter behindern, überquert er ein Stück Wiese. Sein Atem geht schwer – obwohl er erst wenige Meter zurückgelegt hat. Er starrt in die Helligkeit, die von einer Halle ausgeht, und versucht, im Schein des Lichts zu sehen, ob sich dort etwas bewegt. Menschen, Autos, irgendetwas. Und hofft, dass seine Freunde recht hatten und er nichts sehen muss. Er schaut sich

um und sieht seinen Fahrer weit hinter sich. Er winkt ihm ungeduldig zu. Der Fahrer hastet auf den Jungen zu. „Nix passiert – siehst du?“, sagt der Junge triumphierend.

Er geht in geduckter Haltung weiter. Die Quelle des Lichts ist sein Ziel. Vor der Halle befindet sich eine Betonpiste. Sie liegt bereits im Lichtschein der Bogenlampen, die auch die Halle erleuchten. Noch im Halbschatten legt sich der Anführer auf den matschigen Boden. Er wartet. Der zweite Mann kommt und wirft sich mit einem Keuchen neben den jungen. Die Tasche klirrt, als sie auf den Boden kracht.

„Schhhh“, zischt der Jüngere, und der Ältere guckt ängstlich. Der Jüngere spurtet zur Halle. Seine langen Haare kleben ihm am Kopf fest – zwischen Regen und Angstschweiß besteht längst kein Unterschied mehr. Schwer atmend blickt er zurück auf die Betonstraße, über die jetzt der zweite Mann rennt, die Tasche quer vor sich haltend. Sekunden später stößt die Tasche gegen die Wand, und auch er lehnt sich an. Späht in die Dunkelheit – nichts. „Weiter“, sagt er zum Älteren und schiebt sich an der Wand entlang, bis er an die Ecke gelangt. Vorsichtig blickt er auf die andere Seite der Betonmauer – niemand.

Er spürt den zweiten Mann hinter sich und winkt nur, ohne sich umzudrehen. Zwei Schritte, und er steht vor dem Ziel. Einen Moment ist er gebannt – ein Gefühl von Macht und Stolz durchfließt ihn. Aber im Licht ist er so verwundbar wie jetzt das tonnenschwere Flugzeug vor ihm. Der Fahrer legt die Tasche auf den Boden und stellt sich sofort an die trainierte Position. Der andere nimmt das Spezialwerkzeug aus der Tasche, sucht die Verschlüsse und setzt an. Er ist nervös, das Werkzeug rutscht ab. Es klingt laut und metallisch, als es den Stahl trifft. Der Fahrer erschrickt. Nichts bewegt sich, bis der junge Mann wieder das

Werkzeug ansetzt. Diesmal greift es. Aber es gelingt ihm nicht, den Bolzen zu lösen.

Ich muss es schaffen, denkt der Mann, den ersten von viere bearbeitend. Erst wenn alle vier Bolzen gelöst sind, gibt der Mechanismus nach, und die 80 Kilo klinken aus. Ganz einfach. Aber auf keinen Fall darf sie auf den Boden fallen. Mit einem leisen Knarren löst sich endlich der Bolzen – eine Viertelumdrehung. Eine zweite Viertelumdrehung, eine dritte – jetzt geht es zügiger. Eine halbe und noch eine, eindreiviertel Umdrehungen insgesamt – jetzt geht es leicht.

Der Fahrer hält seine Hände vor dem Schritt gefaltet; gleich trägt er einen Teil der Last. Eine ganze Umdrehung, noch eine. Er versucht, den Bolzen mit der Hand weiterzudrehen, aber das Gewinde ist nicht leichtgängig genug. Weiter mit dem Werkzeug; gleich fällt er – nein, noch nicht. Jetzt fällt er. Der Mann fängt ihn auf, bückt sich und legt ihn leise auf den Betonboden. Er grinst. Sie werden ihn in wenigen Stunden finden. Nur noch drei Bolzen.

Jetzt weiß er schon, wie er ansetzen muss, wo drücken, wie schieben. Es geht schneller voran, und das ist gut – die Zeit drängt. Er will keine Sekunde länger als nötig bleiben. Die erste ganze Drehung. Morgen werden sie staunen. Zwei Drehungen.

Die letzte Drehung. Der Fahrer stöhnt, als plötzlich das Gewicht in seine Hände fällt. Der junge Mann legt den zweiten Metallstift auf den Boden. Genau unter den Verschluss – er rückt sie noch ein wenig zurecht. Dann geht er zum hinteren Ende.

Jetzt muss er seine Schulter unter die Maschine stemmen, um den Mechanismus weiter lösen zu können. Er atmet durch. Die Handflächen schmerzen. Zum dritten Mal setzt er das Werkzeug an – dieser Bolzen sitzt fest. Er dreht, drückt, schiebt, aber aus seiner Haltung heraus kann er keine Hebelkraft entwickeln. Er dreht sich

nach links. Mit beiden Händen greift er den Arm des Werkzeugs, verzerrt das Gesicht, drückt. Nichts rührt sich. *Alles umsonst?*, schießt es ihm durch den Kopf. Weil einer zu stark war? Verbissen wirft er sich gegen den Arm des Werkzeugs – ein Kreischen ertönt, eine kleine Bewegung – die erste Drehung ist geschafft.

Der Fahrer steht eineinhalb Meter von ihm entfernt – vierzig Kilo in den Händen. Das Gesicht verzerrt – vor Anstrengung? Vor Angst? Der Jüngere weiß es nicht. Aber er weiß, dass er auch gleich so dastehen wird.

Erst die kurzen Drehungen, die halben, dann die vollen, der Bolzen löst sich. Aber wohin mit ihm? Weil er sich jetzt nicht mehr bücken kann, kann er ihn nicht auf den Boden legen. Das haben sie ihm nicht erklärt. *Idioten*, denkt er, ist ratlos, bis er den Bolzen kurzerhand in die Hosentasche steckt. Jetzt der letzte.

Das Werkzeug ansetzen, alle Kraft in die Hände legen. Diese Halterung lässt sich ganz leicht lösen. Noch zwei Umdrehungen, er spürt schon das Gewicht auf der Schulter ... Eine Umdrehung, ebenfalls die Beine spreizen, damit nichts auf den Boden kracht und die Katastrophe auslöst. Kann das überhaupt passieren? Oder gäbe es bloß einen großen Rums, wenn er jetzt wegginge?

Der Bolzen fällt – er kann ihn nicht halten. Er sieht ihn fallen, steht unbewegt daneben. Der Bolzen prallt auf den Boden, erst schräg, dann mit der ganzen Fläche: „Pong.“ Die Halle verstärkt das Geräusch. Der junge Mann erstarrt, und auch der Fahrer steht völlig steif mit aufgerissenen Augen da. Der Jüngere dreht sich unter der Last, die jetzt auf seiner Schulter ruht, und späht wieder durch die Nacht.

Niemand kommt, ruft, schaut um die Ecke, keine Sirene heult auf. Nichts. *Das waren meine Freunde*, denkt der Jüngere. *Wir schaffen es! Die Beute ist frei.*

„Runter“, zischt er dem Fahrer zu. Beide stehen sich Auge in Auge gegenüber, mit gespreizten Beinen, um das Gewicht besser halten zu können. Aug' in Aug' gehen sie in die Knie. Wenige Zentimeter reichen. Ein Schritt nach rechts, und sie können schon fast frei stehen. Die Last wird auf die Schultern gehievt, den einen Arm oben übergelegt. Jeder denkt an seinen Lohn, an die wenigen Schritte, die sie aus dem Licht bringen werden. Draußen legen sie die unheimliche, da tödliche Last auf den Boden.

Der junge Mann geht auf die Mauerecke zu, die versprochene Schubkarre suchend. Sie lehnt mit ihren Holmen gegen die Mauer. Jetzt überkommt ihn endgültig der Triumph. Seine Freunde haben für alles gesorgt, es läuft wie geplant, alles wird gut gehen.

Er rennt mit der Karre um die Ecke, kommt holpernd von der Wiese auf den Beton. Sie heben ihre Beute in die Karre – sie passt nicht ganz in die Wanne, wird aber einfacher zu transportieren sein. Sie schieben ihre Beute aus dem Lichtkegel der Lampen. Auf der Wiese wird es schwerer: Der Reifen der Karre sinkt im feuchten Boden ein. Sie ziehen die Karre mehr, als dass sie sie schieben, bis sie den Zaun erreichen. Sie schleppen ihre Last vorsichtig durch das Loch darin. Der Ältere verletzt sich an den scharfen Schnittkanten, ignoriert es aber: Beide Männer wollen nur weg.

„Sie passt nicht“, sagt der Ältere, als sie endlich den Wagen erreicht haben. Das zwei Meter lange Gerät passt tatsächlich nicht in den Renault. Entschlossen zieht der Jüngere seinen Parka aus, legt ihn über die Heckscheibe, nimmt den Seitenschneider aus der Tasche und schlägt die Scheibe ein. Klirrend fallen die Scherben in den Kofferraum. „Nach der Fahrt brauchst du kein Auto mehr.“ Gemeinsam heben sie ihre Beute in das Fahrzeug, wickeln ihre Jacken darum, um ihre Form und die auffälligen Farben zu verdecken.

„Geschafft. Wir haben es geschafft“, sagt der Jüngere erschöpft.
„Du weißt, wo du jetzt hinfahren musst. Wir werden uns nie wiedersehen.“ Etwas Blut klebt an der Hand des Jüngeren. Er streckt sich und spürt den kalten Regen nass auf Haaren und Gesicht, lässt ihn auf die schmerzenden Handflächen fallen. Dann streckt er seine Rechte dem Fahrer entgegen und sagt: „Alles Gute.“

Die tote Donaunixe

Die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel auf die romantische Stadt herab. Radio ND1, der Lokalsender, kündigte wieder einen herrlichen Sommertag an. Einen jener Tage, die es in den vergangenen Jahren so selten gegeben hatte, und die Umweltschützer, alte Leute und Schwarzseher so gerne als Beweis dafür nehmen, dass zum einen früher alles besser war und zum anderen in absehbarer Zeit die Welt untergehen würde – entweder durch das Abschmelzen der Polkappen oder das Einbrechen einer neuen Eiszeit. Die großen Ereignisse der Weltgeschichte hatten in Neuburg, der kleinen bayerischen Stadt zwischen Ingolstadt und Augsburg, nur wenige Spuren hinterlassen, selbst wenn ihr Name die vergangenen hundert Jahre betreffend immer wieder einmal in den Geschichtsbüchern auftaucht. So war die Reformation nicht spurlos an Neuburg vorbeigezogen, ganz im Gegenteil: Der damalige Kurfürst Ottheinrich hatte hier die erste evangelische Kapelle gebaut. Allerdings wurde sie kurze Zeit später in eine katholische umgeweiht. Was man heute als Zeichen für den rebellischen und unkonventionellen Geist der Neuburger deutet, obwohl das Volk damals weder viel von der einen noch von der anderen Religion mitbekam. In den letzten 100 Jahren hatte in der Donaustadt, die heute rund 25.000 Einwohner zählt, nur ein

einziges historisches Ereignis Folgen gezeitigt: Nach dem Fall der Mauer vor gut zehn Jahren reduzierte die Bundeswehr die Zahl der in Neuburg stationierten Soldaten. Das war nicht nur für die Geschichte der Stadt, die stolz auf eine gut 200 Jahre alte Tradition als Garnisonsstadt blickt, ein Rückschlag, sondern auch für die Wirtschaft in der Region. Blieben als Gelderwerb für die Neuburger noch das Audi-Werk im nahen Ingolstadt, einige kleine Industrieansiedelungen und der Anbau von Spargel und Kartoffeln. Deswegen lautet eine regelmäßig wiederkehrende zentrale Frage im Kreis- und Stadtrat: „Wie kommt wieder Geld in unsere Stadt?“ Victor Beckett hatte an diesem Morgen ein ganz anderes Problem: Eine nackte, tote Frau.

Dabei hatte der Tag so gut oder schlecht begonnen wie alle Sonntage, an denen er Dienst in der Redaktion der Neuburger Nachrichten hatte. Aufstehen um acht, ausgiebig frühstücken, lokalen Rundfunksender abhören und aufschreiben, was die Kollegen sendeten und was davon morgen auch in der Zeitung stehen sollte. Danach ein Spaziergang an der Donau – um wach zu werden und vor dem hektischen Tag die Ruhe und Schönheit des Flusses zu genießen, der sich in einer sanften Kurve unterhalb des Hügels dahinzog, auf dem die Neuburger Altstadt gebaut worden war.

Und jetzt saß er vor einem Polizeibeamten, der mindestens genauso verstört war wie er selbst. Immerhin war er von jedem Verdacht freigesprochen. Schließlich hatte Victor seinen grausigen Fund sofort gemeldet. Außerdem war er als Lokalredakteur genauso ein Teil der Neuburger Prominenz wie der Oberbürgermeister, die Pfarrer oder der Direktor des Descartes-Gymnasiums. Und damit zunächst einmal unantastbar.

„Sie kennen die Tote also nicht?“, fragte der Polizeibeamte. Er

hatte vermutlich noch nie jemanden vernommen, der ihm den Fund einer Leiche gemeldet hatte. Und der Unterricht in der Eichstädter Polizeischule lag sicher auch einige Jahre zurück. Dafür hatte er bestimmt schon zahllose Krimis gelesen und gesehen, denn genau danach klangen die Fragen. Ob er die Tote angefasst hatte? Ob er Spuren verwischt, wo er die letzte Nacht verbracht und ob er dafür auch Zeugen hatte? Eine reine Routinefrage, natürlich. Warum er ausgerechnet an diesem Morgen dort spazieren gegangen war? Im Großen und Ganzen klangen die Fragen, als wüsste der arme Sonntagspolizist nicht, wie er die Zeit überbrücken sollte, bis die Kollegen aus Ingolstadt auftauchten, die mehr Erfahrung in Sachen Mord und Totschlag besaßen. Denn nach einem Unfalltod oder einem Selbstmord hatte es selbst für einen Laien nicht ausgesehen. Victor hatte weder sichtbare Verletzungen am Kopf oder klaffende Wunden am Körper noch verrenkte Glieder gesehen, welche er nach einem Unfall einfach erwartet hätte. Und dass sich eine Selbstmörderin erst auszieht, um sich ohne ein Gewicht, welches sie nach unten zieht, ins Wasser zu stürzen, konnte sich Victor nicht vorstellen. Schließlich hatte er selbst auch reichlich Krimis gelesen.

„Herr Netter“, sagte Victor Beckett mit aller zur Verfügung stehender Bestimmtheit, „ich bin – wie jeden Sonntag, wenn ich Dienst habe – an der Donau spazieren gegangen, habe in der Bucht etwas treiben sehen und bin hingegangen. Als ich näher kam, habe ich gesehen, dass es sich um einen Menschen handelt. Und als ich ganz nah dran war, hab ich erkannt, dass es eine leblose Frau ist. Das war’s schon. Mehr hab ich nicht getan. Ich hab gleich bei Ihnen angerufen. Und Sie kamen. Ob ich Spuren verwischt habe, weiß ich nicht.“ Victor atmete durch. Er fühlte einen feucht-kalten Film auf seinem Gesicht, merkte, wie sich in seinem Magen der

Restalkohol von gestern Nacht mit der aufgewühlten Magensäure zu einem fiesem Gemisch verband, das ihm Übelkeit verursachte. Sein Herz raste in seiner Brust, und sein Atem ging schwer. Er schloss für einen Moment die Augen: Aber da tauchte nur wieder diese Frau aus den blauen Wassern auf, und er riss die Lider schnell wieder auf. Victor Beckett starrte auf Netter, der zurückstarrte und scheinbar darauf wartete, dass Victor sich übergab – oder gestand. Der Polizist zog seinen Block ein paar Zentimeter zu sich heran, als fürchte er, dass sein Gegenüber ihn gleich beschmutzen würde. Erst nach einigen konzentrierten und kontrollierten Atemzügen beruhigte sich Victors Kreislauf wieder. Der Schock, einer Toten in die glasigen Augen zu sehen, anstatt einfach in der Redaktion zu sitzen und eine kurze Meldung aus dem Fund zu machen, saß noch tief. Und die unstrukturierte Fragerei des Polizeibeamten gab Beckett den Rest.

„Ich bin da spazieren gegangen, hab die Leiche gefunden und mich übergeben“, erklärte er Netter, als er sicher war, dass sich Letzteres nicht gleich wiederholen würde. „Aber das war’s auch schon. Gestern war ich noch mit einem Freund im Pub, bis irgendwann nach Mitternacht; der Rest der Gäste hat mich gesehen. Fertig.“ Dass er noch versucht hatte, seine Freundin anzurufen, unterschlug er. Er wollte weder erklären, wer sie war, noch warum sie keine Zeit für ihn hatte.

Er wollte jetzt endlich in die Redaktion und seinem Kollegen helfen, den er ebenfalls nach dem Fund verständigt hatte. Dass aus seinem Dienst nichts werden würde, war ihm schon klar gewesen, bevor er stundenlang in der Polizeiinspektion herumgesessen hatte. Doch endlich kamen die Profis aus Ingolstadt, die erst noch den Fundort besichtigt und den Abtransport der Toten überwacht hatten. Die beiden Männer stellten sich kurz vor, überflogen

schnell das Protokoll und ließen Victor gehen.

Als Klaus ihn fand, hatte Victor's Blick bereits gelitten, und die Worte kamen ihm nicht mehr ganz einwandfrei über die Lippen. Allein deshalb hatte er die letzte Dreiviertelstunde versucht, nichts zu sagen. Er saß seit geraumer Zeit im Irish Pub. Nachdem die Polizei ihn wieder nach Hause geschickt hatte, hatte er versucht, mit allerlei Aktivitäten seine aufgewühlten Gedanken zu beruhigen. Erst war er in die Redaktion gefahren, dort aber rausgeflogen, weil er zu aufgewühlt und unkonzentriert gewesen war. Dann hatte er lange geduscht, war dreimal um die Altstadt gelaufen und hatte vier Lucky-Luke-Heftchen durchgeblättert. Als das alles nicht half, war er in den Pub gegangen. Die irische Kneipe in der unteren Altstadt Neuburgs, die auch neue Altstadt genannt wurde, war eine Art zweite Wohnung für Victor. Dort hatte er seinen Freund Klaus kennengelernt, dort hatten sie manche Nacht wild diskutierend verbracht. Klaus war einer der wenigen Menschen in der kleinen Stadt, denen Victor keine eigennützigen Motive an ihm und seiner Arbeit unterstellte: Viele Neuburger suchten in ihm einen Draht in die Redaktion. Klaus dagegen suchte Diskussionspartner und Umzugshelfer. Denn Klaus schaffte es auf eigentümliche Weise laufend seine Wohnung zu wechseln. Das erforderte immer wieder willige Träger.

Victor hatte Klaus auf den Anrufbeantworter gesprochen: „... mir geht's echt scheiße ... Ich hab ne tote Frau gefunden. Jetzt brauche ich viel Bier!“ Woraufhin er auch gleich begonnen hatte, seinen Vorsatz in die Tat umzusetzen und die Tote mit Alkohol aus seinem Kopf zu spülen.

Zwar schied er selbst als Täter eindeutig aus, andererseits hatte er sich des Gefühls nicht erwehren können, dass die Ingolstädter

Beamten mehr in ihm sahen als nur den Entdecker der Leiche. Zwar hatten sie ihn schnell entlassen, doch die Art und Weise wie sie ihn nach Hause geschickt hatten, war irgendwie misstrauisch und herablassend gewesen. Seit er vor eineinhalb Jahren bei den Neuburger Nachrichten, der Lokalausgabe der Augsburger Allgemeinen Zeitung, angefangen hatte, war es seine Aufgabe, die Öffentlichkeit zu informieren. Und oft genug war man ihn wegen seiner Berichte angegangen. Immer schon wurde der Bote hingerichtet, wenn er schlechte Nachrichten brachte. Das war nichts Neues für ihn, wieso also brachte ihn das jetzt so aus dem Gleichgewicht? Dass ausgerechnet er derjenige gewesen war, der die Tote im Wasser treibend gefunden hatte – anstatt wie sonst den spröden Polizeibericht in ein einigermaßen lesbares Deutsch zu bringen –, veränderte alles. Dadurch war es persönlich geworden. Es gelang ihm nicht mehr, den nötigen Abstand zu der sonst anonymen Nachricht zu wahren.

Joseph – der Wirt – stellte ihm gerade ein weiteres Bier hin und machte den vierten Strich auf den Bierdeckel, als Klaus Waldmann hereinkam, sich im verrauchten Pub umschaute und zu Victor an den Tisch setzte.

„Was hört man da? Du hast eine Tote gefunden?“, fragte er ohne große Umschweife. Klaus machte selten viele Umstände.

Es war bereits früher Abend, und Victor fürchtete, dass die Sensation längst in halb Neuburg die Runde gemacht hatte – ganz ohne Zeitung. Klaus hatte die Nachricht bestimmt beim Kegeln gehört. Victor hatte immer Zweifel daran gehabt, dass Klaus' Hobby „sportliches Engagement“ war, wie er selbst behauptete – sondern vielmehr dem Biertrinken und in zweiter Linie der Geselligkeit diene. Klaus war einer der Bibliothekare der Neuburger Bücherei, ihres extravaganten Gebäudes wegen

Bücherturm genannt. Sein Äußeres erinnerte zwar eher an einen typischen Arbeiter – Klaus war groß, kräftig, er hatte eine laute Stimme und so gar nichts von einem verhuschten Männchen, das Victor sich gerne hinter dem Tresen einer Bibliothek vorgestellt hätte –, mit seinem Wissen über die Stadt und die Region war Victor's Freund jedoch ein laufendes Lexikon. Victor hatte bei vielen seiner Geschichten und Reportagen von Klaus' Wissen profitiert, der Bibliothekar hatte ihm immer wieder die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Entscheidungen der kommunalen Gremien erklärt und ihn über Hintergründe alter Freund- oder Feindschaften informiert.

Victor hatte kurz nach seiner Ankunft in Neuburg einen Büchereiausweis beantragt und noch am selben Abend Klaus im Pub zufällig wiedergetroffen. So waren die beiden Männer schnell ins Gespräch gekommen. Dabei hatten sie festgestellt, dass sie gleichalt waren, Grund genug, ein weiteres Bier zu bestellen. Aus dem einen Bier wurden einige, Klaus stellte Victor ganz offiziell Joseph, den Wirt, vor. Und bald darauf hatte jeder der drei sein Leben vor den anderen ausgebreitet, wobei Victor die Laufbahn des Wirtes am interessantesten gefunden hatte: Joseph war erst Polizist gewesen, war dann aber aus nicht näher genannten Gründen ins Kneipengeschäft gewechselt. Victor meinte später, in seinen vom Alkohol getrübten Erinnerungen Spuren von Drogengeschichten zu finden. Die denkwürdige Nacht war in zwei Katern geendet – Joseph hatte nicht mitgetrunken –, und so hatte die Freundschaft zwischen Klaus und ihm ihren Anfang genommen.

Victor schaute seinen Neuburger Freund unglücklich an. „Ja, hab ich“, sagte er und fügte noch hinzu: „Scheiße is’.“ Er machte eine kurze Pause und schluckte. „Die trieb da einfach im Wasser. Ich geh die Stufen hinter der Schönen Aussicht runter zur Donau, und

da sehe ich was treiben. Erst denke ich, na ja, ein Baumstamm, achte nicht weiter drauf, bis ich die Haare um den Kopf erkenne.“

Victor schluckte erneut, blinzelte. Dann griff er nach dem Bier und lehnte sich etwas zurück. „Ich geh runter, zum Ufer, und da guckt die mich an, aus diesen unglaublichen toten Augen. Ich greife nach ihrem Körper – furchtbar ... der war ganz kalt, schwammig. Dabei war die noch echt jung. Das ist was anderes, als wenn du eine Meldung über so etwas schreibst. Und die Polizei: Irgendwie haben die hier so was nicht so oft erlebt.“

Klaus hatte es sich inzwischen gemütlich gemacht und eine Zigarette angezündet. Für ihn schien Victors Schilderung eine Art erzählter Horrorfilm in der Kneipe zu sein. Fehlte nur noch das Popcorn.

Joseph brachte ein Bier für Klaus. Bei der Gelegenheit stellte er sich kurz zu seinen beiden Gästen. Victor hatte ihm als Erstes alle Einzelheiten erzählt – froh, einen Zuhörer gefunden zu haben.

„Und wie geht's dir jetzt?“, fragte Klaus so einfühlsam, wie er konnte.

„Total beschissen“, sagte Victor und erzählte erneut, was ihm an diesem Tag widerfahren war. Klaus unterbrach ihn immer wieder, wollte genaue Details hören, dachte einen Moment über die Antwort nach und fragte erneut. Klaus hatte dabei die Fähigkeit, kaum chauvinistisch zu klingen, sondern ehrlich interessiert. Bis es Victor dann doch reichte: „Lass uns ins Kino gehen. Vielleicht hilft mir das.“

Wie es weitergeht, erfahren Sie ins:

Roman Breindl

Das Neuburg-Rätsel

Kriminalroman

Leseprobe aus Axel Burkarts „Jungbrunnen Ayurveda“

Über dieses Buch:

Verständlich und fundiert erklärt Axel Burkart, wie Ayurveda funktioniert: als ganzheitliche Reinigung und Aktivierungsstrategie für ureigene Selbstheilungskräfte von Körper, Geist und Seele. Einfache Anleitungen und spannendes Hintergrundwissen machen aus diesem Buch ein umfangreiches Standardwerk rund um die Jahrtausende alte indische Heilkunst.

Axel Burkart Jungbrunnen Ayurveda

Das uralte Wissen um vollkommene Gesundheit

Vorwort zur Neuauflage 2012

Als ich das Buch im Jahre 2000 geschrieben habe, stand in meinem Leben damals der Ayurveda im Vordergrund, weil ich zu jener Zeit das Ayurvedahotel „Paragon“ in Sri Lanka mit aufgebaut und wir damals bereits fast 6000 Gäste dorthin geschickt hatten. Noch heute dürfte Paragon das größte Ayurvedahotel in Sri Lanka sein. Ich war auf den Ayurveda bereits im Jahre 1978 gestoßen, als die Ayurveda-Ärzte nach Europa gerufen wurden, um den Ärzten hier diese alte Heilkunde beizubringen.

Mein Schwerpunkt hat sich seit dieser Zeit sehr verlagert. Im Jahre 2003 ist mein erstes Buch über das Geheimwissen der Menschheit erschienen: *Das Große Rudolf Steiner Buch (21)* – die Zahlen in

Klammern beziehen sich auf die Literaturangaben am Buchende. Rudolf Steiner hat sehr viel mit dem Thema des Ayurveda zu tun. Denn der Ayurveda hat eine geistig-spirituelle Grundlage: Die Veden oder den Veda. Der Veda ist nach östlich-moderner Sicht das Urwissen der Menschheit. Jenes Urwissen aber ist entstanden aus geistiger Schau. Darauf sind die Ayurveda-Ärzte heute noch stolz. Die alten Seher, die Rishis, haben der Menschheit den Ayurveda offenbart. Das bedeutet, dass der Ayurveda aus dem entstanden ist, was wir heute Geistiges Sehen nennen.

Rudolf Steiner nun ist ein moderner Seher. Er ist gewissermaßen ein Rishi, der in völlig neuer Form die geistige Welt geschaut hat. In dieser Hinsicht wird er völlig unterschätzt und vor allem von der Seite der östlichen Traditionen und der modernen spirituellen Richtungen, die sich nach dem Osten orientieren, ignoriert. Darin liegt ein großes Manko. Warum?

Nun, die geistige Welt, welche die alten vedischen Seher geschaut hatten, verändert sich ebenso wie die materielle. Es gibt keinen Stillstand im Geistigen. Daher muss im Prinzip der Ayurveda auch beständig an die Wirklichkeit angepasst werden. Das passiert sicher nicht in dem Maße, wie es erforderlich wäre, denn es gibt keine profunden Seher in der Neuzeit. Erst Rudolf Steiner hat diese Tradition wieder begonnen, und zwar auf einer völlig neuen Basis. Durch ihn ist uns auch ein völlig neues Verständnis für den Veda und den Ayurveda möglich geworden. Die Verbindung zwischen Steiners Wissenschaft der Anthroposophie und dem alten Veda, dem alten Yoga, wäre daher ein Erfordernis der modernen Zeit. Dies würde bedeuten, dass die Ayurvediker sich mit Steiners medizinischen Erkenntnissen befassen, wie sie in der anthroposophischen Medizin niedergelegt sind und in der sie praktiziert werden, und dass die anthroposophischen Ärzte mit der

alten Heilkunde des Ayurveda sich auseinandersetzen, weil darin so viele Schätze verfügbar sind. Informationen dazu finden Sie in (21) und (22).

Es scheint mir heute im Jahre 2012, da das Buch neu erscheint, wichtig, darauf hinzuweisen, dass das Wissen um den Ayurveda, wie ich es hier auch beschrieben habe, immer auch kritisch hinterfragt werden sollte. Viele Aspekte, wie sie im Ayurveda im Westen mittlerweile praktiziert werden, sind einfach zu „indisch“, um sie so gelten lassen zu können. Daher sollte man auch unterscheiden zwischen Ayurveda, wie er traditionell praktiziert wird, ohne Einfluss westlicher Denkweise, und einem Ayurveda, wie er doch teilweise neu erfasst wurde durch westliche Ärzte. Trotz dieser Hinweise kann der Leser davon ausgehen, dass Ayurveda-Kuren in Indien und Sri Lanka sehr wohl ihren so großen Wert haben. Denn auch die Praktiker dort haben gelernt, sich auf die Europäer einzustellen. Aber der Leser sollte auch wissen, dass er nicht alles in blindem Glauben so annehmen muss.

Vorwort

Es geht in diesem Buch in erster Linie um Sie. Mein Ziel ist es, Ihnen aufzuzeigen, was Ihnen der uralte AYURVEDA an Wissen, Heilung und Heilmethoden bietet. Es geht darüber hinaus aber auch um Ayurveda und seine gesellschaftliche Bedeutung für unsere Zukunft und die unserer Kinder und Enkelkinder, denn mehr denn je benötigen wir Antworten auf die Krankheiten unserer Zeit.

Jungbrunnen AYURVEDA. *Nomen est omen.* Im Namen verbirgt sich das Ziel. AYURVEDA ist *das* Wissen um die Erhaltung eines gesunden langen Lebens, um Jungerhaltung, Schönheit und sogar Verjüngung des Körpers.

„Wir haben Ambrosia getrunken (den Unsterblichkeitstrank der Götter, Anm. des Autors) und sind unsterblich geworden. Wir haben das Licht erreicht und zu den Göttern gefunden. Wir sind dort angelangt, wo unser Leben verlängert wird.“

Aus dem Rig Veda, zitiert nach (9).

„Jungbrunnen“ bezeichnet eine Quelle, aus der zu trinken Verjüngung verspricht. Wenn wir aber nicht daraus trinken, sie nicht nutzen, kann sie nicht wirken. So ist es mit dem Ayurveda. Wissen zu haben ist eines, Wissen konsequent anzuwenden, ist das Zweite.

Wir wollen in diesem Buch aufzeigen, warum Ayurveda eine Hoffnung für alle Heilung Suchenden, alle nach Schönheit und Jugendlichkeit Suchenden ist, und welche Wege und Methoden dieses Wissen uns bietet. Das ist unser erstes und wichtigstes Ziel. Dabei haben wir uns um eines bemüht: die Einfachheit und die unglaublichen Möglichkeiten des ayurvedischen Wissens intensiv darzustellen, damit der Leser Vertrauen dazu gewinnen und erkennen kann, dass es sich nicht um eine Modeerscheinung handelt, sondern um das älteste und sehr erfolgreich angewendete Heilwissen der Menschheit – das Urwissen des Menschen um Gesundheit. Aus diesem Grunde widmen wir uns den Grundlagen des Ayurveda auf sehr intensive Weise, um herauszuarbeiten, warum dieses Wissen für uns so heilsam ist. Wir werden erstmals in der Ayurveda-Literatur neue Modelle aufzeigen, um das Wissen des Ayurveda anschaulich zu machen.

Das Buch soll damit einem breiten Leserkreis eine verständliche Einführung in die Geheimnisse des Ayurveda – denn das Wissen

des Ayurveda ist geheimnisumwittert – bieten.

Aufbauend auf den Grundlagen, stellen wir die wichtigsten praktischen Ansätze vor, die dem Leser erstens helfen, das Wissen sofort erfolgreich anzuwenden, und zweitens einen für ihn ganz persönlichen Weg der Gesundheit mit Hilfe des Ayurveda zu finden.

Dieses Buch beinhaltet ein Versprechen auf Heilung, unabhängig davon, um welche Krankheit es sich handelt. Heilung ist für jeden Menschen möglich. Der Autor ist fest überzeugt davon, dass es in Wahrheit keine unheilbaren Krankheiten gibt. Wenn dieses Buch vielen Menschen diese Botschaft und die darin verborgene Hoffnung vermitteln kann, ist das Ziel erreicht: Unsere Gesundheit und Heilung ist zu finden in dem, was wir unter AYURVEDA verstehen, dem Urwissen um Gesundheit in uns selbst.

Dieses Buch soll zum Ersten ein Wegweiser sein für all jene Leser, die Heilung suchen, ein Wegweiser zu ihrem ganz persönlichen Heilungsweg mit Hilfe des AYURVEDA und für die Aktivierung ihrer Selbstheilungskräfte. Tiefgehende medizinische Themen müssen aber der Praxis des erfahrenen Ayurveda-Arztes überlassen bleiben.

Zum Zweiten ist dieses Buch geschrieben für all jene, die gesund bleiben wollen, denn das ist die andere Stärke des ayurvedischen Wissens. Zum Dritten wendet es sich an jene Menschen, die jung bleiben wollen, denn Ayurveda ist der Hüter des Wissens von Verjüngung und Jungerhaltung unseres Organismus.

Zum Vierten ist es gedacht für die Menschen, die ihre individuelle Schönheit entdecken, fördern und erhalten wollen, denn Ayurveda ist mit Schönheit genauso verbunden wie mit Gesundheit und Jugendlichkeit. Diese drei Eigenschaften bilden drei Seiten ein und

derselben Realität und sind nicht voneinander zu trennen.

Zum Fünften soll es all jenen, die sich fachlich mit dem Ayurveda beschäftigen, Anregungen und Impulse für ihre Arbeit geben, denn der Autor ist überzeugt, dass dieses Buch eine Fülle wertvoller Informationen enthält, die in anderer Ayurveda-Literatur bislang noch nicht aufgezeigt wurden.

Dieses Buch hat trotz aller Bemühung um eine leicht verständliche Darstellung einen hohen Anspruch, da das Wissen des Ayurveda und unsere Gesundheit weder von modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen noch von geistig-spirituellen Prinzipien zu trennen sind. Ich greife deshalb den möglichen Konflikt zwischen moderner Schulmedizin und dem ganzheitlichen Ansatz des Ayurveda auf und widme der spirituellen Dimension des Themas breiten Raum. Das Buch zeigt auf, dass Ayurveda einerseits wissenschaftlich, andererseits spirituell und gerade diese Kombination seine Stärke ist.

Ein zentraler Schwerpunkt ist die Ayurveda-Kur, deren Wert heute von unzähligen Menschen bereits erfahren wird. Sie steht im Mittelpunkt des Wissens um die Verjüngung und Regeneration des Körpers. Anhand der Ayurveda-Kuren in einem der traditionellen Länder des Ayurveda, Sri Lanka, wird dem Leser die faszinierende Wirkungsweise dieser Kuren aufgezeigt. Sri Lanka entwickelt sich heute zu *dem* Reiseland des Ayurveda, weil es für uns Europäer ein sehr angenehmes Reiseziel ist, und die Kuren dort stets eine ideale Verbindung von Kur und Urlaub sind. Sri Lanka besitzt aufgrund seiner paradiesischen Lage, seiner speziellen energetischen Struktur und den unzähligen Heilkräutern die besondere Anziehungskraft für jeden, der Ayurveda sozusagen live erleben und genießen will.

Wir wollen in diesem Buch eine Reise unternehmen, eine Reise in die Vergangenheit der Menschheit vor Tausenden von Jahren, eine Reise in die Geheimnisse unseres Körpers, eine Reise in das Mysterium unseres Geistes und unserer Seele, eine Reise in die Wunderwelt der Heilung, eine Reise in die Welt des Ayurveda, der modernen Wissenschaft und auch in die Unzulänglichkeiten unserer modernen Medizin, sowie in die Zukunft eines völlig neuen Gesundheitswesens in diesem Jahrtausend.

Wir weisen darauf hin, dass alle Anregungen und Gesundheitstipps den Arzt nicht ersetzen. Dieses Buch dient als Leitfaden, und der Leser muss eigenverantwortlich in Bezug auf seine Gesundheitssituation damit umgehen oder einen fachkundigen Arzt konsultieren.

Die Ausbildung zum Ayurveda-Arzt in Sri Lanka oder Indien dauert sieben bis acht Jahre. Das Wissen ist so umfassend, dass ein solches Buch stets nur eine Einführung darstellen kann und eine kleine Auswahl an Themen getroffen werden muss. Ich habe mich bemüht, die Auswahl so zu treffen, dass ein neues Ayurveda-Buch entstanden ist, das neben einem anderen Aufbau und Stil auch eine ganz individuelle Zusammenstellung dieses ganzheitlichen Themas darstellt.

Es gibt mittlerweile sehr viele gute und umfassende Ayurveda-Bücher, die auch teilweise den Leser mit der Fülle ihrer Informationen erschlagen können. Dies liegt an dem unglaublich breiten Spektrum des ayurvedischen Wissens. Wir haben uns entschlossen, in diesem ersten Buch einer dreibändigen Reihe das kleine Einmaleins des Ayurveda darzulegen, denn ohne das kleine Einmaleins kann ich das große Einmaleins und die höhere Mathematik nicht angehen. Es erschien uns wichtig, die

Grundlagen wirklich ausführlich darzustellen und die praktischen Tipps auf die wichtigsten, sofort umsetzbaren Dinge zu beschränken, so dass ein jeder Leser sofort zur Tat schreiten kann, ohne von einer Fülle von Anregungen, Gesundheitstipps und Wissen überrollt zu werden. Denn was hilft es uns, so viele Informationen zu bekommen, wenn wir durch ihre Fülle eher davon abgehalten werden, sie konsequent einzusetzen. Dieses Buch enthält daher die Grundlagen des Ayurveda und die wichtigsten Informationen für die Praxis. In einem zweiten Band wollen wir dieses Wissen vertiefen und auf weitere Themen wie die Ernährung eingehen, ein dritter Band, *Jungbrunnen Bewusstsein*, soll sich ausschließlich mit der Dimension der Heilung unter den Aspekten Geist, Psyche und Bewusstsein befassen, die letztlich den Höhepunkt des AYURVEDA darstellen.

Ein Buch über Ayurveda zu schreiben, birgt für den Autor einen persönlichen Konflikt. Soll er nur über die Dinge schreiben, die alle Menschen akzeptieren können, also auch jene, die sehr materialistisch denken, und soll er dabei auf die geistigen und spirituellen Hintergründe verzichten, die Grundlage des Ayurveda sind? Dies würde vielleicht dazu führen, dass das Buch noch besser verkauft wird, aber es würde dem Wissen des Ayurveda, dem Ziel dieses Buches und dem wirklich Heilung suchenden Menschen nicht gerecht werden. Ayurveda hat eine tiefe spirituelle Basis, und wenn wir diese unterschlagen, unterschlagen wir das Wesentliche und begeben uns genau auf jene Ebene des rein materiellen Denkens, das aus unserer Sicht die große Krankheit unserer Zeit ist. Daher widmen wir uns sehr intensiv den geistigen Hintergründen des Ayurveda, denn in ihnen liegt letztlich das Wissen um ein langes und glückliches Leben in Gesundheit, die nicht zu trennen

ist von einem Wert, den wir alle suchen: inneren Frieden.

Einleitung

AYURVEDA ist das ewige Wissen um vollkommene Gesundheit von Körper, Seele und Geist. Es wohnt im Geist eines jeden Menschen und ist uns so vertraut, wie wir uns selbst vertraut sind.

Wir sind seit einigen Jahren damit konfrontiert, dass ein neues Wort durch alle Medien geistert: Ayurveda. Für manchen ist das heute noch ein Zungenbrecher, so kommt oft ein *Ayurverda* heraus oder ein *Ayurvera* und: „Das hat doch was mit der *Aloe vera* zu tun, oder?“ Schon wieder eine Modeerscheinung? Noch immer gibt es viele, die das glauben. Wir werden zeigen, dass dies nicht so ist. Ayurveda kommt aus Indien. Indien? Das Land mit der größten Armut, den verhungerten Kindern, den fanatischen Hindus und Sikhs, dem Land, in dem sich Frauen noch verbrennen müssen, wenn ihr Mann stirbt? Das kann doch kein Land sein, das uns ein medizinisches Heilwissen bietet! Indien ist aber auch das *Land des Veda* jenes geheimnisvollen Wissens, aus dem der Hinduismus und letztlich der Buddhismus entstanden sind. Es ist das Land großer Philosophen und Denker, wie Mahatma Gandhi und auch Buddha. Zwei Weltreligionen entstammen diesem Land, und schon deshalb empfiehlt es sich, dass wir uns mit diesem Land und mit dem Veda befassen. Dies tun wir, indem wir die historischen und geistigen Hintergründe darstellen und dabei auf einige unglaubliche Dinge stoßen werden.

Ayurveda fordert uns heraus, ganz neu zu denken. Deshalb stellen wir einen kleinen Test an den Anfang und eine kleine Übung, die Sie einstimmen soll auf das Land des Veda und die Möglichkeiten Ihres Geistes.

Ayurveda wird heute von westlichen Ärzten studiert. Wie kommt ein europäischer Arzt dazu, indisches Gedankengut zu lernen? Was ist denn so anders am Ayurveda, dass man dazu viele Semester studieren muss? Dies werden wir ausführlich untersuchen und die Frage beantworten, was das Einzigartige und Geheimnisvolle am Ayurveda ist, dass er so viele Menschen heute in seinen Bann zieht.

In vielen Veröffentlichungen über Ayurveda ist die Rede von den DOSHAS, den geheimnisvollen Lebenskräften, über die sich nicht einmal die Fachleute einig sind, was sie sind. Was steckt also dahinter? Ist dies überhaupt ein sinnvolles Wissen? Was sagt unsere Wissenschaft dazu? Ayurveda ist ein Wissen, das jeder von uns lernen kann, um sich, soweit es geht, im Alltag zu helfen. Dazu müssen wir aber die Grundlagen gut verstehen, damit wir Vertrauen gewinnen und das Wissen dann anwenden können.

Die Abschnitte über die Grundlagen beinhalten viele neue Gedanken und Informationen, die in anderen Ayurveda-Büchern nicht zu finden sind. Wir haben auch sehr viel Wert darauf gelegt, die moderne Wissenschaft mit einzubeziehen, denn Ayurveda sollte zu ihr nicht im Widerspruch stehen. Das Faszinierende ist, dass wir entdecken, dass Ayurveda offensichtlich die einzige ganzheitliche Medizin ist, die mit den modernen Wissenschaften im Einklang steht, sogar mit Wissenschaften, die unsere Medizin heute wenig beachtet: die Meteorologie, Geologie und Quantenphysik.

Die Theorie ist ganz wichtig für unser Verständnis, doch interessiert den Heilung Suchenden nur die praktische Anwendung. Daher werden wir in diesem Buch versuchen, einen Weg zu gehen, der zwischen Theorie und Praxis wechselt.

Für das Gesamtverständnis sind unsere theoretischen Betrachtungen außerordentlich wichtig, denn sie eröffnen Ihnen die ganze Bedeutung dieses wertvollen Wissens. Im Kapitel über den Menschen als kosmisches Wesen zeigt sich uns das ganze Spektrum des Ayurveda mit seiner umfassenden Sicht der Ganzheit des Menschen und seiner Verbundenheit mit dem Universum. Dies ist wichtig, um die Bedeutung des Körpers und der Gesundheit in ihrem Gesamtzusammenhang zu erkennen.

Dieses Buch wird ein völlig neues Verständnis und eine neue Definition von Ayurveda vermitteln. Wir unterscheiden zwischen AYURVEDA und Ayurveda. AYURVEDA ist das Wissen, das in jedem von uns seine geistige Wohnstatt hat. Es ist das vollkommene Wissen um unsere persönliche Gesundheit. Mit Ayurveda bezeichnen wir das aus Indien stammende Wissen, das von heutigen Ayurveda-Ärzten praktiziert wird.

Ziel unseres Buches ist, Sie hinzuführen zu dem Schatz in Ihrem Inneren, dem AYURVEDA, und Ihnen einen Weg zu weisen, diesen AYURVEDA mit Hilfe des Ayurveda zu entdecken.

Wir hoffen, damit dem alten Wissen des Ayurveda gerecht zu werden und möglichst vielen Menschen einen Weg zu ihrer Gesundheit, Schönheit und Jugendlichkeit in einem langen Leben zu weisen.

Lesen Sie weiter in:

Axel Burkart

Jungbrunnen Ayurveda

Das uralte Wissen um vollkommene Gesundheit

Leseprobe aus Axel Burkarts „Das große Rudolf-Steiner-Buch“

Über dieses Buch:

Das große Rudolf-Steiner-Buch versammelt kommentierte Werkauszüge Steiners. Es führt damit anhand der Originalquellen in sein Werk ein und verdeutlicht nicht nur dessen ungebrochene Aktualität, sondern auch seinen Nutzwert. Die kommentierte Auswahl hilft insbesondere dem Einsteiger in die Anthroposophie, herauszufinden, welche Aspekte seines Schaffens für ihn besonders interessant sind.

Die ideale Einführung in das umfangreiche Werk Rudolf Steiners – eine Pflichtlektüre für anthroposophisch Interessierte!

Axel Burkart

Das große Rudolf-Steiner-Buch

Eine Einführung in die spirituelle Wissenschaft
und Anthroposophie

Einleitende Worte

„Es ist einfacher, ein Atom zu spalten, denn ein Vorurteil.“

Albert Einstein

Für wen ist dieses Buch?

Die charakteristische Art Rudolf Steiners, an bestimmte

Problemfelder heranzutreten, damit hoch interessante Fragestellungen heraufzubeschwören und gleichzeitig quasi das Versprechen abzuliefern, sowohl die Antworten als auch die Lösungen bieten zu können, mag manchen bis heute veranlasst haben zu sagen: Wieder so ein Phantast und Weltverbesserer, ohne Bezug zur Realität! Wer aber will, *ehrlicherweise* ein Urteil fällen; bevor er sich mit dem Inhalt wirklich auseinandergesetzt hat? Einsteins oben erwähntes Zitat drückt unser generelles Problem in diesem Zusammenhang aus: Neuerungen, revolutionäre Erkenntnisse, die unserer bisherige Weltanschauung und unser bequemen Gewohnheitsdenken in Frage stellen und zu durchbrechen suchen, werden lieber in den Bereich des Lächerlichen und Absurden verwiesen, als neutral und logisch überprüft.

Wenn wir bedenken, dass hier ein Europäer bewirkt hat, dass eine neue Pädagogik, die sogenannte *Waldorfpädagogik*, eine neue Landwirtschaft, der *Demeter*-Landbau, eine neue Medizin, die *anthroposophische Medizin*, eine neue Bewegungskunst, die *Eurythmie*, und viele andere Dinge mehr entstanden sind und letztlich durch sein Werk nachweislich die moderne ökologische Bewegung inspiriert wurde, dann sollte es eher verwundern, warum dieser Geistesgröße nicht schon längst die Aufmerksamkeit und der Respekt gezollt wird, die ihr augenscheinlich gebühren.

Dieses Buch ist ein Werk, das sich an alle Menschen wendet, welche die Wahrheit suchen und die nach Erkenntnis und Selbsterkenntnis streben. Es wendet sich damit an alle, die bereits spirituelle Sucher sind und bislang noch keinen Zugang zu Rudolf Steiner gefunden haben, denn sein Werk ist ein Muss für jeden, der

ernsthaft nach innerer und höherer Entwicklung strebt.

Aber auch all jene, die sich aufgrund ihrer kritischen Haltung bisher nicht mit Spiritualität und Esoterik befassen wollten, sollen Gelegenheit bekommen, einen objektiven Eindruck von der Vielfalt und Seriosität der Thematik Rudolf Steiners zu erhalten.

Aber auch alle religiös orientierten Menschen sollen angesprochen werden, die eine Antwort auf ihre innersten Fragen suchen, denn der seherisch begabte Rudolf Steiner enthüllt eine Wahrheit und Weisheit, die allem und jedem zugrunde liegt.

Das Buch möchte aber auch jenen einen Überblick verschaffen, die bereits mit Rudolf Steiner und der Anthroposophie in Berührung gekommen sind und angesichts der Vielfalt des Schrifttums den Mut und die Übersicht verloren haben.

Es wendet sich weiterhin an die Wissenschaftler, die in *Wahrheit* die Welt erkunden wollen und bereit sind, wissenschaftliche Vorurteile zu durchbrechen. Der Physiker wird hier für seine zukünftige Forschung ebenso wertvolle Anregungen bekommen wie der Biologe und der Neurophysiologe, die nach dem Geheimnis des Lebens und des Denkens suchen, genauso wie der Psychologe, der die Rätsel der menschlichen Seele ergründen will.

Aber auch der Altertumsforscher, der Archäologe, der Anthropologe und Paläontologe wird Antworten auf ungelöste Frage erhalten, wie zum Beispiel nach dem wirklichen Zweck der großen Pyramidenbauten und den um 10000 vor Christus urplötzlich und wie aus dem Nichts entstandenen großen Zivilisationen. Da nach Ansicht der heutigen Wissenschaft der Mensch über Millionen von Jahren zunächst als Affe und dann als Primitiver seine Existenz als geistig dumpfe Existenz gefristet

haben soll, widerspricht dieser plötzliche Aufschwung eklatant der modernen Evolutionstheorie, die nur Entwicklung in allmählichen Schritten durch Mutation und Selektion akzeptiert.

Das Buch wendet sich an den Politiker, der *ernsthaft* und engagiert nach Lösungen sucht, und zwar nicht nur im Finanz- und Wirtschaftsbereich, sondern vor allem auch im Bereich der Bildung, welche die Basis unserer Gesellschaft ist, und es wendet sich an Lehrer und Eltern, die nach Lösungen für die Probleme auf den Gebieten der Pädagogik suchen.

Schwierig wird dieses Buch allerdings für all jene, welche weiterhin an ihren bequemen Allgemeinplätzen und Vorurteilen hängen bleiben wollen, denn die Welten und Erkenntnisse, die sich uns durch Rudolf Steiner eröffnen, sind so gewaltig und grandios, dass sie nur von jenen aufgenommen und ertragen werden können, die die Ursehnsucht nach Wahrheit in sich tragen und gleichzeitig den Mut, sich den Fragen der Welt zu stellen, die im selben Atemzuge die Antwort unserer Zukunftsbestimmung beinhalten.

Übersicht und Leitfaden für das Buch

Rudolf Steiners Werk ist letztlich ein Werk für „esoterisch“ Vorgebildete, doch eine Reihe seiner Veröffentlichungen sind auch für diejenigen geschrieben, die noch keinen Zugang zu den inneren Themen des Lebens haben. Dazu zählen zum Beispiel sein künstlerisches Werk und seine Arbeiten über Goethe, die ihn als den intimsten und besten Kenner jenes großen Geistes der deutschen Kultur auszeichnen, die wir beide in diesem Buch ausklammern müssen. Weiterhin zählt seine „Philosophie der Freiheit“ dazu, in der sich Rudolf Steiner auf philosophischer Basis

mit unserem Denken als Grundlage unseres Menschseins und unserer Freiheit befasst, wie auch die gesellschaftspolitischen Themen, die der interessierte Leser unabhängig von allen vorangehenden Kapiteln in den Kapiteln 30 und 31 findet. Wer insbesondere an dieser Thematik interessiert ist, mag direkt dort beginnen.

Für alle anderen Kapitel ist es erforderlich, die Kapitel 4 und 5 über die Geheimnisse des menschlichen Lebens und unsere feinstofflichen Körper zu lesen. Sie enthalten die erforderlichen Grundbegriffe der Geisteswissenschaft Rudolf Steiners.

Wem vor allem das Thema Erziehung und innere Entwicklung des Kindes am Herzen liegt, kann anschließend die Kapitel 8 und 9 lesen, welche wesentliche Aspekte der Waldorfpädagogik zusammenfassen. Zusätzlich enthüllt das Kapitel 16 eine wunderbare Tatsache aus dem Leben unserer kleinsten Kinder. Das Kapitel 11 mag eine Hilfe sein für alle Menschen, die mit einem schweren Schicksalsschlag konfrontiert sind.

Von ganz zentraler Bedeutung ist das Kapitel 15 über Jesus Christus. Das Mysterium des Heilands und auch andere Themen, wie zum Beispiel das der geistigen Gegenkräfte, die in Kapitel 19 dargestellt sind, können aber letztlich nur verstanden werden, wenn man sich auch mit der kosmischen Vorgeschichte befasst hat, die in den Kapiteln 12 und 13 enthalten und ebenso einzigartig ist wie die wunderbare Darstellung der wahren Bedeutung unseres Vaterunsers, welche im Kapitel 6 enthüllt wird.

Die großartige Schau Rudolf Steiners über die Weltenevolution mit der Auflösung des Rätsels um Atlantis, sowie die Beschreibung der geistigen Welten und ihrer Bewohner, den Engeln und Göttern findet sich in den Kapiteln 12 und 13.

Vorwort zur Neuauflage 2012

Es sind doch einige Jahre vergangen, als ich dieses Buch geschrieben habe. Mittlerweile ist mein zweites Werk über Steiner erschienen: „Faszination Rudolf Steiner“, das dieses hier ergänzt und aktualisiert. Auch gebe ich seit dem Jahr 2003 Seminare dazu und seit 2009 einen zweijährigen Fortbildungs- und mittlerweile Ausbildungskurs. Das, was ich damals geschrieben habe, kann ich heute mehr denn je bestärken. Wir haben die großen Finanzkrisen erlebt und spüren tagtäglich, dass immer mehr nach wirklichen Lösungen geschrien wird. Jedoch werden diese Krisen sich noch weiter verstärken, wenn die Menschheit nicht begreift, dass nun die Zeit gekommen ist, die geistige Welt mit einzubeziehen. Ich erlebe tagtäglich, wie befruchtend das Wissen Steiners wirkt, wie Menschen sich dadurch zum Positiven verändern und Sicherheit im Leben erlangen. Ich erlebe auf der anderen Seite weiterhin ein totales Unverständnis gegenüber diesem Werk und diesem Mann und ein nahezu vollständiges Ignorieren seines Werkes in der akademischen Welt. Jedoch hat die Wissenschaft weitere Quantensprünge vollzogen, auch in der modernen Epigenetik, in der nun die Dominanz des Geistes erkannt wird. Gleichzeitig jedoch werden die Existenz des Geistes, unseres Ichs und unseres Willens in der modernen Neurowissenschaft immer mehr angezweifelt.

So kann ich sagen, dass derzeit weiterhin ein brennender geistiger Kampf stattfindet, der auf der einen Seite den Materialismus verstärkt, was wir in der Wirtschaft erleben, andererseits eine Esoterik als Gegengewicht entstanden ist, in der aber in großen Teilen die Kraft wirkt, die auch in diesem Buch als Luzifer erkannt wird. So erleben wir einen stärkeren ahrimanischen Materialismus und eine aufkeimende, sich an alten spirituellen Lehren

aufhängende Esoterik, die selber in vielen Zügen einen gefährlichen Materialismus beinhaltet. Dazwischen bewegen sich all jene, die sich nicht mit beiden begnügen können und nach klaren, aber geistig-wissenschaftlichen Antworten suchen. Bis heute ist dazu das Werk Steiners nach meiner nun fast vierzigjährigen Erfahrung die Antwort für jene Sucher. So Vieles mehr wäre zu schreiben, weshalb auch dieses Werk weiterhin nur eine Einführung sein kann in ein Werk, das seinesgleichen sucht.

2. Die Bedeutung Rudolf Steiners damals und heute

Rudolf Steiner – Gigant der Neuzeit

„Die Zeiten sind ernst und hart geworden. Mit Deutschlands Kultur steht die Weltkultur auf dem Spiele.

In dieser ungeheuren Not des Lebens tritt ein Mann hervor, der bisher intensiv um die Erkenntnis und Verbreitung von Wahrheiten bemüht war, sie sowohl den Vertretern der Wissenschaft, als auch den frommen Hütern des Glaubens ein Stein des Anstoßes und ein Dorn im Auge, kurz ein „Ärgernis“ war.

Aber solange er in den engen Zirkeln seiner Gemeinde wirkte, hielt man ihn für unschädlich. Man lächelte und spottete über den „Phantasten“ und ließ ihn gewähren. Und wenn sich Vorwürfe gegen ihn erhoben, so hörte man immer wieder folgendes heraus: Was soll uns all dein Reden über die „höheren Welten“, über des Menschen und der Erde urferne Vergangenheit und Zukunft und über das „Mystische Ereignis von Golgatha“ bedeuten; wir leben nun einmal in dieser niederen Welt und in der Gegenwart und brauchen den komplizierten Christus nicht zu unserem Heil. Wenn du wirklich fruchtbar wirken willst, so schwimme nicht gegen den

breiten und starken Strom unserer wissenschaftlichen und religiösen Kultur; du kämpfst gegen Windmühlen.

Und als dann der Krieg entbrannte, sagte man weiter: Wenn dir das Wohl und Wehe der Menschheit wirklich am Herzen liegt, so kannst du nicht mehr in alter Weise fortfahren, mit deinen Visionen und apokalyptischen Verkündigungen die Gemüter zu verwirren, du musst vielmehr heraustreten aus deinem mystischen Nebel und reale Werte schaffen, mit denen wir praktische Gegenwartsmenschen etwas anfangen können.

Nachdem Rudolf Steiner vor Ausbruch dieser Revolution sich mit praktischen Vorschlägen an die Regierungen der Mittelmächte gewandt hatte, ohne daselbst Gehör zu finden, trat er, nach der Revolution, mit seinem „Aufruf an das deutsche Volk und die Kulturwelt“ und mit dem am 22. April 1919 in Stuttgart gegründeten „Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus“ in die Öffentlichkeit.

Rudolf Steiner, dem das Wohl der Menschheit wirklich sehr am Herzen liegt, und der seit 40 Jahren unablässig bemüht war, das Weh prophylaktisch von ihr abzuwenden, wird auch heute nicht müde, alle Kräfte anzuspannen, um sie aus ihrem selbstverschuldeten Elend wieder aufzurichten. Er folgte ihr in dieses Elend hinein und gab in seinem Buche „Die Kernpunkte der sozialen Frage“ auch die Therapie, die der „Bund für Dreigliederung“ praktisch durchzuführen sucht. Das alles sind unvergleichliche Höchstleistungen menschlichen Vermögens. Aber auch damit ist man nicht zufrieden.

Jetzt sagt man wieder: Solange die Anthroposophen in ihren engen Zirkeln nach der Erkenntnis der höheren Welten trachtete, sich in urfernstes Vergangenes und Zukünftiges hineinlebten und den Christus mit einer mystisch-kosmischen Romantik umnebelten,

solange konnte man sie gewähren lassen. Nun aber, da sie sich mit ihren Phantasmen in alle realen Verhältnisse des Lebens vorlaut hineindrängen und die schwierigen Probleme der Erziehung, der Wirtschaft und der Politik mit schlagwortartigen Phrasen, wie „Dreigliederung“ zu lösen sich erdreisten, nun muss man ihnen mit aller Entschiedenheit entgegentreten und sie in ihre Schranken weisen.

So ungefähr stellen sich die offiziellen Vertreter unserer Zeit und Kultur zu dem großen Wollen und den hervorragenden Leistungen eines Mannes, den die Nachwelt einst heilig sprechen wird, wie sie andere Männer der Vorwelt, die von ihren Zeitgenossen vergiftet, gekreuzigt oder verbrannt wurden, heiliggesprochen hat. Das ist nun einmal das Los der ganz Großen, in welchem Zeitalter sie auch leben und wirken mögen. Denn, sagt Goethe: 'Zu allen Zeiten sind es nur die Individuen, welche für die Wissenschaft gewirkt, nicht das Zeitalter. Das Zeitalter war's, das den Sokrates durch das Gift hinrichtete, das Zeitalter, das Hussen verbrannte; die Zeitalter sind sich immer gleich geblieben.'

Ernst Boldt, 1921 (66)

Am 27. Februar 1861 wird in Europa ein Gigant des Geistes geboren: Rudolf Steiner. Vermutlich würde er selbst diesen Ausdruck nicht gestatten, denn in seiner inneren Demut gegenüber der Schöpfung würde er darauf bestehen, dass er nur seine Pflicht getan und dem großen Plan gedient habe. Trotzdem möchte ich bei dieser persönlichen Empfindung bleiben, die sicher nicht nur mich erfasst, wenn man mit diesem größten Seher der Neuzeit in Berührung kommt.

Sein Werk in einer zusammenfassenden Übersicht darzustellen

erweist sich als fast unmöglich, weil die Dimension seiner seherischen und intellektuellen Leistung in Bezug auf die geistigen, aber auch gesellschaftlichen Bereiche des Lebens in jeder Beziehung grenzüberschreitend ist. Seine Botschaft, die er unter dem wohl bekannten Begriff der *Anthroposophie* vermittelte, kann zudem, wie er selber immer wieder betonte, nur durch eigene Arbeit ergründet werden.

Trotzdem wird hiermit ein neuer Versuch gewagt, dieses Werk zu würdigen und es an *vielen* Menschen heranzubringen. Gerade letzteres ist ein großes Anliegen. Rudolf Steiners Werk ist derart umfassend, dass sich heute im Verhältnis sicher nur ein relativ kleiner Teil der Menschen mit seinem Werk befasst. Sie tun dies, weil Rudolf Steiner die tiefsten Geheimnisse unseres Lebens berührt, die uns allen auf der Seele brennen, und weil er tatsächliche Lösungen für zahlreiche Probleme bietet.

Rudolf Steiner lebte von 1861 bis 1925, wurde also 64 Jahre alt. Er war damit auch einer der Wegbereiter der neuen Zeit, die mit dem Anbruch des 20. Jahrhunderts ihren Anfang fand. Im Laufe dieses Buches werden wir im Nachhinein erkennen, dass es sich dabei um eine echte *Zeitenwende* gehandelt hat, und zwar in des Wortes reeller Bedeutung. Albert Einstein, Max Planck waren zwei jener Geistesgrößen, die eine neue Physik begründeten, neben den vielen bekannten Wissenschaftlern wie dem Ehepaar Curie, Niels Bohr, Erwin Schrödinger und Werner Heisenberg. In der Mathematik fand eine weitere Revolution statt, die bis heute mit den Namen Cantor, Weyl, Riemann, Hilbert, Dedekind, Russell, Whitehead und vielen anderen verbunden ist. Die Chemie feierte ebenso fundamentale Durchbrüche wie die Medizin unter Pasteur und die Psychologie unter Sigmund Freud und C. G. Jung. In der

Elektrotechnik erfanden Tesla und andere die revolutionäre drahtlose Übertragung, den Wechselstrom und viele andere wegweisende Techniken, und parallel dazu begann die rasante Entwicklung der Automobilindustrie und des Flugwesens, die heute unser Leben zu Land und in der Luft dominieren.

Es war eine Zeit der geistigen Revolutionen mit völlig neuen Denkansätzen und einem Bruch vieler alter herkömmlicher Denkmuster. Parallel zu dieser Hochblüte des wissenschaftlichen Denkens, das uns allerdings auch mit der Ausbreitung der Lehre der Evolutionstheorie des Charles Darwin zu einer materialistischen und völlig einseitigen Weltanschauung verleitete, zeigte sich eine weitere Revolution im Bereich der spirituellen Lehren. Helena Blavatsky, die große medial begabte Esoterikerin, begründete die Theosophie und machte sowohl den Okkultismus als auch den in der Folge oft damit verbundenen, ebenfalls einseitigen Spiritismus populär. In diesen Strömungen, welche große Teile der Bevölkerung bis in höchste Kreise hinein erfassten und später leider auch vom Naziregime missbraucht wurden, offenbarte sich das tiefe Bedürfnis der Menschen, ihr Leben tiefergehender zu verstehen, vor allem im Hinblick auf den verheerenden 1. Weltkrieg, der unsagbares Leid und Elend über die Völker gebracht hatte. Dieser mörderische Krieg zwang direkt dazu, sich mit dem Schicksal, dem Tod und vor allem mit den Fragen „Was kommt danach?“ und „Welcher Sinn steckt hinter diesem Wahnsinn oder gibt es überhaupt keinen Sinn?“ zu befassen. Auslöser waren für die Menschen die Bearbeitung der Traumata, die Trauerarbeit, die Aufarbeitung der Kriegsgeschehnisse, die heftigst an den Türen der Menschenseelen gerüttelt hatten.

In dieser Zeit nun trat ein Mann in das Zeitgeschehen ein, der eben zu all diesen entscheidenden Fragen des Lebens Auskunft geben konnte, und zwar nicht spekulativ, nicht dogmatisch, nicht ketzerisch und nicht einseitig, sondern aus einer echten inneren Schau und einem zugleich höchst wissenschaftlichem Denken heraus. Rudolf Steiner erschien vielen wie ein Lichtstreif am dunklen Horizont des Lebens, insbesondere des europäischen Schicksals, und verbreitete vor allem Hoffnung und Verstehen. Er vermittelte Trost für die vielen verletzten Seelen, weil er den großen kosmischen Zusammenhang aufzeigte, in den wir Menschen eingebunden sind. Er wies auf die Großartigkeit, die Einzigartigkeit, aber auch die Verantwortung des Menschen hin. Deshalb ist es auch Ziel dieses Buches, mit dem Versuch einer Gesamtschau über sein Werk das weiter zu geben, was Rudolf Steiner den Menschen in Zeiten der Not so bedeutungsvoll machte. Es werden alljährlich Nobelpreise an Personen verteilt, die in eingegrenzten Gebieten Spitzenleistungen vollbracht haben. Sicher stehe ich nicht alleine mit der Meinung, dass Rudolf Steiner einen Nobelpreis verdient hätte, und zwar den Friedensnobelpreis, der als einziger seinem Schaffen gerecht werden könnte. Aber leider neigt unsere Gesellschaft nach wie vor dazu, die wirklich großen Geister zu Lebzeiten weder zu erkennen noch zu ehren. Wenn wir Rudolf Steiners Werk betrachten, dann müssen wir uns fragen, warum sein Wissen nicht schon längst in unsere Gesellschaft integriert wurde.

Bemerkenswert erscheint auch in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass führende Politiker, unter anderem eine bayerische Ministerin für Bildung, ihre eigenen Kinder in eine Waldorfschule schicken, jedoch in ihrem politischen Verantwortungsbereich

keinerlei Mut zeigen, diese Pädagogik auch in das staatliche Schulsystem einzugliedern. Es ist ein typisches Phänomen unserer Zeit, dass es uns und unseren Politikern so schwer fällt, Zivilcourage zu zeigen und in der Öffentlichkeit eindeutig Stellung zu beziehen, auch unter der Gefahr, uns einem gewissen Gegenwind auszusetzen. Die Lehre Rudolf Steiners fordert gerade unsere Zivilcourage heraus, das ist wahr, sie bietet aber dabei wirkliche Lösungen für die großen Probleme unserer Zeit.

Sein Gesamtwerk umfasst nach der Zählung der Nachlassverwaltung in Dornach (Schweiz) alleine über 350 Schriften, wovon über 30 Bücher von Rudolf Steiner selbst verfasst wurden und in der Gesamtausgabe als seine *Werke* bezeichnet werden. In der Zeit seines Wirkens aber hat Rudolf Steiner auch unermüdlich Vorträge gehalten, die stenographisch aufgezeichnet und, obwohl ursprünglich nicht geplant, später auch veröffentlicht wurden. Hier unterscheiden wir die *öffentlichen Vorträge*, mit denen er direkt nach der Zeitenwende im Jahr 1901 begann, und die Vorträge im Rahmen seiner im Jahre 1913 in Dornach gegründeten *Anthroposophischen Gesellschaft*, die einen eher intimen und sehr tief gehenden esoterischen Inhalt hatten und daher zunächst nur für ein auserwähltes Publikum vorgesehen waren.

Rudolf Steiner wies jedoch darauf hin, dass es an der Zeit ist, dass das innere Geheimwissen, das üblicherweise mit dem Begriff „Esoterik“, „okkultes Wissen“ oder „Einweihungswissen“ bezeichnet wird, im Gegensatz zu früheren Jahrhunderten an die gesamte Menschheit weiter gegeben werden kann.

Nicht immer ist Theosophie so wie heute gelehrt worden in Vorträgen und Büchern, die jedem zugänglich sind. Früher wurde

Theosophie als etwas angesehen, das nur in kleinen intimen Zirkeln gelehrt werden konnte. Das Wissen beschränkte sich auf die Kreise von Eingeweihten, auf okkulte Bruderschaften; die Allgemeinheit sollte nur die Früchte dieses Wissens haben. Weder von ihrem Wissen und von ihren Taten, noch von dem Ort ihres Wirkens war viel bekannt. Was die Welt an den großen geschichtlichen Menschen kennt, das waren eigentlich nicht die größten. Die größten Eingeweihten, hielten sich zurück ... Von dieser Methode ist in letzter Zeit abgegangen worden; man lehrt jetzt die elementaren Lehren öffentlich. (8)

Die Anzahl der öffentlichen Vorträge betrug über 320, und die davon vorliegenden Mitschriften umfassen etwa 10 000 Seiten. Seine selbst verfassten Werke zählen über 6 000 Seiten. Die Veröffentlichungen seiner etwa 3500 *internen Vorträge*, die in weiteren 250 Büchern schriftlich vorliegen, enthalten nahezu 100 000 Seiten. Seit über 80 Jahren wird Rudolf Steiners Nachlass, einem gemeinnützigen Verein, die seinen Sitz noch immer in dem von Rudolf Steiner erbauten Goetheanum in Dornach hat, verwaltet, und ihr ist es auch zu verdanken, dass sein Gesamtwerk in schriftlicher Form vorliegt und der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde.

Doch gerade der gewaltige Umfang dieses Gesamtwerkes ist es, der den ernsthaft Suchenden zunächst fast hilflos zurückweichen werden lässt.

Ziel dieses Buches ist es daher erstens, dem interessierten Leser mit Hilfe einer umfassenden Darstellung der Essenz der Lehre Rudolf Steiners die Chance eines unkomplizierten Einstiegs zu geben. Ein weitergehendes Studium der vollständigen Werke kann dann nach

Themenschwerpunkt und Interesse erfolgen. Das zweite Ziel ist es, dieses Werk und seine für uns alle bedeutenden Inhalte möglichst einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Und drittens besteht das Anliegen darin, dem Anspruch Rudolf Steiners gerecht zu werden und seine Lehre in keiner Weise zu verfälschen, sondern durch seine eigenen Worte zum Ausdruck kommen zu lassen.

Ziel des Buches ist es vor allem auch, die Bedeutung seines Werkes für die Probleme unserer Zeit aufzuzeigen, für die, und das ist nicht übertrieben, Rudolf Steiner *wirkliche* Lösungen anzubieten hat. Aber solange Vorurteile von Politikern und Wissenschaftlern, aber auch der intellektuellen Elite unserer Zeit sich einer *ernsthaften* Wahrheitssuche entgegenstellen, muss die betroffene Menschheit weiter unter dieser Diskrepanz leiden. Daher geht es in diesem Buch nicht nur um Erkenntnisse für uns selbst, sondern um ernsthafte gesellschaftspolitische Belange. Rudolf Steiner war nie aktueller als heute.

Über Rudolf Steiners Leben gibt es mehrere ausführliche Biographien, die seinen Werdegang und Wirken ausführlich beschreiben. Ich meinerseits bin bestrebt, mit der Zusammenfassung von ausgewählten Texten die Größe seines Geistes, seiner Sehergabe und seines Genies zum Ausdruck zu bringen. Mein Ziel ist es dabei auch, durch eine Strukturierung der Themen seines Werkes und einer verbindenden Führung in Worten unserer Zeit, unseres Denkens und unseres Lebens heute, 80 bis 100 Jahre später, einen Zusammenhang seiner umfassenden Lehre herzustellen.

Lesen Sie weiter in:

Axel Burkart

Das große Rudolf-Steiner-Buch

Eine Einführung in die spirituelle Wissenschaft
und Anthroposophie

Leseprobe aus Maja Byhahns „Das Pfotenhoroskop“

Über dieses Buch:

Sind die Fellnase an Ihrer Seite und Sie ganz einfach füreinander bestimmt – oder müssen Sie noch lernen, sich besser auf ihn einzustellen? Charakter- und Verhaltensunterschiede gibt es nicht nur zwischen verschiedenen Hunderassen, sondern auch innerhalb derselben Gattung. Welchen Beitrag dazu die Sternenkongstellatlon leistet, unter der ein Hund geboren ist, zeigt dieses Buch auf unterhaltsame Weise. So kann jeder Leser sehen, wie die Sterne für seinen Hund stehen und wie sie sich auf sein Verhalten, seine Vorlieben und Fähigkeiten auswirken. Astrologisch fundiert und für den Laien verständlich ist dies ein noch nie zuvor da gewesener Leitfaden für Hundebesitzer, verpackt als amüsante Lektüre.

Maja Byhahn

Das Pfotenhoroskop für den Hund

Was die Sterne über Ihren Liebling sagen

Vorwort

Ganz unabhängig davon, um welche Hunderasse es sich bei Ihrem vierbeinigen Liebling handelt, bekommen Sie in diesem Buch einen tierisch tiefen Einblick in die Persönlichkeit Ihres Hundes. Es mag zwar sein, dass Westhighland-Terrier und Dackel als eigensinnig gelten oder Schäferhunde gern folgsam sind, wer aber

schon mit mehr als nur einer Fellnase der gleichen Gattung näheren Kontakt hatte, wird deutliche Unterschiede in den Persönlichkeiten durchaus bestätigen.

Die astrologische Sicht der Dinge ermöglicht es Ihnen, das Verhalten Ihres Hundes noch besser zu verstehen, ihn gezielter zu fördern und das Zusammenleben mit ihm somit noch schöner zu gestalten. Denn auch für Ihren vierbeinigen Liebling sind die Sterne maßgeblich für Vorlieben, Fähigkeiten und seine charakterlichen Eigenschaften. Das Pfotenhoroskop gibt ausführlich und auf heitere Weise Auskunft darüber, wie diszipliniert Ihr Hund sein kann und welche Leistungen ihm möglich sind.

Wie kann man ihm leicht etwas beibringen? Welche Bindung hat er zu Ihnen und was benötigt er unbedingt, um sich wohl zu fühlen? Wie ist es um sein soziales Verhalten bestellt? Und wie sieht es mit dem Revierverhalten oder seinem Jagdinstinkt aus? Auf diese und viele andere Fragen werden Sie hier interessante und vielleicht sogar überraschende Antworten finden. Vorab aber eine »Warnung«: Wundern Sie sich bitte nicht, wenn die einzelnen Deutungen Dopplungen enthalten oder manche Aussagen auf den ersten Blick gar widersprüchlich erscheinen sollten. Denn dies zeigt unter Umständen nur gewisse verstärkt auftretende Verhaltensweisen oder eben ambivalente Persönlichkeitszüge ihres Hundes an. Ihr geliebter Vierbeiner ist vielschichtig in seinem Wesen – wie Sie selbst ja schließlich auch.

Wie stehen die Sterne für Ihren Hund? – Eine Gebrauchsanleitung

So finden Sie ganz einfach heraus, welche Sterne wie für Ihren Hund stehen:

Schritt 1: Welche individuellen Sternkonstellationen für Ihren Hund bestimmt sind, können Sie anhand des Geburtsdatums in der angehängten Ephemeriden-/Sternentabelle am Ende des Buches nachschlagen.

Schritt 2: Wo Sie die einzelnen Sternkonstellationen Ihres Hundes in diesem Buch finden, zeigt Ihnen das Inhaltsverzeichnis am Anfang des Buches.

1. Wille und Durchsetzungskraft – Die Bedeutung der Sonne im Horoskop

Die Sonne steht im Horoskop für das aktive Ich, den Willen, die Charakterstärke und die Lebenskraft. Sie beschreibt das Wesen der zwölf Tierkreiszeichen und trägt im Vergleich zu den anderen Gestirnen den größten Anteil am Horoskop.

Sie ist also dafür verantwortlich, ob Ihr geliebter Vierbeiner der geborene Wachhund mit einem Pitbull-Charakter ist. Oder macht er vielleicht doch eher auf dem Sofa als Schmusehund eine bessere Figur? Lässt er sich gern von Ihnen an der Leine durchs Hundeleben führen oder will er Ihnen ständig zeigen, wo es lang geht?

Finden Sie nun heraus, was die Sonne im Tierkreiszeichen Ihres Hundes bewirkt – und ob Sie selbst ein »astrologisches Dream-Team« mit Ihrem Hund bilden. Aber keine Sorge, wenn dem nicht so ist: Auch hierfür gibt es wertvolle Tipps für ein harmonischeres Zusammenleben.

Der Widder-Hund (21.03.–20.04.)

Eine unter der Widder-Sonne geborene Fellnase bringt so extrem viel Energie mit in dieses Hundeleben, dass bei Ihnen zu Hause nie wieder Langeweile herrscht. Schon in den Flegeljahren haben Sie besonders viel Spaß mit Ihrem Widder-Hund, denn ihm wird kein Zaun zu hoch und kein Halsband zu eng sein, als dass er nicht doch entwischen würde, um sich lauthals bellend ins Getümmel zu stürzen.

Selbst mit einer disziplinierten Hundeschulung wird er mit seiner draufgängerischen Art immer wieder Chaos verbreiten. Sie aus dem Konzept zu bringen und nur aus Prinzip seinen Willen durchzusetzen, das ist seine Lieblingsbeschäftigung. Um ja keinen Augenblick zu versäumen, will Ihr Widder-Hund unbedingt immer und überall mit dabei sein und vor allem sagen, wo es langzugehen hat. Sie werden gut aufpassen müssen, dass nicht er mit Ihnen Gassi geht.

(...)

Als geliebter Zweibeiner sind Sie die ganze Zeit damit beschäftigt, ihn nicht immer zwischen den Beinen oder auf dem Schoß zu haben. Und ihm ist es vollkommen Wurst, ob er mit der Statur einer Deutschen Dogge überhaupt die passende Größe dafür mitbringt. Er will mittendrin statt nur dabei sein! Mit Enthusiasmus wird er beim Anblick des vollen Fressnapfes alles um sich herum vergessen und lieber den Napf aus Ungeduld umstoßen als brav abzuwarten, bis er vor ihm abgestellt wird. Es ist wider seine Natur zuzulassen, dass etwas einfach geschieht, er will immer aktiv an allem teilhaben. Gern wird er Ihnen bei allen anfallenden Arbeiten tatkräftig zu Seite stehen und natürlich versuchen, das Kommando

zu übernehmen. Der Widder-Hund hat keine Angst vor nichts und niemandem, was nicht immer von Vorteil ist. Klar, dass das manchmal auch einen Kratzer bei Raufereien mit sich bringt. Doch das wird ihn nicht davon abhalten, sich in einer ähnlichen Situation wieder genauso ins Getümmel zu stürzen.

Ihr Vollblut-Widder-Hund wird durch seine vorherrschende Dominanz versuchen, sich alles und jeden untertan zu machen. Also wehret den Anfängen! Versäumen Sie es nicht, die Machtverhältnisse rechtzeitig klarzustellen – denn besser, er legt sich mit dem Bernhardiner der Nachbarn an als mit Ihnen. Sie sind der Boss und nicht nur das bremsende Teil, das an der anderen Seite der Hundeleine hängt. Okay?!

Wie passen Sie zum Widder-Hund?

Sie sind ...

Widder: Bei diesem Power-Pärchen kommt gewiss nie Langeweile auf! Wenn für ausreichend Auslauf und Spielmöglichkeiten gesorgt ist, kann fast nichts mehr schiefgehen. Allerdings könnte es öfter mal zu einem Kräftemessen kommen, da bei beiden der Dickkopf ein bisschen mehr ausgeprägt ist als so tugendhafte Eigenschaften wie Geduld oder gar Rücksichtnahme.

Fazit: Wenn Zwei- und Vierbeiner einander die nötigen Freiheiten lassen und sich nicht gegenseitig aufschaukeln, ist das eine vielversprechende, glückliche Verbindung.

Stier: Das gemütliche und ruhige Wesen des Stier-Zweibeiners wirkt sich positiv auf den stürmischen Widder-Hund aus. Wenn für viel Bewegung und Abwechslung gesorgt ist, kommt der kleine

Wirbelwind auch nicht auf dumme Gedanken. Kulinarisch bleiben bei dem Hund, der ein Stier-Herrchen oder -Frauchen hat, keine Wünsche offen!

Fazit: Der Widder-Hund bringt richtig Schwung und Action ins Stier-Zweibeiner-Leben. Dafür kann der Vierbeiner den Genuss ganz groß schreiben, denn für ein unwiderstehliches Leckerli zwischendurch ist bestimmt immer gesorgt.

(...)

Krebs: Ein Krebs-Zweibeiner mit einem aufbrausenden Widder-Geborenen an der Hundeleine wird schnell lernen müssen, sich gegen diesen durchzusetzen, sonst wird nämlich mit ihm Gassi gegangen! Beim Erwerb seiner aufgeweckten Fellnase kann er gleich mal das Fitnessstudio-Abo kündigen, denn langweilig oder träge war gestern!

Fazit: Wenn sich der Krebs-Mensch nicht von der Power seines Widder-Hundes überrennen lässt und ihn nur mäßig mit Streicheleinheiten überschüttet, kommen beide ausgezeichnet miteinander zurecht.

Löwe: Das ungestüme Widder-Gemüt wird von der Ruhe und Überlegenheit des Löwe-Zweibeiners wunderbar ausgeglichen. Wenn von Anfang an klar ist, wer hier das Sagen hat, wird es auch kaum Reibereien geben. Was ihm der Löwe-Mensch an Zuneigung und Wärme bietet, wird der Widder-Hund mit guter Laune und Leidenschaft zurückgeben.

Fazit: Der Löwe-Mensch kann dem Widder-Geborenen ausreichend Paroli bieten, ohne dass dessen Ego einen Kratzer bekommt. Bei dieser erfüllenden Kombination kann man durchaus

von einem Dream-Team sprechen!

Jungfrau: Wenn ein eher vorsichtiger Jungfrau-Zweibeiner einen unternehmungslustigen Widder-Hund sein Eigen nennt, hat er gleichzeitig die Aufgabe, diesen so intelligent zu leiten, dass es sein kleiner Treibauf nicht bemerkt. In der Hundeschule können sie zusammen richtig gut punkten, da bei dieser Kombination Sorgfalt auf Tatkraft stößt.

Fazit: Das enorme Temperament des Widder-Hundes bringt den Jungfrau-Geborenen ganz schön auf Trab, während sich der Widder-Vierbeiner über ein umsorgtes, geregeltes Hundeleben freuen kann.

Waage: Ein Widder-Vierbeiner mit einem Waage-Menschen im Schlepptau wird lernen müssen, nicht immer gleich alles über den Haufen zu rennen. Wenn Sabberflecken auf dem Seident Teppich kein Problem mehr sind und der Waage-Geborene sich nicht allzu leicht aus dem Gleichgewicht bringen lässt, ist alles Bingobongo!

Fazit: Wenn der Widder-Hund sich etwas im Zaum hält, kann der Waage-Zweibeiner jedes noch so kleine Malheur seines Vierbeiners mit Charme ausgleichen.

(...)

Schütze: Beschwingt wandern Widder-Hund und Schütze-Mensch nicht nur unzertrennlich durch den Wald oder lassen sich genüsslich ein Frühstück gemeinsam schmecken, sondern zeigen auch in den meisten anderen Punkten Einigkeit. Beide werden von Neugier und Unternehmungslust getrieben, Abenteuer stehen bei diesem Duo ganz oben auf der Liste!

Fazit: Der Schütze-Zweibeiner und der Widder-Geborene sind ein so unerschrockener und aufgeweckter Trupp, dass sie vor lauter Aktivitäten aber auf jeden Fall auch darauf achten sollten, dass das Faulenzen nicht zu kurz kommt.

Steinbock: Mit einem Steinbock-Zweibeiner wird sich der Widder-Geborene nicht allzu viele Sperenzchen erlauben dürfen, denn hier herrscht Disziplin! Sonnige Aussichten für den stolzen Besitzer: Mit dem Widder-Hund kommen mehr Lebenslust und Abwechslung ins geregelte Steinbock-Leben.

Fazit: Mit einem Steinbock-Zweibeiner kann es der Widder-Hund durchaus in eine Hunde-Rettungsstaffel schaffen, bei der lehrreichen Ausbildung, die er tagtäglich beim Gassigehen mitbekommt.

Wassermann: Der Widder-Hund wird mit einem Wassermann-Zweibeiner den Himmel auf Erden haben. Selten wird ihm ein Rüffel erteilt, da der Wassermann-Geborene ebenso seine Freiheiten liebt und diese auch seiner umtriebigen Fellnase zugesteht

Fazit: Voller Tatendrang wird dieses lebenslustige Duo die Hundewiese erobern und kann von nichts und niemandem ausgebremst werden. Na denn: Halsband angelegt und los geht's!

(...)

Der Stier-Hund (21.04.–20.05.)

Mit seinem ausgeglichenen Wesen wird sich Ihr Stier-Hund durch nichts so schnell aus der Bahn werfen lassen. Wenn aber doch, dann holen Sie sich schon mal den wattierten Kampfanzug aus der

Garage, denn dann ist mit ihm nicht mehr zu spaßen. Er sieht nur noch rot! Gut, wenn in Ihrer Nähe Torerokurse angeboten werden, so könnten Sie mit Ihrem Stier-Hund in der Tageszeitung auf der Titelseite landen. Alternativ sollten Sie aber vielleicht lieber doch eine gute Hundehaftpflichtversicherung in Erwägung ziehen ...

Der Stier-Geborene hat einen starken, edlen Charakter. Er kann aber durchaus auch recht eigensinnig sein. Wenn die »Hundezeitung« auf der Straße oder im Park zu interessant ist, wird er weder vor- noch zurückzubewegen sein, und Sie werden vergebens mit Engelszungen auf ihn einreden. Bestenfalls können Sie ihn mit seinem Lieblingsleckerli zum Einlenken verführen. Der unter der Stier-Sonne geborene Hund legt normalerweise eher ein bodenständiges und ruhiges Verhalten an den Tag. Da Essen für ihn nicht nur zur Lebenserhaltung dient, wird das Schleckermäulchen Ihnen gern zahlreiche Leckereien förmlich aus der Tasche lutschen und im Zweifelsfall lieber zu viel als zu wenig Futter zu sich nehmen. Selten wird der Napf halb voll an seinem Platz stehen, denn wenn er leer ist, könnte ja vielleicht noch jemand Erbarmen haben und selbigen sogleich nachfüllen. Bei fast täglich drohendem Hungertod, der ja bei ausreichend Nahrung normalerweise nicht eintreten kann, wird er auch vor keinem Mülleimer haltmachen. Außer er ist ein seltener Gourmet, der nur bei Kalbsfilet schwach wird und das liegt bekanntlich recht selten im Eimer.

Bei Gartenarbeiten wird Ihnen Ihr Stier-Geborener tatkräftig zur Seite stehen, auch wenn Sie die neuen Rosen eigentlich gar nicht an der von ihm frei gebuddelten Stelle einpflanzen wollten. Überlegen Sie also genau, ob Sie wirklich einen englischen Rasen im Garten

heranzüchten wollen, denn das wäre mit ihm sicherlich ein äußerst schwieriges Unterfangen. Und wundern Sie sich auch nicht, wenn er im Garten einen Haufen Stöckchen zusammenträgt. Seine Schaffenskraft macht auch vor gut platzierten Pflanzenständern nicht Halt. Lassen Sie dieses seltene Kunstwerk besser liegen, nicht dass er Ihnen noch aus Frust über die unberechtigte Zerstörung seines Kunstwerkes die Gießkanne zerbeißt.

Wenn Sie ihm das eine oder andere beibringen wollen, werden Sie mit viel Geduld – und nicht zu vergessen mit vielen, vielen Leckerlis – langsam, aber sicher an Ihr Ziel gelangen und ihn als lernbegierigen Schüler erleben. Außer er liegt gerade einmal wieder in der Ecke und schläft. Wenn der Stier-Hund als Welpen keine unangenehmen Erfahrungen gemacht hat, ist er ein Pol meditativer Ruhe. Satt, bespielt und bekuschelt bringt ihn nichts und niemand von seinem gemütlichen Schlafplatz weg. Allerdings liebt er ausgiebige Waldspaziergänge und zieht dies dem stressigen »Zeitungslesen« an jeder Straßenecke vor. Eine vertraute Umgebung, ein geregelter Tagesablauf und eine sanfte Führung machen diesen Hund glücklich.

Mehr über das Sternzeichen Ihrer Fellnase erfahren Sie in:

Maja Byhahn

Das Pfortenhoroskop für den Hund

Was die Sterne über Ihren Liebling sagen

Leseprobe aus Susanna Calavernos „Feurige Küsse“

Über dieses Buch:

Eine italienische Signora sucht ein Haus – und findet in einer wunderbaren Villa einen Mann, der ganz andere Wünsche in ihr weckt. Eine junge Frau will sich im Zoo die Zeit vertreiben – und lernt ein wildes Tier der zweibeinigen Art kennen. Und eine Urlauberin, die neben dem Pool in der Sonne badet, erlebt auf einmal ganz unerwartete Vergnügungen – denn das Leben hält nicht nur so manche Überraschung bereit, sondern auch ebenso vielseitige wie ausdauernde Liebhaber ...

Fünf sinnliche Geschichten voller Leidenschaft, feuriger Küsse – und mancher Überraschung!

Susanna Calaverno

Feurige Küsse

Sinnliche Geschichten

Vendesi

Signora Laura Bragato war nicht nur eine ausnehmend elegante und kluge Dame – sie besaß auch einen äußerst gut ausgeprägten Geschäftssinn. Zum Entsetzen ihrer Eltern, eines konservativ-bürgerlichen Paares, hatte sie die zahlreichen Heiratsanträge passender Kandidaten konsequent zurückgewiesen und auf einem

Dasein als Single beharrt. Die letzten Jahre schienen die alten Herrschaften sich endlich damit abgefunden zu haben, denn die peinlichen Abendessen mit gut angezogenen Anwälten, Ärzten und Beamten der höheren Laufbahn waren immer seltener geworden. Signora Bragato arbeitete mit Zähigkeit und Taktik an Karriere und Einkommen und kam überhaupt nicht dazu, einen Mann oder gar eine Familie zu vermissen. Beides hätte nur gestört.

Nun hatte sie im Frühjahr ihren 38. Geburtstag gefeiert – mit vielen Freunden im teuersten Restaurant der Stadt –, und da hatte ihre beste Freundin Graziella ihr den Floh ins Ohr gesetzt.

„Also wirklich, Laura-Schätzchen, wohnst du immer noch in dieser stickigen Etagenwohnung mitten in der Stadt? Du bist die bestverdienende Maklerin hier in der Region und findest kein passendes Haus? – Das macht sich nicht gut!“

„Graziella hat recht“, meldeten sich die anderen Freundinnen zu Wort. „Such dir doch ein hübsches Haus in der Peripherie ...“ – „Erzähl uns bloß nicht, du könntest es dir nicht leisten!“ – „Was sollen denn die Kunden denken ...“

Laura strich mit der für sie typischen nachlässigen Handbewegung die Strähne dunkel schimmernden Haars zurück, die sich aus dem klassischen Knoten gelöst hatte. „Ihr werdet lachen: Ich spiele seit einiger Zeit mit dem Gedanken! Nur – ihr wisst ja, wie es ist – ich komme einfach nicht dazu, für mich selber zu suchen. Wenn mir das passende Haus begegnet, werde ich zugreifen, da könnt ihr sicher sein!“ Und damit hatte sie sich wieder aus der Affäre gezogen.

Nun musste sie unvermittelt an diesen kurzen Wortwechsel denken, während sie nachdenklich den Hörer auf die Gabel ihres altmodischen Telefons, einer natürlich mit allen Raffinessen technisch aufgepeppten Antiquität, legte.

Unentschlossen biss sie sich auf die Unterlippe. Auch wenn sie die Hälfte von dem langatmigen, geradezu schwärmerischen Bericht Graziellas abzog, blieb immer noch genug übrig, um ihren stets präsenten Jagdeifer zu reizen. Es klang sogar sehr gut! Mit energischem Schwung schob sie ihren nappalederbezogenen Chefsessel zurück. Die Rollen glitten geräuschlos über das Ahornparkett, das sie sich damals eigentlich noch gar nicht hatte leisten können.

Klack, klack – wer gerne Pumps mit hohen Absätzen trägt, muss sehen, dass er den passenden Bodenbelag dazu einbaut.

„Signora Trevigiani, ich komme heute nicht mehr ins Büro. Ich will ein Villino bei Casalzugno anschauen – also bitte nur in den dringendsten Fällen per Mobil, ja?“

„Selbstverständlich, Signora Bragato! Wenn Sie nichts mehr für mich haben, könnte ich dann heute auch früher gehen? Ich bin gleich mit allem fertig und wollte noch meine Mutter im Krankenhaus besuchen.“

Laura nickte geistesabwesend.

„Stellen Sie aber den Anrufbeantworter an. Dottore Bianchi könnte wegen seiner Eigentumswohnung anrufen.“

Graziella hatte nur unwesentlich übertrieben: Wunderbare Proportionen, die von den französischen Fenstern noch unterstrichen wurden. Ein wenig vernachlässigt das Ganze, aber ihr geschulter Blick erfasste sofort die Qualität des Ursprünglichen. Auch der parkartige Garten, den sie durch das schmiedeeiserne Gitter des Zufahrtstors überblicken konnte, zeigte deutliche Ansätze, wieder zur Wildnis zu mutieren. Doch davon abgesehen: ein Traum! Ein absoluter Traum.

Vor ihrem inneren Auge lief bereits im Schnelldurchlauf die

Renovierung ab, die Gartenbaufirma rodete die zu mächtigen Rhododendren und beschnitt die Kamelien – jetzt musste sie sich allerdings noch vom Zustand im Inneren ein Bild machen.

Direkt neben dem bronzenen Klingelknopf bewies ein mit Computer geschriebenes DIN-A4-Blatt in Plastikhülle, dass Graziella sie zu Recht alarmiert hatte. *Vendesi* ... Aber keine Adresse oder Telefonnummer, die einen Hinweis auf Verkäufer oder Maklerbüro gegeben hätte. Seltsam!

Zögernd, aber magisch angezogen, drückte sie auf den abgegriffenen Bronzeknopf. Ganz entfernt und gedämpft hörte sie die melodische Klangfolge.

Nichts geschah.

Etwas unmutig drückte sie nochmals, diesmal ein wenig länger.

Und auf einmal schwangen die beiden Torflügel auf – langsam, ruckend, in den rostigen Angeln wie aus Protest quietschend.

Der Kiesweg zur portalgesäumten Eingangstür war vermutlich seit Jahren nicht mehr gesäubert worden und deshalb von mehrjährigen Schichten abgestorbener Blätter bedeckt. Der Regen der vergangenen Tage hatte sie weich und rutschig gemacht. Bei jedem vorsichtigen Schritt versanken ihre teuren Wildlederpumps viel zu tief im modrig-schimmelig riechenden Untergrund.

Die 20 Meter erforderten ein gewisses Maß an Aufmerksamkeit, und so wäre sie vor Schreck fast doch gestolpert, als unmittelbar die Tür aufging.

„*Scusi*, Signora, ich habe das Klingeln zwar gehört, stand aber gerade auf der Leiter. Was kann ich für Sie tun?“

Die Einfahrt fegen! Laura verkiff sich jede bissige Bemerkung, die ihr überhaupt viel zu leicht herausrutschte. Sie wollte etwas von ihm, nicht wahr? Vorsichtig balancierend stieg sie, betont anmutig mit ihrem besten Model-Hüftschwung, die Stufen hinauf und

strahlte den Mann an.

„*Buona sera*, Signor. Ich interessiere mich für dieses Anwesen.

Können Sie mir sagen, an wen ich mich da wenden muss?“

Weißer Zähne blitzten zwischen dunklen Bartstoppeln auf.

„Vermutlich an mich! Soviel ich weiß, bin ich, nein, war ich der einzige Neffe von Tante Giusy. Leider. Jetzt hängt der alte Kasten mitsamt dem ganzen Ärger an mir.“

Das wurde ja immer besser!

„Mein Name ist Laura Bragato, ich bin Immobilienmaklerin. Es dürfte kaum Probleme geben, Ihnen den Ärger abzunehmen und Ihr Haus gut zu verkaufen, wenn wir uns einigen. Natürlich müsste ich es noch von innen sehen ...“

Leichtes Stirnrunzeln. War sie zu forsch gewesen?

„Angenehm, Stefano Clerici. – Wissen Sie, irgendwie ist das schon komisch! Da stehe ich gerade auf der Leiter und denke, was ich jetzt wohl als Nächstes tun sollte, wäre, einen Makler zu beauftragen – und Simsalabim: Da stehen Sie vor der Tür. Seltsame Zufälle gibt es, nicht wahr?“

„Zufall schon, aber so seltsam ist es nicht. Eine Freundin sah Ihr Verkaufsschild und sagte mir Bescheid. Aber vielleicht sollte ich Ihnen die Idee mit dem Schicksal nicht ausreden, wenn ich Sie damit eher überzeugen kann, es mir zu überlassen.“

Er war unüberhörbar amüsiert.

„Sie gefallen mir! Bitte, kommen Sie doch herein!“

Die schwere Tür fiel hinter ihnen ins Schloss, und das Haus umfing sie mit seiner ganz eigenen Atmosphäre. Ein leichter Hauch von Lavendel und Bienenwachs lag unter der erstickenden Kopfnote aus Verfall und Vernachlässigung in der Luft. Altmodisch und unbewusst vertraut.

„Oben sind drei Zimmer und zwei Bäder, hier unten Salon,

Esszimmer, Küche samt überproportionierter Speisekammer und Bibliothek. Die hat Tante Giusy allerdings noch zu Lebzeiten ausgeplündert. Ein Jammer, die Bücher hätte ich gerne gehabt.“
Laura interessierten vor allem die Leitungen. Sie schienen relativ neu. Wenn das Dach auch in Ordnung war ...

„Kommen Sie allein zurecht? Ich bin in der Küche gerade beschäftigt. Möchte nicht, dass mir etwas anbrennt. Wenn Sie so weit sind – immer der Nase nach!“

Laura zwang sich, alles kritisch zu begutachten, wohl wissend, dass Liebe auf den ersten Blick oft mit einem bösen Erwachen bestraft wird. Aber sie fand keine ernsthaften Mängel. Perfekt, einfach perfekt!

Träumerisch mit der Hand auf dem vom langen Gebrauch seidig polierten Holzgeländer entlangstreifend, stieg sie die Marmortreppe wieder hinunter. Sah sich schon auf den unteren Stufen stehend ihre Freunde empfangen, ihre bewundernden Blicke, das Staunen ... Sie musste nur noch diesen Stefano Clerici davon überzeugen, ihr dieses Schmuckstück zu überlassen. Was hatte er gesagt? Der Nase nach?

Aus dem hinteren Bereich drangen leises Klappern und ein Schwall köstlichen Dufts – Huhn, Kräuter, Knoblauch ...

Er stand leicht gebückt vor der geöffneten Backofentür und bestrich die Hühnerschenkel mit Marinade. In dieser Position konnte Laura nicht umhin, den ausgesprochen ansprechenden Hintern zu bemerken, der sich unter den hautengen Jeans abzeichnete. Klein, aber muskulös. Trug er einen Slip? Wie würde wohl ein Stringtanga an ihm aussehen?

Geschmeidig richtete er sich auf und strich sich mit dem Unterarm über die Stirn.

„Puh, ist das heiß! – Ich glaube, sie sind gleich fertig. Wie sieht es

mit Ihnen aus? Haben Sie schon zu Abend gegessen oder hätten Sie Lust, alles Weitere beim Essen zu besprechen?“

Laura zögerte. Eigentlich zog sie ihr Büro für Geschäftliches vor. Andererseits ... Die Hühnerschenkel dufteten verführerisch, und sie hatte wirklich Hunger.

„Na, kommen Sie – es ist ein Rezept von meiner Nonna aus Sizilien. Sie sammelt und mahlt die Kräutermischung selbst. Und zum Nachtisch habe ich Bacio-Eis. Für mich allein ist es zu viel. Ein Freund hat mich in letzter Minute versetzt. Springen Sie für Angelo ein!“

Wieso nicht?

„Wer könnte einer so charmanten Einladung widerstehen? Vielen Dank, ich springe gerne für Angelo ein, damit Sie nicht auf Ihrem Essen sitzenbleiben!“

Er warf den Kopf zurück und lachte, wobei ein kleines Goldkreuz zwischen den geöffneten Hemdknöpfen sichtbar wurde.

„*Scusi*, so war es nicht gemeint – oder doch. Aber ich freue mich, in so schöner Gesellschaft zu essen. Glauben Sie mir, Angelo könnte Ihnen nicht das Wasser reichen! Ich bin mit dem Tausch mehr als zufrieden.“ Damit zog er den Stuhl an der einen Stirnseite des altmodischen Holztisches heraus. „Bitte, nehmen Sie Platz. Möchten Sie lieber einen Orvieto oder einen Merlot?“

„Den Orvieto, bitte.“

Mit der Geschicklichkeit eines langjährigen Oberkellners goss er den hellen Wein in das überraschend elegante Kristallglas. Das Übrige machte eher einen zufällig zusammengesuchten Eindruck: zwei Steingutteller mit unterschiedlichen Mustern, Bistrobesteck – aber gestärkte Leinenservietten. In der Tischmitte standen ein großer Teller mit aufgeschnittenem Ciabatta und eine Glasschüssel Tomatensalat mit Mozzarella.

„*Salute* – auf unsere Zusammenarbeit! Wissen Sie was? Wenn Sie mir Ihre Karte geben, komme ich morgen ganz einfach mit allem bei Ihnen vorbei, und wir klopfen es fest. Einverstanden?“

Laura nickte und griff nach ihrer Gucci-Tasche. Interessiert musterte er die dezent-marmorierte Visitenkarte.

„Na, Sie scheinen ja recht erfolgreich zu sein! Teure Gegend ... Wie lange sind Sie schon in der Branche?“

Laura schluckte den Wein hastig hinunter und stellte das Glas weg. Der Wein rann kühl durch ihre Kehle, um dann doch alkoholische Wärme zu verbreiten.

„Über zwölf Jahre, acht davon mit eigener Firma!“

Er verzog anerkennend die Mundwinkel, nickte und prostete ihr erneut zu. „Respekt, Signora Bragato! Auf Ihren Erfolg!“

Die Hühnerbeine waren köstlich – knusprige Haut, das Fleisch saftig und mürb. Laura kämpfte gegen den Impuls, Messer und Gabel beiseitezulegen, mit den Fingern zuzugreifen und einfach hineinzubeißen.

Leises Klirren ließ sie aufblicken. Stefano hatte sein Besteck abgelegt und grinste sie über ein halb abgeessenes Bein an. „Sie schmecken so einfach viel besser!“

Erleichtert tat sie es ihm nach. Sie waren nicht mehr zu heiß, man konnte sie gut in der Hand halten. Die rauhe, von Fett schlüpfrige Haut am Knorpelende schmiegte sich an ihre Finger. Ihr gegenüber grub Stefano seine weißen Zähne in das helle Fleisch, riss die bräunliche Haut ab. Seine Zungenspitze fuhr über die Unterlippe, den Fleischsaft auffangend, einen feucht schimmernden Film hinterlassend. Laura ertappte sich dabei, wie sie fasziniert auf diese Unterlippe starrte und unbewusst mit ihrer Zunge die gleiche Bewegung vollführte. Diese wohlgeformten, festen Lippen auf ihren ...

Ihr Blick, magisch angezogen von dem bei jeder seiner Bewegungen schimmernden Goldkreuz, wanderte über seinen offenen Hemdausschnitt. Ob Absicht oder Küchenhitze – die Knöpfe standen weiter auf, als es gerade noch anständig gewesen wäre, und ließen die schwarz gelockte Brustbehaarung bis fast zum untersten Rippenbogen frei. Offensichtlich rasierte er nicht seinen Körper, wie es in letzter Zeit unter den jungen Casanovas üblich war. Lief sie in einer Spitze aus und ließ den Unterbauch weitgehend frei oder zog sie sich als Matte über seine gesamte Vorderseite? Es sah nicht nach zu viel aus, also dürfte sein Rücken glatt sein. Sie verabscheute Männerkörper, die sogar an Schultern und Rücken behaart wie Affen waren.

Einen guten Hinweis auf den Haarstatus lieferten im Allgemeinen die Hände. Laura musterte die Rechte, die gerade den Schenkelknochen hin und her drehte, um ihn gründlich abnagen zu können. Schlanke, aber kräftige Hände – lange Finger mit gepflegten Nägeln. Leicht gebräunt, keine Spuren körperlicher Arbeit wie Schwielen oder Hautverletzungen. Hände, die sensible und zärtliche Berührungen versprachen und doch fest zupacken konnten. Hände, die man gerne auf sich spüren würde.

„Woran denken Sie?“

Laura errötete und senkte leicht verlegen den Blick auf ihr eigenes Hühnerbein.

„Kein Wunder, dass Sie so gut im Geschäft sind! Sie haben auch nichts anderes im Kopf, stimmt's?“

Besser, er hielt sie für unhöflich, als dass er ihre wahren Gedanken erriet! „Sie haben recht. Entschuldigen Sie, aber dieses Haus hat eine besondere Atmosphäre – es ist so ... ich weiß nicht, wie ich es beschreiben soll ...“

„Mmh, ich weiß, was Sie meinen! Man fühlt sich wie in einem

alten Schwarz-Weiß-Film, nicht wahr? – Aber nun: Erzählen Sie ein bisschen von sich. Wie sind Sie auf die Idee gekommen, Maklerin zu werden?“

Beiläufig goss er ihr Glas erneut voll und beobachtete sie unauffällig, während sie erzählte und dabei immer temperamentvoller aus sich herausging. Seinem aufmerksamen Blick entging weder der Augenblick, in dem sich ihre langjährig antrainierte Anspannung löste, noch die langsam einsetzende Wirkung des Alkohols. Die daraus resultierende leichte Fahrigkeit ließ sie das letzte Stück fettiger Haut des Hühnerschenkels verfehlen. Das warme Öl lief in einem dünnen Rinnsal von ihrer fülligen Unterlippe das Kinn hinunter. Ehe sie nach der Serviette greifen konnte, fühlte sie schon seinen Daumen, der das Rinnsal einfing, um darauf quälerisch langsam, jeden Millimeter sensibler Nervenzellen aufreizend, ihre Unterlippe entlangzufahren. Seine Augen hielten ihre fest, während er langsam, ganz langsam, die Bewegung wiederholte. Das theoretische Wissen um die Sensibilität bewahrt nicht vor der Überraschung der wirklichen Erfahrung. Ihre Lippe prickelte, schien anzuschwellen. Nerven meldeten sich, die normalerweise in einer Art Dornröschenschlaf lagen, und unter der subtilen Liebkosung öffneten sich die Lippen wie von selbst.

Die übrigen Finger umfassten ihr festes kleines Kinn. Der Daumen schlüpfte über die offene Barriere und strich kaum fühlbar über die Innenseite ihrer Unterlippe, bis sie zitterte. Dann weiter, fühlte die scharfen Kanten der Zähne und berührte endlich die Zungenspitze. Schob sich wie fragend vorwärts, forderte zum Spielen auf. Sie schmeckte Huhn, Gewürze und konnte plötzlich der Verlockung nicht widerstehen.

Ihr Mund umfing ihn, umspielte ihn, ihre Zunge erkundete ihn. Den

glatten Nagel, die kaum fühlbaren Papillarlinien. Sie begann zu saugen, und in Erwiderung des rhythmischen Sogs ließ er den Finger tiefer hineingleiten oder zog ihn fast heraus.

Sie verlor jedes Zeitgefühl. Schließlich festigten die übrigen Finger den Griff um ihr Kinn und zogen sie unwiderstehlich aus ihrem Stuhl hoch, auf ihn zu.

Er saß breitbeinig, die Wölbung der Jeans ein deutliches Signal. Ohne ein Wort zu sagen, dirigierte er sie zwischen seine Beine, schob ihr mit der freien Hand den Rock hoch, zog sie dann so auf seinen Schoß, dass sie mit weit gespreizten Schenkeln über seinen saß. Erstaunt stellte sie fest, dass sie trotzdem zu ihm aufblicken musste. So groß war er ihr gar nicht erschienen!

Der Daumen zog sich zurück und die ganze Hand umfasste ihren Hinterkopf. Sie spürte die Finger in ihrem Haar, die geschickt den Knoten in ihrem Nacken lösten. Die seidigen Massen hatten nur auf ihre Befreiung gewartet, umflossen ihre Schultern und ihr Gesicht.

„Sie sind so wunderbar! Warum versteckst du sie in diesem hässlichen Alte-Damen-Knoten?“

Bewundernd vergrub er seine Hand in den Strähnen, fuhr hindurch, drehte sie zu einem dicken Strang, bis er plötzlich ohne Vorwarnung zupackte. Aus dem Haltegriff gab es kein Entkommen.

Betont langsam, ohne seinen Blick aus ihrem zu lösen, neigte er den Kopf. Ungeduldig suchte Laura seinen Mund.

Wie es weitergeht, erfahren Sie ins:

Susanna Calaverno

Feurige Küsse

Sinnliche Geschichten

Leseprobe aus Ilse Maria Dries‘ „Nachtgieger“

Über dieses Buch:

Eine junge Frau wird auf rituelle Weise brutal ermordet. Die kleine fränkische Gemeinde ist schockiert. Bei den Ermittlungen tapen die Kommissare Gerd Förster und Mandy Bergmann im Dunkeln. Da werden noch mehr tote Schönheiten gefunden. Überall im Dorf wird über die fränkische Sagengestalt gemunkelt. War es doch der Nachtgieger?

Grausame Morde und ein Panoptikum an skurrilen Figuren –
herzhafte Krimikost aus dem Frankenlande

Ilse Maria Dries

Nachtgieger

Ein Kriminalroman aus der Fränkischen Schweiz

Montag, 16. September

Gegen drei Uhr morgens saß sie im dunklen Zimmer, das nur vom bläulich schimmernden Bildschirm des PCs erleuchtet wurde, und starrte auf die geöffnete Datei.

Sie war angespannt und frustriert. Sie hatte sich in einen Chatroom namens „Traumpartnerforum“ eingeloggt. Rauch kräuselte in Richtung Zimmerdecke und sie trank einen Schluck Rotwein aus einem großen, bauchigen Glas. Das Fenster stand einen Spalt breit offen und draußen war es absolut still.

Der perfekte Traumpartner würde schon zu finden sein. Man müsste nur etwas Geduld haben. Dann könnte man Kontakt aufnehmen. Diesmal würde es klappen.

Der Vorarbeiter Peter Kränzlein war äußerst verärgert. Die Morgenschicht hatte soeben begonnen und eine seiner Packerinnen fehlte. Eine Großladung Äpfel war in den frühen Morgenstunden geliefert worden und musste umgepackt und verladen werden. Er brauchte jede Kraft. Zeit ist Geld, pflegte sein Chef immer zu sagen.

Kränzlein hatte versucht, seine Arbeiterin Kati Simmerlein auf ihrem Handy zu erreichen, doch das war tot.

Normalerweise war Kati eine zuverlässige Mitarbeiterin. Seit zwei Jahren bereits arbeitete sie bei dem Obstgroßhandel in Pretzfeld und war immer pünktlich zu der Schicht, für die sie eingeteilt war, erschienen. Nur heute nicht. Nun, sie würde mächtigen Ärger kriegen.

Kati war eine hübsche junge Frau, auf die er schon seit längerer Zeit ein Auge geworfen hatte. Aber sie wehrte seine Annäherungsversuche beharrlich ab.

Er rieb sich die rauen, kalten Hände. Dann setzte er sich in Bewegung. Es gab viel Arbeit zu erledigen.

Miroslava Nepomuc führte ihren Hund spazieren. Sie hatte es eilig. Gleich wurde sie bei ihrer ersten Putzstelle des Tages erwartet. Heute musste sie in dem großen Bauernhaus sämtliche Fenster putzen. Sie seufzte und dachte an ihren kaputten Rücken.

Miroslava war achtundfünfzig Jahre alt und eine stämmige, kräftige, breit gebaute Frau. Die dunklen, von grauen Strähnen durchzogenen Haare trug sie praktisch kurz geschnitten. Sie

stammte aus Bosnien, lebte aber schon viele Jahre mit ihrem Mann Goran und ihren drei inzwischen erwachsenen Söhnen in der Fränkischen Schweiz. Sie waren als Kriegsflüchtlinge nach Deutschland gekommen und geblieben.

Sie war sehr fleißig und hatte mehrere Putzstellen, natürlich Schwarzarbeit, sowie einen 400-Euro-Job als Aushilfe im Sportlerheim. Irgendwie musste man laufende Einkünfte schließlich erklären.

Inzwischen hatte sie mit ihrer Familie ein stattliches Haus in Bosnien ausgebaut und vermietete jeden Sommer vier Ferienappartements an deutsche Urlauber. Das Geschäft lief großartig. Die Deutschen liebten das ruhige, beschauliche Leben in dem kleinen bosnischen Dorf und den dazugehörigen Familienanschluss. Sie tranken mit den Einheimischen starken Mokka aus winzigen Tassen und dazu selbst gemachten Slibowitz, der in der Kehle brannte.

Miroslava schritt energisch aus und piff nach ihrem Hund Ivo. Er war ein mittelgroßer, struppiger Mischlingshund und seinem Frauchen treu ergeben. Sie hatte ihn nach dem Tatortkommissar Ivo Batic benannt, der in München ermittelte und so wunderschöne, leuchtend blaue Augen hatte. Sie verpasste niemals eine Folge mit ihm.

Es war kalt um diese frühe Zeit am Wasser. Der schmale Schotterweg, den Miroslava jeden Morgen beschritt, führte direkt an der Wiesent entlang, die schwarzblau-dunkel an ihr vorbeirauschte. Es war noch dämmrig und dichter Nebel stieg vom Fluss in die alten, krummen Weiden. Man konnte nur ein paar Meter weit schauen. Miroslava überquerte das tosende Wasser auf einer schmalen Holzbrücke, unter der Enten in pfeilförmiger Formation einem bestimmten Ziel zuzustreben schienen.

Linkerhand befand sich das alte, wuchtige Wasserrad, dessen hölzerne Butten nachweislich seit 1561 das Wasser für die Wiesenbewässerung in eine offene Rinne schütteten. Es stand still im Nebel. Drehte es sich sonst nicht immer? Sie lief rasch vorbei, dann stutzte sie.

Aus den Augenwinkeln hatte sie etwas wahrgenommen, das sonst nicht da war. Sie trat vorsichtig näher. Es wirkte so, als sei ein Bündel auf das Wasserrad geraten, vielleicht herangetrieben durch die derzeit starke Strömung: Abfall, alte Kleider oder sonstiger Unrat.

Sie wollte ihren Weg schon fortsetzen, doch etwas in ihrem Inneren zwang sie dazu, dieses merkwürdige Bündel doch genauer in Augenschein zu nehmen. Noch drei zögerliche Schritte.

Miroslava schrak entsetzt zurück. Zwei leblose, hervorquellende Augen starrten sie beharrlich und irgendwie verzweifelt an.

Sie schrie schrill auf und schrie und schrie, dann konnte sie sich an nichts mehr erinnern.

Die beiden Kommissare aus Bamberg, Mandy Bergmann und Gerd Förster, stellten ihren Dienstwagen auf dem Parkplatz neben dem Fremdenverkehrsbüro in Ebermannstadt ab. Von dort aus waren es nur einige Schritte zur Wiesent und dem historischen Wasserrad.

Sie waren seit einiger Zeit ein Team und hatten im Sommer gemeinsam zwei Mordfälle in einem kleinen Dorf in der Nähe aufgeklärt. Der Landwirt Georg Mirsberger und Helene von Falkenstein, eine kundige Heilkräutersammlerin, waren einem grausamen Verbrechen zum Opfer gefallen.

Mandy Bergmann war sechsunddreißig Jahre alt, stammte aus Leipzig und war hochgewachsen und durchtrainiert. Sie trug ihr Haar sportlich kurz geschnitten, derzeit war es rabenschwarz

gefärbt. Ihre Haarfarbe änderte sich ständig. Die vollen Lippen angespannt aufeinandergepresst, näherte sie sich dem strudelnden Wasser.

Gerd Förster folgte ihr. Er war sieben Jahre älter als seine Kollegin und ein gutaussehender Mann. Über eins neunzig groß, schlank, dunkelblonde, wellige Haare, ein weiches, sympathisches Gesicht und meerwasserblaue Augen machten seine äußere Erscheinung aus. Der Kommissar war von seinem Wesen her aufmerksam, sanft und charmant – ein richtiger Frauenschwarm. Allerdings war er Single, ebenso wie Mandy, aus verschiedenen Gründen.

Sie hatten beide warme Jacken übergezogen. Es war kalt an diesem Septembermorgen.

Die Spurensicherung war bereits vor ihnen eingetroffen und Beamte der Polizeidirektion Ebermannstadt hatten mit rot-weißen Absperrbändern den vermeintlichen Tatort gesichert.

Kurz nach sieben Uhr war ein Notruf in der Zentrale in Bamberg eingegangen. Menschen, die in der Nähe des Wasserrades wohnten, hatten die Polizei alarmiert, weil eine Frau am Ufer der Wiesent laut und durchdringend geschrien hatte. Erst als sie in Ohnmacht fiel, waren ihre Schreie verstummt. Die Besatzung eines Rettungswagens, der direkt bis zum Ufer des Flusses gefahren war, kümmerte sich um sie. Die Frau saß schlotternd, eingehüllt in eine warme Decke, auf der Sitzbank des Fahrzeugs, dessen Türen offen standen, und trank heißen Tee aus einem Becher, den sie mühevoll umklammerte.

Neben ihr saß ein Hund, der seine Umgebung aufmerksam beobachtete. Vor ihm auf der Erde lag ein nasses Stöckchen.

Mandy Bergmann und Gerd Förster traten an das Ufer, von dem das alte, denkmalgeschützte Wasserrad etwa eineinhalb Meter entfernt war. Umgeben von einer stabilen Holzkonstruktion, maß es

etwa fünf Meter im Durchmesser und verfügte über mächtige Schaufeln und Schöpfgefäße, die an den beiden hölzernen Rädern in gleichmäßigen Abständen befestigt waren. Im unteren Fünftel strömte der Fluss gurgelnd um das beeindruckende Relikt aus vergangener Zeit.

Die Bewässerungsrinnen trafen sich in einer verbreiterten Vorrichtung, die früher das Wasser gesammelt und auf die Äcker geleitet hatte. Diese Hauptrinne war etwa fünf Meter lang, vierzig Zentimeter breit, die Wände an beiden Seiten zwanzig Zentimeter hoch. Sie führte vom Wasserrad in leichter Schräge nach unten zum Ufer. Ihr Boden war mit Algen und Schlamm bedeckt. Mandy wurde bleich. Das Bündel, das Miroslava Nepomuc entdeckt hatte, war eindeutig eine Leiche.

Sie lag mit dem Rücken auf dem oberen Bogen des Rades auf den dicken Querstreben. Ihre Hände und Füße waren mit weißen Bändern an die äußeren beiden Räder gefesselt, wodurch sowohl Arme als auch Beine weit gespreizt waren. Sie trug ein weißes Gewand, das ihren Körper bis zu den nackten Unterschenkeln verhüllte. Sie hatte keine Schuhe an. Der rubinrote Nagellack auf den Fußnägeln wirkte in dieser unwirklichen Umgebung grotesk. Am rechten Fußgelenk schien etwas zu glitzern. Die Arme lagen gespannt, weiß und bloß, schräg über den Holzstreben. Der Kopf war auf die Seite gefallen, die langen, blonden Haare umgaben ihr Gesicht wie ein feuchter Fächer. Augen von undefinierbarer Farbe, die panisch aus ihren Höhlen getreten waren, starrten ins Nichts. Es handelte sich um eine weibliche Leiche, anscheinend eine junge Frau.

Ein älterer Rettungssanitäter trat auf die Kommissare zu: „Sie ist tot, wahrscheinlich schon seit einigen Stunden, wir konnten nichts mehr für sie tun. Ein hübsches Mädchen, wer ist denn derartig

verrückt und tut so etwas?“

Mandy schüttelte schockiert den Kopf: „Keine Ahnung, aber wir werden es herausfinden, darauf können Sie sich verlassen.“

Sie nahm Anlauf und schwang sich geschickt auf eine Querstrebe des Wasserrades, die sich in Höhe des abschüssigen, rutschigen Ufers befand, und kletterte zielstrebig auf das tote Mädchen zu. Oben auf dem Rad balancierend, ließ sie sich vorsichtig neben der Leiche nieder. Voller Mitleid, dann mit wachsendem Zorn, betrachtete sie die junge Frau. Sie hatte feine, ebenmäßige Gesichtszüge und war höchstens Mitte zwanzig. Mandy konnte auf den ersten Blick weder Verletzungen noch Blut entdecken. Dann fiel ihr Blick auf den Hals der Toten. Eine dünne rote Linie zeichnete sich auf dem schlanken Hals ab und führte auf der bleichen Haut unter den Haarsträhnen weiter.

„Sie hat eine Verletzung am Hals, als sei sie gewürgt worden“, rief sie ihrem Kollegen aufgeregt zu, der immer noch am Uferrand stand. Es reichte, wenn einer von ihnen sich auf eine waghalsige Klettertour begab. Mandy ging sehr behutsam vor, um keine Spuren zu zerstören.

Gerd Förster hingegen versuchte, das schaurige Szenario auf sich wirken zu lassen. Bei einem Tatort war der erste Eindruck immens wichtig, bevor das Team von der Spurensicherung hier jeden Stein umdrehte. Was er wahrnahm, war wie eine bizarre Inszenierung, die sicherlich etwas zu bedeuten hatte. Eine Art Botschaft.

Ein Wagen näherte sich und stoppte neben dem Rettungswagen. Kieselsteine spritzten in die Luft. Ein elegant gekleideter Mann Mitte vierzig sprang aus dem Fahrzeug und lief auf Gerd Förster zu. Während er ihm die Hand schüttelte, rief er munter: „Guten Morgen, Gerd, du hast hoffentlich einen guten Grund, mich von meinen offenen Croissants wegzuholen.“

Der Rechtsmediziner Karl-Heinz von Hohenfels, von den Kollegen aufgrund seiner Vorliebe für edle Kleidung liebevoll Carlo Colucci genannt, ebenso Gourmet und leidenschaftlicher Tennisspieler, lächelte ihn an. „Wo ist denn nun eure Leiche?“

Heute trug er einen braunen Anzug, ein mittelblaues Hemd und eine dazu passende, diagonal blau-kamelfarben gestreifte Seidenkrawatte. Die schicken, braunen Lederschuhe standen auf der feuchten, lehmigen Erde. Er runzelte missbilligend die Stirn. Gerd Förster zeigte mit dem Kopf Richtung Wasserrad. Jetzt erst nahm der Rechtsmediziner Mandy Förster war, die immer noch neben der Leiche hockte.

Schlagartig vergaß Karl-Heinz von Hohenfels seine verschmutzten Schuhe und näherte sich entschlossen dem Wasserrad.

Er wandte sich bestürzt an den Kommissar: „Das hätte ich nie für möglich gehalten, dass ich es hier in der beschaulichen ‚Fränkischen‘ mit einer derart spektakulär exponierten Leiche zu tun bekomme. Ich werde jetzt zu Mandy auf das Wasserrad steigen und die Leiche des armen Mädchens kurz untersuchen. Dann schaffen wir sie in das gerichtsmedizinische Institut.“

Sie konnten die Leiche hier nicht länger liegenlassen und zur Schau stellen – es kamen immer mehr sensationsgierige Leute. Karl-Heinz von Hohenfels und Gerd Förster blickten besorgt auf die Menge der Neugierigen, die sich rasch vergrößerte. Die Polizisten forderten sie in moderatem Ton auf weiterzugehen, doch die Menschen wichen lediglich ein Stück zurück, um dann weiter fassungslos auf den Leichnam des jungen Mädchens zu starren. „Einverstanden“, murmelte der Kommissar.

Der Rechtsmediziner folgte Mandy geschickt auf das Wasserrad und untersuchte vorsichtig die junge Frau. Mandy machte ihn auf das rote Mal an ihrem Hals aufmerksam. Er nickte grimmig und

betastete es behutsam mit seinen behandschuhten Händen.

„Sie könnte mit einer Art feiner Schlinge erdrosselt worden sein“, informierte er die Kommissarin, „auf jeden Fall ist sie schon einige Stunden tot. Das hier ist sicherlich nicht der Tatort. Sie wurde an einem anderen Ort ermordet und dann hierher gebracht und auf dem Wasserrad platziert. Aber Näheres nach der pathologischen Untersuchung. Ich lasse sie abtransportieren, dann kann die Spurensicherung weiter ihre Arbeit tun.“

Mandy nickte stumm. Die tote Frau wurde vorsichtig von ihren Fesseln befreit, vom Wasserrad abgenommen – kein leichtes Unterfangen! – und im schwarzen Leichensack nach Bamberg gebracht.

Gerd Förster und Mandy Bergmann begaben sich unter die neugierige Menschenmenge, fragten, ob einer von ihnen eine Beobachtung gemacht hatte und verteilten ihre Visitenkarten. Keiner hatte etwas Verdächtiges bemerkt. Niemandem kam die Tote bekannt vor. Die Ansammlung löste sich langsam auf. Leise und bedrückt sprachen die Menschen miteinander. So ein grausames und spektakuläres Geschehen hatte sich in Ebermannstadt noch nie zugetragen. Alle machten sich schockiert auf den Heimweg.

Ein Kollege von der Spurensicherung winkte die beiden Kommissare zu sich heran. In der taunassen Wiese, die hier und da schlammige Stellen aufwies, waren deutlich Spuren von Reifen zu erkennen, die bis zur Uferböschung führten. „Es handelt sich um große, schwere Reifen wie zum Beispiel von einem Geländewagen“, erklärte er seinen Kollegen, „wir werden Abdrücke nehmen.“

Die Befragung der zitternden Miroslava Nepomuc brachte keinerlei Erkenntnisse. Sie hatte, als sie vor der Arbeit ihren Hund spazieren

führte, die Leiche entdeckt. Sonst wusste sie nichts zur Sache zu sagen. Heulend und klagend beteuerte sie immer wieder ihre Unschuld und begriff nicht, dass sie überhaupt nicht unter Verdacht stand. Nachdem ihre Personalien aufgenommen waren, wurde sie in einem Streifenwagen von einem fürsorglichen Polizisten nach Hause gebracht.

Langsam, aber beharrlich drang jetzt die Morgensonne durch den schweren Nebel und die sich sanft im Wind wiegenden Weidenzweige. Die ersten Strahlen glitzerten im regen Wasser und nahmen dem Platz dadurch ein wenig von seinem Grauen.

Gerd Förster lud seine Kollegin zu einem Kaffee in eine Bäckerei ein, die ein paar Schritte vom Ufer der Wiesent gelegen war. Sie wollten sich aufwärmen und ein erstes Resümee ziehen.

Die Kommissare liefen vom Wasserschöpftrad am oberen Tor über die Brücke zum Marktplatz, dem Mittelpunkt der Stadt, mit seinen kunstvoll gestalteten, historischen Fachwerkhäusern. Zwei Brunnen zierte den Platz, auf dem mit dem Erhalt der Stadtrechte Viehmärkte abgehalten werden durften: der wasserspeiende Marienbrunnen aus Dolomitgestein und der Erlebnisbrunnen, an dem einst Ziegen getränkt wurden.

Sie hängten ihre dicken Jacken an die Garderobe und ließen sich in einer ruhigen Ecke des Cafés an einem schmalen Tisch nieder. Der Kommissar bestellte zwei große Tassen Milchkaffee. Mandy rieb sich die kalten Hände und versuchte, sie warmzupusten.

„Reife Leistung auf dem Wasserrad“, lobte der Kommissar seine Kollegin. „Was für ein außergewöhnlicher Tatort, schwer zugänglich und gleichzeitig sichtbar für jeden, der vorbeiläuft.“

„Es schien, als wollten der oder die Täter die Tote präsentieren, aus irgendeinem Grund, der für uns noch im Verborgenen liegt“, überlegte Mandy mit leiser Stimme. Sie rang immer noch um

Fassung.

„Wir müssen am Anfang der Ermittlungen für alles offen sein, solange wir nichts Konkretes haben, und die pathologische Untersuchung abwarten“, entgegnete der Kommissar, „aber ich kann mir auch nicht vorstellen, dass das Opfer auf dem Wasserrad getötet wurde. Wenn es sich um nur einen Täter handelt, muss er über sehr viel Kraft verfügen, um eine Leiche auf ein Wasserrad zu schleppen. Das deutet eher auf einen männlichen Täter hin.“

„Oder es waren mehrere Personen“, erwiderte seine Kollegin. „Wir müssen die Vermisstenmeldungen überprüfen, Gerd. Keiner hier kennt die Tote. Gegebenenfalls müssen wir uns an die Öffentlichkeit wenden.“

„Ja, das machen wir“, antwortete der Kommissar, „und Sieglinde soll die Anwohner in der Nähe des Tatortes befragen, ob ihnen etwas aufgefallen ist.“

Sieglinde Salome Silberhorn war eine junge

Polizeioberwachtmeisterin der Polizeidirektion Forchheim, die die Bamberger Kommissare häufig und überaus engagiert bei ihren Ermittlungsarbeiten unterstützte. Bei den Mordfällen im Sommer hatte sie gute Arbeit geleistet.

Gerd Förster winkte die Bedienung zum Bezahlen herbei. Der Mann kassierte ab, dann bemerkte er zögernd: „Sie sind von der Kripo Bamberg, nicht wahr? Mir ist etwas aufgefallen, das ich Ihnen gerne mitteilen wollte. Das Wasserrad dreht sich normalerweise, heute Morgen stand es still. Irgendjemand muss es justiert haben.“

Die Kommissare blickten sich erstaunt an.

An der Stelle, wo sich der Menschauflauf zerstreute, stand immer noch eine Gestalt. Sie schaffte es nicht, sich vom Anblick

des Tatortes loszureißen, auch dann nicht, als der Leichnam bereits abtransportiert war. Faszination und Sensationsgier funkelten in ihren Augen. Sie hatte die Tote bedauerlicherweise nur von Weitem betrachten können.

Marga Simmerlein wanderte unruhig durch das Zimmer ihrer Tochter. Sie war nicht nach Hause gekommen. Über ihr freies Wochenende war sie mit einer Freundin verreist, wie schon einige Male in letzter Zeit. Zum Wandern, wie ihr ihre Tochter erzählt hatte. Sie hatten geplant, ins Fichtelgebirge zu fahren, sich ein Zimmer in einer einfachen Pension zu mieten, ausgiebig zu wandern, Pilze zu suchen und sich bei schönem Wetter in den Fichtelsee zu stürzen.

Marga hatte ihr nicht geglaubt. Ihre Kati war noch nie gern gewandert, und sie konnte einen Sandschieber nicht von einem Knollenblätterpilz unterscheiden. Die Tochter war eher eine Stubenhockerin, die ihre Freizeit ständig vor dem Computer im Internet verbrachte, seit der Vater ihr diesen Wunsch zum dreiundzwanzigsten Geburtstag erfüllt hatte. Das Ehepaar Simmerlein hatte wegen dieses Geschenkes Streit bekommen.

Marga vertrat die Ansicht, ihre Tochter solle weiter lernen, wieder auf die Schule gehen, damit sie es zu etwas brachte und nicht ihr Leben lang diese Hilfsarbeitertätigkeiten bei dem Obstgroßhändler ausführen musste. Sie sollte ihr Zimmer ordentlich aufräumen, im Haushalt helfen und ab und zu am Wochenende mit Freundinnen ausgehen, um einen passenden Ehemann kennenzulernen. Marga sehnte sich nach Enkelkindern. Ihr Mann Alfons war hingegen der Meinung, dass jeder junge Mensch einen PC besitzen musste und dass man ihn auch für das Lernen bräuchte.

Aber sie hatte ihre Tochter ziehen lassen. Sie war schließlich

volljährig und normalerweise absolut zuverlässig. Vielleicht traf sie sich heimlich mit einem Mann und es sollte eine Überraschung werden.

Doch nun war sie nicht zurückgekommen, obwohl heute Morgen um sechs Uhr ihre Schicht begonnen hätte. Sie hatte sich auch über ihr Handy nicht gemeldet, das sie überall mit hinnahm. Natürlich hatte Marga Simmerlein es immer und immer wieder versucht, doch Kati war nicht zu erreichen.

Die Mutter war inzwischen nicht mehr unruhig, sondern in höchstem Maße alarmiert. Irgendetwas stimmte nicht. Davon war sie fest überzeugt. Sie würde jetzt die Polizei anrufen und eine Vermisstenmeldung aufgeben. Ihr Ehemann war strikt dagegen: Vielleicht hatten die zwei Freundinnen beschlossen, ihren Kurzurlaub zu verlängern, vielleicht hatten sie mal einen draufgemacht, das habe er in seiner Jugend auch getan, vielleicht hatten sie eine Autopanne.

Das waren für Marga Simmerlein entschieden zu viele Vielleichts. Als Alfons das Haus verlassen hatte, um zur Arbeit zu gehen, rief sie augenblicklich die Polizei in Bamberg an, meldete ihre Tochter als vermisst und gab eine genaue Personenbeschreibung durch. Diese Beschreibung landete direkt auf dem Schreibtisch von Gerd Förster, der seine Kollegen gebeten hatte, ihm alle Vermisstenfälle der letzten Wochen zu übergeben.

Nachdem er die präzise Beschreibung der jungen Frau studiert hatte und wenige Minuten später ein Bild der Vermissten per Fax eintraf, war er sich so gut wie sicher, um wen es sich bei der Leiche handelte.

Traurig blickte er auf die Schwarzweißfotografie einer lebensfrohen, schönen jungen Frau, die begeistert die Kerzen ihrer Geburtstagstorte ausblies. Er zählte dreiundzwanzig Stück.

Gerd Förster hatte die Eltern der Vermissten nach Bamberg in das gerichtsmedizinische Institut gebeten, um die junge Frau zu identifizieren. Das war nicht leicht gewesen. Marga Simmerlein hatte sich zunächst vehement geweigert. Ihre Tochter Kati befände sich in einem Kurzurlaub. Es ginge ihr ganz gewiss gut. Es könne sich unmöglich um ihre Tochter handeln, weil die sich im Fichtelgebirge aufhielt. Eine gewisse Ähnlichkeit womöglich, reiner Zufall. Viele Mädchen hätten blonde, lange Haare. Die von Kati waren gefärbt, folglich konnte sie es gar nicht sein. Der Kommissar kam bei diesem Telefonat nicht weiter. Die Widerstände der Mutter, die inzwischen außer sich vor Angst war, schienen unüberwindlich. Mandy Bergmann übernahm das Gespräch. Nach einer Weile sanfter, aber beharrlicher Argumentation erklärte sich Marga Simmerlein bereit, sich gemeinsam mit ihrem Mann Alfons die Leiche anzuschauen. Wenn sie sich mit eigenen Augen davon überzeugt hatten, dass es sich bei der toten jungen Frau nicht um ihre Tochter handelte, würde es ihnen besser gehen. Die Ungewissheit war unerträglich. Sieglinde Silberhorn bekam den Auftrag, Marga Simmerlein von zu Hause und ihren Ehemann von der Arbeit abzuholen. Sie waren auf keinen Fall in der Lage, selbst Auto zu fahren. Die Polizistin erledigte den heiklen Auftrag umsichtig, fürchtete sich aber vor den bevorstehenden Ereignissen. Sie hatte sowohl die Fotos von der Toten als auch den Schnappschuss von Kati Simmerlein gesehen. Der Rechtsmediziner Karl-Heinz von Hohenfels war noch nicht dazu gekommen, die Leiche des Opfers zu untersuchen. Eine Messerstecherei im Bamberger Drogenmilieu mit Todesfolge in zwei Fällen hatte ihn bisher beschäftigt. Er trug seinem Angestellten, einem wissbegierigen, talentierten

jungen Mann, der aus Sri Lanka stammte, jedoch auf, die Leiche aufzubahren und so schön und ästhetisch wie möglich herzurichten. Wenn die starren Augen nicht gewesen wären, hätte man meinen können, die junge Frau schlief.

Von Hohenfels versuchte, sich innerlich gegen das unvermeidliche Geschehen zu wappnen, das ihm nun bevorstand. Es schmerzte ihn jedes Mal mit einer Vehemenz, gegen die er sich nicht wehren konnte, wenn Angehörige eines Mordopfers mit der gnadenlosen, brutalen Realität konfrontiert wurden.

Sieglinde führte das Ehepaar Simmerlein in den kahlen Raum, in dem ihre über alles geliebte Tochter auf einer einfachen Pritsche lag, von der sie nie wieder aufstehen würde.

Marga Simmerlein warf einen Blick auf das tote Mädchen, dann brach sie lautlos zusammen. Alfons Simmerlein versuchte unbewusst, sie am Fallen zu hindern. Doch er war wie erstarrt, Tränen strömten über sein vom Schmerz verzerrtes Gesicht. Dann plötzlich brüllte er auf wie ein wildes, unbezähmbares Tier: „Kati, meine Katharina! Diese Bestie bringe ich um, das schwöre ich.“

Klarissa König fuhr gutgelaunt mit ihrem alten Jeep von der Arbeit nach Hause. Sie arbeitete in einer sozialen Beratungsstelle in Bamberg und freute sich nun auf ihren Feierabend. Es war ein milder, sonniger Herbsttag. Vielleicht würde sie noch eine Runde mit ihrem Mountainbike drehen, das war ein schöner Ausgleich für ihren Bürojob. In der Fränkischen Schweiz führten unzählige Fahrradwege durch die wunderschöne Landschaft.

Klarissa König war neununddreißig Jahre alt, mittelgroß und schlank. Unregelmäßig nahm sie auch an der Gymnastikstunde am Montagabend teil, die im Sportlerheim der kleinen Ortschaft

stattfand, in die sie mit ihrem Mann Gregor vor einigen Jahren gezogen war. Sie hatten sich hier ein älteres Bauernhaus gekauft und dieses ideenreich und mit viel Eigenleistung renoviert.

Mit ihren grauen Augen, dem dunkelblonden, modisch geschnittenen halblangen Haar und den vollen Lippen war sie eine attraktive Frau.

Sie verließ den Frankenschnellweg über die Ausfahrt Forchheim-Süd und fuhr über Gosberg in Richtung des Dorfes, in dem sie wohnte. Ihr Blick fiel auf das Walberla, den trapezförmigen, stolzen Hausberg der Oberfranken mit seiner Walburgiskapelle.

Die Abendsonne schien sanft auf seine Erhebungen und die Felsformationen. Jedes Mal freute sie sich über diesen malerischen Anblick.

Klarissa wollte noch rasch auf dem Heimweg bei der Brennerei Simmerlein halten und einen erlesenen Walnussschnaps für einen lieben Kollegen, der morgen seinen Geburtstag feierte, besorgen.

In der Fränkischen Schweiz stellten viele Bauern und Hobbybrenner ausgezeichnete Edelbrände und Liköre her, die sie direkt vertrieben. Sorgfältig ausgewählte, reife Früchte wie Birnen, Mirabellen, Kirschen oder Schlehen verliehen den Schnäpsen ihren einzigartigen Geschmack. Diese Tradition fand beim jährlichen Tag der Brennereien, bei dem interessierte Touristen in großer Anzahl in überdachten Pferdekutschen von einer Probierstation zur nächsten transportiert wurden, ihren Höhepunkt.

Klarissa sprang aus ihrem Wagen und klingelte an der Tür des alten, imposanten Fachwerkhauses. Doch nicht wie sonst öffneten Marga oder Alfons Simmerlein ihrer Kundschaft. Eine geraume Weile geschah gar nichts, dann öffnete sich langsam die schwere Tür einen Spalt breit und eine gebückte, alte Frau spähte heraus. Sie trug strenge schwarze Kleidung und schien geweint zu haben.

Klarissa erkannte die Mutter von Alfons Simmerlein. Bevor sie etwas sagen konnte, flüsterte die Frau verzweifelt: „Unsere Kati ist tot, sie ist ermordet worden.“ Geschüttelt von heftigen Schluchzern, schloss sie die Tür.

Wie es weitergeht, erfahren Sie ins:

Ilse Maria Dries

Nachtgieger

Ein Kriminalroman aus der Fränkischen Schweiz

Leseprobe aus Susanne F. Goplans „Die Gopalan-Strategie“

Über dieses Buch:

Mit Hilfe dieses Buches nähern Sie sich Schritt für Schritt Ihrer Selbstverwirklichung. Sie finden heraus, was Sie wirklich wollen, wie Sie sich richtig entscheiden und wie Sie diese Entscheidungen auch durchsetzen. Es erwartet Sie keine trockene Theorie, sondern spannende Übungen, Denkanstöße und Erlebnisse.

Folgen Sie dem Ruf einer abenteuerlichen Reise zu
Selbsterkenntnis, Selbstmotivation und Selbstverwirklichung!

Susanne F. Gopalan

unter Mitarbeit von Daniel Oliver Bachmann

Die Gopalan-Strategie

Folgen Sie dem Ruf des Abenteurers!

Ein erlebnisorientiertes Arbeitsbuch

VORWORT

Sie wollen mehr aus Ihrem Leben machen?

Hier erfahren Sie, wie es geht.

Ab heute wird alles anders! Wie oft in Ihrem Leben haben Sie sich etwas vorgenommen, und es dann nicht durchgehalten? So geht es

den meisten Menschen, und man muss kein Prophet sein, um die Konsequenzen nichtkonsequenten Verhaltens vorherzusagen: Ärger. Unzufriedenheit. Und manchmal am Ende auch einen Burn-out.

Seit meinem ersten Seminar vor 20 Jahren sind Tausende von Teilnehmern mit immer wieder ähnlichen Problemen auf mich zugekommen. Es spielte keine große Rolle, in welchen Bereichen wir uns befanden: Bei der Beratung von Führungskräften. Bei Veränderungsprozessen oder auf Visionskonferenzen. Beim Karriere-Coaching oder in der Persönlichkeitsentwicklung. Beim Stressmanagement oder in der Konfliktmoderation. Immer wieder beschäftigten sich meine Seminar-Teilnehmer mit folgenden Fragen:

- Wie finde ich heraus, was ich wirklich will?
- Wie entscheide ich mich richtig?
- Wie bleibe ich bei meinen Entscheidungen?
- Wie verwirkliche ich mich selbst?

Meine Antworten darauf waren immer einfach, aber niemals leicht. Denn Sicherheit finden wir nur, wenn wir innerlich sicher sind. Und innerlich sicher sind wir nur, wenn wir uns selbst kennen. Darum geht es also: sich selbst kennen zu lernen. Dieser Prozess begleitet uns das ganze Leben. Und ist dabei ständigen Störfeuern unterworfen. Manchmal erscheint es uns, als seien Kräfte am Werk, die nur verhindern wollen, dass wir uns selbst besser kennen lernen. Wir merken, der Weg zu uns selbst ist voller Steine und Hindernisse. Doch überwinden wir sie, heben wir zu ungeahnten Höhenflügen ab.

Dazu möchte ich Sie einladen. Mit Hilfe dieses Buches nähern Sie

sich Schritt für Schritt Ihrer Selbstverwirklichung. Ich garantiere Ihnen dabei viel Spaß, viel Staunen, viele neue Erfahrungen und Erkenntnisse – und eine ganze Menge Höhenflüge!

Susanne F. Gopala

Wie Sie dieses Buch am besten nutzen

Ich gratuliere Ihnen zum ersten Schritt in ein neues Leben.

Und das erwartet Sie auf Ihrem Weg dorthin:

- Selbsterkenntnis
- Selbstwertgefühl
- Selbstverantwortung
- Selbstvertrauen
- Selbstmotivation
- Selbstliebe
- Selbstverwirklichung

Ich empfehle Ihnen, dieses Buch in sieben Einheiten durchzuarbeiten. Nehmen Sie sich also Kapitel für Kapitel einzeln vor. Sie werden viel in sich hinein spüren. Sie werden viel beobachten. Sie werden viel ausprobieren. Sie werden viel aufschreiben. Kurz gesagt: Sie werden viel trainieren.

Für das erste Kapitel *Selbsterkenntnis* sollten Sie eine Woche einplanen. Auch die beiden Kapitel *Selbstwertgefühl* und *Selbstverantwortung* benötigen ungefähr diese Zeit. Für das vierte Kapitel *Selbstvertrauen* gönnen Sie sich am besten zwei Wochen. Für das Kapitel *Selbstmotivation* empfehle ich eine Woche, für das

Kapitel *Selbstliebe* drei Wochen, und für das Kapitel *Selbstverwirklichung* zwei Wochen.

Idealerweise legen Sie sich ein Schreibjournal an, in dem Sie die Ergebnisse der Übungen aufzeichnen. Auch Ihre Gefühle können darin Platz finden. Viele meiner Seminar-Teilnehmer tragen Bilder oder Grafiken in ihr Schreibjournal ein. Das geht natürlich auch in eine Datei, falls Sie lieber mit dem Computer arbeiten. Wie immer Sie sich entscheiden, das Aufschreiben der Ergebnisse ist ein Arbeitsprozess, der Sie in jedem Fall weiter bringen wird.

Kapitel 1: SELBSTERKENNTNIS

Sie sind dem Ruf des Abenteuers gefolgt.

Ist das nicht auch schon eine Erkenntnis?

Selbsterkenntnis – erkenne dich selbst. Das ist im Alltag meist gar nicht so einfach. Wie es uns wirklich geht, scheint weniger wichtig, als das bloße Funktionieren, das Erbringen unserer Leistung. Dabei kommt es uns manchmal vor, dass andere uns besser kennen als wir selbst. Unsere Partner. Unsere Kollegen. Unsere Vorgesetzten. „Big Brother is watching us“, und anscheinend macht er das intensiver, als wir uns selbst beobachten. Wann zum Beispiel haben Sie sich das letzte Mal im Spiegel angesehen? Nicht die fünf Minuten am Morgen, sondern lange und intensiv, Quadratzentimeter für Quadratzentimeter? Dürfen wir nicht, sollen wir nicht, das ist Narzissmus? Nun, dieser alte Zopf wird als erster abgeschnitten: Denn wer sich selbst erkennen will, muss sich auch selbst betrachten. Innerlich wie äußerlich. Und mit dem Äußerlichen fangen wir an.

Übung 1: Mein Ich im Spiegel

Nehmen Sie einen Handspiegel und betrachten Sie Ihr Gesicht. Das sind Sie. Das sind Sie, wie andere Sie sehen. Ja, schauen Sie genau hin. Lachen Sie, wenn Ihnen danach ist, weinen Sie, wenn Sie möchten, strecken Sie die Zunge heraus oder pfeifen Sie ein Liedchen. Sie dürfen tun, was Sie wollen. Schließlich sind Sie unter sich, nicht wahr? Den Menschen, den Sie im Spiegel sehen, sollten Sie besser kennen als irgendjemand anderen.

Sich erkennen schafft Erkenntnis

In dem Moment, in dem Sie wichtige persönliche Eigenschaften selbst erkennen, haben Sie die erste Hürde genommen. Häufiger ist das einfacher gesagt als getan. Schließlich haben wir alle den berühmten Tunnelblick, der uns hindert, Situationen in ihrer Gesamtheit zu überschauen. Wann immer Seminar-Teilnehmer ihren Tunnelblick durchbrechen, fallen Aussagen wie: „Natürlich! Wie konnte ich das nicht sehen?“. Die Antwort ist: „Sie konnten das nicht sehen, weil eine neue Sichtweise Veränderung fordert. Und vor Veränderungen haben wir alle Angst. Angst verhindert den Blick über den Tellerrand.“ Um uns selbst zu erkennen, müssen wir also zunächst unsere Angst überwinden. Unseren inneren Schweinehund. Kreativ sein anstatt reaktiv. Uns selbstbestimmen anstatt uns fremdbestimmen zu lassen. Und wir sollten damit anfangen. Jetzt.

Ängste, Festhalten und Blockaden

Angst ist ein negativ besetztes Wort. Dabei ist instinktive Angst ein guter Schutz vor unüberlegtem Handeln. Das hat die Natur so eingerichtet, und sie hat gut daran getan. Weil wir aber in unserer modernen Gesellschaft verlernt haben, unseren Intuitionen zu folgen, verselbstständigen sich diese Angstgefühle. Mit der Folge,

dass viele unserer Ängste zur selbsterfüllenden Prophezeiung werden: Dass das Butterbrot immer auf die Butterseite fällt, darüber können wir noch schmunzeln. Darüber, dass die Ampel immer rot ist, wenn wir keine Zeit haben, schon weniger. Die selbsterfüllende Prophezeiung ‚das kann nichts werden‘ begleitet uns täglich.

Je mehr Sie sich mit Ihren Ängsten befassen, umso mehr erfahren Sie über sich selbst. Unserer Ängste führen dazu, dass wir an Glaubenssystemen, Dogmen und vorgefassten Urteile festhalten. Und damit beispielsweise an einer verhassten Arbeitsstelle, an einem Menschen, mit dem es keine Zukunft gibt, an einem Ort, von dem wir schon lange weg wollen. Wir glauben, dieses Festhalten gibt uns Sicherheit, Identität und Orientierung. Stattdessen blockiert Festhalten unsere Entwicklung.

Übung 2: Meine Ängste

Erstellen Sie eine Liste aller Ihrer Ängste. Denken Sie daran: Sie sind unter sich! Seien Sie also ganz offen und ehrlich. Schließlich geht es um Ihre Selbsterkenntnis. Erfolgsorientierte Menschen weichen einer Prüfung nicht aus, sondern begrüßen sie. Alles, was auf dieser Liste steht, geht nur Sie etwas an. Sorgen Sie aber wirklich dafür, dass alle Ihre Ängste auf der Liste stehen.

Übung 3: Die Veränderung meiner Ängste

Das Wort Angst kommt vom lateinischen Angus und meint: Enge. Das ist ein gutes Sinnbild dafür, was Angst bei uns bewirkt: Sie engt uns ein. Manchmal zu unserem Schutz. Häufig aber auch nicht. Manche unserer Ängste entsprechen unseren charakterlichen Ausprägungen: Bei individualistischen Menschen entstehen Ängste vor Einsamkeit und Isolation. Bei vertrauenden Menschen Ängste

vor zuviel Hingabe. Bei auf Stabilität und Dauer ausgerichteten Menschen Ängste vor Neuem. Bei Menschen, die auf Wandel ausgerichtet sind, Ängste vor Einengung und Gewohnheiten. Es gilt also, auf dem Weg zur Selbsterkenntnis unsere Ängste zu lokalisieren. Nehmen Sie Ihre Liste zur Hand und schauen Sie sie genau an. Welche Ängste geben Ihnen das Gefühl, sie behindern Sie am Weiterkommen? Bei welchen Ängsten würden Sie eine Veränderung begrüßen? Bei welchen Ängsten können Sie sich ein persönliches Ziel setzen? Wichtig ist, dass Sie die Ergebnisse, zu denen Sie gelangen, in Ihrem Schreibjournal oder Ihrer Datei festhalten. Wenn Sie einige Kapitel des Buches durchgearbeitet haben, werden Sie feststellen, wie sich Ihre Ängste nach und nach auflösen. Nehmen Sie dazu Ihre Liste mit den Zielen einmal täglich zur Hand. Es genügt, wenn Sie sie immer wieder aufmerksam durchlesen – ihr Unterbewusstsein erledigt den Rest.

Nachdem Sie nun Ihre Ängste besser kennen gelernt haben, ist es an der Zeit, sich mit Ihren Stärken und Schwächen zu beschäftigen. Vergessen Sie nicht, wir brauchen beides, um ein vollständiger Charakter zu sein. Ein Mensch, der nur aus Stärken besteht – Superman oder Superwoman – ist nicht liebenswert. Häufig bewundern wir an unseren Partnern und Mitmenschen die kleinen Schwächen mehr als die großen Stärken. Vergessen Sie nicht, dass im Umkehrschluss diese Partner und Mitmenschen auch Ihre kleinen Schwächen lieben. Konzentrieren Sie sich also bei der folgenden Übung auf Ihre großen Schwächen. Das sind diejenigen, von denen Sie glauben, dass sie Sie in Ihrem Fortkommen hemmen. Vielleicht sind sie mit Ihren Ängsten verwandt. Vielleicht entdecken Sie aber auch noch etwas völlig Neues. Dasselbe gilt für Ihre Stärken. Für manche Menschen ist die

Schwächen-Analyse einfacher als die Stärken-Analyse. Wir sind es nicht gewohnt, unsere Sonnenseiten herauszukehren. Aber hier dürfen Sie: Lassen Sie Ihre Stärken zu! Scheuen Sie sich nicht, sie zu benennen. Selbst wenn Ihnen eine innere Stimme einflüstert: Das ist doch keine echte Stärke. Für Sie persönlich schon. Und hier geht es nur um Sie!

Übung 4: Meine Stärken, meine Schwächen

Ein Stärken-Schwächen-Profil hilft Ihnen, sich als vollständigen Charakter zu erkennen. Nehmen Sie sich genügend Zeit dafür – wenn es sein muss, auch mehrere Tage. Denn es ist nicht einfach, seine eigenen Stärken und Schwächen in Worte zu fassen. Wenn Sie wollen, können Sie auch Ihren Partner oder andere Menschen, denen Sie vertrauen, befragen. Doch verlassen Sie sich nicht nur auf das Fremdurteil. Auf dem Weg zur Selbsterkenntnis ist Ihre eigene Erkenntnis am wichtigsten.

Eines der Merkmale unserer westlichen Gesellschaft ist, vieles mit Verstand und Logik auszudrücken. In Indien beispielsweise, wo ein Teil meiner Familie lebt, ist es genau anders herum: Emotion und Intuition stehen dort an erster Stelle. Auf dem Weg zur Selbsterkenntnis sind beide Bereiche wichtig. Mit der Balance-Analyse können Sie ganz leicht Ihre Gefühle sprechen lassen.

Übung 5: Ihre Balance-Analyse

In dieser Übung geht es um eine Bewertung Ihrer Gefühle. Das Schaubild hilft Ihnen dabei herauszufinden, wie Sie sich zurzeit in sieben wichtigen Lebensbereichen fühlen. Geben Sie rein nach dem Gefühl zwischen 0 und 10 Punkte (0 für unzufrieden, 10 für sehr zufrieden) – und machen Sie dieselbe Übung einige Minuten später noch einmal.

Wie zufrieden bin ich momentan in Bezug auf

- meine Leistung 0-10
- meine Gesundheit 0-10
- mein geistiges Potenzial 0-10
- mein Sein 0-10
- meine Überzeugungskraft 0-10
- meine Beziehung 0-10
- meine Flexibilität 0-10

Haben Sie sich nun beispielsweise bei „meine Leistung“ im Durchschnitt 6 Punkte gegeben, stellen Sie sich bitte folgende Fragen: Was können Sie spontan ändern, um Ihre Leistung zu steigern? Oder was müssen Sie zurzeit einfach akzeptieren, weil Sie zum Beispiel aufgrund einer Krankheit Ihre Leistung nicht steigern können? Bewerten Sie auf diese Weise die ganze Liste. Auf dem Weg zur Selbstverwirklichung werden Sie feststellen, dass Sie es mit einem energetischen Prozess zu tun haben. Mit jedem Baustein, den Sie hinzufügen, werden Sie ein ‚mehr‘ an Energie gewinnen. Dass Ihre Ängste zu den größten Energie-Räubern gehören, wissen Sie bereits. Erinnern wir uns daran, wie wir Kinder im Schwimmbad das erste Mal auf dem Drei-Meter-Sprungbrett standen, angetrieben von auffordernden Rufen „spring, das ist doch gar nicht tief!“, und einige von uns lieber umkehrten – dieses Umkehren hat uns nicht gerade beflügelt. Doch auf dem Sprungbrett handelten die meisten von uns auch nicht selbstbestimmt, sondern fremdbestimmt. So ist es immer wieder im Leben: Die nächste Prüfung, die bevorstehende Präsentation, das Gespräch um die Gehaltserhöhung – sie schnüren uns die Kehle zu

(wir bekommen weniger Sauerstoff und damit weniger Energie), wir bekommen weiche Knie (und benötigen mehr Energie für unsere Standfestigkeit, die uns dann woanders fehlt), wir schlafen schlecht und wachen morgens ‚wie gerädert‘ und energielos auf. Machen Sie sich deshalb auf die Suche nach Ihren Energie-Räubern.

Übung 6: Meine Energie-Räuber

Erstellen Sie eine Liste Ihrer Energie-Räuber. Welche Ihrer Ängste rauben Ihnen am meisten Energie? Welche Menschen, welche Verhaltensweisen dieser Menschen, welche Ereignisse in Ihrer Umgebung oder auf der ganzen Welt? Listen Sie alles auf, und vergessen Sie nichts!

Fertig? Prima! Vermutlich finden sich auf dieser Liste auch ein oder mehrere Namen von Menschen, mit denen Sie häufiger zu tun haben – und die trotzdem zu Ihren größten Energie-Räubern gehören. Das Prinzip *Love it, Change it, Leave it* wird Ihnen in den meisten Fällen helfen, Energie-Räuber loszuwerden. Es funktioniert so: Wann immer wir Entscheidungen zu treffen haben, gibt es drei Wahlmöglichkeiten. *Love it* bedeutet, wir akzeptieren die Situation wie sie ist, ohne Wenn und Aber. *Change it* bedeutet, wir verändern, was wir selbst verändern können, nicht was andere verändern könnten. Hier geht es darum auszuloten, was liegt in Ihrem Einflussbereich und was nicht. Ihr *Change it* kann auch zu einem *Change it* Ihres Energie-Räubers führen, ganz nach dem Motto: So wie Sie in den Wald hineinrufen, schallt es heraus. Falls *Love it* und *Change it* nicht möglich sind, verlassen Sie die Person oder das Thema: *Leave it!* Wichtig ist, dass sie das auch emotional tun. Viele Menschen glauben, sie hätten mit etwas abgeschlossen,

sind aber gefühlsmäßig noch immer stark verbunden. Überprüfen Sie sich dazu einfach selbst: Aussagen wie „Eigentlich geht es mir gut“ deutet auf ein *Love it* mit verstecktem *Change it* hin.

Einschränkungen wie „eigentlich“ oder „im Grunde genommen“ wirken immer als Energie-Räuber.

Wenn Sie Energie-Räuber in Energie-Lieferanten verwandeln können, profitieren Sie am Allermeisten. Damit Ihnen dieser große Schritt gelingt, benötigen Sie ein Werkzeug. Dieses Werkzeug liegt noch ganz in Ihrer Nähe. Es ist der Spiegel. Sie haben richtig gelesen. Um Energie-Räuber in Energie-Lieferanten zu verwandeln, brauchen Sie zunächst einmal Ihren Handspiegel. Und schon geht's los.

Übung 7: Wie mich die anderen sehen

Nehmen Sie den Handspiegel und betrachten Sie Ihr Gesicht.

Richtig, das sind Sie. Das sind Sie, wie andere Sie sehen. Doch haben Sie das jemals formuliert? In Worte gekleidet? Wissen Sie wirklich, wie andere Sie sehen? Jetzt erfahren Sie es. Schlüpfen Sie in den Körper und den Geist Ihres größten Energie-Räubers. Wie sieht er Sie? Was denkt er über Sie? Sind Sie für ihn vielleicht auch ein Energie-Räuber? Oder sind Sie für ihn ein Energie-Lieferant? Ist er gerne mit Ihnen zusammen oder lehnt er Sie ab? Was schätzt er an Ihnen und was nicht? Es können Eigenschaften sein wie Ihren Mut, Ihre Zuverlässigkeit, was er schätzt, oder auch das Gegenteil davon, was er dann eben nicht schätzt. Seien Sie ehrlich mit sich selbst, und schreiben Sie alles auf.

Die Analyse Ihrer Energie-Räuber

Im Leben erfolgreicher Menschen gibt es eine Zauberformel und die heißt Win-Win. Stellen Sie sich vor, dass wir im Grunde

genommen unser ganzes Leben lang mit anderen Menschen in Vertragsverhandlungen sind. Das kann der Obst-Einkauf beim Tante-Emma-Laden um die Ecke sein, oder das größte Geschäft Ihres Lebens; das tägliche Zusammenleben mit Ihrem Lebenspartner oder unsere Beziehung mit unseren Freunden. Wir sind alle rund um die Uhr am Verhandeln. Wie kommt es nun, dass sich die einen dabei meistens übervorteilt sehen, während die anderen positiv gestärkt aus jeder Verhandlung hervorgehen? Das Geheimnis ist Win-Win.

Win-Win bedeutet, dass wir eine Verhandlung so gestalten, dass jeder als Sieger hervorgeht. Damit sind Sie automatisch stets auf der Gewinnerseite. Wie funktioniert das? Zunächst einmal finden Sie die Gemeinsamkeiten mit Ihrem Verhandlungspartner, und zwar so viele wie möglich. Legen Sie Ziele gemeinsam fest sowie den Weg dorthin. Trennen Sie Mensch und Problem. Stellen Sie nicht Ihre Position in den Mittelpunkt, sondern das gemeinsame Interesse. Gelingt Ihnen das bei einem Ihrer Energie-Räuber, wird er sich in einen Energie-Lieferanten verwandeln. Denn im Gegenzug wird auch er das gemeinsame Interesse favorisieren. Und die Umsetzung gemeinsamer Interessen setzt eine Menge Energie frei.

Was sollten Sie tun, um Mensch und Problem zu trennen? Stellen Sie sich in die Mokassins Ihres Verhandlungspartners. Fragen Sie sich: Was sind seine Probleme? Seine Aufgaben? Seine Motivationen? Gehen Sie nach dem Prinzip vor, „make your boss a better boss“ und überlegen Sie, was Sie dazu beitragen können, dass Ihr Verhandlungspartner besser wird. Ein großer Irrtum der Menschheit ist das Axiom, wenn zwei verhandeln kann nur einer gewinnen. Richtig ist: Wenn Ihr Verhandlungspartner erfolgreich

ist, sind auch Sie erfolgreich. Das ist Win-Win. Selbstbestimmte Menschen agieren stets nach diesem Prinzip.

Ein Beispiel aus meiner Praxis ist eine der heute führenden Designagenturen Deutschlands. Der Chef dieser Agentur stellte gerne junge Absolventen von Fachhochschulen ein. Die Gründe dafür lagen auf der Hand: Sie hatten jede Menge frische Ideen, waren aber für wenig Geld zu bekommen. Nun wunderte er sich, dass diese Mitarbeiter häufig sehr schnell wieder kündigten, (da sie von dem geringen Gehalt nicht leben konnten), und es ihm dadurch nicht gelang, mit seinen Kunden langfristige Bindungen aufzubauen. So fiel es ihm schwer, Folgeaufträge zu erhalten. Um ihn zum Erfolg zu führen, musste er den Begriff von Win-Win erlernen: In der Beziehungsstruktur Agentur – Kunde – Chef – Angestellter müssen alle gewinnen. Ist eine Position aber stets der Verlierer – in diesem Fall der Angestellte – verlieren die anderen mit. Nachdem der Unternehmer seine Einstellung änderte und angemessene Gehälter bezahlte, wurde seine Agentur zu einer der Erfolgreichsten der Branche.

Übung 8 – Mein Energie-Räuber ist gar keiner

Diese Übung ist leicht. Und doch schwer. Aber sehen Sie selbst:

Geben Sie Ihrem größten Energie-Räuber drei positive Eigenschaften. Zum Beispiel willensstark. Oder schlau. Oder energisch. Notieren Sie diese drei positiven Eigenschaften.

Manchmal stellen wir fest, dass wir genau diese Eigenschaften bei uns selbst vermissen. Das heißt, unsere Energie-Räuber zeigen uns eigene Mängel auf. Unsere Außenwelt fungiert wie ein Spiegel unserer Innenwelt. Mit dem Win-Win-Prinzip gelingt es, das zu bekommen, was Ihr Energie-Räuber schon hat. Und plötzlich ist

allen geholfen.

Die erfolgreiche Win-Win-Strategie

Wie gesagt: Manchen Energie-Räuber sollten Sie so schnell als möglich loswerden. Bei anderen stellen Sie sich bei Konflikt- oder Verhandlungssituationen folgende Fragen:

Legen wir unsere Win-Win-Ziele gemeinsam fest?

Höre ich genau darauf, was mein Verhandlungspartner zu sagen hat?

Filtere ich das Gehörte mit meinen eigenen Vorurteilen?

Bin ich stets höflich?

Vermeide ich eigene Monologe?

Gehe ich nach dem Prinzip der geschickten Fragetechnik vor?

Diese besagt, wer fragt, der führt. Stelle also ich die Fragen?

Vermeide ich vernebelte Informationen wie „Wir werden sehen“, „Es wäre schön“, „Ich würde vorschlagen“?

Finde ich ein gutes Ende des Gesprächs?

Unser Wortschatz trägt entscheidend zur Erreichung einer Win-Win-Situation bei. Sagen Sie

anstatt „man“ in Zukunft „ich“,

anstatt „ich möchte“ in Zukunft „ich werde“,

anstatt „ich versuche“ in Zukunft „ich mache“,

anstatt „Krise“ in Zukunft „Chance“,

anstatt „Problem“ in Zukunft „Herausforderung“ und

anstatt „Sie sollten mal“ in Zukunft „Ich wünsche mir von Ihnen“

Sie sehen selbst: Das ist eine Menge Holz. Win-Win-Situationen

herzustellen, gehört zu den schweren Übungen. Doch wer zu den Siegern gehören möchte, kommt um das Erlernen dieser Technik nicht herum.

Je mehr Sie über sich selbst wissen, je mehr Sie über sich selbst erfahren, desto schneller verlieren Sie Ihre Ängste, desto mehr erkennen Sie sich selbst. Wenn Sie dieses Kapitel konzentriert durchgearbeitet haben, wissen Sie jetzt schon eine ganze Menge Neues über sich. Aber das ist noch lange nicht das Ende der Fahnenstange. Ihr Weg zur Selbstverwirklichung ist ein dynamischer Prozess. Und das Gesetz der Homöostase besagt, wir leben in einem dynamischen Gleichgewicht zwischen den Anforderungen der Umwelt und unserer Leistungsbereitschaft. Daraus können Sie schließen: Erhöhen sich die Anforderungen Ihrer Umwelt, erhöht sich Ihre Leistungsbereitschaft. Allerdings – wie es das Wort sagt – sollten Sie zu dieser Leistung auch bereit sein. Das wiederum verlangt, dass Sie Ihre Ängste abbauen, Ihre Stärken und Schwächen kennen lernen, Ihre Energie-Räuber loswerden oder in Energie-Lieferanten verwandeln. Alle diese Anforderungen verlangen von Ihnen, Grenzen zu überschreiten. Und genau das dürfen Sie jetzt tun.

Übung 9: Überschreiten Sie Grenzen

Diese Übung ist eine Monats-Übung. Sie dauert genau dreißig Tage. Sie funktioniert nicht, wenn Sie sie abkürzen. Aber sie wird aus Ihnen einen Menschen mit sehr viel mehr Selbsterkenntnis machen, wenn Sie sie genau befolgen.

Was Sie tun sollen – besser gesagt, was Sie tun dürfen - ist ganz einfach. Sie dürfen aus Ihrem Alltagstrott ausbrechen und über den Tellerrand hinaussehen. Das wird Ihnen viel Energie bringen und

Ihre Sichtweise auf die Umwelt und sich selbst verändern. Die nächsten dreißig Tage dürfen Sie also tun, was Sie noch nie zuvor getan haben. Denn das ist die Übung: Sie werden dreißig Tage lang dreißig Abenteuer erleben. Sie werden dreißig Mal Grenzen überschreiten, Sie werden dreißig Mal Neues erleben. Was Sie tun, liegt ganz an Ihnen. Befolgen Sie nur die vier goldenen Regeln:

Ihre Abenteuer dürfen Sie nicht verletzen.

Ihre Abenteuer dürfen niemand anderen verletzen.

Ihre Abenteuer bleiben Ihr Geheimnis.

Schreiben Sie alle Gefühle auf, die Ihre Abenteuer in Ihnen auslösen.

Sie dürfen alles tun, egal wie klein oder groß Ihnen das Vorhaben auch erscheint: Einen Tag lang mit einem völlig anderen Verkehrsmittel zum Arbeitsplatz fahren. Ein Essen mit verbundenen Augen einnehmen. Einen Ort besuchen, den Sie noch niemals besucht haben. Ganz bewusst eine Stunde zu spät kommen. Einen Menschen ansprechen, den Sie sich bisher nicht trauten, anzusprechen. Fünfzehn Minuten komplette Stille erleben. Eine Nacht durchmachen. Am Schluss des Buches finden Sie eine Auswahl von möglichen Abenteuern, die Teilnehmer diverser Susanne-Gopalan-Seminare bei dieser Übung erlebt haben. Lassen Sie sich anregen – nichts ist so schwer, wie etwas ‚mal ganz anders‘ zu machen. Aber wählen Sie am Ende Ihre eigenen Abenteuer. Und noch einmal: Ob großes oder kleines Ereignis ist völlig egal. Hauptsache, Sie durchbrechen die Routine Ihres Alltags.

Sie können inzwischen mit diesem Buch weiter arbeiten, während

Sie Ihren ganz persönlichen Galileo-Galilei-Monat erleben. Wieso Galileo-Galilei? Einmal sagte der große Gelehrte zu einem Schüler: „Ich kann Sie nichts lehren. Aber ich helfe Ihnen, es in sich selbst zu entdecken.“ Und das ist genau das, was diese Übung bewirkt: In diesem Monat entdecken Sie eine Menge über sich selbst.

Was Sie in diesem Kapitel gelernt haben

In diesem Kapitel haben Sie viel Neues über sich selbst erfahren. Je mehr Sie über sich wissen, desto mehr verschwindet das Gefühl, „ich kann es nicht ändern“. Desto mehr wird Ihnen klar, Sie brauchen keine Angst vor der Angst zu haben. Umso selbstsicherer werden Sie, umso entscheidungsfreudiger, umso energischer. Vergessen Sie aber bei allen frischen Erfolgen nicht: Dieser Weg ist ein dynamischer Weg. Sie sollten deshalb das Kapitel immer wieder durcharbeiten und die Veränderungen schriftlich festhalten. Diese Prozedur wird Sie auf Ihrem Weg zur Selbstverwirklichung bestärken.

Erfahren Sie mehr:

Susanne F. Gopalan

unter Mitarbeit von Daniel Oliver Bachmann

Die Gopalan-Strategie

Folgen Sie dem Ruf des Abenteuers!

Ein erlebnisorientiertes Arbeitsbuch

Leseprobe aus Thomas Grubers „Geht doch, Männer!“

Über dieses Buch:

Sie wollten schon immer einen Porsche? Einen Körper wie Brad Pitt? Einen Chart-Hit landen? Wissen, welche Hose Ihnen einen Hintern macht, der sogar Supermodels ins Bett zieht? Die Courage, vor Tausenden Menschen souverän zu sprechen? Kurz: Ein echter Held des Alltags sein? Geht doch, Männer! zeigt, wie's geht. Und dass es viel leichter ist, als Sie glauben.

Ein Buch für echte Kerle – und solche, die's werden wollen!

Thomas Gruber

Geht doch, Männer!

Wie man eine Blockhütte baut, sich einen Porsche zulegt und Frauen bei der Stange hält.

WANTED!

Dieses Buch ist auf der Suche nach Männern, die nicht lange fackeln. Alles, was Sie mitbringen müssen, um es mit Gewinn zu lesen, ist Mut.

Mut, Ihren Träumen fest in die Augen zu schauen.

Mut, Ihren geheimen Wünschen ins Gesicht zu sagen: Ihr seid fällig!

Mut, sich aufzuschwingen – und den ersten Schritt zu tun.
Mut, Ihr bisheriges Wunschdenken gegen ein erfülltes Leben einzutauschen.

Sie werden sehen: Auch im Reich der Träume wird nur mit Wasser gekocht. Was Ihnen eben noch illusorisch vorkam, verwandelt sich schon nach ein, zwei Seiten in ein handfestes Vorhaben, bei dem es nur noch eines zu klären gibt: Welches ist der cleverste Weg zur praktischen Umsetzung Ihres Projekts? Und wenn Sie es dann immer noch nicht mit der Angst zu tun kriegen und weiterlesen, werden Sie sich am Ende eines Kapitels verwundert die Augen reiben und fragen: Warum in aller Welt habe ich meinen gottverdammten Sehnsüchten nicht schon viel eher die Sporen gegeben?

Dieses Buch ist auf der Suche nach Männern, die ihr Glück in die Hand nehmen. Nach Männern, die ein Ziel vor Augen haben. Nach Männern, die ihren Weg gehen und sich dabei von nichts und niemandem abhalten lassen – noch nicht einmal von sich selber. Worauf wartet ihr noch, Amigos? Sattelt die Pferde!

I. Die Wildnis ruft!

Mut ist nichts anderes als Angst, die man nicht zeigt.

SERGIO LEONE

Wie man sein Pferd sattelt

Einmal wie Charles Bronson sein! *Nach Las Vegas reiten, die Sonne putzen!* Oder wenigstens wie John Wayne durch die Weite der Prärie preschen und im Kampf für das Gute seinen Mann stehen! Einmal im Leben um zwölf Uhr mittags den Staub von

Arizona riechen anstatt den immergleichen Fraß in der Werkskantine! Beim Showdown ein tödliches »Zieh!« zischen anstatt in trostlosen Fluren ständig nur »Mahlzeit!« murmeln! *Es gilt, einen Job zu erledigen, Buddy!* Also ran an den Speck ...

Dein Pferd

Kein Cowboy ohne Vierbeiner. Und Ihren zukünftigen Untersatz sollten Sie sich ganz genau anschauen: Wenn Sie einer Horde wild gewordener Bullen nachjagen, brauchen Sie einen Gaul, der besonders nervenstark und trittsicher im Gelände ist. Im Prinzip können Sie zwar fast jedes Pferd für Ihre Zwecke abrichten. Aber um sicher zu gehen, dass Ihr treuer Gefährte in brenzligen Situationen auch wirklich spurt, sollten Sie auf eine der drei speziellen Westerpferderassen vertrauen: Das *Quarter Horse* ist die am weitesten verbreitete Pferderasse der Welt. Sein Name geht auf ein traditionsreiches amerikanisches Kurzstreckenrennen über 400 m zurück (*quarter mile race*), bei dem diese Pferde aufgrund ihres extrem guten Antrittsverhaltens große Erfolge feierten. Das *American Paint Horse* ist eigentlich gar keine eigene Rasse, sondern nur die gescheckte Variante eines Quarter Horse. Dennoch sind Paint Horses rein formal separat zu sehen, da sie von einem eigenen Zuchtverband geführt werden. Dritter im Bunde sind die sog. *Appaloosas*, eine Zucht der Nez-Percé-Indianer, die am Palouse River im Nordwesten Amerikas ihre Weidegebiete hatten und 1877 ziemlich unsanft vertrieben wurden. Von den Pferden war man im Unterschied zu ihren Züchtern so begeistert, dass man die Zucht fortführte und 1938 in Oregon den *Appaloosa-Horse-Club* (ApHC) gründete. Heute sind dort über 600.000 Appaloosas registriert – und auf einen davon können Sie guten Gewissens Ihren Hintern schwingen. Denn für die unsaubere Vorgeschichte können

Sie ja Gott sei Dank nix.

Bevor Sie aufsitzen, sollte Ihnen klar sein, dass man im Wilden Westen nicht nur an Ross, sondern auch an Reiter besondere Anforderungen stellt. Als Cowboy müssen Sie beim Reiten Ihre Hände schon mal frei haben, um ein Rindvieh einfangen oder einen flüchtigen Bösewicht abknallen zu können. Deshalb ist es essenziell, dass Sie die einseitige Zügelführung beherrschen und die Kommandos weitestgehend mit Ihren muskulösen Schenkeln geben. Nur so werden Sie lässig rüberkommen und nach Marlboro Man anstatt nach Paul Schockemöhle ausschauen. Selbst im Galopp dürfen Sie nicht auf die Zügel angewiesen sein und müssen Ihr Pferd quasi freihändig bewegen können.

Zum Glück brauchen Sie sich all das nicht selber beizubringen. *Westernreiten* ist mittlerweile auch hierzulande eine ziemlich populäre Sportart. Fast jeder Reiterhof hat neuerdings entsprechende Kurse in seinem Programm. Falls Sie tiefer in das Thema einsteigen wollen, finden Sie auf der Webseite der Ersten Westernreiter Union Deutschland (EWU), dem größten Westernreit-Verband Europas, sämtliche wichtigen Informationen, Termine und Kontaktadressen (www.westernreiter.com). Für alle Sportsfreunde sei noch angefügt, dass man auch im Westernreiten eine Reihe ernst zu nehmender Disziplinen kennt: vom *Trail*, einer Geschicklichkeitsprüfung mit mindestens sechs Hindernissen, über das *Cutting*, bei dem ein Rind 150 Sekunden lang davon abgehalten werden muss, zu seiner Herde zurückzukehren, bis hin zum *Reining*, der Königsdisziplin im Westernreiten. Hier dürfen Sie u.a. zu einer spektakulären Vollbremsung aus vollem Galopp ansetzen. Das klingt schon fast wie Formel 1 – und tatsächlich ist Schumis

bessere Hälfte begeisterte Anhängerin des Cowboy-Sports. Sollten Sie jemals in Richtung Genfer See ausreiten, dann statten Sie der CS-Ranch doch mal einen Besuch ab. Corinna Schumachers Blockhütte, die im Übrigen modernste Reitanlage der Schweiz, steht in Givrins, einer kleinen Bauerngemeinde im Waadtland.

Dein Lasso

Nun sitzen Sie also auf Ihrem Quarter Horse oder Appaloosa, die Zügel locker in der einen Hand und in der anderen – genau, das für Ihren Ritt durch die Steppe unabdingbare Lasso. Wenn Sie sich nicht als Greenhorn outen wollen, streichen Sie als Allererstes mal diesen Begriff aus Ihrem Wild-West-Wortschatz. Der wahre Cowboy spricht vom *Rope*. Früher wurden bei der Rancharbeit hauptsächlich zwei Materialvarianten verwendet: die aus Büffel- oder Wildleder geflochtene *Reata* und das Hanfseil. Heute wird ein Rope in der Regel aus Kunstfasern hergestellt. Der Umgang mit dem Seil, das sog. *Ranch Roping*, schaut gar nicht so schwer aus, ist in Wirklichkeit aber eine hohe Kunst, die auf die Vaqueros (die spanisch-mexikanische Variante der Cowboys) zurückgeht. Die Vaqueros hatten erkannt, dass man sein Seil je nach Standort und Bewegung des Rindviehs immer wieder anders abwerfen muss, wenn es in der Schlinge landen soll. Aus dieser Erkenntnis bildeten sich mit der Zeit vier Grundwürfe und insgesamt 30 Variationen heraus: Mal packt man den Stier bei den Hörnern, mal beim Kopf, mal bei den Vorder-, mal bei den Hinterbeinen. Mal steht er vor, mal neben, mal hinter einem – und ganz oft tritt er mit einem Affenzahn die unbeliebte Flucht nach vorne an. In diesem Fall hat man's als Roper natürlich besonders schwer, da man seine Geschwindigkeit immer wieder dem Tempo des Zielobjekts anpassen und mit plötzlichen Richtungswechseln des Ochsen

rechnen muss.

Das Ropen ist, wie gesagt, eine Kunst für sich – aber eine, die verdammt viel Spaß macht und dabei die Konzentrationsfähigkeit und Körperbeherrschung fördert. Und man kann sie lernen. Zum Beispiel bei Frank Zika, der auf dem Gestüt Steubenhof in Wiesbaden seine eigene Ranchroping-Schule betreibt (www.ranchroping.de). Oder Sie machen einen Wochenendkurs bei Reinhold Schmidbauer-Göbbling in der Eifel (www.alte-eifelschule.de). In der *Horsemens Residence* von Olaf Gajewski, der auch 50 Quarterhorses sein Eigen nennt, können Sie neben dem Ropen auch gleich noch das oben erwähnte Cutten trainieren. Denn wie ich Sie kenne, tragen Sie sich bereits mit dem Gedanken, bei den nächsten Westernreitmeisterschaften in dieser hoch amüsanten Rinderdisziplin Ihren Cowboy zu stehen (www.horsemens-residence.de).

Dein Schießeisen

Falls Sie Billy the Kid auf den Fersen sind, anstatt einem Rindvieh nachzujagen, sollten Sie das Rope in Ihrer Hand gegen eine Knarre eintauschen. Aber bitte stilecht! Dazu ist es ratsam, sich im *Cowboy Action Shooting* (CAS) zu üben. Beim Westernschießen ballern Sie in historischem Outfit in einer genau festgelegten Reihenfolge auf Stahlziele in einem Parcours, den man im Fachjargon *Stage* nennt. Ein Match umfasst bis zu 16 Stages und dauert nicht selten mehrere Tage. Bevor Sie an einem CAS teilnehmen können, müssen Sie einen Sicherheits- und Regeltest absolvieren, um zu verhindern, dass Sie aus Versehen den Preisrichter vom Platz fegen. Geschossen wird natürlich mit Waffen aus der amerikanischen Pionierzeit. Für ein CAS-Match

benötigen Sie zwei Single Action Revolver, eine Schrotflinte und einen Unterhebelrepetierer. Das ist genau so ein Ding, wie es John Wayne gern auf seinen breiten Schultern trug, um damit z.B. James Stewart in »Der Mann, der Liberty Valance erschoss« zu retten. Sollten Sie Ihren Schlafzimmerschrank nicht zum Waffenarsenal ausgebaut haben, können Sie sich die Dinger in den meisten Vereinen auch leihen. Und klamottentechnisch müssen Sie nicht gleich in die Kostümkiste greifen. Als Anfänger kommen Sie mit einem karierten Hemd, Cowboyhut, Jeans und Westernstiefeln hin. In allen weiteren Action-Shooting-Fragen wenden Sie sich am besten an den Bund Deutscher Sportschützen 1975 e.V., der regelmäßig CAS-Wettkämpfe veranstaltet. In vielen der regionalen BDS-Vereine können Sie sich vor Ihrem Treffen mit Billy the Kid selber zum Revolverhelden ausbilden lassen.

Dein Traum

Pferd, Lasso, äh, sorry, *Rope*, Schießeisen – fehlt da nicht noch was? Stimmt, die endlose Weite der Steppe. Die Lagerfeuerromantik. Der Ruf der Wildnis, die einen mit allen Wassern gewaschenen Kerl erst in den Olymp aufsteigen und zum *lonesome cowboy* werden lässt. Dann mal auf nach Kanada, Männer! Dort können Sie am Fuße der kanadischen Rocky Mountains, mitten im Bundesstaat Alberta, in dessen unberührte Landschaft es schon Clint Eastwood zog, um »Unforgiven« zu drehen, Ihren Wild-West-Traum nach Herzenslust ausleben. Die *Bar C Ranch* ist mit ihren 16.000 Hektar Land, 500 Stück Vieh und etwa 50 Pferden eine der ältesten *Working Ranches* des Landes. Viehzucht wird hier noch so betrieben, wie man es schon vor 100 Jahren getan hat. Mitte der 1990er Jahre wurde das in unmittelbarer Nähe zum Banff National Park gelegene Anwesen von dem

Holländer Jan Klijn gekauft und um 17 Gästeblockhäuser erweitert. Seitdem gehen hier täglich nicht nur waschechte Kuhhirten ein und aus, sondern auch jede Menge Cowboys auf Zeit. Als Gast der Bar C werden Sie Teil des Teams und auf Wunsch in den Arbeitalltag integriert. Stundenlange Ausritte in die Prärie, Cattle Drive, Rodeo-Besuche und Roping bis zum Abwinken: Hier kriegen Sie in konzentrierter Form alles geboten, was der Wilde Westen so hergibt (www.bar-c.com). Die Stiefel zum Film gibt's bei *Alberta Boots* in Calgary, der sich im Cowboy-Dauerrausch befindlichen Metropole der Provinz. 12.000 handgenähte Treter in jedem nur vorstellbaren Leder und Muster warten auf Männer, denen kein Weg zu weit ist (www.albertaboot.com). Und kulinarisch? Freuen Sie sich schon mal auf Spezialitäten wie Prärie-Austern, und vergessen Sie am besten gleich wieder, dass es sich dabei um panierte Stierhoden handelt. Sonst kriegen Sie das Zeug womöglich nicht runter und stehen gleich zum Einstieg als städtisches Weichei da. *Howdy!* Willkommen in der Wildnis!

So setzen Sie's um:

BERLIN

Falls Sie es doch nicht bis nach Kanada schaffen, bleibt Ihnen als kleine Lösung immer noch Berlin. Etwa 15 km südlich der Hauptstadt befindet sich die Cowboy Adventures Ranch. Hier sieht es vielleicht nicht ganz nach endloser Steppe aus, aber Sie können immerhin auf eigens aus New Mexico eingeflogenen Paint Horses reiten (www.cowboyadventures.de). Und in Roy Dunn's Western Store in Wedding kriegen Sie Stiefel, die fast so authentisch

aussehen, als hätten Sie sie bei Alberta Boots in Calgary erstanden (www.roydunn.de).

APPETIZER

Zum Einschießen sei Ihnen die App »Wild West Guns« ans Herz gelegt. Gute Grafiken und zahlreiche Animationen am Rande werden Ihnen Ihren Job versüßen. Neben Geschicklichkeitsspielen wie »Dosenschießen« und »Zerschieße alle Sombreros« besteht Ihre Aufgabe darin, grimmige Cowboys, leicht bekleidete Cowgirls und fiese Rothäute für immer ins Jenseits zu befördern.

Wie man eine Blockhütte baut

Abraham Lincoln, Karl Mays »Bärenjäger«, Brad Pitt und Ludwig Wittgenstein – was ein echter Kerl ist, der hat auch schon mal in einem Blockhaus gewohnt. Und das mit gutem Grund! Männliche Trapper-Träume mögen einer diffusen Wild-West-Romantik entspringen. Na und? Erstens lassen wir uns das Träumen nicht verbieten. Und zweitens wusste schon Mark Twain von den wohnklimatisch astreinen Eigenschaften der Hütte aus Holz.

Es kann eigentlich nichts Schöneres geben als in einer einsamen kanadischen Blockhütte zu hausen. Außer selbst eine zu bauen. Aber wie? Gott sei dank gibt's ja für alles in der Welt, insbesondere bei uns, Seminare. Anstatt der Heimat voreilig den Rücken zu kehren, um dann doch nur mit zwei linken Händen in der Wildnis rumzustehen, empfiehlt es sich also, erst einmal die Probe aufs Exempel zu machen. Zum Beispiel mit einem »Schnupperkurs Blockhüttenbau« beim deutschen Outdoor-Großmeister, Konrad Gallei.

Der Allround-Abenteurer hat fünf Jahre in der Wildnis des kanadischen Yukon-Territoriums zugebracht und sich dort nach der traditionellen Methode sein eigenes Holzhaus gebaut. Wer bei Gallei einen Kurs belegt, wird denn auch nach den Standardregeln der *International Log Builders' Association (ILBA)* unterrichtet. Und weiß nach anderthalb Tagen, wie man mit Schlagschnur und Stechbeitel umgeht. Hat man danach immer noch Lust auf die eigene Hütte, stehen eine Reihe von Wochen- und Aufbaueminaren zur Auswahl.

Was ein echtes Blockhaus auszeichnet, ist – wie man bei Gallei lernt – die Verwendung des natürlich gewachsenen Stammes. Mindestens 40 benötigt man davon – von der Fichte, Weißtanne, Douglasie oder Kiefer, nach Möglichkeit im Winter geschlagen. (Im Winter gefällte Bäume besitzen einen reduzierten Wassergehalt und sind damit bereits vorgetrocknet.) Für den Holzhäuslebauer von besonderer Bedeutung ist das sog. *Mondphasenholz*: Bei Neumond geschlagenes Holz weist, so der Volksmund, eine bessere Holzqualität auf, ist widerstandsfähiger gegen Insektenbefall und hat aufgrund seiner höheren Dichte bessere statische Eigenschaften. Sein geringeres Quellverhalten verhindert, dass sich in der guten Stube irgendwann die Balken biegen. Wenn man den Mondphasenforschern glauben darf, liegt der beste Fälltermin zwischen dem 21. Dezember und dem 6. Januar. Sollten Sie also, wie jedes Jahr, beim Forstamt Ihres Vertrauens Ihren Weihnachtsbaum ordern, können Sie ja gleich eine Fuhre Mondphasenholz mit in Auftrag geben.

Falls Ihnen irgendjemand Ihr persönliches Blockhütten-Projekt ausreden will und Sie mit Mark Twain allein nicht durchkommen:

Ihr Holzhaus hat auch sonst noch einiges auf dem Kasten, was sich als schlagkräftiges Argument ins Feld führen lässt.

Erstens muss bei seinem Bau nicht das ganze Arsenal an Heimwerker-Gerätschaften aufgefahren werden. Von der obligatorischen Kettensäge einmal abgesehen werden hier mit einfachsten Schneidwerkzeugen Wände, Fenster, Türen, Treppen, Dächer und Möbel geschnitzt und gedrechselt. Das bedeutet: Im Hobbykeller bleibt ausreichend Platz für die saisonale Garderobe Ihrer besseren Hälfte.

Zweitens sind Blockhäuser extrem lang haltbar. Die Stabkirchen der Wikinger haben bereits 1000 Jahre auf dem Buckel und machen immer noch einen ziemlich rüstigen Eindruck. An jeder Ecke ist heutzutage von Nachhaltigkeit die Rede. Hier kann man mal mit gutem Beispiel vorangehen. Und obendrein einen familiären Wert schaffen, der sich mühelos über mehrere Generationen vererben lässt.

Drittens sind die Baukosten vergleichsweise gering. Jedenfalls dann, wenn Sie sich für die traditionelle Bauweise mit Rundstämmen entscheiden. (Und alles andere ist ja sowieso nur das halbe Vergnügen). Am Beispiel einer Gartenhütte: Gehen wir von einem einfachen Punktfundament und einer Grundfläche von 2,5 x 3,5 m aus, so liegen die Materialkosten bei ca. 1.500 Euro. Dazu kommen Gebühren für Schulungen in Höhe von ca. 2.000 Euro sowie weitere 2.000 Euro fürs Werkzeug. Zusammen mit den Materialkosten für Fenster, Türen und Fußbodendielen bleiben Sie unter dem Preis für einen gebrauchten Kleinwagen. Denn die beim Hausbau klassischen Kostenfresser wie Schallschutz,

Wärmedämmung und Zentralheizung haben bei der von Natur aus behaglichen Blockhütte keine Chance.

Und *viertens* macht der Bau von so einem Ding einfach verdammt viel Spaß! Hier werden Sie gar keine große Überzeugungsarbeit leisten müssen. TV-Magazine wie »Wohnen nach Wunsch« haben eine geschlechtsübergreifende Do-It-Yourself-Begeisterung ausgelöst, von der Sie mit großer Wahrscheinlichkeit extrem profitieren werden. Falls Sie doch mit häuslichen Schwierigkeiten rechnen, mag Ihnen ein russisches Sprichwort den Weg zum Erfolg weisen: »Fordere zugleich den ganzen Kreml, wenn du um ein Blockhaus bitten willst!«

So setzen Sie's um:

SEMINARE

In Sachen Kurse ist Konrad »Mister Outdoor« Gallei die erste Empfehlung. Er gehört einfach zu den wenigen in Deutschland, die ihr Blockhütten-Handwerk wirklich verstehen. Außerdem finden die Kurse auf seinem idyllischen Kulturhof in Haunetal inmitten des Biosphärenreservats Rhön statt. Mehr Informationen zu dem umfangreichen Programm unter www.blockhuettenbau-infos.de. Eine gute Alternative sind die in der Nähe von Regensburg veranstalteten 3-Tages-Kurse des Event-Spezialisten Jochen Schweizer. Auf der Website dieses Anbieters finden Sie übrigens über vierhundert weitere Möglichkeiten, sich herauszufordern – vom Stuntman-Fahrtraining bis zum Männerkochkurs: www.jochen-schweizer.de.

APPETIZER

Wenn Sie es in die eigene Blockhütte geschafft haben, über eine adäquate Beschallung nachdenken und dabei feststellen, dass Sie eigentlich gar nicht auf Countrymusik stehen, dann probieren Sie es doch mal mit Paddy McAloons »The Gunman and Other Stories«. Der leider fast vollständig erblindete Kopf der britischen Band Prefab Sprout ist immer für eine Überraschung gut. Hat er uns in den 80ern eine Reihe von Popsongs mit Ewigkeitswert beschert, so zeigt er uns hier, wie man sich auch als Großstadtindianer dem Thema »Western« vernünftig nähern kann.

Wie man Robinson Crusoe spielt

Meine Insel als Kind war ein Dachboden. Wenn man in einem fünfstöckigen Mietshaus mit zwölf Parteien aufwächst, mitten in einem Stadtviertel, in dem es mehr Oben-ohne-Bars, Privatpuffs und illegale Zockerkneipen als Bäume gibt, hat man nur wenig Möglichkeiten, der Zivilisation zu entkommen. Ich hatte einfach Glück. Denn dieser Speicher, den man nur über eine ausziehbare Steiltreppe erreichen konnte, war cooler als jeder Abenteuerspielplatz und eine ziemlich authentische Robinson-Crusoe-Location. Dort oben herrschte nicht nur eine phänomenale Stille. Mit etwas Phantasie wurden die weißen Bettlaken, die da zwischen den Dachbalken tagelang vor sich hin trockneten, auch mühelos zu den Segeln eines gestrandeten Kutters, mit dem man auf spektakuläre Weise Schiffbruch erlitten hatte.

Robinson Crusoe. Wahrscheinlich genügt auch bei Ihnen die bloße Erwähnung des Namens, um Kindheitserinnerungen wachzurufen. Um Sie auf die einsame Insel zu beamen, von der wir immer noch

träumen – auch wenn wir inzwischen in Großraumbüros hocken, in denen leider keine weißen Laken hängen. Obwohl die sich prima als Raumteiler eignen und die Kreativität sehr viel mehr beflügeln würden als dieses öde Standardmobiliar. Ist aber auch wurscht. Viel wichtiger ist jetzt die Frage, ob es nicht doch irgendeinen Weg gibt, um an so ein kleines schnuckeliges Eiland zu kommen. Denn reif für die Insel sind wir ja alle.

Der dreiste Weg

Auf unserem Planeten gibt es zwischen 130.000 und 250.000 Inseln – je nachdem, wie Sie die Sache definieren. Verstehen Sie darunter jeden Fels, der aus dem Wasser ragt, kommen Sie natürlich auf andere Zahlen, als jemand, der von einer waschechten Insel mehr verlangt. Zum Beispiel ein Mindestmaß an Vegetation. Aber auch 130.000 sind schon eine ganze Menge, und etwa 98 Prozent davon sind unbewohnt. Da müsste es schon mit dem Seeteufel zugehen, wenn es Ihnen nicht gelingen sollte, eine davon in Beschlag zu nehmen.

Wie das geht, hat vor einigen Jahren der Engländer Stuart Hill vorgemacht. Nachdem er mit einem selbstgebauten Boot vor der kleinen menschenleeren Insel Forvik westlich der schottischen Shetland-Inseln gekentert war, ist er gleich dort geblieben und hat im Jahr 2008 die Unabhängigkeit von Forvik ausgerufen. Der quirlige Rentner wollte herausgefunden haben, dass Großbritannien historisch betrachtet keinen Anspruch auf die Insel hat. Wie es Hill mit seinen Flausen seitdem ergangen ist, können Sie auf der Website www.forvik.com nachlesen.

Sie selber brauchen ja nicht gleich wie Hill einen eigenen Staat zu

gründen, wenn Sie Ihre Trauminsel besetzen. Genießen Sie doch einfach die Ruhe, dazu soll das Ding ja auch da sein! Und seien Sie vorsichtig, wenn Sie auf dem Weg dorthin Amerikanern begegnen. Die haben nämlich auf der Grundlage eines noch heute gültigen Gesetzes, dem sog. *Guano Islands Act*, die staatsbürgerliche Pflicht, unbewohnte Inseln direktemang ihrem Land zu übereignen. Jedenfalls dann, wenn es dort Vogelexkreme gibt. *Guano*, der indianische Name für Vogelscheiße, war im 19. Jahrhundert ein wichtiges Düngemittel in der Landwirtschaft. Nachdem die Amerikaner im Pazifischen Ozean große Guano-Reserven entdeckt hatten, erließ man kurzerhand ein Gesetz, welches US-Bürgern erlaubte, Vogelschiss-Inseln zu amerikanischem Staatsgebiet zu deklarieren. Damit haben sich die Amis über die Jahre mehr als fünfzig Inseln unter den Nagel gerissen.

Der teure Weg

Machen Sie es wie Nicolas Cage oder Johnny Depp und kaufen Sie sich ein Eiland! Auf dem Markt befindet sich z.B. die südlich von Oslo gelegene Privatinsel *Såstein*. Als zukünftiger Besitzer der Insel dürfen Sie sich über einen Naturstrand mit Felstreppen, zwei Saunen direkt am Meer und ein zur Insel gehörendes Vogelschutzgebiet freuen. Allerdings hat dieser Weg einen großen Nachteil: Sie können ihn nur beschreiten, wenn Sie mindestens 2,6 Millionen Euro in Ihrer Brieftasche haben. Und ich darf hinzufügen: *Såstein* gehört zu den Schnäppchen unter den ausgewachsenen Insel Schönheiten.

Sollten Sie nicht zu den Superreichen gehören, aber dennoch im Geld schwimmen, empfiehlt sich ein Inselurlaub auf der Malediveninsel *Lankanfushi Island*. Gut, Sie werden dort nicht

ganz allein sein. Trotzdem: Sofern Sie eine der sieben *Crusoe Residenzen* des Luxushotels Soneva Gili buchen, werden Sie das Großraumbüro auf der Stelle vergessen. Im Innern Ihrer in den Indischen Ozean gebauten Privatvilla erwarten Sie dann nicht nur ein stilsicheres Ambiente und jeder erdenkliche technische Schnickschnack, sondern auch alle Annehmlichkeiten, die die Zivilisation sonst so mit sich bringt – inklusive einer individuell bestückten privaten Weinbar. Für den Fall, dass es Ihnen mal gar zu still wird, liegt vor Ihrem Domizil selbstverständlich Ihr eigenes Ruderboot, mit dem Sie zu den andern Gästen auf der Hauptinsel aufschließen können.

Sie sehen schon, das ist nur der halbe Robinson. Vielleicht hatten Sie aber sowieso nicht vor, den Rest Ihres Lebens in einem unbequemen Zwei-Mann-Zelt zu verbringen und tagsüber Ziegen zu züchten.

Vielleicht denken Sie bei *Robinson* gar nicht an einen Alltag im Zeichen der Selbstversorgung, nicht an einen einsamen Wolf, der täglich seine Grenzen überschreiten muss, um überleben zu können.

Vielleicht denken Sie einfach nur an eine Insel, auf der Sie mal so richtig Ihre Ruhe haben und versuchsweise für ein Weilchen aus dem Hamsterrad aussteigen können. Dann ist *Lankanfushi* das Beste, was Ihnen auf diesem Erdboden passieren kann. Vor allem, wenn Sie die Frau Ihrer Träume, Ihr ganz persönliches *Girl Friday*, mit an Bord haben. Der außerirdische Spaß kostet Sie etwas mehr als einen Tausender am Tag. Und falls Sie noch Größeres vorhaben: Den Preis für das 1.400 Quadratmeter große und fünf

Pfahlbauten umfassende Privatesort erhalten Sie auf Anfrage.

Der günstige Weg

Wenn Sie wie ich zu den Normalsterblichen gehören, müssen Sie jetzt aber nicht in Sozialneid erstarren. Auch wir Lohnabhängigen können uns die Insel auf Zeit leisten! Zu verdanken haben wir das Farhad Vladi, der weltweiten Nummer eins im Eiland-Makeln, der praktischerweise in Hamburg sitzt. Bei Herrn Vladi können Sie nicht nur Schmuckstücke wie *Såstein* erwerben, sondern auch für überraschend kleines Geld Ihre Trauminsel mieten. Ein Beispiel: Ab 800 Euro sind Sie für ein Wochenende der stolze Besitzer von *Trinity Island*. Das bewaldete Inselchen im irischen County Cavan ist mit einer gemütlichen Lodge und einer 750 Jahre alten Klosterruine ausgestattet. Sie können zum Junggesellenabschied mit den Jungs nach Paris fahren und sich alle persönlich davon überzeugen, dass *Moulin Rouge* nur ein anderes Wort für »Nepp« ist. Sie können aber auch auf einer abgefahrenen Privatinsel gemeinsam die Sau rauslassen und den besten Kurzurlaub Ihres Lebens verbringen. Im Preis nimmt sich das nichts.

Will Ihnen bei Ihren Inselträumen der Robinson-Crusoe-Mythos nicht aus dem Kopf, dann fahren Sie am besten auf die Insel, die uns das alles eingebrockt hat. Bekanntlich liegt dem Abenteuerroman von Defoe die reale Geschichte des schottischen Matrosen Alexander Selkirk zugrunde. Anfang des 18. Jahrhunderts ließ sich der Unglücksknabe nach einem Streit mit seinem Kapitän auf der südpazifischen *Mas a Tierra* aussetzen und lebte dort für vier Jahre ziemlich genau das Leben, welches Defoe zu seinem Klassiker inspirierte. Die zum chilenischen Juan-Fernandez-Archipel gehörende *Mas a Tierra* wurde 1966 in *Isla*

Robinson Crusoe umbenannt, und für 330 Euro inklusive Vollpension können Sie dort nach Lust und Laune auf den Spuren von Defoes Romanvorlage wandern. Vielleicht entdecken Sie ja noch Überreste der Hütte aus Pimentbäumen, in der Selkirk bis zu seiner Rettung hauste. Die zahlreichen Inselangebote des Herrn Vladi finden Sie unter www.vladi-private-islands.de. Das Wissen darum, dass auch Kerle wie Tony Curtis oder Marlon Brando bei dem Inselmakler eingekauft haben, macht allein das Cruisen im Netz schon zu einer aufregenden Angelegenheit.

Der billige Weg

Wer als Pfennigfuchser unterwegs ist, findet auch eine Möglichkeit, für lau an das Objekt seiner Begierde zu kommen. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, mit bekloppten Survival-Übungen für höhere Einschaltquoten zu sorgen, dann bewerben Sie sich einfach beim Fernsehen. Irgendwo auf der Welt produziert immer gerade ein Sender eine Reality-Show, bei der man Kandidaten für ein Überlebenstraining auf einer einsamen Insel sucht. Aber nehmen Sie die Sache um Gottes Willen nicht allzu ernst. Sie werden eine solche Zirkusveranstaltung nur unbeschadet überstehen, wenn Sie von der ersten Minute an genauso egoistisch zu Werke gehen, wie es die TV-Anstalt tut. Am besten stellen Sie sich vor, dass Sie das alles selber für teures Geld inszeniert haben, um sich Ihren ureigenen Traum vom Robinson-Crusoe-Dasein zu erfüllen. Machen Sie sich klar, dass Sie für die TV-Heinis nur eine Marionette in einem perfiden Spiel sind. Seien Sie noch perfider, und lassen Sie sie in diesem Glauben. Und wenn Sie ganz clever sind, verdienen Sie sich bei der Sache nebenbei noch eine goldene Nase. Für den Gewinner der Pro-7-Show »Survivor« gab es am Ende immerhin einen Scheck über 250.000 Flocken.

Das ist Ihnen zu mühsam? Sie sind ein genauso fauler Sack, wie ich es bin? Dann machen Sie sich klar, dass man keine einsame Insel braucht, um sich wie Robinson Crusoe zu fühlen. Sie benötigen noch nicht einmal einen Dachboden mit weißen Bettlaken. Denn nach wie vor gilt das Wort des römischen Senators Titus Petronius, selbst ein Müßiggänger vor dem Herrn: »Wenn man es recht besieht, so ist überall Schiffbruch.«

So setzen Sie's um:

GRETCHENFRAGE

Ich geh jetzt einfach mal davon aus, dass Sie nicht zu den 20 Prozent der Männer gehören, die am liebsten Günther Jauch mit auf eine einsame Insel nehmen würden. Also: Musik oder Bücher? Das geschriebene Wort hat im Idealfall zwar eine erbauliche Dimension, nutzt sich aber auch schneller ab und hat nicht die direkte Wirkung von Musik. Mit einem Buch kann man sich schlecht zudröhnen. Und genau dazu sollten Sie in der Abgeschiedenheit jederzeit ein effektives Mittel zur Hand haben. Hier drei Alben, die sich für alle Fälle in meinem Reisegepäck befinden:

THE KLF: *Chill Out* (KLF Communiations 1990)

Der Titel und das Cover, das eine friedliche Schafherde zeigt, lassen bereits vermuten, dass es sich hier um ein absolut unverzichtbares Album für eine astreine Robinsonade handelt.

BRIAN ENO: *Discreet Music* (Obscure Records 1975)

Wenn Sie es einen Tick lauter haben möchten als ganz still, ist dieser Klassiker der Ambient Music genau das richtige Ding. Können Sie praktisch drei Jahre am Stück laufen lassen.

THE HERITAGE ORCHESTRA: *The Heritage Orchestra*
(Brownswood 2006).

Wenn man Sie in zehn Jahren bewusstlos und bis auf die Knochen abgemagert am Strand liegend auffindet, sollte neben Ihnen Musik liegen, die dann gerade aktuell ist.

APPETIZER

Als mentale Vorbereitung auf Ihren Survival-Stunt in der TV-Reality-Show empfehle ich Ihnen das Handy-Game »Stranded« von Glu Mobile. Hier können Sie schon mal mit ordentlich animierten Bitmapgrafiken üben, Ihre Mitstreiter täglich mit Nahrung und Trinkwasser zu versorgen. (www.glu.com)

Neugierig geworden? Lesen Sie weiter:

Thomas Gruber

Geht doch, Männer!

Wie man eine Blockhütte baut, sich einen Porsche zulegt und Frauen bei der Stange hält.

Leseprobe aus Greta Haberlands „Nicht schon wieder Kamasutra! – Eine mehr oder weniger romantische Komödie“

Über dieses Buch

Träumen Sie auch manchmal davon, aus Ihrem Alltagstrott zu fliehen? Senta hat es geschafft: Sie ist der Hausfrauenhölle und den gefürchteten Ks (Kerl, Kinder, Küche) entkommen. Neugierig, liebeshungrig und erwartungsfroh startet sie gemeinsam mit ihrer besten Freundin noch einmal richtig durch – doch das ist nicht so einfach – schon allein, weil es eine Sache ist, willige Männer zu finden, die einem die neue Freiheit versüßen ... und eine ganz andere, sie vor dem Frühstück wieder loszuwerden!

Frech, beschwingt & ganz schön bissig – perfekte Unterhaltung für die Leserinnen von Joanne Fedler und Monika Peetz.

Greta Haberland

Nicht schon wieder Kamasutra!

Eine mehr oder weniger romantische Komödie

Warnung

Für Frauen: Das Lesen dieses Buches und die daraus resultierende Erkenntnis, dass das Leben kein Ponyhof ist, rechtfertigt keinesfalls den Gang zum Scheidungsanwalt. *(Die Autorin behält sich vor,*

diesen Satz mehrfach zu wiederholen. Denn nur die Wiederholung von Vokabeln bewirkt einen gewissen Lerneffekt).

Für Männer: Das Lesen dieses Buches und die daraus resultierende Erkenntnis, dass Ihnen Ihre Frau vielleicht mehr Leben geschenkt hat, als sie vermuten, berechtigt nicht zum Schmollen.

Hinweis: Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind nicht zufällig. Ich kann es aber auch nicht ändern. (*Was nicht entschuldigt, dass einige Personen nicht besonders gut wegkommen.*)

1. Kapitel

Das Leben an sich

Gibt es etwas, das schwerer zu ertragen ist als die Direktheit innerhalb einer Freundschaft? Wahrscheinlich nicht. Gut, wenn diese Freundschaft dann so stark ist, dass beide Seiten damit umgehen können.

„Du siehst grausam aus.“ Mit dieser Feststellung über die äußerlich zur Schau getragene Befindlichkeit meiner besten Freundin Tilda trat die Endstufe des Studiums am Objekt „Mann ... und die daraus folgenden Probleme“ auf die womöglich banalste Art und Weise ein, die ein solches Projekt wohl überhaupt finden konnte. Es fiel einfach unter den Tisch.

In einer düsteren Ecke eines Cafés, in welchem für gewöhnlich nur der ältere Teil der weiblichen Bevölkerung sein Unwesen dahingehend trieb, sich einen wohlhabenden Witwer zu schnappen, um bei den Freundinnen – gleichen Alters – damit prahlen zu können, dass sie den Kuchen nicht selbst bezahlen mussten und bei diversen Sonntagnachmittag-Tanztees nicht zur Damenwahl aus

dem Restesortiment der anwesenden Herren auswählen mussten, war dieses Resümee – nämlich unser Scheitern – noch einmal so grausam. Frauen konnten grausam sein. Niemand wusste das besser als ich.

Mit einem Blick durch den Raum und einer kurzen Einschätzung der Anwesenden musste ich feststellen: *Das wird dein Ende sein. Genauso wirst du deine Nachmittage auch verbringen. Du wirst dafür leben, die Uhr zu beobachten, um dich dann in Schale zu schmeißen und auf die Pirsch zu gehen. Du wirst irgendwann auf der Jagd nach dem kuchenspendenden männlichen Objekt sein und mit der letzten Kraft deines alten Körpers darauf aus, ihn vor deiner Konkurrenz zu schützen.*

Nicht, dass ich nicht attraktiv genug war, mir einen Mann zu angeln, der mich bis an mein Lebensende durchfüttern würde. Nein: So was hatte ich schon mal. Ein Prachtexemplar. Jedenfalls nach Meinung meiner Umgebung. In gewisser Weise war er das auch. Nur nicht in unserer Beziehung, und so gab ich diesem bedauernswerten Geschöpf – er war schließlich mit mir verheiratet, und darum bedauerte ihn seine Umgebung – die Freiheit wieder. Er dankte es mir nicht. Er wollte unbedingt an dem festhalten, was er hatte. Konnte sein Unglück nicht sehen. Wollte es nicht sehen. Aber das nur ganz nebenbei.

Ich gab ihm sein Leben zurück, nicht weil ich eine Affäre hatte oder ihn gar hasste. So egoistisch war ich gar nicht. Ich musste es einfach tun. Um zu überleben. Es ging einfach nicht mehr. Weil ich nicht mehr atmen konnte, weil ich nicht mehr aufrecht gehen konnte und weil es mir unmöglich schien, dieses Bild aufrechtzuerhalten, das andere von mir sehen wollten. Inklusive ihm.

Dass er diese Rückgabe seiner Rechte zum Single zunächst nicht zu

schätzen wusste, stand dabei auf einem anderen Blatt. Er würdigte meine Entscheidung nicht. Konnte er nicht, denn ihm ging es gut. Aber ich, ich hatte den Papp – wie man so schön sagt – endgültig auf. Oberkante Unterlippe. Burn-out, Midlife-Crisis, Nervenzusammenbruch. Wie man das auch immer nennen wollte: Es war da. Unbegreiflich, unfassbar und unzerstörbar.

Ich wollte und ich schaffte es nicht mehr, Mutter, Ehefrau, Geliebte und Karrierefrau zu sein. Das, was in den Medien in den letzten Jahren immer mehr als erstrebenswertes Lebensbild für die Frau von heute propagiert wurde: Ich hatte es, und es kotzte mich an, weil es mich umbringen wollte.

Nach Jahren der Depression, in denen ich inmitten von leeren Rotweinflaschen – das volle Stück zu 1,99 € – und ausgedrückten Schmerzmittelpackungen zwischen meinem Dasein als gütiges Muttertier, befriedigende Gattin und Angestellte im 9-bis-5-Job plus x Überstunden hin und her schwankte, packte mich mein Selbsterhaltungstrieb. Ich reichte die Scheidung ein, um mich wenigstens von dem Ballast zu befreien, der mir in meiner Freizeit den allerletzten Nerv zu rauben drohte. In einem akuten Anfall von Erstickung suchte ich mir den erstbesten Anwalt, gab ihm den Auftrag, mich so schnell wie möglich von meinem Leben zu befreien, sonst würde ich es tun. An der örtlichen Talsperre. Landschaftlich wunderschön romantisch gelegen und somit für Vorhaben solcher Art äußerst prädestiniert. Diese Talsperre war in unserem Landstrich ein äußerst beliebter Ort für Ehefrauen, um ihrem traurigen Dasein ein Ende zu bereiten. Hoch genug, um garantiert lebensgefährliche Verletzungen davonzutragen. Steil genug, um etwaige Rettungsversuche von vornherein ad absurdum zu führen. Das gute Stück, das im Zweiten Weltkrieg Angriffen der Briten schutzlos ausgeliefert war und durch diverse

Bombeneinschläge bereits viele Tote auf seinem Konto zu verzeichnen hatte, konnte beinahe jährlich eine weitere Kerbe in seine Mauer schlagen lassen.

Das war aber nicht das, was ich wollte. Ich wollte leben. Also verfrachtete ich Kinder, Hunde und Haus in die Scheidungsmasse und war bereit, meinen Beitrag zur Düsseldorfer Tabelle beizutragen. Kostspielig, aber ich wäre frei, und das so schnell wie möglich. Diese Variante – nämlich leben zu wollen – nahm mir obendrein die Möglichkeit, meinen Kindern das Leben zur Hölle zu machen. Denn ich war jetzt nicht mehr nur Mutter. Nein.

Jetzt war nicht mehr ich es, die ständig und überall auf alles und jeden Rücksicht nehmen musste, nur damit der familiäre Frieden in einigermaßen gelenkten Bahnen lief. Nein, nun saß ich auf der stillen Treppe und konnte die genauso stillen Augenblicke der ausgleichenden Gerechtigkeit genießen, während mein zukünftiger Ex-Gatte nun der Bösewicht schlechthin war, weil er sich mit der Erziehung unserer „Pubertiere“ rumschlagen musste und diese – wie jene Art es so gerne tat – gegen die Erziehung aufbegehrten. Ich starb zwischendurch seelisch in meiner Einsamkeit. Ich litt wie ein Hund unter meiner Entscheidung, einen Schlusstrich gezogen zu haben. Aber ich atmete wieder. Frei und ungezwungen. Ich benötigte keine Schmerzmittel mehr, weil mir der Schädel zu platzen drohte. Meine Affinität zum Rotwein behielt ich bei, jedoch entwickelte sich diese zum absoluten Genuss. Ich war wieder ich. Ich war da.

Um es vorwegzusagen: Ich war nie dieses Muttertier, das vor Güte, Stolz und Hingabe zerfloss, wenn eines seiner Sprösslinge quer über den Tisch spie. Ich war nie das liebende Mutterherz, das sich wie eine Löwin zwischen die Kindergärtnerin und eine andere Mutter warf, nur damit der Sohn die Hauptrolle als Oberzweig

bekam und eben nicht den undankbaren Part als lebende Pflanze – Stellplatz Vierter von links –, den er sich auch noch undankenswerterweise mit seiner größeren Schwester teilen musste, die dann im Übereifer der schauspielerischen Darstellung Regieanweisungen in die Richtung des jüngeren Bruders schickte, die einen Rainer Maria Fassbinder in ihrer Effektivität vor Neid hätten erblassen lassen. Dass dieses Kind seine Regieanweisungen auch im realen Leben lautstark durchzusetzen wusste, war für die Umwelt zu diesem Zeitpunkt extrem niedlich. Aber auch nur für diese.

Dass die Mutter dieser Ausgeburt an Theatralik diesen einen speziellen genetischen Fehler nicht auf sich nahm und bei Rückfragen, woher das Kind diese Charaktereigenschaft wohl haben möge, diese stets mit einem Schielen in Richtung des männlichen Teils der Erziehungsgewalt beantwortete, wurde für gewöhnlich auf der charakterlichen Soll-Seite des Muttertiers vermerkt.

Jedoch ist und war – wie ich auf das stärkste betonen möchte – der männliche Teil der Erziehung der lebende Beweis für den real existierenden Pazifismus. Also musste diese Fehlbildung eine Generation übersprungen haben. Die Genetik ist und bleibt den Menschen auf ewig ein Rätsel. Dass ich dabei mal wieder nicht gut wegkam, war mir bewusst, und ich konnte damit umgehen. Denn als Mutter hat man solche Negativpunkte im Genmaterial seiner Sprösslinge gefälligst auf sich zu nehmen. Etwas, das mir meistens widerstrebte. Somit war dieser Sachverhalt auch nicht unbedingt geeignet, mich als gute Mutter hinzustellen. Im Sammeln von Negativpunkten war ich schon immer spitze. Im Allgemeinen und ganz Speziellen musste ich mich mit dem Ruf einer Rabenmutter herumschlagen. Eine widerliche Ausgeburt an verfehlter

Fortpflanzung. Ein Hass-Objekt für jede Profimutter, die ihren Lebenssinn darin sah, ihre Brut mit homöopathischen Kügelchen beim Zahnen zu quälen, während ich zum schnell helfenden Zäpfchen griff. Für all diese Kampfmütter, deren einzige Chance, soziale Kontakte zu knüpfen, die Krabbelgruppe war und die es verstanden, mir – die ich nicht stolz auf ihr Kind war, wenn es Möhrenscheiße durch den Strampler schickte – ein schlechtes Gewissen einzureden. Für alle hormongesteuerten Mama-Partisanen, die nicht von Akne gepeinigt waren, wenn sie das Kinderschwimmbecken verließen – das eigentlich für inkontinente Bewohner eines Seniorenheims vorgesehen war – oder mit feuerroten Augen, Juckreiz und einem – aufgrund eines gnadenlosen Einsatzes von Chlor – keuchenden und asthmatischen Kleinkind, war ich ein rotes Tuch.

Ich gehörte nicht zu denen, denen man die Mutterschaft nach einer Zwangsbeendigung ihrer beruflichen Karriere auf hundert Meter Entfernung ansah. Meine Kleidung war zwar praktisch, von angesäuerter Milch durchaus befrei- und abwaschbar, aber auch chic und modern. Und vor allem war meine Kleidung frei von infantilen Applikationen, die mich als Muttertier dazu verdonnerten, im Partnerlook mit meinen Kindern zu gehen. In keiner Phase meines Lebens habe ich jemals wieder so viele Teddybären und Blümchenapplikationen auf Sweatshirts und Jeanshosen gesehen wie in der Zeit, in der meine Kinder klein waren. Auch trug ich niemals die Insignien einer Mittdreißigerin, die sie bei jedem Arztbesuch als depressives, ehemals beruflich erfolgreiches, halbgebildetes Weibchen der Mittelklasse auswies. Fragen Sie mal den Neurologen mit Wochenendzusatzausbildung für Psychotherapie ihres Vertrauens, welche Insignien das sind. Ach wo: Ich nehme Ihnen den Weg dorthin ab und erspare Ihnen die dort ausliegende

abgegriffene Yellow Press, inklusive der nervigen Gespräche mit ihrem Sitznachbarn. Es ist ein lederner Rucksack in möglichst progressiven Farben. Vornehmlich Orange, Gelb und Quietschgrün. Erstaunt? Haben Sie schon in Ihren Schrank geschaut? Fündig geworden? Gut, dann schmeißen Sie bitte das Ding auf den Müll. Das haben Sie nicht nötig. Dass dieser „Möchtegern-Therapeut“ auch gleich das passende – bereits ausgefüllte – Rezept für Sie vorliegen hat, sollte Sie nach der obigen Erkenntnis nicht wundern.

Diese Summe der Erwartungshaltungen meiner Umgebung – vornehmlich darüber, was ich zu tun und zu lassen hatte, was ich darstellen sollte und was gefälligst nicht – wollte mir niemals Zutritt zu dem erlauchten und heiligen Kreis der Frauen im gebärfähigen Alter gewähren. Allerdings war ich so trotzig, dass es mir vollkommen wurscht war. Denn genauso wenig war ich das liebende Herz, als meine Kinder im zarten Teenageralter ihre Viren ausbrüteten. Waren rote Babywangen während des Zahnens noch niedlich, konnte die ältere Ausgabe des gleichen Kindes zum Sausack mutieren. Während sich die Mutter ihren Pflichten hingab und sich um das Kind kümmerte, um es nach bestem Wissen und Gewissen zu versorgen, bekam dieses Aas nicht mal das Maul auf, um ebendiesem sich sorgenden Menschen mitzuteilen, was ihm denn eigentlich fehlte.

Dieses Spiel machte man einmal mit. Unter Umständen auch noch ein zweites und drittes Mal. Bei der vierten Darstellung des sterbenden Schwans auf der heimischen Couch, versunken in elendigem Schweigen, bekam Kind dann doch den lautstarken Unmut ihrer Erzeugerin zu spüren.

Ja, ich kann mit Fug und Recht sagen: Irgendwann waren mir meine Nächte wichtiger als das störrische Verhalten eines oder

zweier pubertierender Wesen. In mir festigte sich die Meinung, dass, wer nicht will, bestimmt schon hat, und so übernahm der männliche Teil der zweigeteilten Herrschaft beizeiten die Nachtwache, wofür ich ihm auch heute noch auf Knien dankbar bin.

Ansonsten war ich einfach nur wütend. Wütend darüber, dass die Frucht meines Schoßes, trotz durchaus positiver, fremdbestätigter Erziehungserfolge, nicht in der Lage zu sein schien, mich und mein Leben zu respektieren. Es machte mich blind vor Wut zu sehen, wie das Ergebnis vierstündiger Bügelarbeit einfach ignoriert wurde und den Kreislauf Wäschekorb – Waschmaschine – Trockner – Bügelbrett – Kinderzimmerfußboden – Wäschekorb niemals dahingehend verließ, dass es auch einmal angezogen wurde. Es trieb mich auf die Palme, wenn der Versuch, die heimische Speisekarte anzuhübschen, mit hämischen Kommentaren versehen und obendrein auch noch verschmäht wurde.

Manche mögen sich jetzt zurücklehnen und behaupten, dass mein Geburtsfehler, nämlich die Tatsache, dass ich Einzelkind bin, durchschlug. Aber all diesen Schmalspurtherapeuten und selbstberufenen Psychologen (ohne Wochenendkurs) sowie den Kurpfuschern einer gewissen Küchenpsychologie sei gesagt: Niemand hat es schwerer, erwachsen zu werden, als ein Einzelkind. Es muss alles allein machen, denn da ist kein großes – oder kleines – Geschwisterkind, auf das man mal eben den Stromausfall aufgrund technischen Forschungsdranges schieben kann, oder – was noch besser ist – das die Kämpfe mit den Eltern für einen austrägt. (Was natürlich der bessere Fall einer Konfliktsituation ist. Zumindest für einen Part davon.)

Ein Einzelkind hat diesen Luxus nicht. Der Vorwurf, dass ein Einzelkind nicht konfliktfähig ist, ist so ziemlich die größte Idiotie,

welche die Psychologie hervorgebracht hat. Aber für irgendwas müssen diese armen Geschöpfe ja herhalten, und wenn es nur darum geht, von Beflissenen mit oder ohne Titel verwurstet und als lebensunfähig hingestellt zu werden. Dabei war der Stempel Egoist noch der sympathischste. Und was noch viel schlimmer ist: Millionen Erstgeborener werden zu Geschwisterkindern verdonnert, weil ihnen sonst ein Makel lebenslänglich anhängen würde.

Ja, ich war verwöhnt. Meine beiden Teufel samt Ehegatte waren es aber auch. Und sind es heute noch. Wirft ihnen das jemand vor?

Nein. Warum auch? Heute hatte ich jedoch die Gelegenheit, mich umzudrehen, ihnen einen schönen Tag zu wünschen und ihre Konfliktfähigkeit hart auf die Probe zu stellen. Dass dies meist mit knallenden Türen, heulenden Teenagern und einem vollkommen entnervten Vater anheimging ... nun ... die Evolution forderte schon immer ihre Opfer. Und ja ... ich hatte Mitleid mit ihm.

Schließlich hatte ich das jahrelang durchgemacht und wusste, dass der liebe Gott einem nur einen Satz Nerven pro Kind und Pubertät mitgegeben hatte und dass dieser Satz bereits nach den ersten Anzeichen hormoneller Veränderungen des einst so lieben und reizenden Kindes in seinem Bestand arg strapaziert wurde.

Ich wage zu behaupten, dass ich die ersten fünfzehn Lebensjahre meiner Kinder eine wirklich gute Mutter war. Sie bekamen die Liebe, die sie brauchten, um sich entfalten zu können. Sie bekamen die Fürsorge, die sie gedeihen ließ. Sie bekamen die Erziehung, die sie zu wertvollen Mitgliedern dieser Gesellschaft machen sollte.

Meine Kinder waren höflich, konnten bitte und danke sagen, hielten älteren Mitbürgern die Türen auf, bückten sich, wenn besagten älteren Herrschaften etwas herunterfiel. Und das ohne Aufforderung meinerseits. Mein Sohn verbeugt sich heute noch bei

der Begrüßung von Damen, meine Tochter macht immer noch einen leichten Knicks. Gut: etwas altmodisch, aber das war Teil meiner Erziehung, dass sie dem zu Begrüßenden Respekt entgegenbrachten. Dass sie im Laufe ihrer Pubertät diesen Respekt mir gegenüber vermissen ließen, stand auf einem anderen Blatt. Und ja: Es sei ihnen verziehen, und ich werde sie nicht aus dem Grab heraus verfolgen, sobald sie selbst einmal hormongesteuerte Kinder haben werden, so wie meine Mutter es immer noch tut. Eine andere Geschichte, vielleicht eine Fortsetzung.

Und irgendwann kam dann dieser Tag, an welchem ich mich fragte, ob das je besser werden würde. Was würde mich erwarten, wenn dieses kleine Volk, dem ich all meine Nerven und meine Liebe geschenkt hatte, die Koffer packen würde und sich den Herausforderungen der großen weiten Welt vor unserer heimischen – und noch schützenden – Tür stellen wollte? Was würde dann aus mir?

Die Antwort war so einfach wie schmerzlich: Ich würde dann immer noch hier sitzen und versuchen, etwas darzustellen, was ich nicht war. Denn immer noch würde ich dagegen ankämpfen müssen, dass es mir dann und wann herzlich egal war, was meine Brut so anstellte. Und ich würde sicherlich nicht darauf warten, dass sie mit Koffern voller Dreckwäsche vor meinem Haus standen, um sich, während ich – natürlich – dieser Dreckwäsche den Garaus machen würde, den Wanst an meinem Kühlschrank vollzuschlagen. Ich wollte mir nicht ihren Liebeskummer anhören, verursacht von Menschen, die ich nicht mal dem Namen nach kennen würde, weil niemand die Notwendigkeit sah, mich zu informieren. Ich wollte nicht jene von der Gesellschaft so geforderte Betroffenheit für eine Sache heucheln müssen, die ich nicht ändern konnte, weil sie das Leben an sich bedeutete.

Ich wollte und konnte nicht an der Seite eines Mannes leben, den ich abgöttisch liebte, aber der irgendwann nicht mehr mit der Tatsache fertig werden würde, dass er nicht mehr der einzige Mann im Leben seiner Tochter sein würde, oder der gar den Respekt seines Sohnes einbüßen musste, weil er statt irgendeiner neuartigen Silikonverbindung bei der Renovierung des Bades eben doch den guten alten Hanfstrang zur Dichtung des Abflusses verwendete – aus gutem Grund. Und Respekt konnte man aus dem geringsten aller Gründe verlieren.

Ich wollte das alles nicht und ich hatte Angst vor dem, was ich tun und sagen würde, wenn es irgendwann mal so weit wäre. Ich stellte mir ständig die Frage, ob es mir als Mensch nicht mehr zugestanden wurde, zu existieren. Hatte ich bei der Geburt meiner Kinder meine Persönlichkeit und meinen Anspruch auf so elementare Bedürfnisse wie Akzeptanz meiner Wenigkeit einfach abgegeben?

Dass ich mich hintenanstellte, war in Ordnung. Damit konnte ich umgehen. Nicht jedoch damit, dass ich nicht mehr leben und atmen durfte. Auch stellte ich mir die Frage, ob ich es hinnehmen musste, dass mich mein Mann nicht mehr als die Person ansah, die er damals geheiratet hatte. War ich mit der Unterschrift auf dieser Linie auf der Heiratsurkunde nicht mehr die Frau, die er liebte? War ich nur noch Ehefrau, Mutter, Hausfrau und kostengünstige Geliebte? Weil ich ja da war. Ständig zur Verfügung für alles und nichts. Wo war ich als Person geblieben? Wo war das Individuum hin, das all das erst möglich machte?

Ich fand keine Antwort, stattdessen überkam mich immer wieder diese Wut, wenn es hieß, das Portemonnaie zu öffnen, um neue Schuhe für das Kindsvolk kaufen zu können. Dann wurde ich wahrgenommen. Dann war ich wer.

Aber das reichte mir nicht. Dazu war ich mir zu gut. Und dieses Gefühl des Zu-gut-Seins war der allerletzte Hebel meines Selbsterhaltungstriebes. Also musste ich Distanz schaffen. Eine Distanz, die es mir erlaubte, weiterhin gemäßigtes Interesse zu zeigen, um nicht ganz aus der Welt meiner Kinder und meines Gatten zu verschwinden. Die es mir aber ermöglichte, meinem Überlebenstrieb zu frönen.

Der Therapeut, den ich nach meiner Scheidung – die, wie bereits angemerkt, allgemeines Kopfschütteln in meiner näheren Umgebung verursachte – konsultierte, diagnostizierte aus dem Stegreif eine erhebliche Hormondiskrepanz. Ein tief empfundenes Glücksgefühl durchströmte mich, denn endlich schien ich wenigstens in einem Punkt gesellschaftskonform zu sein.

Ich zog die Tablettenpackung der Hormonersatztherapie aus meiner Tasche, sah den Mann mir gegenüber scheel an und stand auf. Im Gegensatz zu einigen meiner Geschlechtsgenossinnen war ich mir nämlich durchaus über den Umstand im Klaren, was Hormone mit dem Seelenfrieden anrichten konnten, und hatte mich frühzeitig für die chemische Keule entschieden. Zeit, mich mit Homöopathie, Pendeln oder TCM zu beschäftigen und irgendwann dermaßen von Räucherstäbchen benebelt zu sein, dass wenigstens ich glauben würde, alles wäre in Ordnung, hatte ich nicht. Also ließ ich den Hormonstatus bereits seit der Geburt des zweiten Kindes kontrollieren, weil in meiner Verwandtschaft die verfrühte Menopause an der Tagesordnung war.

Was beneidete ich die Männer in diesem Moment. Denen wurde zumindest eine ausgeprägte Midlife-Crisis zugestanden. Ich hingegen wollte mir keinen dicken Porsche kaufen, wollte mich nicht mit jüngeren Männern oder gar Frauen umgeben. Ich wollte einfach nur leben, damit ich dieses Leben mit denen teilen konnte,

die ich liebte.

Ohne die Hilfe des Therapeuten, den ich nach der ersten Konsultation zum Teufel jagte, wurde mir klar, dass es genau dieses zerrissene Gefühl war, das mich jahrelang beinahe zum Wahnsinn getrieben hatte. Das mich mit schöner Regelmäßigkeit zu Nervenzusammenbrüchen getrieben hatte, die meine Familie und mich zur Verzweiflung nötigten. Ich liebte meine Kinder und meinen Mann, aber im Prinzip konnte ich mich durchaus auch als unbeteiligter Beobachter sehen, wenn es um ihre Belange ging. Ich hatte Jahre dafür gesorgt, dass es ihnen gutging; dass sie ihre Unterhosen dort fanden, wo man sie finden sollte. Dass sie genug zu essen auf dem Tisch hatten; dass sie offene Arme fanden, wenn sie es brauchten. Ich gab ihnen die Liebe, die sie suchten, und ich ging dabei drauf.

Und dann begegnete ich Trinchen.

2. Kapitel

Tilda

Da, wo ich ursprünglich herkommen tue, spricht man so. Da, wo ich geboren und aufgewachsen bin, ist ein Trinchen die Verniedlichung einer *Trine*, was wiederum eine Verballhornung einer *Träne* ist, die keine Träne im üblichen feuchten Sinne ist. Ganz früher, also so im Mittelalter, war eine Träne eine Kuh. Die sprachliche Entwicklung hat daraus eine Frau gemacht, die in einigen Dingen etwas – nun, sind wir höflich – begriffsstutzig ist. Wenn man dieser Frau etwas noch Netteres tun will, dann nennt man sie halt Trinchen. Dass mein Trinchen auch einen realen Namen hatte, ist selbstverständlich. Doch meistens – nämlich immer dann, wenn sie zu meinem Weinvorrat dackelte, meine unendlichen Vorräte an Kleenex zunichtemachte – nannte ich sie

zärtlich, beinahe mit mütterlicher Fürsorge, mein Trinchen. Dabei hätte man ihr diese Fehlstellung ihres Charakters auf den ersten Blick gar nicht zugetraut.

Tilda Menzel, 40 Jahre, 178 cm groß, 65 Kilogramm leicht, war und ist auch heute noch das, was Männern den Geifer aus den Mundwinkeln laufen lässt. Rothaarig, ihr Gesicht von vornehmer Blässe gezeichnet, ein Mund, der kirschrot leuchtet, eine Figur wie eine 18-Jährige, selbstbewusst, selbständig und beruflich ohne Quote so erfolgreich, dass sie sich ihr Singledasein leisten konnte. Ein Busen, der Frau den blassen Neid ins Gesicht trieb, ein Hintern wie gemalt und gemeißelt, der Mann mit hochrotem Kopf in peinliche Situationen brachte, wenn er erklären musste, dass das dort in seiner Hosentasche nur das Handy war. Tilda war immer auf der Suche nach *dem Mann*. Und mit schöner Regelmäßigkeit verursachte diese Suche bei ihr Anfälle von akuter Heulsucht. Meistens dann, wenn sie wieder einmal feststellen musste, dass guter Sex nicht gleichbedeutend mit *Mann – zum Heiraten* war. Tilda hatte in dieser Hinsicht ein nicht ganz unbedeutendes Problem: ihr Beuteschema. Als ich dieses Vollweib kennenlernte, war ich noch verheiratet und so sehr mit mir beschäftigt, dass mir jede Frau, die anscheinend hatte, was mir nicht vergönnt war, den Neid ins Gesicht trieb. In dieser Beziehung war ich der Mode ein paar Jahre voraus. Grün stand mir gut. Leider zu gut. Es brauchte ein paar Monate, unzählige geleerte Flaschen Rotwein, bis ich feststellte, dass es Tilda im Prinzip nicht anders ging als mir. Gut: Ich hatte guten Sex, denn auch wenn ich mit meinem Leben ansonsten unzufrieden war, der Sex war immer zu beiderseitiger Zufriedenheit. Zumindest körperlich. Den Rest habe ich ja bereits erklärt.

Tilda hingegen musste bei ihrer Suche nach *Mr. Perfect* nicht nur

die Spreu vom Weizen trennen. Ihre Auffassung, dass ein potenzieller Ehemann gewisse Fähigkeiten im Bett haben musste und diese – bitte schön – auch nicht nach der Trauung ablegen sollte und durfte, machte es ihr beinahe unmöglich, genau diesen Mann zu finden. Zu sehr stand sie sich mit ihrer romantischen Auffassung selbst im Weg. Zu schnell wollte sie einfach alles. Und dann passierte meist genau das, was sie eigentlich mit ihren Testphasen zu vermeiden suchte: Sie verliebte sich, der Sex wurde schlecht, der Mann in seinem Verhalten ihr gegenüber sowieso, und sie stand wieder heulend am Anfang. Oder am Ende. Je nach Betrachtungsweise.

In dieser Zeit verpasste ich ihr den Spitznamen Trinchen. Sie war einfach begriffsstutzig, was Männer anging. Diese Frau, welche die Intelligenz besaß, mal eben locker die gesamte Weltwirtschaftskrise aus dem Handgelenk geschüttelt zu lösen, wollte nicht von ihrem Beuteschema abweichen und zunächst einmal nur genießen. Auch wenn sie beinahe gebetsmühlenartig versicherte, dass sie ja eigentlich, vor allem wirklich und wahrhaftig nur auf den körperlichen Genuss aus war. Sie verliebte sich, und das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Sobald sie diesen Punkt auf ihrer persönlichen Agenda abgehakt hatte, begannen die Probleme.

Ich habe selten eine Frau gesehen, die so genügsam war wie Tilda. Sie war bereit, bei allem und jedem Abstriche zu machen.

Trotzdem – oder vielleicht deshalb – gingen ihre Beziehungen mit schöner Regelmäßigkeit schief. Hatte sie sich erst einmal ordentlich in den Kerl verguckt, schaffte er es nicht mehr, sie zu befriedigen. Ein seltsames Phänomen, denn gerade in dieser Phase sollte Frau doch alles durch die rosarote Brille sehen können. Tilda hingegen plante bereits den nächsten Schritt, trug dieses modische

Accessoire nur noch zur Tarnung, um dann innerlich in den Prüfmodus zu gehen. Sie fand an jeder Handlung des Objektes ihrer Begehrlichkeiten die berühmte Haarnadel im Heuhaufen, und am Ende war sie von sich so enttäuscht, dass nur noch der Schlusstrich übrig blieb.

Dass die Herren, die sich Tilda ausgesucht hatten, dabei einen nicht ganz unwesentlichen Teil dazu beitrugen, sei nicht verschwiegen. Denn sobald sie sich dieser Klassefrau einigermaßen sicher waren, ließen sie ihren wahren Egos freien Lauf. Sie mutierten zu sozial inkompetenten Wesen, die man nicht einmal mehr auf einer Party vorführen konnte, ohne sich in Grund und Boden schämen zu müssen. Sie vernachlässigten Tilda auf das sträflichste. Etwas, das ich bis heute nicht nachvollziehen konnte.

Tilda begleitete mich durch meine Scheidung. Sie war die einzige Person in meiner näheren Umgebung, die auf Anhieb verstand, dass ich litt. Und dass dieses Leiden für meine Familie nicht gesund war. Sie war es auch, die in der Endphase der Trennung viele ausführliche Gespräche mit meinem Noch-Gatten führte. Etwas, was eigentlich ich ihm schuldig war, aber nicht konnte. Ich konnte ihm nicht begreiflich machen, was ich durchmachte. Tilda konnte es. Sie machte meinem Ehemann und mir Mut, diesen Schritt zu gehen. Etwas, wofür ich ihr dankbar bin. Und wofür ich meinem Ex-Mann dankbar bin. Denn obwohl er immer wieder betonte, dass er es nicht verstand, war er bereit, mir mein Leben zurückzugeben. (Dass ich anfangs sagte, ich hätte ihm seines zurückgegeben, liegt in der Art und Weise der Betrachtung.) So gingen Tilda und ich also hin, richteten mir eine kleine Wohnung ein, vervollständigten unsere Weinvorräte und Kleenex-Packungen, um gemeinsam einen neuen Start zu wagen. Ich als Neu-Single, sie als Verfechterin der These, dass Liebe und guter

Sex sich nicht ausschließen mussten. Dass sich da zwei Dinge verbinden wollten, die dem Urknall bei der Erstehung der Welt ziemlich nahekamen, verstand sich von selbst. Ich war noch zu sehr Ehefrau, als dass ich mich in Abenteuer stürzen konnte. Tilda war zu sehr Jägerin der verlorenen sexuellen Einheit, als dass sie wirklich vorurteilsfrei an diese Sache herangehen konnte. Ich wollte sie dabei unterstützen, ehrlich und ernsthaft dabei behilflich sein, dass sie sich nicht wieder auf den – für sie – falschen Pfad begab. Vielleicht konnte ich dabei auch wieder lernen, was es hieß, auf der Pirsch zu sein.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Greta Haberland

Nicht schon wieder Kamasutra!

Eine mehr oder weniger romantische Komödie

Leseprobe aus Sandra Henkes „Jenseits aller Tabus“

Über dieses Buch:

Lucille ist in größter Gefahr, seit sie sich entschlossen hat, gegen ihren Ehemann – einen Waffenhändler – auszusagen. Im Rahmen des Zeugenschutzprogramms gibt das FBI ihr eine neue Identität. Sie findet sich als Dienstmädchen im Haus eines ebenso charismatischen wie exzentrischen Reeders wieder. Schon bald fordert er von ihr ganz besondere Dienste: tabulos, fesselnd und ungemein erregend. In Lucille erwacht ein ungeahntes Verlangen. Sie will sich mit Haut und Haar hingehen – aber kann sie ihm wirklich vertrauen?

»Thriller- und Erotik-Fans werden gleichermaßen begeistert sein.«

LoveLetter – Bücher zum Verlieben

Sandra Henke

Jenseits aller Tabus

Erotischer Roman

PROLOG

1

Juni, Mexiko

Acapulco de Juárez war sexy, fand Lucille Blunt und ließ ihren

Blick über den Strand schweifen, während sie ein weiteres Cocktailglas mit einem Trockentuch polierte. Blinzeln beobachtete sie eine Latina, die sich auf ein Sommerbett, eine komfortable Loungeliege mit Baldachin, setzte, sich hinter ihrem Rücken abstützte und ihr Gesicht in die Sonne hielt. Unweigerlich musste Lucille an ihr Bett daheim in Boston denken – eine Matratze auf dem Fußboden.

Sie betrachtete die Bartheke als Grenzlinie. Aus einer Laune heraus stellte sie das Glas ins Regal und legte das Tuch weg. Schmunzelnd trat sie an den Durchgang.

Auf dieser Seite des Tresens gibt es nur Arbeit, dachte sie und machte einen Schritt nach vorn zu den Barhockern, und auf dieser beginnt der Spaß.

Zumindest für die Urlauber. Sie selbst kam nur dahinter hervor, um Gläser von den Tischen neben den Wellnessliegen abzuräumen.

Die Strandbar, in der Lucille den Sommer über jobbte, befand sich in unmittelbarer Nähe der Luxushotels, die neu im Süden Acapulcos gebaut worden waren. Die Bezeichnung *Acapulco diamante* beschrieb nicht nur das Viertel, sondern auch deren Gäste treffend. Tag und Nacht floss der Champagner in Strömen, und Lucille musste aufpassen, nicht allein vom Zuschauen betrunken zu werden. Es wäre ihr im Traum nicht eingefallen, bei dreißig Grad Alkohol zu trinken. Aber was wusste sie schon von Genuss? Für sie stellte jedes Sandwich, das sie sich von ihrem kargen Lohn leistete, eine Schlemmerei dar.

Neid und Frust regten sich in ihr, doch sie kämpfte die giftigen Gefühle nieder, indem sie sich einredete, dass es okay war.

Immerhin lebte sie das Leben, das sie leben wollte. Sie war unabhängig und »erfolgreich« – wenn auch nicht im Sinne von »vermögend« wie die Gäste, die für eine Übernachtung in den

hiesigen Hotels mehr zahlten, als Lucille monatlich in *Kassandras Kitchen* in Boston verdiente. Aber man konnte es wahrlich als erfolgreich bezeichnen, wenn man sein Studium abschloss, obwohl man genauso viele Stunden als Kellnerin in einer Bar verbracht hatte wie im Hörsaal!

Als sich ein Mann neben die Latina setzte, verzerrten sich deren Botoxlippen zu einem lasziven Lächeln, das Lucille unweigerlich an den Joker aus Batman denken ließ. Die rassige Schönheit würde ihren nächsten Champagner bestimmt nicht selbst bezahlen. Lucille dagegen war auf niemanden angewiesen, niemandem etwas schuldig und kroch niemandem ins Mokkastrübchen.

Grinsend lehnte sie sich gegen die Theke. Mokkastrube, diesen Begriff hatte ihr Alfie beigebracht. Sie vermisste den bärtigen Riesen, der mit seinen tellergroßen Händen die besten Kuchen in ganz Boston buk. Er war zu ihrer Ersatzfamilie geworden, seitdem sie alle Brücken hinter sich abgerissen hatte. Unwillkürlich zog sie ihren Rocksäum nach unten, da Erinnerungen in ihr Gestalt annahmen wie schwarzer Nebel, der sich zu einer scheußlichen Fratze verdichtete.

»Darf ich Sie etwas fragen?«

Lucille schreckte aus ihren Gedanken hoch und drehte sich rasch zu dem Mann um, der sich gerade auf einem der Barhocker niederließ. Hatte er etwas gesehen? Als er auf ihre Beine zeigte, setzte ihr Herz einen Schlag aus.

»Wieso tragen Sie einen Rock?«, fragte er mit einem auffälligen Vibrato, das seine Stimme einzigartig machte. Er schaute einer Kellnerin nach, die sich mit einem Tablett an Lucille vorbeidrängte und zu den Loungeliegen ging. »Die Hintern der anderen Angestellten dieser Bar stecken in Hotpants.«

Was sollte sie darauf antworten? Fieberhaft suchte sie nach einer

Ausrede, aber es wollte ihr keine einfallen. Religiöse Gründe? Für dieses Argument war der Rock vermutlich nicht lang genug, er bedeckte nicht einmal ihre Knie. Sie wollte auch nicht als verklemmt gelten, indem sie log, dass die Hosen, die kaum die Pohälften der Servicekräfte bedeckten, ihr zu sexy waren. Der Fremde würde sich bestimmt die verrücktesten Vorstellungen machen, wenn sie die Wahrheit sagte, nämlich dass sie etwas verdecken musste. »Private Gründe.«

»Verzeihung, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten.«

Entschuldigend lächelte der Fremde und studierte die Cocktailkarte.

Das gab Lucille, die hinter den Tresen trat, als würde sie Schutz suchen, die Möglichkeit, ihn zu mustern. Obwohl sie ihn um die fünfzig schätzte, leuchteten seine kurzen Haare schlohweiß, als wären sie durch einen krankhaften Pigmentverlust ausgebleicht. Ein Albino schien er jedenfalls nicht zu sein, denn seine Augen waren von einem trüben Grau und sein Teint so braun, dass er entweder schon seit einem halben Jahr in Acapulco weilte oder sich am Morgen eine frische Bräunungsdusche gegönnt hatte. Durch sein schwarzes Hemd, das in der Meeresbrise flatterte, konnte Lucille ein kleines, festes Bäuchlein und seine Brustwarzen sehen – und wandte sich ab. Sie hatte mehr gesehen, als ihr lieb war.

»Einen *Sex on the beach*, bitte.« Nachdem er die Cocktailkarte weggelegt hatte, haftete sein Blick auf ihr. »Mein Name ist Jack Caruso.«

»Lucille.« Sie zeigte auf ihr Namensschild und maß Wodka, Pfirsichlikör, Cranberry- und Orangensaft ab und gab die Flüssigkeit samt einiger Eiswürfel in einen Shaker. Dieser Kerl machte sie nervös. Noch flirtete er auf eine zurückhaltende Art und Weise mit ihr, aber sie kannte diese Sorte Männer – sie waren

begütert und überheblich und verspeisten Kellnerinnen zum Frühstück. Aber nicht mit ihr!

Lucille hielt den Shaker mit beiden Händen und schüttelte die Zutaten. Jack Caruso, dieser Name passte so gar nicht zu seinem Erscheinungsbild, er klang nach einem Disney-Film, nach *Robinson Crusoe* oder *Die Schatzinsel*, nach einem Künstlernamen für jemanden, der sich mit der Aura von Abenteuer und Gefahr schmücken wollte.

Sie goss die Flüssigkeit aus dem Shaker hinzu. Dann steckte sie einen dieser neuen Trinkhalme in das Glas, einen sogenannten *Sensory Straw*, der am oberen Ende anstatt einer großen Trinköffnung vier kleinere Löcher hatte, damit sich die Flüssigkeit gleichmäßig im Mund verteilte.

Nur das Beste für die Gäste, dachte Lucille spöttisch und stellte den *Sex on the beach* vor Jack Caruso auf einen Untersetzer.

»Danke. Ich mag übrigens Ihr Tattoo«, bemerkte er beiläufig, während er versonnen lächelnd mit dem Strohalm in seinem Cocktail rührte, ohne sie aus den Augen zu lassen.

Instinktiv legte Lucille eine Hand auf ihren Bauch. Wie hatte er es sehen können?

Als hätte er ihre Gedanken erraten, erklärte er: »Es schaut manchmal heraus, je nachdem, wie Sie sich bewegen. Dann klafft diese hübsche himmelblaue Bluse vorn ein bisschen auf – nicht viel, machen Sie sich keine Sorgen –, sondern gerade so weit, dass die Scheren des Skorpions herauslugen. Es ist doch einer, habe ich recht?«

Zögerlich nickte sie, denn sie gab nicht gern Dinge von sich preis. Eine Ahnung beschlich sie. Caruso hatte absichtlich die harten Barhocker den weichen Liegen vorgezogen – er hatte ein Opfer auserkoren und war nun auf der Pirsch.

»Würden Sie es mir zeigen? Ich habe nämlich auch *un escorpión*. »

Lucille wollte seine Tätowierung auf keinen Fall sehen. »Lieber nicht, meine Chefin fände das gar nicht gut.«

Um seinem Blick zu entgehen, schaute sie so angestrengt zum Strand hinüber, als würde Gerard Butler, leicht bekleidet wie ein Spartaner, am Ufer entlangspazieren – halb nackt, durchtrainiert und zu allem bereit.

Ihr fiel eine Gruppe von fünf Kindern auf, die miteinander eine Sandburg bauten. Lucille schätzte sie auf fünf bis acht Jahre. Aber sie hörte kein Lachen oder Schreien. Die Hautevolee wurde niemals laut, nicht einmal die Kinder. Lucille fand es traurig, dass bereits die Kleinen das Korsett der High Society trugen. Sah so eine glückliche Kindheit aus?

Was wusste sie schon davon! Man soll nicht mit Steinen werfen, wenn man im Glashauss sitzt, unkte sie in Gedanken und biss sich auf die Unterlippe, bis es wehtat.

»Darf ich Sie denn wenigstens auf einen Drink einladen?« Caruso trank einen Schluck und leckte sich über die Unterlippe.

Plötzlich legte ein Mann den Arm um die Schulter des Weißhaarigen. »Aber Jack«, mit zusammengekniffenen Augen sah er auf ihr Namensschild, »Lucille ist doch keine Animierdame, sondern im wahren Leben, abseits des Acapulco diamante ... lassen Sie mich raten.«

»Danke, Richard.« Freundschaftlich knuffte Caruso den Neuankömmling in die Seite. »Durch dich sind meine Chancen gerade auf null geschmolzen. Konnte dein Termin mit unseren Geschäftspartnern nicht etwas länger dauern?«

Obwohl es schon vier Uhr nachmittags war, ging für Lucille erst jetzt die Sonne auf. Was für eine Sahneschnitte!

Das erste Mal war Lucille ernsthaft betrübt darüber, keine von den

Schmocks zu sein, wie ihre jüdische Kollegin Judith – die nicht etwa aus der Judenhochburg New York County stammte, sondern, zu Lucilles Überraschung, aus dem »Mekka der Country Music« Nashville – die versnobten Gäste nannte.

Trotz der Hitze trug Richard ein elfenbeinweißes Hemd mit langen Ärmeln. Nur der oberste Knopf stand offen. Im Gegensatz zu Jack Caruso besaß sein Teint eine natürliche Sonnenbräune, die seine Attraktivität unterstrich. Er hatte seine schwarzen Haare zurückgegelt und im Nacken militärisch kurz rasiert. Eine dunkle Strähne fiel ihm ins Gesicht und verlieh ihm etwas Verwegenes. Seine breiten Schultern ließen darauf schließen, dass er Gewichte stemmte.

Aber sein gutes Aussehen war nicht das, was Lucille anzog, sondern es faszinierte sie, wie er sprach, der samtige Ton seiner Stimme, so sexy und warm, die Art, wie er sich elegant und fließend auf den Hocker neben seinen Partner setzte, das anzügliche Leuchten in seinen Augen, diese stumme Art mit ihr zu flirten, nicht so aufdringlich wie Caruso, sondern so dezent und gekonnt, dass Lucille sich seinem Charme unmöglich entziehen konnte.

»Unsere Lucille ist bestimmt eine Globetrotterin.« Caruso stützte sich mit den Ellbogen auf der Theke ab und schlang seine Finger ineinander. »Eine Backpackerin auf der Suche nach Abenteuern.«

»Nein, nein, du hast keine Ahnung von Frauen, mein Freund. Lucille ist bodenständig. Sie ist auch keine von den jungen Dingern, die hierherkommen, um sich einen reichen Mann zu angeln.«

»Leider nicht.« Caruso lachte herzlich, trank einige Schlucke seines Cocktails und musste husten.

»Das hier ist nur ein Sommerjob für sie«, führte Richard seine

Vermutungen weiter aus. »Kommen Sie, Lucille, sagen Sie schon, dass ich richtigliege.«

»Ich bin Studentin, äh, war«, korrigierte sie sich rasch. »Ich bin gerade mit dem Studium fertig geworden.«

Verdutzt richtete sich Caruso auf. »Wow, woher wusstest du das?«

Richard zuckte mit den Achseln. »Man sieht, dass sie etwas im Köpfchen hat.«

Unmerklich knirschte Lucille mit den Zähnen und wischte mit einem feuchten Tuch über die Arbeitsfläche, nur um etwas zu tun zu haben. Es freute sie natürlich, dass man sie für intelligent hielt, aber das Attribut »Schönheit« brachte niemand auf den ersten Blick mit ihr in Verbindung.

Bis auf ihre roten Haare war sie eher von unscheinbarer Natur, und ihr schulterlanger Schopf war nicht einmal so flammend wie der Sonnenuntergang in Acapulco, sondern brachte die Augen der Betrachter ebenso zum Tränen wie die Trikots des Football-Clubs Houston Dynamo. Ihre Brüste füllten nur ein B-Körbchen, sie waren ebenso zu flach wie ihr Hintern. Ihrer zierlichen Figur fehlten die Rundungen an den entscheidenden Stellen, durch die Sommersprossen wirkte ihr kleines Gesicht kindlich, und niemand schätzte sie auf vierundzwanzig. Regelmäßig musste sie ihre ID-Card vorzeigen, wenn sie für *Kassandras Kitchen* Alkohol einkaufte, den Alfie zum Backen oder für seine Kaffeekreationen brauchte.

Richard nahm den Cocktail seines Freundes, hielt den Trinkhalm beiseite und nippte am Glasrand. »*Sex on the beach*.«

Als Caruso einige Minuten zuvor den Namen des Getränks ausgesprochen hatte, hatte es Lucille fast angewidert, doch aus Richards Mund klang die Bezeichnung sinnlich. Sie spürte, wie Hitze in ihre Wangen stieg, und legte das Tuch verlegen weg, da

die Arbeitsplatte nicht sauberer werden konnte.

»Den haben Sie sehr gut gemixt, Lucille.« Er stellte das Glas zurück auf den Untersetzer und schmunzelte, weil Caruso die Augen verdrehte und mit den Lippen lautlos das Wort

»Süßholzasplend« formte.

»Was haben Sie denn studiert?«, fragte Richard und nahm einen Cracker aus einer der Silberschalen, die gefüllt auf der Arbeitsfläche standen und darauf warteten, zu den Tischen gebracht zu werden, sobald ein neuer Gast erschien.

Lucille beeilte sich, eine Schale vor Richard und Caruso zu stellen, weil sie das bisher versäumt hatte. In Richards Gegenwart kam sie sich klein und unbedeutend vor. Es gab nichts, mit dem sie einen Mann wie ihn beeindrucken konnte. »Gartenbau und Landschaftspflege.«

»So etwas kann man an der Uni lernen?« Überrascht lehnte er sich zurück. »Einen Baum pflanzen kann doch jeder.«

Lucille wusste, dass Gartenbau nur die kleine Schwester der Landschaftsarchitektur war, aber sie kannte ihre Grenzen.

Finanziell konnte sie sich ein Aufbaustudium einfach nicht leisten. Sie musste dringend Geld verdienen. Ihr fehlte die Kraft, das Pensum – Lernen und nebenher Kellnern zu gehen – über weitere Jahre aufrechtzuerhalten. Sie hatte sich nicht einmal mit einem Urlaub belohnen können. Um doch aus Boston rauszukommen und in ihren Augen einen der schönsten Strände Mexikos sehen zu können, hatte sie halt einen Sommerjob angenommen.

Richard hatte offenbar gemerkt, dass er in ein Fettnäpfchen getreten war, und glitt von seinem Hocker. Ohne sich um die verdutzten Mienen der anderen Angestellten zu kümmern, kam er zu Lucille hinter den Tresen, legte seine Hand unter ihr Kinn und hob ihr Gesicht an, damit sie ihm in die Augen sah. »Es tut mir

leid, wenn ich Sie verletzt habe. Das war nicht meine Absicht.«

»Schon gut.« Wer konnte schon einem Mann wie ihm böse sein?

Bestimmt führte er – so wie es schien, gemeinsam mit Jack Caruso – ein großes Unternehmen mit zig Mitarbeitern und jonglierte mit Zahlen, bei denen Lucille schwindelig werden würde.

Verständlicherweise musste es ihm lächerlich vorkommen, dass sie sich freiwillig die Hände schmutzig machte. Er hatte das nicht nötig, für die Drecksarbeit hatte ein Geschäftsmann wie er Personal.

»Haben Sie schon viel von Acapulco de Juárez gesehen?« Richard ließ ihr Kinn los, nicht ohne dabei beiläufig mit dem Handrücken ihre Halsbeuge zu streifen.

Trotz der Hitze erschauerte Lucille wohlig. Während sie die Nähe zu Richard genoss, dachte sie an all die Pläne, die sie vor dem Abflug geschmiedet hatte. Den Hafen, wo Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Kaffee verschifft wurden und riesige Kreuzfahrtschiffe anlegten, wollte sie sich ebenso anschauen wie La Quebrada, wo Klippenspringer bis zu 35 Meter in die Tiefe in den Pazifik sprangen. Sie hatte vor, ein Auto zu mieten und eine Tour in die Berge und zu den Buchten im Norden und Osten zu machen, oder sogar einen Kurztrip nach der 300 km entfernten Mexiko-Stadt.

Doch genauso wie in Boston hielt sie die Arbeit von all den schönen Dingen ab, und es fehlte auch hier am schnöden Mammon. Sie mochte das Gehabe des Jetsets nicht, aber um seinen Wohlstand beneidete sie ihn doch.

Lucille lächelte müde und zuckte mit den Schultern. »Ich bin ja erst dreieinhalb Wochen in Mexiko.«

»Sie hat ein Skorpionstattoo auf dem Bauch«, warf Caruso ein, inzwischen ein wenig mürrisch, da Lucille auf Richard ansprang, ihn jedoch hatte abblitzen lassen.

»Ist es wie unseres?«

Caruso schnaubte und sagte: »Ich weiß es nicht, sie will es mir nicht zeigen«, bevor er sich drei Cracker auf einmal in den Mund stopfte und lautstark darauf herumkaute.

»Darf ich es sehen?« Ohne ihre Antwort abzuwarten, schob Richard mit einer Hand ihre Bluse langsam immer höher, bis ihr Bauch freilag.

Jeden anderen Mann hätte sie abgewehrt, aber es lag eine solche Sinnlichkeit in dieser Geste, dass sie Richard gewähren ließ.

Seine Fingerspitze glitt über den Skorpion, der unter ihrem Bauchnabel eintätowiert war; dieser hatte die Fangarme mit den Scheren abwehrend gehoben und den Schwanz mit dem Stachel ebenfalls, sodass sein Körper ihren Nabel halb umschlang.

»Nicht wie unserer – er ist nicht mit roter Farbe gefüllt, sondern besteht nur aus schwarzen Umrissen –, aber ein Verwandter. Das verbindet uns irgendwie.« Er ließ ihre Bluse los und strich mit dem Zeigefinger immer tiefer über ihren flachen Bauch.

Ein Kellner, der es mit einem missbilligenden Kopfschütteln quittierte, wie dicht Lucille vor einem Gast stand, blieb demonstrativ neben ihnen stehen. Prompt hakte Richard seinen Zeigefinger in das Bündchen von Lucilles Rock und zog sie daran hinter der Theke hervor – auf die Spaßseite –, damit der Angestellte passieren konnte. Ihr Slip blitzte hervor, was Richard mit einem lasziven Lächeln quittierte. Sichtlich zufrieden, dass ihr Brustkorb auf und ab wogte, ließ er von ihr ab.

»Sie gehören hier nicht hin, Lucille«, sprach er leise, als wären seine Worte nur für ihre Ohren bestimmt.

Was meinte er damit? Die Strandbar, den Jetset oder Acapulco allgemein?

»Sie sind nicht wie die anderen Frauen in diamante. Sie erinnern

mich an mich – kommen von ganz unten, sind aber bereit dazu, hart zu arbeiten, um Ihren Kopf eigenhändig aus dem Sumpf zu ziehen.« Gefühlvoll strich er ihr eine Strähne hinter das Ohr. »Aber jetzt haben Sie mich. Lassen Sie uns herausfinden, welche Richtung Ihr Leben nimmt, wenn Sie plötzlich alles haben können.«

Lucille verstand kein Wort, war aber beeindruckt und neugierig, da in diesem Fremden weitaus mehr Tiefe zu stecken schien als im Gros der Luxusgäste der Bar. Außerdem fand er sie toll. Dieser attraktive Mann fand sie toll!

Es geschehen noch Wunder, dachte sie innerlich jauchzend und beging ihren ersten Fehler: Nach Feierabend ließ sie sich von Richard verführen.

2

Richard war anders als die jungen Männer, mit denen Lucille in Boston ausging. Nach Feierabend – es war erst später Nachmittag, da Lucille Frühschicht gehabt hatte – nahm er sie einfach bei der Hand und führte sie vom Strand fort. Dezent versuchte sie sich loszumachen, weil einer der Angestellten gerade einen neuen Karton Champagner aus dem Kühlraum hinter der Bar holte und seine Augen immer größer wurden, als er seine Kollegin Händchen haltend mit einem Gast davongehen sah, doch Richards Hand war wie ein Schraubstock.

Charmant lächelnd führte er sie mitten durchs Foyer des Luxushotels, in dem er residierte, während Lucille das Logo der Bar, das die Brusttasche ihrer Bluse zierte, mit ihrer freien Hand verbarg, was reichlich verkrampft wirkte. Das war Lucille im Grunde auch, aber die Tatsache, dass Richard von allen 700.000 Menschen in Acapulco sie begehrte – ausgerechnet die

Einzelgängerin mit den Wilma-Feuerstein-Haaren –, ließ ihre Furcht davor, ihren Job zu verlieren, unbedeutend erscheinen. Richard gab ihre Hand erst in der Suite frei – ein Traum in Cremeweiß, modern und edel eingerichtet –, durch deren getönte Fenster man über den Acapulco diamante blickte. Offensichtlich konnte er es nicht erwarten, mit ihr zu verschmelzen, denn im Schlafzimmer riss er sich förmlich das Hemd vom Leib, warf es in hohem Bogen fort und drängte Lucille gegen die Wand neben der Verbindungstür. Machohaft stützte er sich rechts und links neben ihrem Kopf ab und gab ihr Zeit, seinen Körper zu betrachten. Lucille staunte nicht schlecht, denn er trug ein Achselshirt aus Tattoos.

Unweigerlich musste Lucille an Gangsterrapper und Gefängnisinsassen aus Dokumentarfilmen denken und entschuldigte sich in Gedanken bei Richard für ihre Vorurteile. Noch nie hatte sie einen Menschen mit derart vielen Tätowierungen gesehen! Sie schmückten sein Sixpack und seine breite Brust. Eine Schlange wand sich bis über seine rechte Schulter, zusammen mit dem Stacheldraht auf der linken Schulter erweckte sie den Eindruck, Träger für das Tattoo-Shirt zu sein.

Vorsichtig streckte Lucille ihre Hand aus und berührte Richards Bauch. Ihre Handfläche glitt über die Landschaft seines Körpers, stahlharte Muskeln und Bilder, die sie erschreckten, als Lucille sie näher betrachtete. Fratzen kristallisierten sich heraus, Pistolen, Jagdmesser und Monster, denen Blut aus dem Maul rann, ein Drache mit einem riesigen weit aufgerissenen Maul, eine Spinne, in deren Netz menschliche Körperteile hingen, und dazwischen immer wieder Waffen: Säbel, Pfeile, Äxte, Macheten und Gewehre. Der Richard, der sich hinter der Fassade des Geschäftsmannes verbarg, schien ein ganz anderer zu sein. Wilder. Obwohl die

Tattoos Lucille beunruhigten, empfand sie gleichzeitig eine erregende Faszination. Ihre Neugier wuchs. Würde der Bad Boy genauso hinreißend sein wie der Charmeur, der sie in der Strandbar umgarnt hatte?

Lucille erinnerte sich an Carusos Bemerkung: »Sie hat ein Skorpionstattoo«, worauf Richard entgegnet hatte: »Ist es wie unseres?« Während ihre Hände die Wölbungen seiner Muskeln streichelten, suchte sie den Skorpion, aber er musste sich so gut zwischen den anderen Bildern verstecken, dass sie ihn nicht entdeckte.

»Recht martialisch«, meinte sie, als ihre Hand über ein Auge fuhr, dessen Pupille wie eine zerbrochene Scheibe aussah und blutige Tränen weinte.

Seine Stimme war ruhig, aber sein Brustkorb hob und senkte sich. Seine Hose wölbte sich im Schritt. »Das sind nur Abbildungen des Lebens.«

Mit den Fingerspitzen zeichnete sie das Wort nach, das in kunstvoll geschnörkelten Großbuchstaben über die Unterseite seines rechten Arms tätowiert war. »*Guerrero*, wie der Bundesstaat, in dem Acapulco liegt?« War er ein so großer Fan dieser Stadt an der mexikanischen Pazifikküste?

»Nein.« Richards Stimme wurde rau und dunkel. »*Guerrero* wie Kämpfer. Ich bin ein moderner Krieger.«

Sie wollte etwas sagen, doch er verschloss ihren Mund mit seinen Fingern und beruhigte sie: »Scht, du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten. Wir stehen auf derselben Seite. Ich beschütze dich.«

Seine Worte machten Lucille weich und willig. Seitdem sie von ihrer Mutter zu Pflegeeltern gebracht worden war, hatte sie sich allein durchs Leben kämpfen müssen. Damals war sie erst fünf Jahre alt gewesen. Fünf! Der Kampf hatte sie stark gemacht, aber

sie war auch müde, ständig Rückgrat beweisen zu müssen, und wollte sich endlich einmal fallen lassen.

Hoffnung keimte auf, dass Richard der Mann war, in dessen Arme sie sich fallen lassen konnte. Der sich um sie kümmerte, wie es nie zuvor jemand getan hatte, nicht einmal ihre Mutter, nicht ihre Zieheltern, die nur Mädchen und Jungen bei sich aufnahmen, um Kindergeld zu bekommen, und auch nicht das Sozialamt, das sich dessen bewusst war und trotzdem immer wieder dorthin vermittelte, obwohl es lediglich Problemfamilien durch neue Problemfamilien ersetzte.

Das alles hatte Lucille vor sechs Jahren hinter sich gelassen.

Zumindest redete sie sich das ein, doch jetzt merkte sie, dass die schlimmen Erinnerungen noch immer nicht verstummt waren. Aber bei Richard würde sie endlich Frieden finden, wenn auch nur für eine Nacht.

Verzweifelt, weil die Dämonen der Vergangenheit sie nicht losließen, schob sie seine Hand von ihrem Mund und küsste ihn. Er schmeckte himmlisch und erwiderte ihren Kuss mit einer Leidenschaft, die sie trunken machte. Seine Arme schlangen sich um ihre Taille. Richard drückte sie so fest an seinen Körper, dass sie befürchtete, keine Luft mehr zu bekommen. Oder raubte der Kuss ihr den Atem? Sie konnte es nicht sagen, war kaum fähig zu denken, weil sie noch nie mit einem Mann zusammen gewesen war, der so männlich, so gefestigt, so selbstbewusst und außergewöhnlich war.

Als er sie ein Stück von sich fortschob und ihre Bluse aufknöpfte, ließ Lucille es zu. Den Blick fest auf sie gerichtet, zog er ihr das Oberteil aus, als wäre sie sein Eigentum; der Büstenhalter folgte sogleich, dann betrachtete er ihre kleinen festen Brüste eingehend. Eine Weile stand er einfach nur da und erregte sich an ihrem

nackten Oberleib.

Nach einer Weile strich er mit den Fingerknöcheln seitlich über ihren Busen, sodass ihre Nippel noch härter wurden. Dann packte er zu, nicht grob, aber besitzergreifend. Fest massierte er ihre Wölbungen und beobachtete nicht nur, wie das weiche Fleisch zwischen seinen Fingern hervorquoll, sondern auch wie Lucille immer mehr erbebt vor Lust. Sanft drückte er ihren linken Busen zusammen, sodass die Brustspitze ihm entgegenwuchs. Er neigte sich zu ihr herunter und saugte daran.

Seufzend lehnte Lucille ihren Hinterkopf gegen die Wand. Sie hielt sich an Richards breiten Schultern fest und überlegte, wieso alles, was er tat, so viel intensiver war als bei ihren Liebhabern zuvor. Schon jetzt konnte sie es kaum erwarten, seinen harten Schaft in sich zu spüren. Noch leckte er über ihren Nippel; er nahm ihn so tief in seinen Mund auf, dass sie befürchtete, er wolle sie mit Haut und Haaren verschlingen, und saugte ihren halben B-Körbchen-Busen ein. Dasselbe tat er mit ihrer rechten Brust, bis beide Seiten rot, geschwollen und feucht von seinem Speichel waren.

Richards Hände glitten über ihren Rücken, ihren Bauch und ihre Schultern. Er berührte jeden Zentimeter ihres Oberkörpers und knetete ihren Hintern, während er Lucille an sich presste, sodass sie seine Erektion spürte. Als er sich an ihr rieb, hätte sie gern die Beine für ihn geöffnet, damit er näher an ihre Scham kam, doch der Rock hinderte sie daran. Das erkannte auch er, denn er öffnete den Reisverschluss und schob ihn von ihren Hüften, bevor Lucille ihn daran hindern konnte. Ihr blieb kurz die Luft weg, nicht vor Ekstase, sondern vor Angst, er könnte Fragen stellen oder sich von ihr abwenden, wenn er sah, was sie für gewöhnlich akribischer verdeckte als ihre Intimstellen.

»Hast du Geheimnisse vor mir?« Er versuchte über ihre Schulter zu

linsen.

Erst jetzt bemerkte Lucille, dass sie instinktiv die Rückseite ihrer Oberschenkel mit ihren Handflächen bedeckte. Ihr Slip, den Richard hatte ausziehen wollen, war daran hängen geblieben. Mit geröteten Wangen nahm sie ihre Hände weg, und das Höschen fiel zu Boden. Lucille wollte unter keinen Umständen, dass er glaubte, sie wäre nicht ebenso erregt wie er. Sie wäre am Boden zerstört, wenn er sie jetzt fortschicken würde.

Plötzlich hob er sie hoch und trug sie zum Bett. Er stellte sie davor ab, wirbelte sie so schnell herum, dass ihr schwindelig wurde, und drückte sie mit dem Bauch auf das Bett nieder. Bevor sie aufstehen oder sich auf den Rücken drehen konnte, war er auch schon über ihr. Mit einem Griff in ihren Nacken hielt er sie unten, sein Knie spreizte ihre Beine, sodass ihre Spalte aufklaffte. Ihr Herz pochte schmerzhaft, als er ihre Kehrseite musterte. Lucille konnte die Narben nur sehen, wenn sie sich vor einen Ganzkörperspiegel stellte und ihren Oberkörper verdrehte, aber sie wusste auch so, dass sie da waren – wie Notenlinien, waagrecht untereinander, vier auf der rechten und fünf auf der linken Seite.

Ihr stiegen Tränen in die Augen. Sie schämte sich so schrecklich! Ihr Magen verkrampfte sich, da Richard sie nun mit Fragen bombardieren würde, die sie nicht beantworten wollte. Doch er tat etwas, das sie ganz und gar überraschte und das die Tränen trocknen ließ, bevor sie geweint waren: Er neigte sich zu ihren Schenkeln hinab und leckte mit der ganzen Länge seiner Zunge über die Narben.

»Ich wette, du wirst Lucy gerufen.« Seine Zungenspitze fuhr eine der Einritzungen nach, und obwohl Lucille diese Geste nicht nur zu schätzen wusste, sondern auch als sinnlich empfand, wähnte sie eine Sekunde lang eine Klinge zu spüren. So erstaunlich, wie es

war, durchfuhr sie ein Schmerz, der zwar nicht mehr als ein Echo aus ihrer Erinnerung war, aber den sie tatsächlich erneut zu spüren glaubte.

»Aber ich werde dich Cilly nennen, wie ›silly‹, nur mit C, weil es albern und töricht ist, etwas zu verbergen, das deinen Charakter so sehr geprägt hat wie vermutlich nichts anderes in deinem Leben. So ist es doch, nicht wahr?« Richard erwartete keine Antwort, denn er stand auf, setzte sich aufs Bett und winkelte sein rechtes Bein an, sodass sie seinen Fuß von unten sehen konnte.

»Jemand hat dir die Fußsohle verbrannt.« Entsetzt wollte Lucille sich aufsetzen, doch er legte ihre Hand auf den Rücken, um ihr zu zeigen, dass sie liegen bleiben sollte.

»Der Geldeintreiber, für den ich mit siebzehn gearbeitet habe, war der Ansicht, ich wäre zu freundlich zu den Menschen, die ihm Geld schuldeten.« Abfällig rümpfte er die Nase und ließ seinen Fuß los.

»Das war das letzte Mal, dass mir jemand wehgetan hat, ohne dafür zu büßen. Seitdem zahle ich mit barer Münze zurück.«

Raubtierhaft kletterte er wieder über sie. Er zog ihre Gesäßhälften auseinander und züngelte von hinten durch ihre Spalte. Während er mit seinen Daumen über ihre Narben rieb, stieß er in ihre feuchte Öffnung hinein, doch er kam nicht tief genug.

Schnalzend stand er auf. Er zog Lucille auf die Füße, drängte sie zum Clubsessel, der vor der Fensterfront mit den getönten Scheiben stand, und stieß sie sanft an, sodass sie auf den Sitz plumpste.

Schwer atmend vor Erregung legte er ihre Beine rechts und links auf die Armlehnen und betrachtete ihren Schoß. Allein durch seinen begehrliehen Blick rauschte das Blut noch stärker durch ihre Mitte. Ihre Scham pulsierte förmlich.

Während er sich offenbar daran erregte, sie so geöffnet vor sich sitzen zu sehen, zog er sich hastig nackt aus. Achtlos warf er seine

teure Kleidung auf den Boden und rieb einige Male ungeniert über seinen erigierten Penis. Groß und hart stand er von seinen Lenden ab, bereit, sofort in Lucille hineinzustoßen, doch so ungestüm ging Richard nicht vor. Stattdessen kniete er sich vor den Sessel und massierte ihre Beine.

Das Warten machte Lucille wahnsinnig. Sie wollte endlich wieder von ihm dort berührt werden, wo es am schönsten war.

Als er dann mit der Breitseite seiner Zunge über ihre Schamlippen leckte, stöhnte sie auf. Sie hielt sich an ihren Knien fest und genoss jeden Kuss, den Richard auf ihren Schenkeln, ihrem Venushügel und ihrem Schoß platzierte. Seine Zungenspitze drang in die Täler zwischen ihren geschwollenen Lippen. Schamlos glitt er in ihre feuchte Öffnung, und zwar so tief, bis seine Lippen auf ihrem Eingang lagen und er nicht weiter in sie eindringen konnte.

In ihrem Inneren spürte sie seine Zunge, die sich hin und her bewegte.

Richard schlürfte ihren Nektar, richtete sich plötzlich auf und zwang ihr einen Kuss auf, indem er seine Hand in ihren Haaren vergrub und ihren Kopf festhielt. Das erste Mal im Leben schmeckte Lucille sich selbst. Zuerst reagierte sie erschrocken, doch bald siegte die Erregung, die von dieser Obszönität angestachelt wurde. Nachdem er sie losgelassen hatte, leckte sie sogar seinen Mund ab.

Während sie noch an seiner Unterlippe knabberte, schob er seinen Daumen in ihre Mitte hinein. Er streichelte sie fordernd, bevor er auch den Zeigefinger in sie einführte, um sie sachte mit zwei Fingern zu nehmen. Lustvoll stöhnte Lucille und hielt Richards Hals umschlungen. In geschickten Wellenbewegungen, von denen sie gar nicht gewusst hatte, dass ihr Unterleib dazu imstande war, kam sie ihm entgegen.

Als er einen dritten Finger hinzunahm, dehnte er sie leicht. Lucille war schon so erregt, dass sie es sich selbst besorgt hätte, hätte Richard seine Hand hingehalten und sie machen lassen. Aber er war besonnener als sie und hörte auf, bevor sie kam.

Er erhob sich, stellte einen Fuß zwischen ihre Schenkel, damit er weiterhin einen Blick auf ihre hungrige Scham hatte, und führte ihren Kopf zu seinem Schaft. Bereitwillig öffnete sie ihre Lippen, staunte dann aber doch, wie tief er in ihren Rachen eindrang und dass er nicht erwartete, dass sie ihn aktiv befriedigte, sondern in sie hineinstieß.

Behutsam benutzte er ihren Mund, um sich Lust zu verschaffen. Lucille legte die Hände an seine Beine, nur für den Fall, dass er die Beherrschung verlor, aber diese Furcht stellte sich als unbegründet heraus, denn selbst als er heftiger zustieß, ging er nicht so weit, dass sie ihn bremsen musste. Noch überraschender war, wie sehr es ihr gefiel, benutzt zu werden. Richard nahm sich einfach, was er von ihr begehrte. Ein wenig machohaft, dachte Lucille und presste ihre Lippen fester um den heißen Schaft, denn selbst das machte sie an.

Als seine Beine zitterten, trat er zwei Schritte zurück und zog sie aus dem Sessel. Schwungvoll drehte er sie um und drückte sie mit dem Rücken gegen den Pfeiler zwischen zwei Fenstern. Lucille schaute aus dem Fenster, ängstlich, allerdings nicht, weil sie sich im fünften Stockwerk befanden, sondern weil sie die Strandbar erspähte. Konnte man sie von der Bar aus erkennen? Die Scheiben waren zwar getönt, aber die Sonne stand immer noch hoch am Himmel.

War der Sex mit Richard es wirklich wert, gefeuert zu werden? Richard riss sie erneut herum – wie eine Marionette, die er dirigierte, seitdem sie sich begegnet waren, kam es Lucille in den

Sinn – und presste sie mit dem Oberkörper gegen die Fensterscheibe, die bis zum Boden reichte. Wer immer in diesem Moment zufällig hochsah, konnte bestimmt ihre nackten Rundungen sehen. Das war schon beschämend genug. Doch viel schlimmer war die Vorstellung, dass ihre Chefin oder einer der Angestellten sie bemerkte oder jemand die Polizei rief und sie wegen Exhibitionismus verhaftet werden würden.

Richard führte seinen Schaft zwischen ihre Schenkel, ließ seine Lenden vor und zurück schaukeln und stieß zwischen ihre Beine. Seine Stimme war heiser vor Lust: »Mach dir keine Sorgen. Du wirst dorthin sowieso nicht zurückkehren.

Da sein Phallus über ihren geschwellenen Schoß rieb, fiel ihr das Denken inzwischen schwer. Zwischen der Erregung, die ihren Verstand so träge wie Sirup machte, blitzten immer nur kurz Gedanken auf. Er sprach, als wäre seine Entscheidung beschlossene Sache, als wäre sie sein Eigentum. Was hatte er damit gemeint? Zurück zum Fußvolk? Zurück ins Leben? Angst regte sich in ihr, dass sie weitaus mehr als ihren Job verlieren könnte, doch er hielt sie unnachgiebig fest, während er sie nahm, ohne richtig in sie einzudringen, und dann und wann ihren Nacken küsste.

Stöhnend bediente er sich ihres Körpers und reizte sie gleichzeitig. Er schob seine Hände zwischen Fenster und Busen und streichelte ihre Brüste. Sachte zwirbelte er ihre Nippel, das Liebkosen ging in Kneten über, wurde immer fester, immer leidenschaftlicher, je weiter seine Erregung fortschritt. Aus den Küssen wurden Bisse, die zwar nicht wirklich fest waren, aber dennoch wehtaten.

Berauscht lehnte Lucille ihren Kopf gegen Richards Schulter.

Nach einer halben Ewigkeit zog er sie vom Fenster weg und bettete sie mit dem Rücken auf den Fußboden. Da dieser trotz Teppich hart war, schaute sie sehnsüchtig zu seiner Schlafstätte hoch.

»Alle treiben es im Bett«, er schob ihre Knie weit auseinander, kniete sich dazwischen und drang kraftvoll in sie ein, »deshalb vögele ich grundsätzlich nicht dort.«

Lucille bäumte sich auf. Am Ende war es ihr egal, wo er sie nahm, Hauptsache, er war endlich in ihr! Auch Richards Erregung war zu weit fortgeschritten, um es langsam angehen zu lassen. Stattdessen stieß er immer wieder zu. Kurz und hart. Mit einer Hand stützte er sich über ihrer Schulter ab, damit seine Stöße sie nicht wegschoben, mit der anderen massierte er ihre Brüste. Sachte kniff er in ihre Brustspitzen und strich jedes Mal danach behutsam darüber.

Als Lucille aufschrie, da er sie recht schmerzhaft gezwickt hatte, hielt er ihr den Mund zu, ohne damit aufzuhören, in sie einzudringen. Lächelnd sah er sie über seine Hand, die ihre Lippen verschloss, hinweg an und stieß härter zu.

Dieser Mann war unglaublich! Hilflos und ausgeliefert lag sie unter ihm, zumindest machte es den Anschein. In Wahrheit hätte sie in diesem Augenblick nirgendwo anders als in diesem Hotelzimmer sein wollen. Dieser gestählte Oberkörper, die Tätowierungen, die ihm das Aussehen eines wilden Stammeskriegers verliehen, und seine hemmungslose Art, sie zu nehmen, brachten sie fast um den Verstand.

Als Lucille kam, schrie sie ihre Lust heraus, schrie sie in seine Handfläche und krallte sich an seinen starken Armen fest, da er sich weiterhin in ihr bewegte, in diesem übersensibilisierten Fleisch zwischen ihren Schenkeln, bis auch er kam.

Noch in derselben Woche beging sie ihren zweiten und dritten Fehler.

Der erste bestand darin, sich Hals über Kopf in Richard zu verlieben. Allein der Gedanke, nach Boston zurückkehren zu

müssen, in die Einsamkeit ihrer Wohnung und die Tristesse ihres Alltags, zerriss sie innerlich. Seine Zuneigung war wie Balsam für ihre Seele. Sie fühlte sich ihm so nah, da auch er in einfachen Verhältnissen aufgewachsen war und das geschafft hatte, was Lucille noch erreichen wollte: es zu etwas bringen, aus eigener Kraft.

Doch bisher hatte sie auf ihre Bewerbungen nach dem Studium nur Absagen kassiert und würde weiterhin im Café arbeiten müssen. Kein anspruchsvoller Job, keine Liebe. Sie bewunderte Richard! Und sie fühlte sich wohl bei ihm, geschützt und geliebt.

In den darauffolgenden Tagen trug er sie auf Händen. »Meine Göttin« nannte er sie. Noch nie hatte irgendjemand solch ein Kosewort für Lucille ausgewählt! Das erste Mal in ihrem Leben fühlte sie sich geschätzt.

Doch die Verliebtheit allein wäre nicht so schlimm gewesen. Lucille wäre darüber hinweggekommen. Allerdings machte sie den gravierendsten aller Fehler, aus einer Laune heraus, aus Verzweiflung, aus Naivität, da sie im Rausch der Lust – Richard schlief mehrmals täglich mit ihr – Sex mit Liebe verwechselte und weil ihr Leben schon immer Haken geschlagen hatte, zum Beispiel, als die Behörden sie mit fünf Jahren von ihrer Mutter wegholten, und später, als sie sich mit achtzehn Jahren von ihren Pflegeeltern losgesagt hatte.

Nun, mit vierundzwanzig, nahm Lucille Blunt eben Richards spontanen Heiratsantrag genauso spontan an, um sich zum dritten Mal in ihrem Leben neu zu erfinden, und mit der Hoffnung, endlich ein Zuhause gefunden zu haben.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Sandra Henke

Jenseits aller Tabus

Erotischer Roman

Leseprobe aus Joe G. Hirschhagels „Lachen, bis der Schiri pfeift“

Über dieses Buch:

Ein Leben ohne Lachen ist wie ein Leben ohne Fußball:

Theoretisch möglich – aber alles andere als empfehlenswert. Umso besser, wenn man das eine mit dem anderen verbringen kann – und in diesem Buch die besten Fußballwitze aller Zeiten findet!

Joe G. Hirschhagel Lachen, bis der Schiri pfeift

Die besten Fußballwitze

Vorwort

Fußball ist die schönste Nebensache der Welt. So sagt man allgemein. Der Manager des FC Liverpool, Bill Shankley, hat es einmal auf seine bescheidene Art ähnlich ausgedrückt. Er meinte: „Fußball ist nicht das Wichtigste auf der Welt. Es ist das Einzige!“ Ein anderes Mal sagte derselbe Mann: „Man behauptet immer, Fußball sei eine Angelegenheit auf Leben und Tod. Ich mag diese Haltung nicht. Ich finde, es ist viel ernster ...“

Wo er recht hat, hat er recht. Und es war ebenfalls ein Brite, der Spieler Gary Lineker, der sinngemäß Folgendes definierte: „Fußball ist ein Spiel, bei dem 22 Mann dem Ball nachlaufen und am Ende gewinnen immer die Deutschen.“

Nun, die EM in Polen und der Ukraine hat uns eines Besseren

belehrt. Und sie hat einmal mehr bewiesen: Über Fußball lässt sich trefflich diskutieren, streiten oder – genau! – lachen. Und das wollen wir Ihnen mit diesem eBook vermitteln. Es erscheint rechtzeitig zum Beginn der 50. Bundesliga-Saison. Wegen dieses Jubiläums ist die knapp vergeigte Europameisterschaft auch längst schon wieder aus den Köpfen der Fans verschwunden.

Da der Ball jetzt wieder in den Stadien rollt wie eh und je, wissen wir auch: Fußball ist manchmal zum Heulen. Und dann erträgt man ihn nur mit Humor. Manchmal mit schwarzem. So weit gehen wir hier aber nur selten. Unser Lachen kommt (meist) von Herzen. Wie genau das aussieht, das vermitteln wir Ihnen in genau 13 Lektionen. Wir sind ja schließlich nicht abergläubisch, nicht wahr? Warum 13? Na ja, zwei Kapitel können Sie auswechseln, wenn es sein muss.

Wir hoffen, es gelingt uns, alle komischen Seiten dieses aufregenden Spiels zu beleuchten. Die sportlichen, die kommerziellen, die privaten. Wir albern über Spieler, Trainer, Schiedsrichter und Fans. Über Schlitzohrigkeit, Schlagfertigkeit – und, na ja, auch über Dummheit.

Falls mal ein Promi namentlich genannt wird, so versichern wir, es ist wirklich nicht böse gemeint und es geschieht auch nur dann, wenn sich ein Witz beim besten Willen nicht „anonym“ erzählen lässt, weil ihm sonst die Pointe fehlt. Und Sie wissen ja: Lieber einen Freund verlieren als eine Pointe herschenken ... Übrigens: Natürlich kann es vorkommen, dass manche Spieler-, Trainer- und Vereins-Konstellationen, die in diesem Buch erwähnt werden, aufgrund des sehr aktiven Transaktionsgeschehens nicht mehr existieren und sich der ein oder andere Beteiligte mittlerweile neuen Herausforderungen widmet. Sei es als Spieler, Trainer oder Sportexperte im TV...

Selbstverständlich gilt auch: Wenn wir über große Rivalitäten – etwa Dortmund/Schalke, Bayern/1860, HSV/St. Pauli oder Frankfurt/Offenbach – witzeln, dann kann fast immer genauso gut jeder andere Verein gemeint sein. Humor ist keine Einbahnstraße. Wir machen nur Spaß! Wir wollen nur spielen! Mit Worten, mit Gags, mit guter Laune! Am liebsten wäre uns, dass jede Pointe voll ins Kreuzeck passt. Unhaltbar. Messi-mäßig.

In diesem Sinne: Es kann nicht jeder Meister werden, aber es kann jeder gute Laune haben. Viel Spaß bei der Lektüre und beim Weitererzählen der besten Fußballwitze aller Zeiten!

Ihr Joe G. Hirschhagel

Kapitel 1: Die Spieler – elf Freunde müsst ihr sein!

Nun denn: Lieber einen Freund verloren als einen guten Witz verschenkt!

Der Manager lässt den Keeper in sein Büro rufen.

„Norbert, Sie sind wirklich das beste Pferd in meinem Stall!“

Doch bevor der mit vor Stolz geschwellter Brust etwas sagen kann, fährt der Manager fort: „Sie machen auf dem Platz den meisten Mist!“

Die Mittelfeld-Diva humpelt vom Platz. Besorgt kommt ihm der Trainer entgegen und fragt: „Schlimm verletzt?“

Spieler: „Nee, mein Bein ist eingeschlafen!“

Trainer: „Na gut, dann geh duschen!“

Spieler: „Wieso? Ich hab doch gar nicht geschwitzt!“

„Der Sponsor unseres Vereins hat unserem Keeper einen Sondervertrag angeboten, wonach er monatlich 5.000 Euro bekommt.“

„Aber das ist doch ein rechter Fliegenfänger.“

„Eben! Der Vertrag gilt nur, wenn er zum Lokalrivalen wechselt.“

Manager zum südamerikanischen Neuzugang: „Einem guten und fleißigen Spieler zahlen wir auch gerne ein hohes Gehalt.“

Spieler: „Hab ich mir doch gleich gedacht, dass da was faul ist.“

Warum wollten früher nach einem Länderspiel alle das Trikot von Andy Möller?

Weil es das einzige war, das nicht verschwitzt war.

Nachwuchstalent zum Präsidenten: „Wie hoch wäre denn mein Gehalt in Ihrem Verein?“

„Zunächst 15.000 Euro netto monatlich, später mehr.“

„Okay, dann komm' ich später wieder!“

Treffen sich zwei Fans. Fragt der eine: „Weißt du, warum unser

neuer Linksaußen neulich vom Tierschutzverband angezeigt wurde?“

„Nee, wieso?“

„Weil er 90 Minuten lang auf dem gleichen Regenwurm gestanden hatte!“

„Wie war ich?“, fragt der ehrgeizige Torwart nach dem Spiel in der Umkleidekabine.

„Letztes Wochenende warst du besser“, antwortet einer seiner Mitspieler.

„Letztes Wochenende? Da habe ich doch gar nicht gespielt!“

„Eben!“

Der Fußballprofi kommt stolz nach Hause: „Ich habe heute zwei Tore geschossen!“

„Und wie ist das Spiel ausgegangen?“

„1:1!“

Brüllt der Trainer den Neuen an: „Kannst du Idiot überhaupt rechts und links unterscheiden?“

„Na ja, wo rechts ist, weiß ich ...“

Wie sortieren Fußballer ihre Trikots?

In „Dreckig“ und „Dreckig, aber tragbar“.

Der Neuzugang kommt zu spät zum Training. Er entschuldigt sich beim Trainer und meint: „Sorry, aber ich habe zu stark auf meine Zahnpasta-Tube gedrückt. Und danach habe ich über eine Stunde gebraucht, um die Paste wieder in die Tube zurückzubekommen ...“

Zwei Fußballfreunde unterhalten sich. „Wie oft kannst du mit dem Ball jonglieren?“, fragt der eine.

„Ungefähr dreißig Mal.“

„Was, mehr schaffst du nicht?“

„Na ja, jedes Mal, wenn ich weiter machen will, werde ich vom Angriff der gegnerischen Mannschaft gestört.“

Ein Bundesligaspieler kommt in eine Bank und erkundigt sich nach den Zinsen für ein Darlehen von 25 Euro auf sechs Monate.

„1,50 Euro“, sagt ihm der Leiter der Kreditabteilung.

„Ausgezeichnet“, sagt der Fußballer. „Ich nehme das Darlehen, aber ich lasse Ihnen als Sicherheit meinen neuen Wagen da, bis ich die 25 Euro zurückgezahlt habe.“

Der Banker meint zwar, bei einem so kleinen Kredit sei keinerlei Sicherheit erforderlich, aber der Kicker besteht darauf. Am

nächsten Tag erzählt er einem Mannschaftskollegen von seiner Transaktion.

„Die müssen dich für verrückt halten“, sagt der. „Wo hat es das je gegeben, dass man für lumpige 25 Euro ein halbes Jahr lang einen nagelneuen Wagen bei der Bank stehen lässt?“

„Sollen sie mich doch für verrückt halten. Ich reise morgen für sechs Monate nach Dubai, wo ich einen Halbjahresvertrag unterschrieben habe. Wo sonst kann ich meinen Wagen ein halbes Jahr lang für 1,50 Euro unterstellen, wo ich doch jetzt kein Haus und keine Garage mehr habe?“

Torwart zu seinem Verteidiger: „Du, Klaus, wo liegt eigentlich Afrika?“

„Weiß ich nicht, aber so weit weg kann es nicht sein. Unser Neuer aus Kamerun kommt jeden Morgen mit dem Fahrrad zum Training.“

Ein Schalker Fan zum anderen: „Du, was hat denn der Huntelaar? Der hustet und niest ja ununterbrochen.“

„Der hat sich letzte Saison einen bösen Schnupfen zugezogen“
Daraufhin nickt der andere verständnisvoll: „Kein Wunder, der stand ja auch die ganze Zeit im Sturm.“

Ein Fußballer kommt in ein Schuhgeschäft. Der Verkäufer weist

darauf hin, dass die neuen Fußballschuhe in den ersten Tagen etwas drücken werden.

„Das macht nichts“, meint der Spieler, „dann ziehe ich sie einfach erst nächste Woche an ...“

Zwei Fußballer in der Sauna. Sagt der eine: „Ich esse jeden Morgen ein geschlagenes Ei!“

Darauf der andere: „Und ich eine geschlagene Stunde!“

Der Torwart wehrt sich beim Abendtraining verzweifelt gegen Mücken. Plötzlich kommen zwei Glühwürmchen angeflogen. Sagt der Keeper zu seinem Ersatzmann: „Verdammt, jetzt suchen uns die Biester schon mit Taschenlampen!“

Zwei Bundesligakicker unter der Dusche: „Diesen Winter nehme ich meinen eigenen Fernseher mit ins Trainingslager nach Mallorca.“

„Meinst du, dass es da unten keine Fernseher gibt?“

„Im Prinzip schon, aber nur solche, die spanisch sprechen.“

„Dieses dauernde Training“, mault der neue Star. „Man kommt kaum noch zu den Autogrammstunden.“

Traurig kommt ein Spieler nach Hause. Fragt seine Frau: „Was ist denn los, habt ihr verloren?“

„Nein, ich soll in einer anderen Mannschaft spielen.“

„Also haben sie dich verkauft?“

„Nein, verschenkt!“

Ein 18-jähriger Fußballprofi kommt in einen Bäckerladen und bezahlt mit einem Fünfhunderter. Fragt die Verkäuferin, ob er es nicht kleiner hätte.

Er antwortet: „Tut mir leid, aber mein Klub spielt in der Champions League.“

Ein Verteidiger wird gefragt, wie er denn die Abseitsregel definieren würde.

„Also, das ist ganz einfach. Also, ich sag mal: Wenn der Roberto neben mir die Hand hebt, sag ich mal, ja, dann mach ich einen Schritt nach vorn. Und dann pfeift der Schiedsrichter. Das ist Abseits.“

Der Jungstar kommt zu spät ins Training. Sein Trainer mault:

„Vorgestern hast du den Bus versäumt. Gestern bist du im Stau

stecken geblieben. Und was war heute?“

„Heute bin ich zu Fuß gekommen und hatte Gegenwind ...“

Kurz vor Spielbeginn in der Kabine. Sagt ein Spieler zum anderen:

„Hey, Olli, du hast ja einen Fußballschuh mit drei Längsstreifen und einen mit einem Querstreifen an!“

Antwortet der: „Das ist schon okay. Zu Hause habe ich noch so ein Paar!“

Der Torwart kommt mit einem nagelneuen Fahrrad zum Training.

Fragt ihn der Trainer: „Das ist ja ein tolles Teil! Was hat es denn gekostet?“

„2.000 Euro“

„Ist das nicht ein bisschen teuer?“

„Warum? Ein deutsches Sprichwort sagt: ‚Guter Rad ist teuer.‘“

Am nächsten Tag kommt der Keeper wieder zu Fuß. Fragt der

Trainer verwundert: „Wo ist denn dein Rad?“

„Geklaut!“

„Bist du zur Polizei gegangen?“

„Warum? Ein deutsches Sprichwort sagt: ‚Kommt Zeit, kommt Rad!‘“

Sagt ein Spieler im Trainingslager zum anderen: „Ich kann nachts immer so schlecht einschlafen.“

Antwortet der: „Mach’s doch wie ich: Ich zähle immer bis drei - manchmal auch bis halb vier!“

Manager zu seinem Stürmerstar: „Deine Leistungen in letzter Zeit waren konstant. Wir wollen dich gern langfristig an uns binden.

Angebot: Du bekommst ein Drittel mehr Gehalt.“

Spieler: „Das ist mir zu wenig. Ich will ein Viertel mehr!“

Zwei Spieler kommen nach dem Match auf dem Weg in die Kabine ins Gespräch.

„Also, bei meinem Präsidenten erreiche ich alles, wenn ich ihm drohe, den Verein zu wechseln.“

„Du hast’s gut“, seufzt der andere. „Würde ich das sagen, riefte der sofort ein Taxi ...“

Was sind die Lieblingsberufe der deutschen Mädchen?

Friseurin, Lehrerin und Freundin von Lothar Matthäus.

Spieler zu seiner Frau: „Schatzi, ich gehe jetzt ins Training. Und danach werden wir wohl im Vereinsheim noch ein Gläschen zischen.“

Sie: „Wieso denn Training? Saufen kannst du doch schon perfekt

...“

Pech ist, wenn einem Torwart die Hände gebunden sind.

Torwart Richard macht schon das ganze Training über einen bedrückten Eindruck. Als sich sein Mitspieler nach dem Grund erkundigt, meint er: „Ich bin zurzeit arg in den Miesen. Könntest du mir vielleicht tausend Euro pumpen?“

„Klar! Aber welche Garantie kannst du mir geben, dass ich das Geld zurückbekomme?“

„Genügt dir das Wort eines ehrlichen Kollegen?“

„Doch, sicherlich. Schick ihn mal nach Trainingsende vorbei!“

Pokalspiel im Hochsommer.

„Wahnsinn, bei der Bullenhitze zu spielen“, seufzt einer der Spieler. „Das hat doch mindestens 35 Grad im Schatten!“

„Reg dich doch nicht auf“, beruhigt ihn ein anderer. „Wir spielen doch gar nicht im Schatten!“

„Wieso bist du eigentlich gerade so nett zu dem alten Herrn gewesen?“, fragt ein Bundesligaspieler einen anderen bei der Autogrammstunde. „Du hast ihm ja gleich zehn Autogramme

gegeben.“

„Tja“, seufzt der andere, „das waren pure Dankbarkeit und Mitleid. Der alte Herr war mein Klassenlehrer auf dem Gymnasium. Wenn er nicht dafür gesorgt hätte, dass ich nach der Mittelstufe von der Schule geflogen wäre, wäre ich am Ende vielleicht auch nur Lehrer geworden!“

Fragt der Manager beim Vertragsgespräch den jungen Kicker:

„Sind Sie eigentlich verheiratet?“

Antwortet dieser: „Das zwar nicht, aber ich mache trotzdem alles, was man mir sagt!“

Was ist der Unterschied zwischen einem intelligenten Fußballer und dem Yeti?

Der Yeti wurde schon mal gesehen.

Der Manager bittet seinen altbewährten Libero zu sich ins Büro:

„Selbstverständlich möchte ich mich bei Ihnen ganz herzlich bedanken für das, was Sie für den Verein getan haben. Sie sind zuverlässig, kampfstark, kameradschaftlich ...“

„Aber ich bekomme wohl keinen neuen Vertrag?“

„... und von überaus schneller Auffassungsgabe!“

Ein älterer Bundesligaspieler zu seinem Kumpel: „Rate mal, was ich machen werde, wenn ich endlich meine Karriere beende!“

„Keine Ahnung. Was denn?“

„Den ersten Monat werde ich nur im Schaukelstuhl liegen.“

„Ja, und dann?“

„Im zweiten Monat werde ich schön langsam anfangen zu Schaukeln!“

Im Trainingslager wird eifrig Karten gespielt. Nach fünf Minuten wirft Kalle die Karten hin und schimpft: „Ihr beschummelt doch! In dem Spiel sind ja sechs Damen drin!“

„Na, und?!“, meint einer der anderen. „Noch nie etwas von ’nem Harem gehört ...?!“

Zornig wirft der Mittelfeldregisseur eine Schnecke ins Gebüsch.

„Was soll denn das werden?“, fragt ihn ein Mitspieler verwundert.

„Dieses aufdringliche Biest verfolgt mich schon während des ganzen Trainings!“

Wenn Sie weiterlachen wollen:

Joe G. Hirschhagel

Lachen, bis der Schiri pfeift

Die besten Fußballwitze

Leseprobe aus Tanja Kinkels „Der Meister aus Caravaggio“

Über dieses Buch:

Rom im Jahre 1612: Sie ist die Frau, über die sich eine ganze Stadt das Maul zerreißt; er ist der Kastratensnger, der bereit ist, alles für ein Leben in Frieden zu tun. Gemeinsam verbringen sie einen Nachmittag auf den Spuren des großen Malers Caravaggio – eine Begegnung, die sie verndern wird ...

Eine Novelle über Mut und Demut, Liebe und Hass, Kunst und die Kunst des Lebens von Tanja Kinkel, der Königin des anspruchsvollen historischen Romans.

Tanja Kinkel

Der Meister aus Caravaggio

Eine Novelle

Kapitel 1

Die junge Frau, die Pedro Montojo in der Kirche Santa Maria del Popolo traf, war tief verschleiert; das gebleichte Leinen um ihren Kopf ließ nichts von ihrer Haarfarbe erkennen. Der glockenförmige Rock aus braunem Taft und der schmale Kragen um ihren Hals glichen dem, was die meisten Kirchgngerinnen trugen, doch sie war allein, und das genügte, um ihr einige neugierige Blicke zu

sichern.

Es war nicht das einzige Ungewöhnliche an ihr. Ihre Hände waren verbunden, und Blut sickerte durch das festgezogene Leinen.

Montejo, der den Grund nur zu gut kannte – über den Skandalprozess sprach die ganze Stadt –, zuckte instinktiv zusammen.

Es war Mitgefühl gewesen, das ihn bewogen hatte, ihrem Ansinnen zuzustimmen; Mitgefühl, Neugier und die Sehnsucht nach einem unwiederbringlichen Teil seiner eigenen Vergangenheit. Doch beim Anblick ihrer Hände fragte er sich, ob es nicht besser gewesen wäre, auf ihr ungewöhnliches Ersuchen mit einer höflichen Absage zu antworten, statt sich einverstanden zu erklären. Niemand würde es ihm übelnehmen, wenn er sich weigerte, ihr Rede und Antwort zu stehen und einer Frau, der er zuvor nie begegnet war, die Bilder seines toten Freundes zu zeigen, die der Öffentlichkeit verborgen blieben.

Es war heute ohnehin fast zu windig, um aus dem Haus zu gehen; der Staub und die letzten toten Herbstblätter, die durch die Straßen Roms fegten, hatten ihm auf den Weg hierher zu schaffen gemacht, und er hatte mehr als einmal zum Himmel geblickt, halb hoffend, halb fürchtend, dass ein Gewitter die Spannung in der Luft tilgen würde. Noch vor ein paar Jahren hätte er nichts davon bemerkt. Vielleicht war es wirklich so, dass man jenseits der Dreißig alt wurde.

„Signore“, sagte sie und neigte ihr Haupt, als sie ihn sah.

Montejo wusste, dass es noch vor ein paar Wochen undenkbar für sie gewesen wäre, ihn anzusprechen. Sie war ein Mädchen aus gutem Haus, das hatte ihr Vater immer wieder betont, als er den Mann vor Gericht brachte, der einst sein Freund und Kollege gewesen war und nun der Vergewaltiger seiner Tochter. Mädchen

aus gutem Haus redeten nicht mit fremden Männern, und schon gar nicht mit solchen, die nichts als Diener im Haushalt großer Herren waren. Wenn sie es doch taten, dann gewiss nicht in so höflicher Weise.

Andererseits war Pedro Montojo, streng genommen, kein Mann. Er war Kastrat; seine Stimme diente dazu, den ehrwürdigen Kardinal Francesco Maria Bourbon del Monte zu ergötzen. Dies war sein einziger Daseinszweck geworden, seit sein Körper der Knabenhaftigkeit entwachsen war; in seiner frühen Jugend hatte es noch andere gegeben. Der Gedanke daran war für ihn wie eine endlich verheilte Wunde, deren Narben gleichwohl zu sichtbar und empfindlich waren, um sie zu leugnen.

„Signorina Gentileschi“, sagte er, und man hörte kein Echo seines kastilischen Akzentes mehr in dem weichen Italienisch. Montojo konnte sich kaum noch an seine Heimat erinnern. Sein Leben – sein wahres Leben –, hatte hier begonnen. In Rom.

„Signora Stiatessi“, verbesserte sie ihn und setzte, als sie seinen erstaunten Gesichtsausdruck bemerkte, schnell hinterher: „Seit gestern. Doch das tut nichts zur Sache. Nichts ist wichtig heute, außer dem Anliegen, das mich hierher führt. Ich werde Rom bald verlassen, Signore, und gewiss nicht zurückkehren. Doch die großen Bilder des Meisters sind alle hier, in dieser Stadt. Ich kann nicht gehen, bis ich nicht die wichtigsten gesehen habe.“

Maler, dachte Montojo und spürte die alte Aufwallung aus Bewunderung und Groll. *Sie sind alle gleich*. Laut erwiderte er nur: „Deswegen bin ich hier. Doch seine *Bekehrung des Heiligen Paulus* und die *Kreuzigung Petri* in dieser Kirche dürften Euch bereits vertraut sein, nicht wahr? Gewiss hat Euer Vater sie Euch...“

„Man kann sie nicht oft genug sehen“, schnitt sie ihm das Wort ab.

Ihre Stimme hatte nun einen herrischen Ton, der Montojo missfiel, obwohl er ihn kannte; kein Diener würde jemals ohne den besonderen Klang leben. Doch dies war eine andere Situation, und er merkte, wie sich erneut Widerwille in ihm regte.

„Verzeiht“, lenkte sein Gegenüber ein, als könne sie Gedanken lesen. „Ja, ich kenne die Bilder. Dies ist immerhin unsere Pfarrkirche. Doch irgendwo muss man einen Anfang machen.“

Montojo verbeugte sich und schritt mit ihr in die Cerasi-Kapelle. Santa Maria del Popolo war einmal die Kapelle eines Augustiner-Kloster gewesen, doch von der Bescheidenheit des Bettelordens spürte man dieser Tage nichts mehr. Mehrere der großen Familien Roms hatten hier ihre Grabmäler, und ihre reichen Stiftungen hatten dafür gesorgt, dass überall Marmor und Gold prangten; von der Kuppel leuchtete in Azurtönen die Schöpfungsgeschichte herab.

Montojo war sich sicher, dass der Meister gewiss nicht mit diesen Bildern begonnen hätte; er hörte ihn noch mit seiner zornigen Stimme fluchen, der Kardinal – „*Der alte Geizkragen!*“ –, habe es gewagt, daran herumzukritteln und eine neue Version zu verlangen. „*Aber dann musst du sie malen*“, sagte seine eigene jugendliche Stimme, „*vergiss nie, wir sind nur die Diener der großen Herren.*“ „*Du vielleicht, Pedro mio*“, entgegnete der Mann aus Caravaggio in seiner Erinnerung. „*Sei ein Diener, wenn du dich dazu machen lässt. Ich bin das Instrument Gottes.*“ Seufzend hatte er nach einer kurzen Pause eingeräumt: „*Aber Gott begleicht nicht meine Rechnungen, also hast du recht, und ich werde eine neue Version malen.*“

„Er hatte den Haushalt meines Kardinals gerade verlassen und in Kardinal Mattei einen neuen Gönner gefunden“, erklärte Montojo seiner Begleiterin, als sie vor dem Bild standen, das den gestürzten

Saulus zeigte. „Mattei war ... nun ... ein schwieriger Herr.“

Zunächst blieb sie stumm vor dem Bild stehen und studierte mit leicht schräg gelegten Kopf das, was sie schon kennen musste: Saulus, zu Boden geworfen durch die Macht Gottes, die Augen geschlossen, die Arme emporgereckt, ohne Licht oder Heiligenschein, die ihn als den zukünftigen Apostel ausgewiesen hätten, ohne Engel mit der Botschaft des Herren; auf dem Bild fand sich nichts weiteres als das Pferd, von dem er gestürzt war, und sein Knecht, hervorgetreten aus dem Schatten.

Nach einer Weile wandte sie sich dem anderen Gemälde zu, der *Kreuzigung Petri*, und betrachtete es mit der gleichen Hingabe. Montojo erinnerte sich noch gut, wie die Leute sich darüber empört hatten, dass der Erste aller Päpste als gequälter, von Todesängsten geplagter alter Mann dargestellt war, ohne Engel, die ihn erwarteten. Als handelte es sich um einen alten Verbrecher aus den römischen Gefängnissen, hatte es geheißen. Natürlich hatte es auch Lob gegeben, doch für den Maler waren die Aufregung und das Gezische befriedigender, was seine Gegner nur noch mehr erzürnte. Bis zum heutigen Tag wusste Montojo nicht, ob es ein gutes oder schlechtes Zeichen war, dass ihm dies, trotz besseren Wissens, manchmal ein Lächeln entlockte.

„Erzählt mir von ihm“, riss die Frau ihn aus seinen Gedanken.

„Ihr müsst ihn doch auch gekannt haben“, gab er ausweichend zurück, obwohl er mit dieser Aufforderung gerechnet hatte.

„Immerhin war er befreundet mit Eurem Vater.“

„Sie teilten sich die Kostüme und Requisiten für Modelle“, verbesserte sie ihn, „und einige Zoten. Aber als sie beide vor Gericht standen, weil Giovanni Baglione sie wegen Verleumdung verklagt hatte, da sagte der Meister, mein Vater sei nicht sein Freund, und auch keiner der von ihm geschätzten Maler. Es gab

eine große Aufregung in unserem Haus damals. Ich war erst zehn damals ... aber meint Ihr, so etwas konnte man je vergessen?“

Montejo räusperte sich. Es stimmte, derartige Worte waren gefallen, als der eifersüchtige Maler Baglione gleich drei seiner Konkurrenten vor Gericht zerrte – Orazio Gentileschi, Filippo Trisegni und ihn, Caravaggio. Jeder von ihnen war aufgefordert worden, sein Verhältnis zu den anderen zu beschreiben. Es war nicht einmal so, dass der Meister etwas gegen Orazio Gentileschi gehabt hätte, einen Maler, der ihn bewunderte und in jedem Streit unterstützte; nein, der Mann aus Caravaggio war nur ohne jede Höflichkeit und daher fast so talentiert darin, Freunde zu verprellen, wie er es mit dem Pinsel war. Sympathie, ja, die hatte es gewiss für Gentileschi gegeben, und doch sah er keinen Anlass dazu, Freundschaft vorzugeben, wo er keine empfand.

„Schmeicheln und schön tun, das ist etwas für Lakeienseelen.“

„Aber wir sind Lakaien ...“

„Weil du es sagst, Pedro, mag es für dich so sein. Doch hast du solche Worte je aus meinem Mund gehört?“

Wenn man es recht bedachte, gab es wirklich keinen Grund, warum der Scharfzüngigste aller Maler je Gentileschis kleiner Tochter begegnet sein sollte. Montejo fragte sich, ob sie dem Meister die Gleichgültigkeit ihrem Vater gegenüber immer noch übel nahm. Aber dann hätte sie ihn wohl nicht gebeten, die Bilder des Kardinals sehen zu dürfen.

„Nun“, gab er nach, während sie die Kapelle verließen, „ich weiß, dass er acht Jahre vor der Jahrhundertwende nach Rom kam, aber damals kannte ihn natürlich noch niemand. Er war ein Norditaliener, einer aus der Lombardei, und das, Signora“, fügte Montejo mit einem schiefen Lächeln hinzu, „ist fast so schlimm in dieser Stadt, wie aus Spanien zu kommen.“

„Beides ist leichter, als eine Frau zu sein“, entgegnete sie scharf und schaute auf ihre verbundenen Hände. Die offene Anspielung auf das, was mit ihr geschehen war, überraschte ihn. War ihr nicht wie ihm eingehämmert worden, jede Art von Schmerz hinter einem Lächeln zu verstecken?

„Davon weiß ich nichts“, sagte Montojo leise und meinte zu spüren, dass ihre ungewöhnliche Offenheit ihm kurz das Blut in die Wangen steigen ließ. Dann wurde ihm bewusst, dass er ihr – wenn sie Rom wirklich für immer verließ – nie wieder begegnen würde. Vielleicht gab ihr dies die Freiheit, Dinge auszusprechen, die sie sonst für sich behielt, wie es sich gehörte.

Konnte dasselbe auch für ihn gelten?

„Nun“, begann er vorsichtig, „auch ich weiß nicht, was es heißt, ein Mann zu sein. Ich war ein Kind, als man mich zu etwas machte, was zwischen Weib und Manne steht und keines von beiden ist.“

Die Erinnerung war verblasst im Lauf der vielen Jahre, und doch so scharf konturiert, als läge sie erst kurze Zeit zurück. Man hatte ihm Opium gegeben und ihn ein Bad nehmen lassen, ein Bad in heißem Wasser, das erste seines Lebens, und dann war es geschehen. Es hatte ihm die Stimme gesichert, die Kardinal del Monte einst öffentlich mit der eines Engels verglichen hatte, und seiner Familie genügend Geld eingebracht, um auf Jahre davon zu leben. Dennoch hatte er seinen Eltern niemals vergeben, ganz gleich, wie unchristlich und undankbar das auch sein mochte.

„Warum solltest du auch, Pedro? Hass! Hass macht lebendig. Schau mich an.“

„Man sagt, er habe Bilder kopiert und auf dem Jahrmarkt verkauft, damals in jenen ersten Jahren“, murmelte Gentileschis Tochter, die nach allem, was man hörte, gerade ihre eigenen Erfahrungen mit dem dem lodernsten aller Gefühle gemacht hatte.

Montejo nickte. „Niemand kannte Michelangelo Merisi aus Caravaggio“, entgegnete er. „Damals nicht. Ich erinnere mich noch gut daran, als ich ihn zum ersten Mal sah.“

„Wo seid Ihr ihm begegnet?“, fragte sie unumwunden „Im Haus Eures Kardinals?“

„Das ist keine Geschichte für eine Dame“, sagte Montejo ausweichend. Er wollte nicht darüber sprechen, was in seiner ersten Zeit im Haushalt des Kardinals sonst noch alles geschehen war, aber ohne diese Erinnerungen war das Bild seiner Beziehung zu dem Toten so unvollständig wie ein Porträt ohne dunkle Farben. Sie presste die Lippen zusammen. „Nun, Signore, ich muss Euch sicher nicht daran erinnern: Damen sind Frauen, die nicht von den Freunden ihrer Väter vergewaltigt werden“, sagte sie dann. „Seit mein Vater den Prozess gegen Agostino Tassi angestrengt hat, bin ich von niemandem mehr eine Dame genannt worden. Tassi und seine Freunde haben mich vor ganz Rom als Hure hingestellt, und selbst jetzt, wo der Richter ihn schuldig gesprochen hat, glauben doch die meisten nichts anderes von mir. Meint Ihr wirklich, irgendetwas aus dem Leben des Meisters könnte mich da noch schockieren?“

Noch einmal so jung sein, dachte Montejo, das möchte ich gerne. Noch einmal glauben, dass die erste Verletzung die Schlimmste ist und es danach nichts mehr auf der Welt gibt, das mich noch entsetzen kann.

„Viele waren schockiert über sein Leben“, sagte er friedfertig. „Die ständigen Raufereien, die Prozesse wegen Beleidigungen – nun, das wisst Ihr ja durch Euren Vater. Einmal hat er sogar vor dem spanischen Botschafter das Schwert gezogen, einer Kurtisane wegen.“

„Und doch hat man ihn geachtet, den Mann, der sich nicht

bändigen lassen wollte.“

„Dem Kardinal war sein Bild mit den Falschspielern unter die Augen gekommen, als all diese Skandale noch in der Zukunft lagen“, erklärte Montojo, „und es wurde das erste Bild, das er vom Meister kaufte. Aber wenn Ihr mich fragt, dann war das Bild, das den Ausschlag für ihn gab, ein anderes. Der Bacchus. Er hat sich selbst zum Modell genommen, und ... nun, Ihr werdet es sehen.“ Mit diesem Versprechen, so hoffte er, hatte er sie von seiner eigenen ersten Begegnung mit Michelangelo Merisi abgelenkt. Ganz gleich, was sie über ihren eigenen zerstörten Ruf dachte und wie sehr sie an ihren neuerworbenen Zynismus glaubte, sie war noch jung. Sie musste noch voller Hoffnung sein. Junge Menschen hörten nicht gerne, dass ihre Vorbilder nicht besser waren als jene, die sie hassten. Manche Väter gingen vor Gericht, wenn ihren Kindern Gewalt angetan wurde, und manche führten das Messer selbst, um ihre Kinder zu geeigneten Spielzeugen für hohe Herren zu machen, die sich dergleichen leisten konnten. Doch er hatte das Brot des Kardinals nun zwei Jahrzehnte lang gegessen, und der einzige, der ihn je dazu gezwungen hatte, von dem Preis dafür zu sprechen, der nichts mit dem Singen zu tun hatte, war der Mann aus Caravaggio gewesen, gleich an jenem ersten Tag.

Lesen Sie weiter in:

Tanja Kinkel

Der Meister aus Caravaggio

Eine Novelle

Leseprobe aus Paul Kleins „FUCK BUDDIES: Wilde Spiele“

Über dieses Buch:

Ein schüchterner Blick, ein vorsichtiges Herantasten ... doch dann geht es ganz schnell. Sie begegnen sich in einer U-Bahn-Station und einem Café, im Internet und einem Hotelzimmer: Vier Männer, die sich wie magisch voneinander angezogen fühlen – und deren Körper mehr als bereit sind für wilde Spiele ohne Tabus ...

FUCK BUDDIES: Starke Kerle, schwuler Sex und jede Menge prickelnde Überraschungen!

Paul Klein

FUCK BUDDIES: Wilde Spiele

Erotische Phantasien

Sandokan:

Ein Mittwoch wie jeder andere, am späten

Nachmittag

Noch ein paar Sekunden, und er hätte diesem diabolischen Blick nicht länger standhalten können. Dieses Monster hatte ihn durchschaut. Sah durch seinen Designeranzug hindurch bis in die Untiefen seiner Seele. Sein Blick fraß sich durch sein Sakko, seine Krawatte, sein Hemd, durch seine behaarte Brust, durch all seine Hautschichten bis tief hinein in sein Innerstes. Wenn dieses blöde

Kind nicht bald einen anderen Menschen in diesem völlig überfüllten U-Bahn-Wagen anvisierte, würde er es wohl oder übel erwürgen müssen. Hässliches, fettes, von der auf der Fernsehcouch vor sich hin vegetierenden Kettenrauchermutter gnadenlos verwöhntes Blag.

Ist es denn so offensichtlich, was ich gleich tun werde?

Mark hatte einen Scheißtag hinter sich. Nichts im Büro war ihm heute gelungen. All seine Budgetpläne waren von seinem Vorgesetzten mit einer Arroganz vom Tisch gefegt worden, die er bis dato nur aus Mafiafilmen gekannt hatte. Dann war er auch noch mit seiner Kollegin aneinandergeraten, die im Anschluss daran nichts Besseres zu tun gehabt hatte, als sich heulend im Damenklo einzusperren.

Typisch Frau, gleichberechtigt die Karriereleiter nach oben steigen wollen, aber bei der leisesten Kritik die Heulflatter aufs stille Örtchen machen ...

O Mann, wie ihn solche Tage anödeten! Und daher wollte er jetzt wenigstens ein bisschen entspannen. Ein wenig Leidenschaft, wenn man davon überhaupt reden konnte. Es würde ohnehin wieder grausam und eklig werden. Aber er konnte nicht anders. Es war wie eine Sucht. Kaum eine Woche verstrich, in der er nicht mindestens einmal dort hinging. Ungeachtet der Gefahr, die dort lauerte. Des Risikos, entdeckt zu werden. Oder überfallen zu werden. Bis jetzt war immer alles gutgegangen. Aber er hatte schon so viele andere Geschichten gehört.

Nur kurz. Ganz kurz vorbeischauen. Und nichts erzwingen. Es muss ja nichts passieren. Verkaufe dich bloß nicht wieder unter Wert.

Das dachte er sich jedes Mal, bevor er dort haltmachte.

An der nächsten Station musste er aussteigen. Mark wurde durch

eine Frau aus seinen Gedanken gerissen, die sich den Weg zur Tür bahnte und ihm dabei auf den Fuß trat.

„Sorry“, sagte sie.

„Kein Thema“, sagte er.

Nett sieht sie aus, dachte Mark bei sich. Sie erinnerte ihn an Anna. Und sie würde mit ihm aussteigen – also sollte er vorsichtig sein. Die Frau, die wie Anna aussah, und auch sonst niemand sollte ihn für so eine verzweifelte Tunte halten. Eine von der Sorte, die er selbst verachtete. Die alles tun würde für ein bisschen Anerkennung. Daher lieber unsichtbar werden. Und möglichst unauffällig. Sich im Hintergrund halten. Hinter allen anderen Aussteigenden den Bahnsteig verlassen, um als Letzter das Männerklo zu passieren. Um unbeobachtet hineingehen zu können. Damit er sich fallenlassen konnte. Für ein paar Augenblicke. In den letzten Jahren war er immun geworden. Gegen den für andere bestialischen Gestank von Pisse und Exkrementen. Nur Erbrochenes, daran konnte, wollte und würde er sich nie gewöhnen. Einmal, während des Oktoberfestes, hatte er sich so einsam gefühlt, dass er spätabends hierhergekommen war. In der Hoffnung auf einen besoffenen Kerl, der genauso von der Geilheit getrieben wurde wie er. Doch als er damals im Spätseptember an die Urinale getreten war, hatte dort ein widerlicher Typ in seiner eigenen Kotze gelegen. Statt ihm aufzuhelfen oder Hilfe zu holen, hatte er das Alkoholopfer dort liegen lassen – in seinem eigenen Abendessen. Noch ein paar Meter, dann war er am Ziel. Außer ihm hatten alle den Bahnsteig verlassen. Nun gab es nur noch ihn und die Klappe. Und im Innern hoffentlich noch jemanden. Einen Mann, der seinen Vorstellungen entsprach. Dunkel, behaart, südländisch. Am liebsten einen Macho, der weder obdachlos noch als Zivilfahnder unterwegs war. Er wollte unbedingt abspritzen. Mit einem Schwanz

in seinem Mund. Oder indem er jemanden ins Maul fickte. Für mehr war er stets bereit. Er hatte immer ein Kondom dabei. Aber bis dato hatte es für einen richtigen Fick auf der Klappe nie gereicht. Seine Mitstreiter waren nie gut genug für ihn gewesen. Jedes Mal, kurz bevor Mark mit seinem Ellbogen die schwere Eisentür aufstieß, schien sein Herz einen Hundert-Meter-Sprint gewinnen zu wollen. Auch heute schlug es wie wild.

Ich werde es nie wieder tun. Nur noch dieses eine Mal ...

Mit diesem Mantra im Kopf verschwand er. Und der Bahnsteig war wie leer gefegt.

Der Vorraum war wie immer verlassen. Links gelangte man zu den Kabinen, rechts zu den Pissoirs. Von hier aus konnte man nicht erkennen, ob noch jemand anwesend war. Kaum hatte Mark den Raum betreten, kam er sich unbeobachtet vor. Sein Herzschlag normalisierte sich. Nun begann er mit seinem Ritual. Zunächst ging er zu den Kabinen, um zu checken, ob dort vielleicht ein U-Bahn-Bulle darauf wartete, ihn in flagranti zu ertappen. Oder ein Homophober, der ihm den Schädel einschlagen würde, wenn er ihn mit einem anderen Kerl an den Urinalen erwischte. Doch Gott sei Dank schien niemand hier zu sein. Nun ging er hinüber zu den Pissoirs. Bevor er um die Ecke bog, schickte er ein Stoßgebet gen Himmel, in der Hoffnung, dort möge ein Mann stehen, der auf ihn wartete. Nicht irgendeiner. Sondern ein richtiger Kerl. Einer, der kein Klappenprofi war, sondern zum ersten Mal hierherkam, von Neugier und Geilheit getrieben.

Seine Enttäuschung war groß. Außer ihm niemand. Aber zumindest war es an diesem Abend nicht so versifft wie sonst. Keine zerknüllten Taschentücher. Keine Zigarettenskippen. Keine benutzten Kondome. Normalerweise, das wusste Mark, wurde diese Bedürfnisanstalt immer vormittags gereinigt. Dann wurden

die Beweise der sexuellen Exzesse mit einem Hochdruckreiniger beseitigt. Was in der Nacht noch wie in *Letzte Ausfahrt Brooklyn* wirkte – ein Ziel für einsame und von ihrer Libido geplagte Herren schwuler oder sexuell ambivalenter Natur –, verwandelte sich am Morgen auf einmal wieder in einen harmlosen Ort. Ein stinknormales WC. Fernab jeglicher Sünde.

Heute war man allerdings wohl spät dran gewesen mit der Reinigung. Die Fugen zwischen den Fliesen waren noch feucht, die Luft war geschwängert von Klosteinaroma und Chlor. Diese Mischung hätte Mark noch vor ein paar Jahren abgestoßen. Heute kam sie ihm nur allzu vertraut vor. Wie ein Signal, das ihm bedeutete, dass er angekommen war. Dass er angekommen war, um sich gehenzulassen. Wohin er jedoch eigentlich wollte, das würde er wohl nie wissen.

Was tun?

Sollte er sich hinstellen und ein paar Minuten abwarten? Oder entmutigt diesen dunklen Ort verlassen und wieder hinaus in die „normale“ Welt? Dort, wo er sich ganz unschwul gab und man nie und nimmer auf die Idee kommen würde, dass er es liebte, behaarte Ärsche zu lecken und zu ficken? Einkaufen gehen musste er ja außerdem noch. Aber die Läden schlossen erst in über einer Stunde. Daher taten ein paar Minuten mehr oder weniger auch nicht weh. Also ging er – wie immer – an der Pissrinne vorbei bis zur letzten Nische. Er stellte seine Laptotasche neben sich an die Wand und nahm seine gewohnte Position ein. Schließlich öffnete er seinen Gürtel und den Reißverschluss seines Anzugs. Mit der rechten Hand griff er in seine weiße Unterhose und zog langsam seinen Schwanz heraus. Er spürte, wie sein Schaft in Vorfreude und geiler Erwartung bereits pochte, Blut in sich hineinpumpte, und die ersten Lusttropfen sammelten sich unter der Vorhaut. Mark liebte

diesen Moment. Kein Mensch kannte seine sexuellen Begierden so gut wie er selbst. Keiner verstand es, ihn so scharfzumachen wie er selbst. Das lag auch daran, dass keiner Mark kannte. So war es ihm zumindest sein Leben lang vorgekommen. Wenn er könnte, würde er sich selbst klonen, um sich selbst einen zu blasen, sich zu lecken und erbarmungslos zu ficken. Um sich zu benutzen, wann immer er es wollte. Er liebte es, in jemandem zu sein. Leider war er für seinen Geschmack aber auch viel zu selten passiv. Eigentlich noch nie richtig. Es war ihm unangenehm. Doch es reizte ihn. Eines Tages, mit dem richtigen Mann, würde ihm auch dieser Hochgenuss zuteilwerden.

Obwohl er pissen musste, ignorierte Mark diesen Impuls. Er sparte sich das Urinieren auf – für den Fall, dass andere Männer, die nicht auf schwulen Sex aus waren, zum Pinkeln hereinkamen und sich neben ihn stellten. Dann konnte er den anderen zumindest den Eindruck vermitteln, dass er auch nur hier war, um seine Notdurft zu verrichten. Der positive Nebeneffekt war, dass es Mark anmachte, wenn er eine volle Blase hatte – und einen Ständer dabei.

Minuten vergingen, und nichts tat sich. Er kannte das. Obwohl hier jetzt, zur Rushhour nach Arbeitsschluss, gewöhnlich viel mehr los war. Um sich das Warten zu verkürzen, schaute er sich in dem trostlosen Raum mit dem altmodischen Inventar um. Altmodisch, weil es sich hierbei um keine öffentliche Toilette mit Stahlschüsseln und Stahlurinalen handelte. Hier war alles noch aus weißer Keramik. Ein Indiz dafür, dass es diese U-Bahn-Station schon sehr lange geben musste. Zum x-ten Mal versicherte er sich mit einem Blick zur Decke, dass dort auch wirklich keine Kameras installiert waren, die ihn beobachteten und Zeugnis davon ablegen konnten, dass er wieder einmal im Begriff war, sich komplett zu

erniedrigen. Er senkte den Kopf, betrachtete die gelben Kacheln oberhalb des Pisswandrandes und die mit krakeliger Schrift hinterlassenen Nachrichten, die er bereits auswendig kannte.

Sportlicher Dreißiger möchte Deine Hure sein. Schlucke alles und lasse mich ohne Gummi ficken. Auch gerne Türken, Araber und andere Ausländer. Alter und Aussehen egal. 01xxxxxxxxx89

Suche zärtlichen alten Mann, der mit mir das Leben teilt.

Was musste einem Menschen alles widerfahren sein, um sich derartig zum Affen zu machen? In diesen Momenten empfand Mark Dankbarkeit für das, was er hatte. Für die Normalität, in die er jederzeit zurückkehren konnte. Sie erwartete ihn in ein paar Metern Entfernung. Doch er blieb. Offensichtlich wollte er mehr. Je mehr Zeit er hier verbrachte, allein an diesem widerlichen Ort, desto erbärmlicher fühlte er sich. Trotz allem war er immer noch nicht bereit, einfach zu gehen. Schließlich hatte es ihn wie jedes Mal einiges an Überwindung gekostet, überhaupt herzukommen. Und außerdem war er viel zu erregt, um seinen harten Prügel jetzt zurück in den engen Sportslip zu zwängen. Also entschied er sich dafür, sich einen herunterzuholen und ins Pissbecken abzuspritzen. Mit der rechten Hand umfasste er seinen pochenden Schwanz noch fester und beschleunigte das Tempo, mit dem er seine Vorhaut vor- und zurückzog. Schon bald spürte er, wie sich die Explosion in seinem Innern ankündigte. Noch ein paar Augenblicke, und er würde seinen Saft an die gegenüberliegende Keramikwand schießen. Seine Ladung würde in zwei oder drei Bahnen langsam das Becken hinunterlaufen, sich im Siphon fangen und dort langsam durch die kleinen Löcher in der Kanalisation

verschwinden.

Geile Bilder bauten sich vor seinem inneren Auge auf. Er fand sich auf einem Fußballplatz wieder. Nackt und auf dem Rücken liegend. Über ihm mindestens zehn Spieler. Alle verschwitzt und voll mit Schlamm. In seiner Geilheit stellte Mark sich einen jungen Spieler vor, der sich mit seinem behaarten Muskelarsch auf seinen Schwanz setzte und ihn ritt. Während ein anderer Spieler mit schwarzem Vollbart sich zu ihm runterbeugte, Mark ins Gesicht spuckte und dann seinen überdimensional großen, verschwitzten Prügel in seinen Rachen zwängte. Mark lag da auf dem Rasen. *Bare* in dem Typen, der sich auf ihm ekstatisch aufbäumte. Sein Schwanz in der warmen und weichen Höhle des Männerarsches, dessen Loch ihn in den Schwitzkasten nahm, ihn melkte und dafür sorgte, dass langsam das Sperma in seinem Schaft hochstieg. Und mit dem Riesenschwanz des behaarten Machos im Mund, dessen Fickorgan ihm die Tränen in die Augen schießen ließ. Mark musste würgen und rang nach Luft, da schmeckte er auf einmal, dass die Sau, die ihn ins Maul fickte, sich ohne Vorwarnung in seine Kehle entleert hatte. Dann konnte auch Mark nicht mehr. Und mit einem inbrünstigen Grunzen schoss er dem anderen Spieler die ganze Ladung Männersamen in dessen enges Loch.

Noch ein paar Sekunden, dann komme ich ...

Das Quietschen der Eingangstür zum Herrenklo riss Mark aus seinen Wicksphantasien. Einen Augenblick später, und er hätte gnadenlos abgespritzt. Im Bruchteil einer Sekunde hatte er sich allerdings wieder unter Kontrolle und war bereit zu pissen, falls es nötig werden sollte. Er hörte, wie die Schritte sich zunächst entfernten. Die Person bewegte sich also in Richtung der Kabinen. Sehen konnte Mark von seiner Position aus nichts, deshalb lauschte er. Das Unheimliche war jedoch, dass nun kein Laut mehr zu

vernehmen war. Was sollte er machen? Abwarten? Was, wenn das ein Junkie war, der sich hinten in einer der Kabinen einen Schuss setzen wollte? Oder ein Obdachloser, der dort in Ruhe sein Nachtlager aufschlug? Allmählich wurde ihm das alles zu blöd. Und ein Blick auf seine Rolex verriet ihm, dass er bereits mehr als zwanzig Minuten hier verbracht hatte. Viel zu lange, um seinem Ego gutzutun. Er war eine Hure. Ein Businessstyp, der ein Doppelleben führte. Nach außen hin ein Poser. Ein Sprücheklopfer und ein Vertreter von echten Werten. Und hier, im Geheimen, ein schwanzgesteuerter Opportunist. Aber so verkommen war er nun auch wieder nicht. Besser gesagt, er wollte es nicht sein. Er hatte immer noch seinen Stolz. Es war Zeit, zu gehen.

Just in diesem Moment bog der andere um die Ecke.

Verdammter Mist. Warum habe ich ihn nicht gehört?

Blitzschnell hatte Mark den Kopf gesenkt und fixierte seinen Schwanz. Er konzentrierte sich aufs Pissen. Da endlich kam der Strahl. Somit war er von allem freigesprochen: Er war einfach jemand, der hergekommen war, um Wasser zu lassen. In den nächsten Sekunden würde er kurz zur Seite schauen, um endlich zu sehen, wer der geheimnisvolle Mann war, der ihn um seinen Orgasmus gebracht hatte. Vermutlich einer von denen, auf die er so allergisch reagierte. Einer von diesen alten, schmierigen Böcken, die ihre verschrumpelten Mikropimmel rieben, während sie ihn unverhohlen anstierten. Wie sehr er diese Kerle doch verachtete! Er wollte sich nicht eingestehen, dass er im Grunde seines Herzens schreckliche Angst davor hatte, auch mal so zu enden. Und trotzdem würde er es wahrscheinlich geschehen lassen – so wie immer. Er würde es zulassen, dass einer dieser alten Opas ihm einen blies, während er die Augen schloss und innerlich wieder aufs Holodeck zurückkehrte. In sein erotisches Land der Träume.

Aufs Fußballfeld. Auf sein *field of dreams*. Zu den echten Kerlen, die nach Mann rochen und nach Testosteron.

Nachdem er ganz männlich ins Pissoir gespuckt hatte, drehte Mark langsam den Kopf nach links. Neben ihm, drei Nischen entfernt, stand die Verkörperung all seiner sexuellen Phantasien. Ein Typ wie aus einem homoerotischen Bilderbuch. Zu schön, um wahr zu sein. Zu geil, um schwul oder bi zu sein. Daher wandte er schnell den Blick wieder ab und musterte seinen Schwanz. Seine Blase war leer. Sein Schwanz bretthart. Dennoch sollte er besser gehen. So jemand wie *er* wollte keinen Sex mit einem Mann. So einer wie *er* würde ihm aller Voraussicht nach eher eine aufs Maul hauen, als sich anfassen zu lassen.

So einer wie *er* könnte vieles mit ihm machen. So einer wie *er* könnte alles mit Mark machen. *Alles*. So einer wie *er* ...

Mark merkte, wie ihm die Knie weich wurden. Er schätzte den anderen auf Ende zwanzig. Er war größer als er, so circa eins neunzig. Sein sportlicher Look, leicht prollig, machte ihn an. Aber nicht nur die Turnschuhe, die relativ engen Jeans und sein Hoodie gefielen ihm. Was Marks Blut so richtig in Wallung brachte, war die Goldkette, die er um den Hals trug. Eine dicke, fette Rapperkette, die bis zu seinem Bauchnabel hing und nicht zu übersehen war. Er war der Anti-Schwule. Vielleicht sogar ein Schwulenklatscher. Und das erschwerte es Mark, sich „abzuregen“. Der Typ hatte dichtes schwarzes Haar und einen wunderschönen dunklen Vollbart, der kurz geschnitten und an den Rändern perfekt gestutzt war. Hatte er nicht genau diesen Mann noch vor ein paar Minuten in Fußballmontur vor seinem geistigen Auge gesehen? Träumte er etwa noch immer? Wohl nicht mehr. Aber wozu sollte er noch länger hier verharren? Es war ohnehin hoffnungslos. Wahrscheinlich warteten draußen seine Kumpels oder seine

Freundin auf ihn, um dann weiterzugehen. Eben wollte Mark sein Teil zurück in die Unterhose zwängen, als ihm auffiel, dass der Mann neben ihm nicht pisste. Er hörte nichts. Keinen Strahl, kein Plätschern, kein Spritzen. Mark hielt inne und schaute vorsichtig ein zweites Mal in die Richtung des Kerls. Da bemerkte er, wie der andere mit der rechten Hand seinen Schwanz umklammert hielt und sie ganz langsam und ohne aufzuschauen vor- und zurückbewegte. Obwohl Mark den Schaft des Typen nicht sehen konnte, war ihm klar, dass auch er sich gerade einen runterholte. Auf einmal schlug sein Herz wieder wie wild. War es möglich, dass der Typ tatsächlich etwas von ihm wollte? Mark brauchte Gewissheit. Er trat einen Schritt zurück vom Pissoir, so dass der andere einen Blick auf seinen Steifen erhaschen konnte. Es dauerte keine zwei Sekunden, da wandte sich der Typ zu ihm um. Seine rechte Hand umfasste den schönsten Schwanz, den Mark je gesehen hatte. Die Größe faszinierte und ängstigte ihn zugleich. Das mussten weit über zwanzig Zentimeter sein, fleischig und dick wie aus einem *Tom-of-Finland*-Comic. Und wunderbar gerade, mit einer prallen rosafarbenen Eichel am einen und dichter schwarzer Behaarung am anderen Ende des Schafts. Er schien beschnitten zu sein. Der Glanz auf der Schwanzspitze verriet Mark, dass auch er bereits vorgesaftet hatte. So standen sie sich an den Urinalen im U-Bahn-Klo gegenüber. Mark vergaß alles um sich herum. Dies war der Grund, weswegen er immer wieder hergekommen war. Um eines Tages einen Mann wie ihn anzutreffen. Langsam näherten sie sich einander. Mit jedem Schritt, den sie aufeinander zgingen, nahm Marks Lust zu. Nun hatte auch der andere Kerl ihn fixiert. Seine Augen kamen ihm fast schwarz vor. Auf jeden Fall war es das dunkelste Braun, das er je gesehen hatte. Mark redete sich ein, in seinen Zügen etwas Sensibles, gar Zerbrechliches zu erkennen.

Aus halbgeschlossenen Augen durchbohrte ihn der andere geradezu mit seinem Blick. Er erinnerte ihn an Sandokan, den indischen Helden einer Abenteuerreihe aus seiner Kindheit. Von stattlicher Größe, erhabener Statur, mit leicht arrogantem Gesichtsausdruck. Er musste Sandokan sein. Oder einer seiner Söhne.

Mark, der am ganzen Körper zu beben schien, hatte jegliche Scheu und Angst abgelegt. Seine Laptotasche lehnte alleine hinter ihm an der Wand. Er dachte nicht mehr darüber nach, dass jemand hereinplatzen könnte. Ihm war alles egal. Inzwischen waren sie ganz dicht beieinander. Und Mark konnte ihn riechen. Die Mischung aus Tabak und Schweiß brachte ihn fast um den Verstand. Ohne weiter darüber nachzudenken, ging Mark in die Knie. Seine Anzughose hatte nun Bodenkontakt mit den schmutzigen Fliesen des Bahnhofsklos. Er schloss seine Augen, um das Gefühl voll auszukosten, als er mit der Zungenspitze die von Precum benetzte Eichel seines Traummannes berührte. Behutsam leckte er jeden Tropfen ab und ließ es genüsslich im Mund zergehen. Offenbar konnte auch Sandokan nicht mehr an sich halten und gab ein tiefes Stöhnen von sich. Mark spürte die starke Hand des Mannes in seinem Nacken, mit der er ihn dazu bringen wollte, diesen Schwanz von biblischem Ausmaß in seiner gesamten Länge in den Mund zu nehmen. Zuerst wollte Mark sanften Widerstand leisten, da er Angst hatte, würgen zu müssen. Doch durch einen plötzlichen Adrenalinschub und seine große Erregung lösten sich Marks Bedenken in nichts auf. Binnen weniger Sekunden gab er sich dem anderen ganz hin. Der benutzte ihn und seinen Mund nach allen Regeln der Kunst – es raubte Mark die Sinne. Mit jedem neuen Stoß erhöhte sich das Ficktempo, das Stöhnen des Maulfickers wurde immer lauter, und auch Marks Bewegungen wurden immer ekstatischer. Als er dem anderen

schließlich von unten ins Gesicht schaute, konnte er die Geilheit darin deutlich erkennen. Seine Stirn war bereits mit Schweißtropfen bedeckt, die einzeln nacheinander auf Mark herabfielen. Mit einem Mal hielt Sandokan inne. Mark kam wieder zu sich. Er nahm an, dass der andere etwas gehört hatte.

Blitzschnell stand Mark auf und stellte sich in gewohnter Manier nahe an eines der Pissoirs. Was ihn in diesem Moment jedoch total irritierte, war die Tatsache, dass Sandokan es ihm nicht gleichtat. Er drehte sich nach ihm um. Der Kerl verharrte noch immer an der gleichen Stelle und grinste ihn mit seinem nackten Prügel in der Hand an.

„Warum gehst du weg?“, fragte er mit einem südländischen Akzent.

„Ich dachte, es kommt jemand. Weil du aufgehört hast.“

„Ich war kurz davor, abzuspritzen.“

„Und warum hast du nicht?“

„Ich will noch nicht. Ich will dich ficken.“

Sofort bemerkte Mark, wie seine Knie nachzugeben drohten. Was sollte er ihm denn jetzt antworten? Bisher war er in seinem Leben nur einmal gefickt worden, und das lag schon Jahre zurück. Er hatte so gut wie keine Erfahrung und war auch überhaupt nicht dafür vorbereitet.

Anscheinend hatte der andere seine Gedanken gelesen, denn er erklärte: „Mir ist egal, ob du vorbereitet bist oder nicht. Ich habe Gummis dabei.“

Mark saß zwischen zwei Stühlen. Der eine war ein kleiner Hocker namens Selbstachtung. Der andere war ein mit Gold und Silber beschlagener Thron und hieß sexuelle Begierde.

Würde er hier je wieder so einen Mann antreffen? Oder sonst wo in seinem Leben? Sollte er sich diese Chance entgehen lassen?

Es fiel Mark schwer, jetzt etwas zu sagen. Auf keinen Fall wollte er, dass seine Stimme ihn verriet und sein Inneres offenbarte. Er war so erregt wie nie zuvor. Er hatte Angst. Er hatte Respekt. Und er wollte in diesem Moment für den anderen sterben.

„Wohnst du hier in der Nähe?“, wollte Mark wissen.

„Wir können nicht zu mir. Ich wohne nicht alleine.“

„Ich auch nicht.“

„Dann komm.“

Damit steckte der andere seinen Schwanz in die Hose und verließ den Pissoir-Bereich. Mark verharrte einen Augenblick. Dann wurde ihm klar, dass Sandokan zu den Kabinen gegangen war und dort auf ihn wartete. Mark wusste um die Gefahren, die man auf sich nahm, wenn man sich zu zweit in einer der Toiletten einschloss. Der andere konnte immerhin ein Krimineller sein, der es auf sein MacBook abgesehen hatte und seine Brieftasche. Oder ein Psychopath, der ihn dort in aller Ruhe mit einem Tauchermesser ausweiden wollte. Ganz zu schweigen von der Scham, der er ausgesetzt wäre, wenn die beiden von der U-Bahn-Wache erwischt würden. All das waren gute Gründe, dem Mann nicht zu folgen. Andererseits war ihm so etwas in seinem ganzen Leben noch nie widerfahren. Also schob Mark alle Gedanken an die möglichen Konsequenzen beiseite, nahm seine Laptoptasche und ging zu dem Unbekannten.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Paul Klein

FUCK BUDDIES: Wilde Spiele

Erotische Phantasien

Leseprobe aus Aimée Laurents „Die Verführung der Mrs. Jones“

Über dieses Buch

Sandra arbeitet für ein Reisemagazin. Gerade hat sie erfahren, dass sie die langersehnte dreiwöchige Tour durch Vietnam an ihre Chefin abtreten muss und stattdessen für eine Hotel-Promotion nach Lugano geschickt wird. Sandra ist von der angekündigten „Genussreise“ alles andere als begeistert – bis sie beim Welcome-Drink im Spielcasino dem charismatischen Reto begegnet. Er wird sie umschmeicheln. Er wird sie verführen. Und er wird Dinge mit ihr tun, die sie nie für möglich gehalten hätte ...

Leidenschaftlich, berauschend, inspirierend: Ein erotischer Roman für alle Sinne.

Aimée Laurent

Die Verführung der Mrs. Jones

Erotischer Roman

1

Die Musik begann genau in dem Moment, als die Frau den Raum betrat. Sie sah sich kurz um, als wolle sie sich der Aufmerksamkeit der Anwesenden versichern, dann setzte sie elegant einen Fuß vor den anderen und schritt langsam auf das Ende der Theke zu. Sandra kniff die Augen zusammen und nahm einen Schluck Whisky Sour. Sie beobachtete die andere, die sich mit katzenhaftem Gang durch

das Spalier der Blicke auf sie zubewegte. Das enganliegende dunkle Kleid mit den langen Ärmeln betonte ihre Kurven. Mit einem breiten Grinsen setzte sie sich neben Sandra und strich den Rock glatt.

„Na, Spaß gehabt?“ Sandra nahm noch einen Schluck und versuchte, gelassen zu wirken. Auch wenn es ihr widerstrebte, sie musste zugeben, dass ihre Freundin Katharina eine unglaubliche Ausstrahlung besaß. Allein die Art, wie sie auf ihren hohen Absätzen balancierte. Ich wäre schon zehnmal umgeknickt, dachte sie. Die andere beugte sich zu ihr vor und legte ihr die Hand auf den Oberschenkel. Ihre Augen blitzten übermütig.

„Du hast was verpasst: Er war groß, hart, salzig.“

Sandra griff nach ihrem Glas und reichte es der anderen.

„Trink was, Katharina. Dein Atem riecht total nach Sperma.“

Die Frau nahm das Glas und leerte es in einem Zug. Provokant hauchte sie Sandra an, dann warf sie mit gurrendem Lachen ihre dunkle Mähne zurück. Der Barkeeper stellte wortlos zwei neue Drinks vor ihnen ab und wies mit dem Kopf in die Richtung, aus der Katharina gekommen war. Der Mann dort hob sein Glas und prostete ihnen zu. Er hatte ein markant geschnittenes, schmales Gesicht mit großen Augen. Genau das mochte sie. Sandra nickte freundlich zurück und trank. Katharina stupste sie an.

„Nun geh schon zu ihm rüber. Ist ein guter Typ. Kann gut küssen. Wirklich.“

„Nein, danke. Ich bin kein Zweitverwerter.“

Sandra lehnte sich zurück. Es war immer das Gleiche mit Katharina. Sie arbeiteten in derselben Redaktion, Katharina war ihre Chefin. Auf der einen Seite machte es total Spaß, gemeinsam mit ihr auf die Piste zu gehen, und sie verstanden sich wirklich blendend. Aber spätestens, wenn sie einen Mann kennenlernten,

ging der Stress an. Sandra seufzte. Das kommt davon, wenn zwei Frauen auf denselben Typ Kerl stehen, überlegte sie und suchte nun doch den Blickkontakt zu Katharinas Spielgefährten. Doch der war anscheinend gerade mit seinem Handy beschäftigt und bemerkte ihren Annäherungsversuch nicht. Ihre Freundin rückte an sie heran. „Spießiges Ding.“ Es klang wie das Zischen einer Schlange. Katharina nahm ihr Glas und stieg umständlich vom Barhocker. Es war offensichtlich, dass sie keinen Slip trug und wusste, dass die Männer um sie herum das auch bemerkten. Sich ihrer Wirkung vollkommen im Klaren, schenkte sie dem Barkeeper ein bezauberndes Lächeln und schlenderte zu ihrer Eroberung herüber. Von Sandra nahm sie keine Notiz mehr. Der Barmann blickte ihr nach, dann stellte er Sandra einen kleinen Teller mit Oliven hin. Es war offensichtlich, dass er Sandra mochte, und sie war ja auch oft hier.

„Es geht mich ja nichts an, aber ...“

„Stimmt.“ Sie nahm sich eine Olive und kramte einen Geldschein hervor. „Es geht dich absolut nichts an, Ramon.“

Sandra nagte an der Olive herum und sah durch den Barkeeper hindurch. Sie hatte sich so auf diesen Abend gefreut. Bald war ihr Geburtstag, und sie hatte überlegt, mit ein paar Leuten hier zu feiern. Nicht am Geburtstag selbst, da war sie geschäftlich auf Reisen, aber wenn sie aus Vietnam zurück war. Das hatte sie mit Katharina durchsprechen wollen ... Sie seufzte. Dass diese sich sofort wieder auf die Jagd begab, war so nicht geplant gewesen. Sandra nahm einen erneuten Schluck Whiskey Sour und schaute nun doch zum anderen Ende der Bar, wo Katharina und ihr Neuzugang herumturtelten. Noch eine Olive. Die schmeckte zwar überhaupt nicht zum Longdrink, aber gerade das passte jetzt zu ihrer Stimmung. Sandra verzog das Gesicht. Der Barmann baute

sich vor ihr auf, hüstelte. Sie schenkte ihm ein mildes Lächeln.

„Wolltest du nicht was besprechen? Stichwort Tischreservierung?“

Sandra betrachtete ihn ausgiebig. Es war offensichtlich, dass er arabische Wurzeln hatte. Ein schöner Mann mit dunklem Teint und kurzem, leicht gekräuseltem Haar. Seine großen schwarzen Augen fixierten Sandra. Sie leerte ihr Glas, überlegte kurz und antwortete dann: „Ich muss noch einmal über den Termin nachdenken.

Danke.“

Sandra ließ sich vom Barhocker gleiten und zog sich den Rock glatt. Jetzt kam der Spießrutenlauf durch die Menschenmenge. Sie griff nach ihrer Tasche und wandte sich in Richtung Ausgang. Immer schön gerade gehen, machte sie sich Mut, und nicht auf den Boden sehen. Sie fühlte sich wie auf Stelzen in diesen neuen Schuhen. Katharina tat ja alles, um sie – wie sie es nannte – auf Vordermann zu bringen. Die Stilettos aus dunkelviolettem Wildleder waren auch wirklich schön, aber sie fühlte sich bei jedem Schritt wie ein Trampeltier. Noch zwei Meter, dann war sie an der Tür.

„Sandra.“ Ihre Freundin hatte sich aus dem Arm des Mannes gelöst und kam nun zu ihr an die Garderobe, wo Sandra gerade in ihren Mantel schlüpfte. Im nächsten Moment gesellte sich die neue Bekanntschaft zu ihnen. Der Typ sah Sandra offen an. Es war ihm anzusehen, dass sie ihm gefiel. Sandra lächelte. Etwas wie Sehnsucht nach Nähe stieg in ihr hoch. Bestimmt kannst du gut küssen, dachte sie und wandte den Blick ab.

„Wir wollen gleich noch auf einen Absacker zu mir fahren – kommst du mit?“

Katharina nickte zustimmend. Ihre Augen glitzerten abenteuerlustig.

Sandra schaute auf ihre Uhr. Halb eins. Der Abend hatte gerade

erst begonnen. Sie suchte den Blick der Freundin. Ich kann das nicht, sagten ihre Augen, ich will keinen Dreier.

„Nein, danke, das Angebot ist ... verlockend, aber nein. Ich fahre nach Hause.“

Der Mann schaute zu Katharina und zuckte mit den Schultern.

„Na dann, wollen wir mal.“ Zärtlich strich seine Hand über ihren Nacken, dann legte er ihr sein Jackett über die Schultern.

Engumschlungen verließen sie die Bar. Sandra folgte den beiden in die Nacht hinaus und sah ihnen nach, wie sie in ein Taxi stiegen.

Wenn sie es nicht besser gewusst hätte, hätte sie gemeint, Katharina habe ausgesehen wie frisch verliebt. Dabei war sie nur auf dem Weg zu ihrem x-ten FOF – Fick ohne Frühstück, wie sie es selbst nannte.

Sandra atmete tief ein, versuchte, einen klaren Kopf zu bekommen.

Die laue Nachtluft war herrlich. War sie wirklich spießig?

Vielleicht. Und wenn schon. Sie war es einfach leid, dass Katharina immer zeigen musste, dass sie das Sagen hatte. Es ging gar nicht um diesen Kerl. Es hätte auch ein x-beliebiger anderer sein können. Es ging darum, dass sie, Sandra, ihn auch sexy fand, das hatte mal wieder Katharinas Jagdinstinkt geweckt.

Schnellen Schrittes überquerte sie den Gendarmenmarkt. Sandra mochte den Platz mit den beiden Domen, die Ruhe und Erhabenheit, die von ihnen ausging. Ja, Berlin war genau ihr Ding. Auch die Redaktion, für die sie arbeitete. Und klar, sie mochte Katharina, meistens jedenfalls, war mit ihr befreundet. Sie bewunderte ihre Art, so selbstbewusst durchs Leben zu gehen, ungebunden und mit einem Tross von Verehrern, von denen sie ab und an mal einen zum FOF bat. Dazu konnte sie noch angetrunken auf 15-Zentimeter-Hacken laufen, ohne lächerlich auszusehen. Sandra blieb kurz stehen, sammelte sich. War es nur das? Nein.

Katharina konnte auch sehr herzlich sein, hatte etwas Energisches, Zupackendes und kümmerte sich um die Menschen, die ihr wichtig waren. Das schätzte Sandra sehr an ihr. Und sie wusste, wie sehr sich Katharina im Grunde ihres Herzens nach einer Partnerschaft sehnte. Schließlich konnte sie ganz offen über ihre Enttäuschungen sprechen ... Aber wenn es ihr gefiel, ließ sie die Chefin raushängen. So wie eben: Macht den Kerl an, bläst ihm einen, und anschließend darf Sandra beim flotten Dreier auch mal Hand anlegen. Sie schnaubte leise und setzte ihren Weg fort, ihre Absätze klapperten unsicher auf dem Asphalt. Endlich bog sie in die Kochstraße ein und holte den Haustürschlüssel aus der Tasche. Sie blickte an der Betonfassade hoch. Wer hätte gedacht, dass sie mal in einem Plattenbau wohnen würde – noch dazu freiwillig. Sie wohl am allerwenigsten. Sie hatte bis dahin immer klassischen Altbauten den Vorzug gegeben, aber als sie diese Wohnung zum ersten Mal betrat, hatte sie gespürt: Hier wollte sie leben.

„Guten Morgen, Süße.“

Katharina rauschte durch die Tür und ließ sich auf ihren Sessel fallen. Sandra nickte nur und schaute konzentriert auf den Bildschirm. Doch das würde nichts nützen. Katharina liebte es, die Welt an ihren sexuellen Begegnungen teilhaben zu lassen. Das war jeden Montag so.

„War das eine Nacht. Hui. Ich kann kaum laufen.“

„Aha.“

„Der hatte ein Ding! Dick und lang wie mein Unterarm, sage ich dir.“

„Wirklich?“

„Also Sandra, du kannst echt doof sein.“

„Ich bin nicht doof. Und bei dir haben alle Lover einen

Riesenschwanz.“

„Du bist ja nur sauer, dass ich ihn gefickt habe und nicht du.“

Sandra sicherte die Datei und sah Katharina an.

„Nein, bin ich nicht. Ich habe nur keine Lust, mir immer die gleiche Schallplatte anzuhören. Das ist alles. Außerdem kommt gleich Thomas, unser neuer Fotograf. Mit dem gibt es noch eine Menge zu besprechen vor dem Abflug übermorgen.“

Katharina zuckte mit den Schultern und nahm zwei Becher aus dem Regal.

„Kaffee?“, fragte sie freundlich – ein Friedensangebot.

Sandra grinste. „Mit viel Zucker bitte.“

Katharina grinste zurück. Im nächsten Moment steckte Hamed, der Praktikant, seinen sorgfältig gestylten Schopf in die Tür und rollte theatralisch mit den Augen. „Der Fotograf ist da. Supersüß. Ich habe ihn im Konfi geparkt.“

„Guter Junge“, neckte Sandra und griff sich ihre Unterlagen. Auf diesen Termin freute sie sich schon seit einer Woche. Da war der neue Kollege nämlich zum ersten Mal in der Redaktion gewesen. Nach einigem Hin und Her hatte sich der Verlagsleiter entschlossen, für die Hauptstrecken des Magazins nur noch einen Fotografen einzusetzen. Sandra hatte die Idee unterstützt; ihr gefiel es, wenn das Blatt einen durchgehenden Look bekam. Und ihr gefiel Thomas. Gut gelaunt marschierte sie in den Besprechungsraum. Die Route ihrer anstehenden gemeinsamen Reise, auf welcher sie die bekannten und heimlichen Highlights des Landes festhalten sollten, stand zwar bereits fest, aber Thomas war schon viel in Asien unterwegs gewesen und wollte ein paar zusätzliche Stationen vorschlagen. Sie war froh über diese Unterstützung. Es war ihre erste Reise nach Vietnam; ein erfahrener Reisepartner konnte da nur von Vorteil sein. Der

Fotograf stand am Fenster, als sie den Raum betrat, und drehte sich nun langsam zu ihr um. Sandra spürte, wie es in ihren Brustwarzen kribbelte. Der Typ war wirklich ein Sahnestückchen. Groß, blond, etwas hager und mit verstrubbeltem Haar. Er hatte genau das gewisse Etwas, was sie an einem Mann anziehend fand, ohne genau sagen zu können, was es war.

„Hi.“

„Hi Sandra, schön, dich zu sehen.“ Er gab ihr die Hand und lächelte. Blaue Augen, dachte Sandra, nein, graublau. Blaugrau ...

„Ah, wie ich sehe, habt ihr noch nicht angefangen. Gut.“

Erstaunt blickte Sandra zur Tür. Katharina hatte mit dem Termin doch gar nichts zu tun ... Doch schon war sie an ihr vorbeigeeilt und gab dem Fotografen die Hand. „Du musst Thomas sein. Freut mich, ich bin Katharina.“ Mit wippendem Schritt ging sie um den Konferenztisch herum und nahm Platz.

„Bitte setzt euch doch.“ Sie machte eine einladende Geste und lächelte Thomas fast mit mädchenhafter Scheu zu. Der erwiderte ihren Blick. Eine Sekunde zu lang, wie Sandra fand. Und fragte sich, ob sie vielleicht etwas nicht mitbekommen hatte. Katharina räusperte sich und warf die langen Haare in den Nacken. Sie spielte mit dem Kugelschreiber, der vor ihr auf dem Tisch lag. Sandra runzelte die Stirn. Katharina schien ihre Irritation nicht zu bemerken, stattdessen schenkte sie Thomas einen langen Augenaufschlag.

„Lasst euch nicht stören. Ich wollte nur die Gelegenheit nutzen, um unseren neuen Mann im Team ein bisschen kennenzulernen. Wir hatten ja noch nicht das Vergnügen.“

Sandra räusperte sich, versuchte, professionell zu sein. So hatte sie sich das alles nicht vorgestellt, aber gut. Katharina war ihre direkte Vorgesetzte. Sie hatte ihn zwar auf dem Papier mit ausgesucht, war

aber bei seinem Besuch vor einer Woche gerade außer Haus unterwegs gewesen. Und immerhin hatte sie noch alle Zeit der Welt, mit Thomas alleine zu sein, wenn sie erst einmal unterwegs waren. Sie schlug ihre Unterlagen auf und begann, den Reiseablauf und die geplanten Fotostationen zu skizzieren.

Sandra sah mal wieder auf die Uhr. Es war bereits nach drei, und Katharina war immer noch nicht aus der Mittagspause zurück. Ihr Flieger nach Vietnam mit Zwischenstopp in London Heathrow würde am nächsten Vormittag ab Schönefeld gehen, und sie musste noch – auch wenn sie nicht die geringste Lust dazu verspürte – mit ihrer Chefin über die letzten Details der Reise sprechen. Immer noch nahm sie Katharina deren Auftritt vom vergangenen Tag übel. Ihre Freundin hatte den Fotografen ganz offen angeflirtet, und Thomas hatte sie angestarrt wie das Kaninchen die Schlange. Sie wollte gerade in die Küche gehen, um sich einen Kaffee zu holen, da stand Katharina mit zwei Bechern in Händen in der Tür.

„Wollen wir in den Konfi gehen?“, fragte sie leise und drehte sich bereits um. Sandra kannte sie gut genug, um zu wissen, dass sie ein schlechtes Gewissen hatte. Sie packte ihren Stapel an Vietnam-Informationen und folgte ihrer Freundin und Vorgesetzten in den Besprechungsraum.

„Du musst nichts sagen, okay?“, begann Katharina die Unterhaltung und reichte Sandra den Kaffeebecher. Typisch Katharina, dachte Sandra, immer schön offensiv sein ...

„Ich weiß, dass du dich ärgerst, weil ich mich gestern zu eurem Meeting dazugesetzt habe. Wenn ich du wäre, würde ich mich auch ärgern. Ich weiß, dass du Thomas gut findest. Das war ja nicht zu übersehen.“ Katharina rollte mit den Augen und nahm einen Schluck. „Aber ich finde ihn auch gut. So einfach ist das.“ Ihre

Augen blitzten auf.

„Ja, so einfach ist das“, erwiderte Sandra kühl, „aber was hat das mit der Vietnamreise zu tun?“

„Wir tauschen, Sandra. Du übernimmst Lugano, ich Vietnam.“

Sandra spürte, wie ihre Wangen glühten. Das gab es ja wohl nicht! Sie hatte sich exzellent auf die Reise vorbereitet, wollte zeigen, was sie unter ambitioniertem Reisejournalismus verstand. Und nun sollte sie sich in einem aufgetakelten Grandhotel am Luganer See von Dinner zu Dinner schleppen und über die Muster der verblichenen Seidentapeten berichten? Nur weil Katharina ein neues Spielzeug im Visier hatte? Sie schluckte, schwieg aber.

Katharina trank noch einen Schluck Kaffee und schien zu überlegen, was sie nun sagen sollte. Ihr Blick wurde weicher.

„Um ehrlich zu sein: Ich habe mich wirklich ein bisschen in ihn verguckt, und ich möchte ihn gern näher kennenlernen.“

Sandra zog die Augenbrauen hoch.

„Na klar. Wahrscheinlich hat’s in dem Moment gefunkt, als er dir erzählt hat, dass er mich nach Vietnam begleitet. Vorher ist er dir bestimmt nicht sonderlich aufgefallen.“

„Du spinnst doch.“ Katharina knallte den Kaffeebecher auf den Tisch. „Wir beide stehen auf denselben Typ Mann, das haben wir ja nun schon öfters festgestellt“ – sie wiegelte ein Augenrollen von Sandra mit einer Geste ab –, „aber wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Du hattest eine Woche Zeit, um dich mit ihm zu verabreden und sonst was zu tun. Mach jetzt also keine Szene.“

Sandra wollte zu einer Antwort ansetzen, aber ihre Chefin war immer noch in Fahrt.

„Und wo wir dabei sind. Sei nicht immer so passiv. Die Jungs wissen gar nicht, wenn du was von ihnen willst. Thomas übrigens auch nicht. Sagt er.“

„Sagt er ...“, echote Sandra.

Pause.

„Hey“, Katharina schien sich nun beruhigt zu haben, „glaub mir. Du kannst noch hundert Jahre als Fräulein Tausendschön in der Ecke sitzen. Da kommt keiner, der die Blume pflückt. Du musst es dir nehmen, wenn du etwas willst.“

„So wie du“, konterte Sandra. Sie fühlte sich elend.

„Du hast es erfasst“, sagte Katharina ruhig und sah Sandra prüfend an. Dann drehte sie sich um und verließ den Besprechungsraum.

Der Sommer war in Berlin angekommen. Sandra hatte die Türen zum Balkon geöffnet. Sie atmete tief ein. Am Mittwoch waren Katharina und Thomas geflogen, morgen, am Sonnabend, würde für sie der Trip nach Lugano beginnen. Der Lärm der Leipziger Straße war hier oben im zehnten Stock nur noch ein Hintergrundrauschen, ein beständiger Geräuschteppich, unterbrochen von Sirenen und Hupen. Ein bisschen wie Downtown Manhattan, ging es ihr durch den Kopf. Der Krach erinnerte sie an ihre Zeit im Theatre District. Und an Fabian ...

Für einen Moment wurde sie melancholisch, aber dann hatte sie sich wieder im Griff und betrachtete ihre Reiseliste. Was sie mitnehmen wollte an Kleidung und Utensilien, bis hin zum Reisepass – alles komplett. Jetzt musste sie nur noch packen, und morgen um diese Zeit säße sie schon mit zwanzig anderen Berufsnomaden beim Dinner. Das wird die beste Zeit meines Lebens, dachte sie voll Ironie. Danke, Katharina. Was die wohl gerade tat. Ob sie schon mit Thomas im Bett lag? Wahrscheinlich. Sie nahm sich wirklich immer, was sie wollte. Und den Männern schien das zu gefallen, zumindest für eine Nacht. Sandra spürte Verlangen in sich aufsteigen. Thomas gefiel ihr, und sie hatte

gedacht, ihr Interesse ausreichend bekundet zu haben. Dass er sich in der Woche zwischen Vorstellungsgespräch und Reisebesprechung nicht ein einziges Mal gemeldet hatte – nun ja. Vielleicht war er genauso zurückhaltend wie sie.

Sie ging in den Flur und nahm ihren Lieblingsschal vom Haken. Er war so etwas wie ein Talisman und begleitete sie auf jeder Reise. Vor dem Spiegel blieb sie stehen. Sie betrachtete sich, dann begann sie aus einem Impuls heraus, sich auszuziehen. Langsam und genussvoll. Dabei stellte sie sich vor, Thomas würde ihre Bluse aufknöpfen, ihr den Rock von den Hüften schieben, mit den Zähnen ihren Slip herunterziehen ... Mit seinen hellen Augen würde Thomas sie anstrahlen, seinen strubbeligen Blondschof in ihrem Schoß vergraben, ihre empfindlichsten Zonen erkunden ... Vorsichtig berührte Sandra ihre Brustwarzen. Sie reagierten sofort und wurden hart. Sandra stöhnte auf. Sanft strich sie noch ein paar Mal über die Brüste, dann glitten ihre Hände über den Bauch, an den Innenschenkeln hinab und wieder hinauf, bis zu ihrem Geschlecht. Sie zupfte an den Schamlippen, zog sie auseinander. Dass sie schon ganz feucht war, entlockte ihr einen tiefen Seufzer. Sandra ließ sich langsam an der gegenüberliegenden Wand hinabgleiten, ohne den Blick von ihrem Spiegelbild abzuwenden. Sie wollte sehen, wie Männer sie sahen in ihrer Lust, wie Thomas sie gesehen hätte. Sie zog die Beine an und öffnete ihre Schenkel. Das Zentrum ihrer Lust war korallenrot und glänzte vor Nässe. Sandra berührte ihre Klitoris. Die kleine Perle war noch empfindlich, aber bereit für sanfte Berührungen ... Sie spürte ihr Herz wild in ihrer Brust pochen. Wäre Thomas auch so zärtlich gewesen? Bestimmt. Wieder stöhnte sie auf, die Erregung spülte unaufhaltsame Wogen durch ihren Körper. Sie schwitzte, ihr Gesicht glühte, ihr ganzer Körper schien in Flammen zu stehen.

Jede Berührung war eine süße Qual, ihre Finger ein schlechter Ersatz für einen Schwanz. Ob Thomas sie wohl beim ersten Mal auch von hinten genommen hätte? Sie jaulte auf bei der Vorstellung, ihn tief in sich aufzunehmen, seine Hände zu fühlen, wie sie ihre Arschbacken auseinanderzogen, um in sie hineinzustoßen ... zu spüren, wie er sich in ihr entlud, sie zu sich umdrehte und es ihr mit der Zunge machte als kleines Dankeschön ...

Sandra atmete schwer. Dieses Kopfkino war wirklich eine feine Sache für den Orgasmus zwischendurch. Sie roch an ihren klebrigen Fingern. Aber es war nichts im Gegensatz zu einer leidenschaftlichen Nummer mit männlicher Beteiligung. Sie schob sich an der Wand hoch, spürte den Schweiß in den Kniekehlen. Sah sich im Spiegel, erhitzt und irgendwie strahlend. Sie grinste sich zu. Dann nahm sie den alten Streifenschal, schlenderte ins Schlafzimmer und begann mit Kofferpacken.

2

Die Strecke quer durch die City und über die Stadtautobahn hatte es in sich – aber bei einer Kurzreise von vier Tagen war es billiger, am Flughafen zu parken, als ein Taxi zu nehmen. Sandra suchte nach dem Jazzsender und nippte an einem viel zu heißen Cappuccino, den sie sich eben an der Tankstelle geholt hatte. Schade, das mit Vietnam. Und Thomas ... auch schade, aber nicht so wichtig. Vielleicht hatte Katharina ja recht, und sie musste einfach offensiver sein, wenn ihr ein Mann gefiel. Beim nächsten Mal, nahm sie sich vor. Für die nächsten Tage stand erst einmal der Job im Vordergrund. Sie würde dem Verlagsleiter zeigen, dass sie auch über Schweizer Seidentapeten eine gute Story erzählen konnte. Eine SMS ließ sie aus ihren Gedanken hochschrecken. Sie

kramte – eine Hand am Steuer, eine in der Tasche wühlend – das Handy hervor.

Guten Flug und liebste Grüße – Katharina

Sandra brummte etwas vor sich hin und steckte das Gerät zurück in die Handtasche.

Natürlich war sie mal wieder viel zu früh. Langsam schlenderte Sandra zu ihrem Gate. Was hatte Katharina an sich, dass sie Männer in so kurzer Zeit um den Finger wickeln konnte? Und warum, zum Teufel, verderbe ich mir damit den Tag, indem ich ständig darüber nachdenke, schalt sie sich. Sie suchte sich ein ruhiges Plätzchen im hinteren Teil der Wartezone und studierte den Hotelprospekt. Das Grandhotel zählte zu den traditionsreichsten Häusern am Luganer See. Es war klein und gediegen und strahlte eine gewisse Noblesse aus, die in neuen Hotels nicht so leicht zu finden ist. Und überhaupt: Endlich hatte sie mal wieder die Gelegenheit, ihre Abendgarderobe auszuführen, ein wenig Luxus zu schnuppern. Sollte Katharina sich doch im vietnamesischen Urwald Blutegel und Zecken holen, sie würde es sich gutgehen lassen und die Tage am Lago genießen. Und die lieben Kollegen, auf die sie dort treffen würde? Nun ja, sie hatte gehört, dass auch ein paar Italiener darunter waren. Das würde die Runde ein wenig auflockern. Sie schloss die Augen. Noch zehn Minuten, dann würde das Boarding beginnen.

„Signora, prego.“

Der Page, der sie in die Suite des Il Giardino begleitet hatte, schien mit seiner altmodischen Livree einem Gemälde des 19.

Jahrhunderts entstiegen zu sein. Er hatte ein fein geschnittenes, fast noch kindliches Gesicht mit großen, leuchtenden Augen. Eine kleine, schräg sitzende Kappe gab ihm etwas Keckes, wie Sandra

fand. Noch ein, zwei Jahre, und er würde ein schöner Mann sein ... Sandra entließ ihn mit einem großzügigen Trinkgeld und trat auf den Balkon, der einen umwerfenden Blick auf den Hotelgarten und das Seepanorama preisgab. Die zarten Voileschals vor dem Fenster bewegten sich sacht im Wind. Außer ein paar Vogelstimmen war nichts zu hören. Einfach himmlisch ... da ertönte ein kurzes Brummen. Das Handy: Eine SMS von Katharina.

Gut angekommen?

Sandra löschte die Nachricht kommentarlos und ging duschen. In der Lobby herrschte bereits reges Treiben, als Sandra zur festgesetzten Zeit dort erschien. Sie blickte sich um. Viele der Gesichter hatte sie bereits beim Zwischenstopp in Zürich gesehen. Soweit sie feststellen konnte, war kein Kollege darunter, den sie kannte. Das war etwas ungewöhnlich. Aber gut, dann würde sie eben Anschluss suchen. Doch das konnte warten. Artig lauschte sie der Begrüßungsrede des Hoteldirektors und nippte vorsichtig an ihrem Champagner. Sie hatte den ganzen Tag nichts gegessen – vom Obst im Zimmer mal abgesehen – und wollte nicht schon am frühen Abend schlappmachen. Jetzt redete die Tourismusbeauftragte. Sandra seufzte und schaute auf die Uhr. Es war erst kurz nach sieben. Um acht sollte das Dinner beginnen. Sie trat von einem Bein aufs andere.

Entgegen besserem Wissen – sie trug nicht oft hohe Schuhe und war es deshalb nicht gewohnt, lange auf ihnen zu laufen oder zu stehen – hatte sie sich für Stilettos entschieden, und ihre Füße schmerzten bereits. Kurzentschlossen steuerte sie die Damentoilette an und setzte sich im Vorraum auf die breite, gepolsterte Bank. Hier würde sie bis kurz vor acht bleiben.

Um Viertel nach acht war der Cocktailempfang immer noch nicht vorbei. Und Sandra hatte schlechte Laune, im Gegensatz zu den

anderen Anwesenden. Vielleicht lag es daran, dass die meisten einige Gläser Champagner Vorsprung hatten, vielleicht war es auch einfach nur der Hunger. Oder die Langeweile. Oder alles zusammen. Um zwanzig nach acht entschied sich Sandra, den Abend nicht mit den Kollegen im Hotel zu verbringen.

Bis zum Kasino war es nicht weit. Sobald sie draußen war, zog Sandra die unbequemen Schuhe aus und genoss es, den kleinen Spaziergang entlang der Seepromenade barfuß zu machen.

Tausende kleine Lichter schmiegt sich wie Perlen am Strang rund um das Ufer und glitzerten im Abenddunkel. Der Wind war etwas aufgefrischt und spielte mit dem dünnen Stoff ihres Kleides. Sandra hielt kurz inne und betrachtete das abendliche Panorama, dann schlenderte sie weiter. Sie war schon lange nicht mehr in einem Spielkasino gewesen, das letzte Mal während ihrer Reise an die Côte d'Azur vor zwei Jahren, da hatte sie das Kasino von Monte Carlo besucht. Allerdings war sie damals in Gesellschaft gereist. Nun, vielleicht war ja wirklich etwas dran an dem Spruch Pech in der Liebe – Glück im Spiel. Sie würde es herausfinden.

„Darf ich?“

Sandra hatte nicht bemerkt, dass ein Mann neben sie getreten war, und schrak zusammen. Sie war ganz auf den anziehenden Croupier konzentriert gewesen, der die Karten verteilte. Der Fremde hatte wunderschöne Hände. Kräftig und doch sensibel, dachte Sandra und atmete tief die kühle Luft ein. Seit einer Stunde saß sie bereits an diesem Black-Jack-Tisch, hatte gewonnen, verloren, wieder gewonnen ... Die Zeit war wie im Flug vergangen. Sie betrachtete den Neuankömmling. Der Mann war jünger als sie, aber nicht viel, gut gekleidet, attraktiv. Er setzte sich und nickte ihr zu, dann ordnete er seine Chips. Seine Haare waren hellbraun und leicht gewellt. Er trug sie lang, fast bis auf die Schultern. Es gab seiner

eleganten Erscheinung etwas Jungenhaftes, Ungezähmtes. Wieder sah er sie an und lächelte. Sie lächelte zurück, spürte eine leichte Verlegenheit. Sie hatte ihm gerade das Startsignal gegeben. Gleich würde er anfangen zu flirten. Sie legte die Hände auf den Spieltisch und wartete. Diese Runde würde sie aussetzen und ihn ein wenig beobachten. Was sie sah, gefiel ihr. Seine Art, mit den Händen zu gestikulieren, wie er mit dem Croupier sprach, den Kopf neigte. Auch an der nächsten Runde beteiligte sie sich nicht. Als das Spiel vorbei war, schob der Fremde seinen Sessel zurück und reichte ihr die Hand.

„Wenn ich schon unter so charmanter Beobachtung stehe, möchte ich das bei einem Drink genießen“, sagte er mit leicht ironischem Unterton.

Sandra spürte, dass sie errötete, und stand auf. Schön gerade gehen und nicht nach unten schauen ... Sich voll auf ihr Gleichgewicht konzentrierend, begleitete sie ihn in die Lounge und nahm erleichtert neben ihm an der Bar Platz.

„Sind Sie immer so schweigsam?“, wollte er wissen, nachdem er die Getränke geordert hatte. Sandra überlegte. Sie würde diesen Mann nie wiedersehen, also konnte sie ruhig die Wahrheit sagen.

„Um ehrlich zu sein, ich musste mich darauf konzentrieren, auf diesen Schuhen bis zur Bar zu kommen, ohne umzuknicken.“

Sie sah ihn offen an. Er schmunzelte.

„Schade. Ich dachte, ich hätte Ihnen die Sprache geraubt.“

Jetzt grinste er. Sandra betrachtete ihn, wie er nonchalant zwei Drinks bestellte. Sollte sie sich wirklich auf einen Flirt einlassen? Sie spürte seinen Blick über ihren Körper gleiten. Ein angenehmer Schauer durchfuhr sie, und sie realisierte, dass sich ihr Körper nach Berührung sehnte. Unwillkürlich drückte sie den Rücken durch. Er reichte ihr ein Glas und beugte sich vor. Sie konnte die Wärme

seines Atems spüren.

„Auf diese Nacht“, sagte er leise und trank, ohne die Augen von ihr abzuwenden. Sandra nahm ebenfalls einen Schluck. Sie versank in diesen hellen Augen ...

Noch heller als die von Thomas, überlegte sie. Die Champagnerperlen tanzten auf ihrer Zunge. Wenn sie jetzt nichts sagte, würden sie unweigerlich im Bett landen. So lauteten die Spielregeln, nicht nur hier im Kasino. Sie setzte ihr Glas ab und forschte in seinem Gesicht nach irgendetwas, was ihr nicht gefiel. Aber da war nichts. Er bot sich an, das spürte sie, sie musste nur zugreifen. Wie hatte Katharina gesagt? Nimm es dir, wenn du es haben willst.

„Machen Sie das immer so?“, fragte sie provokant.

„Ja“, war die selbstbewusste Antwort. „Und meistens habe ich Erfolg.“

Sandra schaute weg. Seine Direktheit machte sie unsicher. Jetzt lachte der Mann und rückte noch etwas näher.

„Oje, das war nicht das, was Sie hören wollten. Tut mir leid.“ Er trank einen Schluck und legte brav beide Hände in den Schoß.

„Aber wissen Sie, warum soll ich lügen? Wir kennen uns nicht und werden uns höchstwahrscheinlich nie wiedersehen. Das haben Sie doch auch gedacht. Sonst hätten Sie nicht die Bemerkung mit den Schuhen gemacht. Ich bin Ihnen gleichgültig, aber Sie finden mich sexy. Wunderbar. Mir geht es ganz genauso. Ich heiße Reto.“

Sandra wusste nicht, was sie sagen sollte. Katharina hätte bestens darauf pariert. Katharina ... Und sie? Konnte sie nicht einmal etwas tun, ohne sich mit ihrer Freundin zu vergleichen? Sie bemerkte, dass Reto sie ansah.

„Sandra“, sagte sie und lächelte.

Er nickte. „Der Name passt zu Ihnen.“

Sandra sah ihm auf den Mund und dachte: Ob du wohl gut küssen kannst?

„Was machen Sie an einem Abend wie diesem im Kasino?“

Ganz ohne Konversation wollte sie sich ihm nicht ergeben.

Er lächelte sie freimütig an.

„Ich arbeite viel. Heute und morgen habe ich frei. Ich bin einfach nur hier, um mich zu entspannen ... Im Kasino trifft man immer interessante Menschen, Reisende ... so wie Sie, Sandra.“

Sandra nickte. „Sie haben einen Schweizer Akzent.“

Reto lächelte immer noch. „Ich wohne in Zürich. Seit vielen Jahren. Davor Genf. Und wo kommen Sie her?“

„Ich?“ Sandra holte tief Luft. „Puuuh. Von überall und nirgends.“

War viel in den USA und Kanada. Ich bin ein Weltenbummler, ein Berufsnomade. Seit einem halben Jahr lebe ich in Berlin.“

Sie nahm ein Schillern in seinen hellen Augen wahr. Sie spürte, er wollte etwas sagen, doch dann fasste er nach ihrer Hand.

„Wollen wir tanzen? Nebenan ist ein Club. Sehr schick. Wird Ihnen gefallen.“

Sandra ließ sich vom Barhocker gleiten. Tanzen. Hoffentlich nicht Standard. Sie war unmusikalisch bis zum Abwinken. Aber das würde Reto schon früh genug merken. Sie konzentrierte sich auf ihre Schuhe und folgte ihm schnellen Schrittes, vorbei an Spieltischen und einarmigen Banditen in einen anderen Trakt des Kasinos. Reto nickte einem Türsteher zu, der öffnete die Tür, und sie traten ein in die Welt dahinter.

„Nicht böse sein. Das ist nicht meine Musik.“ Sandra blickte auf die dunkel glänzende Tanzfläche, wo Paare im Discofox ihre Figuren drehten. Die Szene erinnerte sie an einen Club auf Sylt, wo ältere Damen mit Kostüm und Handtasche auf den Tischen tanzten. Longdrink in der einen, Kelly Bag in der anderen Hand. Absurd.

Genau wie das hier. Reto zuckte mit den Schultern.

„Nicht Ihre Musik? Dann ändern wir sie eben. Entschuldigen Sie mich bitte. Bin gleich wieder da.“

Bevor Sandra etwas sagen konnte, war Reto am DJ-Pult und sprach auf den Mann dahinter ein. Kaum eine Minute später stand er wieder neben ihr. Er grinste spitzbübisch. Als die Musik wechselte, zog er Sandra ungefragt auf die Tanzfläche. Sie horchte, erkannte die Melodie und sah ihn an.

„Billy Paul ... Me and Mrs. Jones ... Warum dieser Song?“

„Weil Sie meine Mrs. Jones sind, oder nicht?“ Er drückte ihr einen Kuss aufs Haar. „Lauschen Sie ...“

Sandras Herz pochte. Seine Lippen berührten ganz leicht ihre Wange, ihr Ohr. Nicht mehr. Seine Art hatte nichts Forderndes. Es war genauso, wie sie es mochte. Sie würde sich auf das Abenteuer einlassen.

„Warum dieser Song?“, wiederholte sie mit heiserer Stimme. Sie traute sich kaum, ihn anzusehen. Er hielt sie fest, führte sie sicher über das Parkett.

„Ein wunderbarer Slowfox, habe ich recht?“

Sandra schluckte. Je mehr sie sich seiner Führung anvertraute, desto sicherer wurde sie. Reto sang leise mit.

„... it's much too strong to let it go now.“

Stimmt, dachte Sandra, das Gefühl ist zu stark, nein, die Lust ... Er glitt mit der Hand über ihren Rücken, verweilte an der Hüfte, ließ seine Finger wieder hochwandern bis zu ihrem Nacken. Das Lied endete, Sandra verharrte in ihrer Bewegung.

„Ich möchte weitertanzen“, hörte sie Reto flüstern. Wieder ein sanfter Kuss. Sandra nickte unmerklich, schmiegte sich näher an ihn, genoss die Intimität des Augenblicks. So tanzten sie weiter, immer weiter ... Reto hob ihr Kinn zu sich hoch.

„Gehen wir?“, fragte er leise. Sandra nickte.

Langsam schlenderten sie zurück zum Il Giardino. Als sie eine verwunderte Bemerkung gemacht hatte, weil er wie selbstverständlich den Weg zum Grandhotel einschlug, hatte er erklärt, dass er ebenfalls dort wohnte. „Wenn ich in Lugano bin, logiere ich immer hier“, hatte er gesagt und ihre Hand gedrückt. Die Luft war noch warm, der Wind hatte sich gelegt. Trotz der romantischen Kulisse hatte Reto nicht versucht, sie zu umarmen oder zu küssen. Er war wirklich ein Gentleman, und Sandra fragte sich, was wohl der Haken an der Sache war. Ein Mann wie er – warum verbrachte er seine Zeit nicht mit einer Partnerin?

„Geht es Ihnen gut?“, erkundigte sich Reto. Sandra nickte.

„Ja, vielen Dank. Ich habe nur ein kleines Loch im Magen.“ Sie lächelte etwas schüchtern. „Der Tag heute ... Ich bin nicht dazu gekommen, etwas zu essen.“

Endlich waren sie da. Der parkähnliche Garten war festlich illuminiert, vor kleinen weißen Zelten tanzten Gäste zu den weichen Klängen eines Saxophons. Als sie die Halle des Hotels betraten, blickte ihnen der Nachtportier aufmerksam entgegen. Reto ging auf den Empfangstresen zu und wechselte einige leise Worte mit dem Mann. Sandra schnappte italienische Wortfetzen auf, aber die beiden sprachen zu schnell, als dass sie den Sinn verstand. Bald darauf kehrte Reto zu ihr zurück und nahm ihre Hand.

„Ich habe uns gerade eine Kleinigkeit aufs Zimmer bestellt – sonst fallen Sie mir noch tot um vor Hunger. Oder noch schlimmer: Sie bekommen schlechte Laune.“ Er lachte, sah sie prüfend an.

„Zu Ihnen? Zu mir?“

Sandra blickte zum Nachtportier, dann zu Reto.

„Zu mir. Dann habe ich das Hausrecht“, sagte sie leise. Ihre Augen blickten ernst. Reto nickte und machte dem Nachtportier ein Zeichen.

„Da haben Sie absolut recht, gnädige Frau.“

Er ließ sie zuerst in den Fahrstuhl eintreten, folgte ihr aber auf dem Fuße. Innen fuhr er spielerisch mit dem Finger über die Etagenknöpfe. Sandra lächelte. In wenigen Minuten würden sie übereinander herfallen, und er war noch beim Sie.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Aimée Laurent

Die Verführung der Mrs. Jones

Erotischer Roman

Leseprobe aus Kai Lindbergs „FUCK BUDDIES: Unterwegs mit den Jungs“

Über dieses Buch:

Einen Abend lang treiben Kai und seine besten Freunde durch die nächtliche Stadt, flirten, lästern, lachen – und erinnern sich lustvoll daran, wie sie einander zum ersten Mal begegnet sind: in einer heißen Sauna voller schwitzender Körper und in der aufregendsten Cruising Area der Stadt ...

FUCK BUDDIES: Starke Kerle, schwuler Sex und jede Menge prickelnde Überraschungen!

Kai Lindberg

FUCK BUDDIES: Unterwegs mit den Jungs

Erotische Phantasien

Eins

Meetings. Briefings. Strategy-Workshops. Was für eine Woche!

Auch die schicken englischen Bezeichnungen ändern nichts daran, dass fünf Tage hinter mir liegen, in denen ich mehr *bullshit* (auch ein schönes englisches Wort) hören musste, als für einen Menschen gut sein kann. Und dann gab es auch noch Fön, jenes Wetterphänomen, bei dem in München die Temperaturen blitzartig steigen und die allgemeine Stimmung ins Bodenlose sinkt.

Einzigster Lichtblick: Freitagabend. *Boys' Night Out.* Die

Tatverdächtigen sind wie immer dieselben: Uwe, Bert und ich. Drei Freunde Mitte 30, die es sich leisten können, einen ganzen Abend lang mit vollem Einsatz zu trinken. Bis zum nächsten Morgen jedenfalls, wenn ein Blick in den Spiegel beweist, dass man mit Geld zwar viele Gin Tonics kaufen kann, den Neben- und Nachwirkungen aber trotzdem schutzlos ausgeliefert ist.

Wir sehen gut aus, wir sind erfolgreich und smart. In einer Kontaktanzeige würden wir uns so beschreiben: „Fühle mich in Jeans und Smoking gleichermaßen wohl.“ Wir haben tolle Jobs (zugegeben, das variiert nach Tagesform) und Geld genug (was durchaus abhängig vom Tag des Monats), um im zickigsten und schwulsten Fitnessclub der Stadt zu schwitzen und beim entsprechenden Herrenausstatter zu shoppen. (Rein theoretisch jedenfalls: Uwe trainiert, Bert kauft ein und ich leiste beiden gelegentlich dabei Gesellschaft). Wir hören die richtige Musik und haben die perfekte Balance zwischen natürlicher Männlichkeit und relaxtem Snobismus gefunden. Kurz: Wir sind genau die Männer geworden, von denen wir mit 21 Jahren geträumt haben.

Da gibt es nur einen Haken: Die Kinder, die sich heute in dieser Altersklasse bewegen, stehen auf andere Dinge. In drei einfachen Worten ausgedrückt: *Nicht. Auf. Uns.* Wir sind ihnen deswegen nicht böse.

Wir hassen sie ganz einfach.

„Der da hinten“, zischt Bert und nickt in Richtung eines 25jährigen in der obligatorischen Uniform aus tiefsitzender Jeans, hochgezogener Boxershorts und Poloshirt mit hochgestelltem Kragen, „der ist so dünn, der hat seine Organe wahrscheinlich schon zu Lebzeiten für die Wissenschaft gespendet.“

„Den daneben finde ich noch schlimmer“, erklärt Uwe und nickt zu Hungerhakens Begleiter hinüber, der die tiefsitzende Jeans mit

einem hervorblitzenden Calvin-Klein-Unterhosenbund und einem hautengen Shirt kombiniert, bei dessen Anblick ich aus den verschiedensten Gründen Atemnot bekomme. „Hängt nonstop im *Body & Soul* an der Donnersberger Brücke rum und trainiert von morgens bis abends.“

„Gut, dass wir das nicht mehr nötig haben!“, seufzt Bert.

„Haben wir nicht?“, frage ich.

„Nein. Wir brauchen keine perfekten Körper mehr. Wir haben Charakter.“ Er ignoriert meinen zweifelnden Blick und fährt fort:

„Der da an der Theke, der hat ... Hm ... Was meint ihr – wie viel Körperfett hat der noch?“

„Zehn Prozent?“, vermute ich.

„Darf ich unterbieten?“, grinst Uwe.

„Na, da seht ihr es“, erklärt Bert. „Wenn man das Essen sowieso aufgibt, wozu dann den Körper weiterhin mit Magen und Darm belasten? Weg damit! Nicole Kidman hat's vorgemacht: Du kannst schließlich nie zu reich oder zu dünn sein.“

„Mit einem Unterschied“, werfe ich ein. „Die Kidman ist eine Frau. Und das da“, ich deute in Richtung des Knaben, „ist es nicht.“

„Noch nicht“, gibt Uwe zu bedenken. Wir lachen und stoßen mit unseren Biergläsern an.

„Wo sind nur die Mä-hä-hänner hin“, singt Bert leise vor sich hin,

„wo sind sie geblie-hi-bän?“ Er seufzt und deutet in die Runde.

„Nein, mal im Ernst. Seht euch um: Es ist Freitagabend. Das Wochenende steht vor der Tür! Gut, wahrscheinlich muss man schon dankbar sein, dass überhaupt noch jemand ausgeht und nicht nur noch per Internet auf die Pirsch geht. Aber eins sage ich euch: Noch vor fünf Jahren hätten wir hier schon vor dem ersten Bier klarmachen können, welchen Kerl wir uns später mit nach Hause nehmen. Und heute?“ Er macht eine dramatische Pause. „Kinder,

die ihr Coming-out zwischen zwei Aerobickursen hatten, Madonna für Britney Spears' Mutter halten – und uns für altes Eisen.“ Er fährt sich mit der Hand über die blondgebleichten Stoppelhaare.

„Ich frage euch: Wollen wir so was?“

Uwe und ich folgen seinem Blick, mustern die anderen Gäste – und bleiben beide an einem Typen hängen, der lässig an der Bar lehnt. Hinter ihm flackern auf einer Leinwand Pornofilme, für die *The Pub* bekannt ist, und man könnte meinen, er würde nur auf seinen Einsatz warten: groß, offensichtlich durchtrainiert, sonnenbraune Haut, kurze schwarze Haare, ein Goatie und zwei stramme Brustwarze, die sich gegen das enge weiße T-Shirt stemmen. Um es auf den Punkt zu bringen: *lecker!*

„Ja, definitiv!“, antworten wir daher zeitgleich wie aus der Pistole geschossen. Einen Moment lang sehen wir uns verblüfft an, um dann in schallendes Gelächter auszubrechen. Bert spielt für zwei Sekunden den Genervten, aber schließlich stimmt er ein.

„Nein, jetzt mal im Ernst – ich verstehe, was Bert meint“, sagt Uwe, nachdem wir uns beruhigt und unsere Biergläser wieder einen Schluck mehr geleert haben. „Wir sind vielleicht noch nicht so alt, wie wir noch werden, aber definitiv auch nicht mehr so jung, wie wir mal waren. Könnt ihr euch vorstellen, dass es mit so einem Bubi Spaß machen würde? Der nicht mehr zu bieten hat als seinen Knackarsch?“

Ich mustere Uwe so unauffällig wie möglich aus dem Augenwinkel – und kann ihn mir mit dem Pornoadepten sehr gut vorstellen. Uwe ist 180 Zentimeter groß, geht zweimal die Woche ins Fitnessstudio, jeden Sonntag sechs Kilometer im Hallenbad schwimmen und hat daher einen harten, wohldefinierten Körper. Seine dunklen Haare trägt es kurzrasiert, was seinen schmalen, aber sehr maskulinen Kopf betont. Wenn er abends ausgeht, verzichtet er auf seine Brille

und lässt seine blauen Augen durch Kontaktlinsen blitzen.
Uwe arbeitet bei einer Versicherung und prüft Schadensfälle.
Warum er dabei immer einen Anzug in gedeckten Farben anhaben muss, kann er auch nicht sagen. Allerdings gehört Uwe zu den Leuten, die in dezentem Nadelstreifen durchaus scharf aussehen. Heute trägt er eine einfache blaue Jeans und ein weißes Hemd, was ebenfalls spießig aussehen könnte, es aber nicht tut.
Obwohl Uwe oft abgeklärt und vernünftig wirkt, ist er eigentlich ein kleiner Junge, der voller spontaner Ideen steckt. Er ist schlagfertig, schnell, sieht Lachen als seine Lebensaufgabe an und kann dabei brutal ehrlich sein. Wenn er kein Interesse an jemandem hat, lässt er ihn das deutlich spüren; wenn er einen mag, hat man in seiner Gegenwart das Gefühl, dass ständig die Sonne aufgeht.
Manchmal nenne ich Uwe meinen Peter Pan – der Junge, der nicht erwachsen wird. Und das auf eine sehr kernige, männliche Art.
Bevor jemand fragt: Ja, ich war mal in ihn verliebt. Ein kleines bisschen jedenfalls. Als ich Uwe das erste Mal sah, trug er ein Lächeln im Gesicht – und sonst nichts. Was nicht ungewöhnlich ist, wenn man sich in der Deutschen Eiche, einer schwulen Sauna, kennen lernt.

Zwei

Unter der Dusche hatte ich Blickkontakt mit einem kleinen Blondschoopf, der mich interessierte musterte. Scheinbar stand er auf Männer, die knapp 1,90 groß sind, kurze dunkle Haare auf Kopf und Brust haben und denen in guten Momenten eine entfernte Ähnlichkeit mit dem jungen Bruce Willis nachgesagt wird. Ein Vergleich, über den ich mich nie beschwert habe. Til Schweiger wäre mir peinlich. Bruce geht schon klar.

Von den Duschen führten drei Stufen in einen gefliesten,

hellerleuchteten Gang. Auf der rechten Seite ging es zur Trockensauna und zum Dampfbad; auf der linken Seite blubberte ein großer Whirlpool, in dem ein paar Kerle mit hungrigen Augen warteten. Als ich hineinstieg, kam ich mir vor wie ein Missionar, der von Kannibalen in die Suppe geworfen wird.

„Hi“, grinste ich in die Runde. Keine große Reaktion, wenn man von einigen möglichst desinteressierten, dabei aber offensichtlich interessierten Blicken auf meinen Schritt absieht. Wie Krokodile, die sich noch nicht entschließen können, ob sie sich auf die Jagd machen sollen. Ich widerstand dem Reflex, die Beine übereinander zu schlagen, um meinen nicht ganz so kleinen Freund in Sicherheit zu bringen.

„Hallo“, sagte eine Stimme neben mir; der kleine Blonde war mir gefolgt. Er saß auf dem Rand des Whirlpools und sah auf mich hinunter. „Du warst gerade so schnell weg, da konnte ich mich nicht mal vorstellen.“ Er strahlte mich an.

Na super, dachte ich. *Einer, der reden will*. Ich war mir nicht sicher, ob ich das wollte. Nicht, dass ich prinzipiell etwas dagegen hätte, aber in Taxis steige ich schließlich auch nur ein, um irgendwohin zu kommen, und nicht, um mir die Lebensgeschichte des Fahrers anzuhören. In die Sauna gehe ich, um für 17 Euro ein Handtuch und die Chance auf zwei, drei nette Ficks zu bekommen. Nett plaudern konnte ich auch anderswo.

„Bist du oft hier? Ich habe dich, glaube ich, noch nie gesehen“, plapperte der Blonde ungerührt weiter. Er war eigentlich ziemlich süß: klein, schlank, mit einem festen, nahezu haarlosen Körper – abgesehen von der dunklen Ameisenstraße, die sich verführerisch von seinem Bauchnabel abwärts schlängelte und unter dem Handtuch verschwand.

Die anderen Typen im Pool musterten ihn unverhohlen: eine dicke

Tunte mit wulstigen Lippen und Akne, ein muskelbepackter Südländer mit leicht vorstehenden Zähnen und ein Rothaariger, der mein Vater hätte sein können. Dieser griff wenig unauffällig zwischen seine Beine, brachte seinen Schwanz in Habachtstellung und räusperte sich nachdrücklich. Zumindest eins der Krokodile schien also beschlossen zu haben, dass es Zeit für den Angriff wurde.

Ich brauchte nur eine Sekunde, um mich zu entscheiden.

„Willst du reden – oder rüber?“, fragte ich den Blondem. Der grinste breit und stand auf.

Vor der gläsernen Tür zur Dampfsauna streifte er sich das Handtuch ab und warf es über einen der weißen Plastikhaken. Seine Pobacken waren klein und rund; bei jedem Schritt wippten sie ein bisschen, als wollten sie mich heranwinken. Ich streckte meine Hand aus und griff nach der linken Backe. Glatt und knackig, aber nicht zu fest; keine dieser durchtrainierten Melonen, mit denen ich noch nie viel anfangen konnte. Der Blonde grinste mich über die Schulter an. Dann öffnete er die Dampfraumtür und wir gingen hinein.

Sofort umschloss mich die Wärme wie ein samtiger Mantel. Im Vorraum gab es, hinter einer halb hohen Trennwand, eine kalte Dusche; direkt vor uns luden große Stufen zum Verweilen ein – und dazu, das Angebot abzuchecken, das unermüdlich in den Dampfraum hineinströmte und meist kurze Zeit später wieder zurückkam.

„Vorher duschen?“, fragte der Kleine.

„Ficken und dann weitersehen.“

Meine Stimme war dunkler als sonst. In meinem Magen kribbelte es. Es gibt wenig, was ich so sehr liebe wie dieses Spiel, bevor man zur Sache kommt: sich kantig geben, den Supermacho raushängen

lassen. Wenn ich mit Freunden ein Eis essen gehe, lache ich gerne laut, mache alberne Witze und imitiere Sylvie van der Vaart. Wenn ich ficken will, springt mein Autopilot auf die Einstellung *Echter Kerl*.

Der gekachelte Dampfraum war langgezogen; an der Seite sorgten in regelmäßigen Abständen metallisch glänzende Trennwände für Sichtschutz. Ein Dunstschleier hing im Halbdunkeln. Es roch schwach nach ätherischen Ölen und stärker nach schweißnassen Männerkörpern, die vor mir auftauchten und wieder verschwanden; kurze Ahnungen von Gesichtern, flüchtigen Blicken, Körpern, wippenden Schwänzen. Ich ging langsam durch den Raum, folgte dem Kleinen. Wir mussten ein paarmal stehen bleiben, wenn sich eine schemenhafte Gestalt an uns vorbeisob, und hin und wieder eine Hand fortstoßen, die sich zu aufdringlich zwischen unsere Pobacken oder Beine schieben wollte. Mein Schwanz, der wie immer anfangs schüchtern und schrumpelig gewesen war – nach all den Jahren Erfahrung machte mich das Betreten einer Sauna immer noch nervös – baumelte nun entspannt und dick vor meinen Schenkeln. Der Schweiß, der mir zuerst nur in feinen Perlen auf die Stirn getreten war, lief nun wie eine warme Hand meinen Rücken hinunter und zwischen den Pobacken hindurch.

Jede der Nischen, in die man sich stellen konnte, schien besetzt zu sein. Die *Deutsche Eiche* an einem Samstag um halb eins: Wenn die schwule Szene eine große Familie ist, war dies ihr beliebtestes Ausflugsziel. Allerdings spielten hier die lieben Kleinen nicht mit ihren Förmchen, sondern ihren Vätern und Brüdern. Ich hörte schweres Atmen und ein nasses, schmatzendes Geräusch, das meinen Schwengel zum Schwellen brachte – irgendwo bekam hier jemand einen geblasen. Und es wurde Zeit, dass das Jungchen vor mir auch damit anfing.

Wir waren am Ende des Raums angelangt. Der Kleine drehte sich um. Zum ersten Mal sah ich mir sein Gesicht, so gut es im Halbdunkel ging, genauer an. Nett. Schöne Lippen. Stuppsige Nase. Und ein leicht dämmlicher Gesichtsausdruck. *Na ja*, schoss es mir durch den Kopf, *mal für Zwischendurch ...*

„Wollen wir woanders hingehen?“, fragte er unangebracht laut, was mich leicht abtörnte; in einen Dampfraum darf man meiner Meinung nach schreien, wenn man kommt, sollte ansonsten aber jedem Anwesenden die Illusion von Ungestörtheit lassen. „Hier ist alles voll.“

„Wenn ich gehen will, sage ich dir das schon“, knarzte ich ihn leise an. Rechts ging es in einen kleinen Raum mit einer weiteren Dusche; auf der anderen Seite gab es ein bisschen Platz. Das würde gehen.

Ich drückte den Kleinen nach links, bis er mit dem Rücken gegen die Wand stieß. Der Anblick der weißen Kacheln und seinem von einer leichten Schweißschicht bedeckten Körper davor schossen mir wie ein Stromschlag direkt in die Eichelspitze. Ich drückte mich gegen ihn, genoss das Gefühl, seine nackte Haut auf meiner zu spüren. Ich musste leicht in die Knie gehen, um mit ihm auf einer Höhe zu sein, und spürte, wie meine Brusthaare an seinen bloßen Brustwaren rieben. Mein Schwanz war inzwischen hart und drückte an seinen Bauch; zwischen meinen Beinen konnte ich spüren, wie sich auch sein Ding langsam aufrichtete.

Ich ließ meine Hände an seinen Flanken hinauf wandern, schob sie nach hinten und packte seine niedlichen Backen. Sie fühlten sich verdammt gut an, und als ich sie mit einem Finger teilte und tief durch die Spalte strich, atmete der Kleine deutlich lauter.

„Okay“, flüsterte ich in sein Ohr, „davon später mehr.“

Ich ließ seinen Arsch los und nahm mir die Nippel vor. Für eine

Sekunde enttäuschten sie mich, denn sie waren klein, kaum größer als ein Centstück. Trotzdem begann ich sie feste zu kneten – und hart waren sie gar nicht mehr so schlecht. Der Kleine stöhnte. Ob ich zu grob war, oder ob ihn das gerade anmachte, konnte ich nicht entscheiden. Es interessierte mich auch nicht besonders.

Sein Schwanz war inzwischen fest und lang, und ich spürte, wie er an meinen Sack drückte. Ich rieb mein Gesicht an seiner feuchten Schulter, wanderte mit der Zunge über seinen Hals hinauf, zog eine Spur an seinem Kinn vorbei über seinen Kieferknochen und ließ sie für eine Sekunde sein Ohr necken.

„Küsst du?“, flüsterte er mit zittriger Stimme.

„Wenn ich will“, raunte ich, packte seinen Kopf mit beiden Händen, drehte sein Gesicht zu mir und ... sah ihn an.

What the f...

Er hatte die Augen geschlossen und den Mund geöffnet. Ziemlich weit offen. Er sah ein bisschen aus wie ein Vogelbaby, das gefüttert werden wollte. Eine kalte Dusche hätte nur wenig abkühlender auf mich wirken können.

Ich war unentschlossen. Der Kleine war heiß, fühlte sich gut an, aber der dümmliche Gesichtsausdruck, der mir vorher aufgefallen war, und der aufgerissene Mund gingen leider gar nicht.

Einen Moment lang spielte ich mit dem Gedanken, einfach zu gehen. Dann aber siegte meine noch nicht ganz verklungene Geilheit. Er wollte also den Mund aufreißen?

Dann sollte er es tun.

Ich trat einen Schritt zurück, legte ihm dabei die Hände auf die Schultern und drückte ihn kräftig nach unten. Der Kleine gab einen verdutzten Laut von sich, ging aber sofort in die Knie. Ich legte ihm die linke Hand unter das Kinn und drückte seinen Kopf hoch. Ihn vor mir kniend zu sehen war ein verdammt guter Anblick. „Na

los“, sagte ich. Dann packte ich meinen Ständer mit der rechten Hand und drückte ihn fest gegen seinen nun entzückend zusammengepressten Schmolmund.

Der Moment, wenn ich meinen Schwanz zum ersten Mal in einen fremden Mund schiebe, ist unbeschreiblich. Der Kleine schien zu ahnen, wie ich es mochte: Seine Lippen umschlossen zuerst nur meine Eichelspitze, und ich musste drücken, um tiefer vordringen zu können. Langsam sank mein Schwanz weiter in ihn hinein, Stück für Stück, bis ich schließlich spürte, wie sich seine Nase gegen meinen Bauch drückte.

Ich bin keins von diesen Schwanzmonstern, die man in den Hochglanzmagazinen sieht – meine Latte ist ganz normale 17 Zentimeter lang und nicht übertrieben dick. Im Mund dieses Jungen aber fühlte es sich an, als hätte ich den größten Prügel aller Zeiten. Ich legte die Stirn an die Fliesen, während ich breitbeinig vor ihm stand, meinen Schwanz langsam in seinen Mund hineinschob und wieder hinausgleiten ließ. Vor, zurück, vor, zurück, langsam, dann wieder schneller. Ich spürte, wie er mich fest umschloss, an mir saugte, mit der Zunge um meine Eichel glitt. Mit einer Hand hielt er sich an meinem Becken fest, mit der anderen fuhr er über meinen Bauch nach oben, zerzauste meine Brusthaare und begann, abwechselnd meine Nippel zu bearbeiten. Ich hielt seinen Hinterkopf, kümmerte mich aber ansonsten nicht viel um ihn, sondern ließ mich einfach in das einmalige, geile Gefühl fallen. Ich konnte nicht mehr sagen, ob er seit Sekunden lutschte oder schon seit ein paar Minuten. Ich wollte überhaupt nicht mehr denken. Seine Hand fuhr über meinen Rücken, meinen Nacken, blieb dort liegen, während die andere noch an den Brustwarzen spielte, sich an meinem Becken festhielt, zwischen meine Pobacken fuhr, alles gleichzeitig ...

Moment!

Vier Hände?

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Kai Lindberg

FUCK BUDDIES: Unterwegs mit den Jungs

Erotische Phantasien

Leseprobe aus Kai Lindbergs „FUCK

BUDDIES: Fremde und andere Liebhaber“

Über dieses Buch:

Kai ist glücklich liiert. Mit seinem Freund läuft alles super. Das letzte, was Kai sucht, ist ein Seitensprung. Und doch ist da dieser Fremde im Bus. Ein Blick von ihm, und Kais Knie werden weich. Ein Wort von ihm, und er will nur noch ihm gehören.

FUCK BUDDIES: Starke Kerle, schwuler Sex und jede Menge prickelnde Überraschungen!

Kai Lindberg

FUCK BUDDIES: Fremde und andere Liebhaber

Erotische Phantasien

1

Bis vor kurzem habe ich den Nachrichten geglaubt. Nicht denen auf RTL2, zugegeben, aber wenn in der ARD um kurz nach acht abends verkündet wird, dass die Überalterung eins der drängenden Probleme Deutschlands ist, dann neige ich dazu, das zu glauben. Doch jetzt ist halb acht *morgens* – und mein Problem ist nicht die Überalterung. Sondern das, was nachkommt.

So sieht das also aus, wenn Heterosexuelle sich zusammentun, um den Staat zu retten, denke ich. Schon landet eins der kleinen

Monster auf meinem Schoß, rammt mir seinen Schulranzen in den Magen und quietscht etwas, das sich wie „Yo, man, sorry“ anhört. Ob dies auf eine bilinguale Erziehung Rückschlüsse zulässt ...? Trotzdem: In einem Schulkinder-überfüllten Bus zu sitzen ist im Moment mein geringstes Problem.

„Sind die jeden Morgen so furchtbar?“, frage ich mein Gegenüber, eine resolute Mittfünfzigerin. Sie ist mir vor wenigen Augenblicken ans Herz gewachsen, als sie einem der schreienden Kinder heimtückisch ihren Schirm in die Seite pikte.

„Sie machen sich keine Vorstellungen“, seufzt sie. „Früher hätte es das nicht gegeben.“ Obwohl dies der Satz ist, der sonst meine stärkste Abwehrreaktion provoziert, nicke ich zustimmend.

„Schlimmer geht's nicht, als zur selben Zeit wie die Schulkinder zu fahren“, klärt mich mein Gegenüber auf. „Normalerweise fahre ich früher, aber heute ging's nicht.“ Sie sieht mich prüfend an. „Auch nicht aus dem Bett gekommen?“

„Fast im falschen gelandet“, gebe ich zurück, was mir einen irritierten Blick einbringt. „Es ist so“, starte ich einen Erklärungsversuch, „ich liebe meinen Mann, wirklich.“ Der Blick wird durch eine gerunzelte Stirn ergänzt. „Natürlich ist Steffen nicht *wirklich* mein Mann. Wir sind fest zusammen, aber nicht verheiratet, oder verpartnert, wie man das nennt.“ Die Dame nestelt an ihrem Halstuch. „Egal. Jedenfalls lieben wir uns. Wissen Sie, das ist nicht nur so ein fröhliches Verliebtsein, sondern *Liebe*. Ganz tiefe Gefühle. Aber wissen Sie, wie das ist, wenn man wirklich liebt?“ Die Dame greift nach ihrer Handtasche. „Alles ist wunderbar. Und dann merkt man irgendwann, dass man sich zu sehr aneinander gewöhnt hat. Man nimmt den anderen als selbstverständlich hin. Ich habe immer gedacht, mir passiert das nicht, aber dann wache ich plötzlich eines Morgens auf und merke,

dass mein Mann und ich seit einem Monat nicht mehr miteinander geschlafen haben und dass es zwar alles warm und weich und kuschelig ist mit uns beiden, aber dass da eben nur noch Liebe ist und keine Verliebtheit. Verstehen Sie, was ich meine?“ Mein Gegenüber springt mit erstaunlicher Agilität auf und bahnt sich ihren Weg durch die lärmenden Kinder. Es sieht fast so aus, als würde sie flüchten. Wahrscheinlich vor dieser frühpubertierenden Meute. Wer kann es ihr verdenken! Ich möchte auch fliehen – aus dem Bus *und* aus der Situation, in die ich mich manövriert habe. Nur dass es im Leben keinen praktischen Knopf gibt, auf den man drückt, wenn man aussteigen will. Und auch keinen nachfolgenden Bus, in den man wieder einsteigen kann, wenn man weiß, dass es weitergehen soll.

Manchmal wünsche ich mir, mein Leben wäre ein Film. Dann wäre dies der Moment, in dem die Kamera zurückzieht. Der charismatische Hauptdarsteller verliert sich in der metropolen Straßenflucht, alles verschwimmt, und dann erklärt eine humorvolle Stimme: „Es begann vor einer Woche. Und damit, dass mir der Bus vor der Nase wegzufahren drohte.“

Natürlich war es an einem Montag. Der Bus fuhr vorbei, als ich gerade aus dem Hauseingang trat. In solchen unsonnigen Momenten hat man zwei Möglichkeiten: sich mit dem Schicksal abfinden – oder kämpfen.

Kameraeinstellung (auf mein Gesicht): Ich mit erschrockenem, dann aber zu allem entschlossenem Ausdruck.

Kameraeinstellung (auf die Füße): Die Schritte werden schneller.

Kameraeinstellung (Totale): Mein athletischer Körper zerschneidet die frühlingfrische Morgenluft.

Bei letzterer Einstellung agiert ein geschickt gewähltes Körperdouble. Denn mir tat bereits nach den ersten Laufsritten mein Rücken weh. Wenig später meine Gelenke. Etwa zeitgleich begann mein Körper, auch temperaturtechnisch auf die unerwartete Anstrengung zu reagieren. Achseln, Rücken, Stirn: nass! Dazu pochte das Blut in meinen Schläfen. Aber ich war nicht bereit, mich geschlagen zu geben. Ich nehme schließlich immer diesen Bus! Und tatsächlich: Wie ein versprengter Olympionike erreichte ich rechtzeitig die Tür neben dem Fahrer und hinein. Sieg! Triumph!

Scheiße ... Ich schwitzte. Waren das Dampf Wolken, die fröhlich aus meinem Hemd hervordunsten? Ich versuchte angestrengt, meine Atmung und mein flatterndes Herz wieder unter Kontrolle zu bekommen, während ich durch den Bus nach hinten zu meiner bevorzugten Sitzreihe schwankte. *Lindberg*, schimpfte ich mit mir selbst, *es wird Zeit fürs Laufband!* Schwer atmend ließ ich mich auf einen Sitz fallen, sah hoch – und in zwei Augen unter dichten Brauen. Augen, in die man sieht, um alles zu vergessen. Strahlende Augen.

Mein Gegenüber senkte den Blick und las weiter in seinem Buch. Das hätte mir Gelegenheit geben sollen, mich auf meine Kurzatmigkeit zu konzentrieren. Stattdessen musterte ich ihn so unaufmerksam wie möglich. Oha!

Die Augen gehörten einem Mann. Und nicht nur irgendeinem: *dem* Mann. Dem, der seit einigen Wochen morgens immer im Bus saß, wenn ich einstieg. Und zu dem ich immer einen Sicherheitsabstand von zwei Sitzreihen einhielt. Er war ziemlich groß. Dunkle, kurze Haare. Breite Schultern, volle Lippen. Genau das, was man morgens braucht, einen sexy „Trägt-Anzug-ist-aber-ein-echter-Kerl“-Kerl, dessen Anblick man genießt wie einen Espresso:

schnell – und ohne später einen Gedanken daran zu verschwenden. Nun aber saß ich zum ersten Mal Knie an Knie mit der kernigsten Versuchung, seit es erotische Tagträume gibt. Wenn mein Leben ein Film wäre, dann hätte er jetzt sein Buch zur Seite legen und sich vorbeugen müssen; aus dem Nichts wäre ein gekühltes Leintuch erschienen, mit dem er mir zärtlich das Transpirat von der Stirn getupft hätte, während er mir etwas Bewunderndes sagt, etwas Zärtliches, etwas wie ...

„Is was?“

Das würde er in meinem Film wohl kaum sagen. Dafür tat er es genau in diesem Moment. Und ich merkte erschrocken, dass ich ihn die ganze Zeit angestarrt hatte. Schwer atmend. Mit offenem Mund. Schuldig im Sinne der Anklage.

Sein Blick war nicht so Lachfalten-umspielt, wie ich es mir gewünscht hätte – aber er schaute mich auch nicht an, als fühlte er sich belästigt. Los, Lindberg. Kontakt! Verwandle die Vorlage. Sag etwas Witziges!

„Nö.“

Na super. Mein Gegenüber runzelte kurz die Stirn. Dann vertiefte er sich wieder in seinem Buch.

Nö. Nö? Wie kann man sich so dämlich anstellen?

2

Wie war das, als ich Steffen kennenlernte? Hatte ich damals den richtigen Spruch parat? War ich spontaner, schlauer oder einfach nur ... das böse, böse Wort ... jünger? Manchmal fällt es mir schwer, mich zu erinnern. Natürlich kenne ich noch die Fakten, den Tag, die Situation, aber es fällt mir schwer, mich auch an die Worte zu erinnern, die ich benutzt habe. Und die Gefühle, die mich bewegten.

Ich war nie gut in der Schule. Französische unregelmäßige Verben konnte ich mir nicht merken – vielleicht, weil ich es gar nicht wollte. Und selbst einfache mathematische Zusammenhänge stellten mich vor eine unlösbare Aufgabe. Sollte es aber so etwas wie die Schule des Lebens geben, die Vorbereitung auf das, was später einmal passieren könnte – in diesem Fach wäre ich Klassenbester gewesen. Für fast alles, was mir jemals widerfahren kann, habe ich damals komplette Verhaltensmuster entwickelt, feingeschliffen und mit schillernden Farben ausgestaltet: Ich in der Rolle des dramatisch Trauernden am Grab meines Vaters. Ich als erfolgreicher Überflieger, der trotz des Ruhmes bescheiden geblieben ist. Ich bei der Oscar-Verleihung. Neben Königin Silvia am Tag meiner Nobelpreis-Auszeichnung. Und immer wieder ich in der Rolle des Liebenden – mal sexy, schweißglänzend an einer breiten Brust ruhend. Mal voller Gefühl und Hingabe oder voll elegisch erduldetem Schmerz. Vielleicht tut jedes Kind so etwas? Löwen trainieren ihre Jagdinstinkte auch spielerisch, wenn sie Kleintiere sind. Ich verbrachte auch als Erwachsener viele Stunden damit. Ohne genau zu wissen, ob ich all diese feinziselierten Sätze jemals aussprechen würde, hoffte ich doch: *Irgendwann ist es so weit. Someday my prince will come.* Und der Rest auch. Kam Steffen in den Genuss einer solchen Galavorstellung? Wahrscheinlich habe ich sie eingesetzt, diese bedeutungsvollen Sätze, mit wohl dosierter Aufrichtigkeit im von mir selbst ergriffenen Blick. Aber beschwören könnte ich es nicht. Weil diese wohlgehüteten Worte, die jahrelang meine treuen Begleiter waren, für mich jede Bedeutung verloren, als Steffen auftauchte. Es kam mir nicht mehr darauf an, sie wirklich zu sagen – es hatte nur noch Bedeutung, ob er sie hören wollte. Ich habe mir die Liebe immer als großes Hoch vorgestellt.

Himmelhochjauchzend, nie zu Tode betrübt. Die Realität, die ich an Steffens Seite kennengelernt habe, sieht anders aus. Steffen und ich, wir lieben uns – und wir haben Krisen. Und zwar solche, die mich nicht in das elegische Licht der Dramatik tauchen, sondern schlicht und ergreifend weh tun. Man mag mich naiv nennen: Aber dies zu lernen hat mich 31 Jahre gekostet. Die Zeit, die ich gebraucht habe, um Steffen zu finden. Den einen Menschen, der mich gleichzeitig glücklich und wahnsinnig macht. Den ich manchmal schlagen könnte, aber doch immer küssen will.

Erwähnte ich, dass ich den Mann liebe?

Früher habe ich mich immer darüber amüsiert, wenn meine Oma mir Lebensweisheiten mit auf den Weg gegeben hat. Einer ihrer Klassiker: *Auf Regen folgt Sonnenschein*. Dicht gefolgt von: *Gewohnheiten sind schön, weil man schön darin wohnt*. „Nee, Oma, sicher nicht“ – dachte ich. Heute nehme ich jeden Morgen den gleichen Bus. Und das ist nur die Spitze des Eisberges.

Aufblende: Ich im Bus. 18 Minuten nach meinem „Nö“ nahte die Haltestelle, an der ich wie jeden Tag aussteigen musste. Den Knopf für das Haltesignal konnte ich bequem von meinem Sitz aus erreichen. Der Bus hielt. Ich stand auf. Und sprach, bevor ich darüber nachdenken konnte. „Schönen Tag noch für dich.“

Hatte ich das wirklich gerade gesagt? Himmel, mir wurde schon wieder heiß im Gesicht!

Er sah zu mir hoch. Und dann kam es, das Lächeln mit den vielen kleinen Falten. „Für dich auch“, sagte er. „Bis morgen.“

Ich schwebte aus dem Bus.

3

In den darauffolgenden Tagen schien es mir, als habe sich etwas Entscheidendes verändert. Natürlich lief oberflächlich alles weiter

wie bisher: Ich arbeitete, scherzte mittags mit meinen Kollegen in der Kantine, kaufte abends auf dem Weg nach Hause ein. Steffen und ich kochten gemeinsam, erzählten uns bei einem Glas Wein, wie der Tag gewesen war. Wir räumten die Spülmaschine ein, saßen lesend auf dem Sofa, hörten Musik. Ein paar Stunden später gingen wir ins Bett und schliefen aneinandergeduschelt ein. Alles wie immer. Alles gut. Oder? Ich hatte immer häufiger das Gefühl, als würde ich mich selbst beobachten. Was ich sah, war angenehm – aber alles andere als aufregend. Mein Leben ähnelte auf erstaunliche Art dem Sex, den Steffen und ich gelegentlich haben: zärtlich, gemütlich, routiniert. Nicht weniger, nicht mehr.

Aber wenn ich die Augen schloss und einschlief, zufrieden in meinem schönen, kantenlosen Leben, dann kam er: der Mann aus dem Bus. Er heißt Marcello. Er ist Anlageberater bei einer großen Bank. Er hat in Amerika studiert. In New York stand er nach dem Training mit „John-John“ Kennedy unter der Dusche und beobachtete, wie der sein dichtes Brusthaar, den muskulösen Bauch und anderes einschäumte, was aus Pietät hier nicht näher beschrieben werden soll (nur so viel: *wow!*). Gerade hat Marcello durch einen gewieften Bilanzbetrug 2,6 Milliarden Euro auf ein Schweizer Nummernkonto überwiesen. „Komm mit mir“, sagt er, als ich in den Bus einsteige, und ohne lange zu fackeln, streife ich mein altes Leben ab und flüchte mit ihm nach Rio, wo wir in Saus und Braus leben und ekstatischen Sex unter tropischen Wasserfällen haben.

Wenn er nicht Marcello heißt, dann nennt er sich Fernandiego de la Fuentes et Santiago Campostia – doch die Welt kennt ihn als den Blutroten Diego. Ich wehre mich, aber er ist brutal und lacht, als er mich über seine Schulter wirft und aus dem Bus trägt. Gefesselt und mit verbundenen Augen werde ich auf sein Schiff gebracht.

Während er spanische Handelsschiffe brandschatzt, warte ich mit klopfendem Herzen unter Deck. Glühend kommt er zu mir, riecht nach dem Schweiß eines Helden und dem Blut seiner Feinde. Reißt mir das Hemd vom Leib, ich wehre mich, ach, erlesene Verzweiflung in meinem Blick, doch als er mich nimmt, kraftvoll und entschlossen, vergeht aller Widerstand.

Marcello? Diego? Mario! Er ist der heißeste Tänzer in der Nobeldisco, in der ich die Mäntel der gutbetuchten Gäste entgegennehme. Voller Sehnsucht sitze ich Abend für Abend in meiner Garderobenecke und fühle die Weichheit von Pelzen an meinem Gesicht, während ich die geschmeidigen Bewegungen seiner Hüften mit hungrigen Augen verfolge – bis er auf mich zukommt. Die Tanzenden teilen sich wie das Rote Meer vor Moses oder die Komparsen in einem Kylie-Minogue-Video, und er reißt mich fort von den Mänteln und nummerierten Abholscheinen, wirbelt mit mir über die Tanzfläche, nennt mich schön und begehrenswert und lässt unsere Körper gemeinsam im stampfenden Rhythmus der Musik pulsieren, bis er auf die Knie sinkt und meine Hose aufreißt, der tanzende Mob verstummt, und dann saugt Mario meinen Schwanz zwischen seine vollen Lippen, und eine Stimme sagt: „Sag, du schöner starker Mann ...“

... is was?“ Steffen saß mir beim Frühstück gegenüber. „Du scheinst die letzten Tage irgendwie abwesend zu sein.“

„Nö“, behauptete ich. Und setzte schnell hinzu: „Alles wunderbar. Aber ich muss los. Sonst verpasse ich meinen Bus.“

Fünf Tage waren vergangen, seit ich dem Fremden einen schönen Tag gewünscht hatte. Fünf Busfahrten, bei denen wir uns zunächst mit einem Nicken und später einem Lächeln begrüßt hatten. Fünf mal 18 Minuten, anderthalb Stunden. Einige meiner One-Night-

Stands haben nicht so lange gedauert.

Schon am zweiten Tag war mir bewusst geworden, dass er mich dabei beobachtete, wie ich ihn beobachtete. Immer häufiger trafen sich unsere Blicke – immer seltener schaute einer von uns sofort zur Seite. Obwohl wir stets einige Sitzreihen voneinander getrennt saßen, schienen wir uns zu umkreisen. Ich begann, den Mittelgang des Busses zu meinem Laufsteg zu machen.

Als ich ihn an diesem Tag hinunterschwebte, passierte es. Er streckte seine Hand nach mir aus. Als hätten wir die Szene hundertmal geprobt, neigte ich mich zu ihm hinunter. Er roch würzig. Seine Stimme klang erstaunlich warm. „Ich nehme abends den Bus um 18:43“, sagte er. Mehr nicht. Ohne eine Sekunde zu zögern, ging ich weiter, stieg aus, überquerte mit hoherhobenem Kopf die Straße, drehte mich nur kurz auf dem Absatz um und bemerkte wie zufällig, dass er mir aus dem davonfahrenden Bus nachsah. Wie in einem Film. Sharon Stone würde morden, noch einmal einen so sexy Auftritt hinlegen zu dürfen. Aber keine Chance. Das hier war *mein* Film. Und ich fühlte mich männlicher als je zuvor. Nur mein Magen spielte Teenie-Mädchen.

Schmetterlinge in größerer Konzentration. 18:43? Au weia! Ich hatte noch 10 Stunden und 51 Minuten, um mir zu überlegen, ob ich in diesen Bus einsteigen sollte.

Um es gleich zu sagen: Ich bin nicht eingestiegen. Weil ich zu feige war.

Natürlich wäre es leicht, mich hinter meiner Beziehung zu Steffen zu verstecken: „Ich könnte ihn niemals betrügen!“ Von wegen. Natürlich könnte ich. Genau so, wie ich die letzte Schokolade aufesse oder mich mit seinem Vater über ihn lustig mache, weil er Fußballregeln nicht versteht. Wenn man lange zusammen ist, dann

hintergeht man sich. Und ich finde nicht, dass Sex viel ernster zu nehmen ist als Schokolade.

„Ich traue mich nicht – Steffen würde mich verlassen, wenn er es herausfindet.“ Auch ein Entschuldigungsansatz, der bei mir nicht zieht. Ich meine, *hallo* – wir haben eine Bulthaup-Küche. Es gibt emotionalere Gründe, um zusammenzubleiben, aber es gibt auch die, die unser gemeinsames Leben pflastern – die Küche ist nur der profanste. Steffen und ich, wir teilen nicht nur das Bett: Wir teilen unser Leben. Und das gibt man nicht einfach so auf, wenn der andere einen Fehler macht. Wir haben beide schon einiges verbockt. Große Sachen und kleine. Vor ein paar Wochen hat er sich in einem fiesem Streit mit meiner Schwester auf ihre Seite geschlagen, obwohl er wusste, dass ich im Recht war. Und es gab da diesen Abend letzten Sommer, als er zu spät und zu betrunken nach Hause kam – und zu stark nach dem Parfüm seines Exfreundes roch. Aber all diese vermeintlichen emotionalen Totalschäden haben uns nicht auseinandergebracht – sie haben uns zusammengeschweißt. Steffen und ich haben uns nie geschworen, in guten wie in schlechten Zeiten zueinander zu stehen – wir tun es einfach. Und dass ich immer zuerst an materielle Dinge denke, die uns zusammenhalten, liegt daran, dass ich mir um die emotionalen keine Gedanken machen muss.

Das alles sagte mir mein Verstand. Warum aber nörgelte mein Bauch leise vor sich hin, dass ich nicht über das eigentliche Problem nachdenke? Dass ich versuche, den intelligenten, reflektierenden Kai raushängen zu lassen, um mich besser zu fühlen?

Ich stieg abends nicht in den Bus. Stattdessen ging ich früher nach Hause und überraschte Steffen mit einem opulenten Abendessen. Diversen Kerzen an strategisch gewählten Stellen. Und der

Tatsache, dass ich nackt auf dem Sofa lag, als er mit einer neuen Flasche Wein aus der Küche kam. Es war nicht damit zu rechnen gewesen, dass er sagen würde: „Schatz ... sind wir für so etwas nicht zu alt? Komm, zieh dir was über. Ich mag nur noch ein Glas Wein und dann ins Bett. Das war heute ein Hammertag, und morgen wird's genauso heftig.“

4

Im Bus ist es erstaunlich heiß. Der Fahrer macht eine Durchsage: Der Transformator ist kaputt. Oder die Lichtmaschine. Was auch immer. Er will versuchen, ein Ersatzteil zu besorgen. Ob es uns etwas ausmacht zu warten? Es wird eine Stunde dauern. Leider muss er die Beleuchtung abstellen. Und über dem Wüstenstreifen, in dem der Bus steht, senkt sich die Sonne dem Horizont zum blutroten Kuss entgegen.

Wir sind ganz allein im Bus. Im Schein der Notfalllichter sehen wir uns über zwei Gangreihen hinweg an. Sein Gesicht glänzt wie bei einem Bruce-Weber-Shooting. Langsam steht er auf und kommt auf mich zu. Dabei knöpft er sein Hemd auf. Er streift es über seine breiten Schultern. Auf seiner Brust kräuselt sich das dunkle Haar. Er öffnet den Knopf seiner Hose, bleibt stehen. „Leg dich hin“, sagt er mit befehlsgewohnter Stimme. Ich schlüpfe aus meinem Hemd, meiner Hose, lege mich nur in meinem hautengen Calvin-Klein-Slip auf eine Sitzbank. Die Luft wird immer wärmer, feuchter, dampfender. Der bunte Sitzbezug kratzt sanft an meinem Rücken, als er mich noch ein bisschen nach vorne zieht, meinen Arsch an den Rand des Sitzes bringt. Er legt mein rechtes Bein auf die Sitzlehne, mein linkes findet den Weg auf seine Schulter. Er beugt sich über mich. Ich kann spüren, dass sein Schwanz unter dem derben Jeansstoff größer wird, als er sich hart gegen meinen Po

drängt. Ich lege den Kopf in den Nacken und drücke den Rücken durch, wölbe ihm meine Brust entgegen, damit er meine Nippel mit seinen Lippen und seiner warmen Zunge kosen kann. Ich merke, wie ich tief zu atmen beginne, als er seinen sanften Mund durch die fordernderen Finger ersetzt und meine Kameraden hart drillt. „Sag mir, was du willst“, brummt er.

Als ich aufwachte, fühlte ich mich desorientiert. *Himmel, wo ...* Aber natürlich lag ich in meinem Bett. Im Badezimmer rauschte die Dusche; Steffen steht immer vor mir auf. Als er wenig später ins Schlafzimmer zurückkam, ein Handtuch um die Hüften, sah er grinsend zu mir herunter. „Aufstehen, Schlafmütze. Du willst doch deinen Bus nicht verpassen.“

Und ob ich wollte! Ich erzählte Steffen etwas von Halsschmerzen und schlechten Träumen und einem Brief, den ich noch vor der Arbeit zur Post bringen musste, und dass mein Chef und ich unseren Termin erst gegen zehn hätten und ich wirklich mal später loskönnte, Überstunden abbauen, bald kommt die 40-Stunden-Woche, und dann haben wir nichts mehr zu lachen ...

„Is gut, Schatz.“ Er zog sich an, gab mir einen Abschiedskuss und verschwand, pünktlich wie jeden Tag. Ich blieb noch eine halbe Stunde liegen und verpasste meinen Bus. Was mich in den späteren brachte. Zu den Kindern, zur alten Dame. Und zu der Erkenntnis: Es ist eine Sache, wenn man meint, das Richtige zu tun. Eine andere, sich feige zu fühlen.

Denn das, so wird mir jetzt bewusst, als ich mich an einem dicken Blag vorbei aus dem Bus quetsche, ist das Problem. Ich bin feige. Ich habe Angst. Und zwar nicht davor, was Steffen tun könnte. Sondern einzig und allein davor, was *ich* tun könnte. Mit diesem Fremden. Und was dann geschehen könnte. Was, wenn der Sex

grandios wäre? Was, wenn ich mich verliebe – oder er sich? Wir haben doch alle gesehen, wie Michael Douglas Glenn Close erschießen musste! Und was passiert, wenn der Kerl mich gar nicht mehr spannend findet, wenn wir im Bett sind? Was, wenn ich's nach dem ganzen gemütlichen Kuschelsex der letzten Jahre mit einem Fremden nicht mehr bringe? Wenn mein Schwanz zu klein ist? Mein Arsch nicht mehr knackig genug? *Verdammt!*

Und während ich mir noch selbst leidtue wegen all der Fragen, die mich quälen, merke ich, wie sich meine beiden Freunde am Hemd zu reiben beginnen. Weil sich unter den lärmenden Fragen heimlich, still und leise ein anderer Gedanke breitgemacht hat. Ein Bild, um genau zu sein. Der Fremde im Bus liegt vor mir. Ich fahre mit der Zunge von seinem Nacken aus den Rücken hinunter, tief hinunter in das sanft geschwungene Tal – und wieder hinauf zu den beiden Handschmeichlern. Steffen hat einen niedlichen, glatten Po. Der Fremde aber hat einen *Arsch*. Einen geilen Arsch, kantige, feste Backen mit einem Hauch von Flaum, der dichter und dunkler wird, bevor er in der Kluft verschwindet. Ich muss mich räuspern. Was die beiden Verräter an meiner Brust nicht hindert, härter zu werden und lustvoll jede Berührung mit dem rauhen Stoff herbeizuflehen.

Den Rest des Tages verbringe ich in konstanter Erregung. Mein Freund Bert sagt immer, dass es Tage gibt, an denen selbst das Wort „Teetasse“ ihn rattig macht. Ich verstehe jetzt, was er meint: Alles um mich herum ist Sex. Meine Kolleginnen scheinen den Sommer für eröffnet erklärt zu haben und tragen enge Tops zu kurzen Röcken. Die Kollegen bemerken dies; freundliche Komplimente und eindeutige Blicke schwirren durch die Gänge. Unser Volontär, ein 22-Jähriger mit Vorliebe für lässige Combathosen, trägt sie so tief, dass ich mehr als einmal jenen

schmalen Streifen Haut am Bauch und Rücken aufblitzen sehe, der millimetergroß zwischen Hose und T-Shirt mehr Sprengkraft entwickelt als eine Panzergranate. „Is ’ne neue Levis“, grinst er mich an. Ich versuche, möglichst souverän zu bleiben. Und flüchte mich daher in die nahe gelegene Toilette. Auf dem Weg zur Kabine muss ich an den Pissoirs vorbei. Strecker steht da, Martin Strecker, unser neuer Werbeleiter, der mir vor ein paar Tagen begeistert von seinen Jahren als Turniertänzer erzählt hat. Breitbeinig, locker, entspannt. Mit einem festen, runden Kugelarsch, den seine Stoffhose kaum bändigen kann. Ich mache einen *Matrix*-tauglichen Hechtsprung in die Kabine. Mein Schwanz bockt wie ein wild gewordener Mustang. Zum ersten Mal in meinem Leben erwäge ich, mir direkt hier in der Toilettenkabine einen runterzuholen. Ich tue es nicht. Und bereue es wenige Minuten später, als ich bei meinem Chef sitze. Wie immer hat er einen Strauß frischer Blumen auf dem Schreibtisch stehen. Diese Woche sind es Tulpen. Die scheinen seit gestern explodiert zu sein: Sie stehen nicht mehr mit stolz nach oben gereckten Hälsen in Reih und Glied im hohen Glas, sondern fallen üppig über den Rand, mit großen, tiefroten Köpfen, die schwer und verlockend wippen in Erwartung einer Hand, die sie umschließen soll.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Kai Lindberg

FUCK BUDDIES: Fremde und andere

Liebhaber

Erotische Phantasien

Leseprobe aus Lola Lindbergs „SWEET & SEXY: Ich spiel mit Dir“

Über dieses Buch

Ihr Name: Lola. Ihr Charakter: erfolgsorientiert. Ihr Plan: einen erfolgreichen Musiker zu einem Exklusivinterview überreden – mit Mitteln, die böse Zungen als Erpressung bezeichnen würden. Doch die Sache hat einen Haken: Im Leben wie beim Sex ist nicht immer klar, wer der Jäger ist und wer die Beute ...

SWEET & SEXY: Prickelnde Geschichten und erotische Unterhaltung für Frauen, die wissen, was sie wollen.

Lola Lindberg

SWEAT & SEXY: Ich spiel mit Dir

Erotische Phantasien

Eins

Seine Augen ruhen auf mir, während ich das Shampoo in meine Haare knete. Ein sündig-guter Duft breitet sich in der dampfgeschwängerten Luft meines Badezimmers aus, nach Limonen, nach Gewürzen, nach einem Versprechen von Sommertagen und lustvollen Nächten. Dazu seine Augen – und vor allem sein Lächeln: Seine Unterlippe ist voll und fest, eine pralle Frucht, an der man sich festsaugen möchte, über die man mit der Zunge fahren will und an der zu knabbern ein göttliches

Vergnügen sein muss.

Es gibt Männer, die sind sexy. Und es gibt Männer, bei denen haben schon einzelne Körperteile das Potenzial eines ganzen Rudels heidnischer Liebesgötter. Rick ist so ein Mann. Er sieht aus, als könne er mir genau jene Orgasmen verschaffen, die andere Frauen in Werbefilmen wegen eines Shampoos erleben. Seit meiner letzten Affäre – deren desaströsen Grundcharakter ich lieber unerwähnt lasse – sind einige Monate vergangen. Ich bin also ausgesprochen anfällig für gute Shampoos. Und für schlüpfrige Versprechen.

„*Just for one moment*“, singt Rick, „*our eyes meet.*“ Tun sie, Schatz, tun sie! Sie sind blau, deine Augen, und man kann in ihnen versinken wie in einem kühlen Bergsee nach einer langen Wanderung. Zwar war ich noch nie in der Nähe eines Bergsees, und Wandern gehört auch nicht wirklich zu meinen bevorzugten Freizeitbeschäftigungen, aber ... egal!

„*Just for one moment*“, singt er mit seiner samtigen, dunklen Stimme weiter, als ich nach meinem Duschgel greife, „*feel your love so deep, deep down inside my heart and my soul.*“

Ich schäume mir zuerst die Achseln ein und lasse die Hände dann langsam über meine Brüste wandern. Sie sind nicht so groß, wie ich es manchmal gerne hätte, aber dafür sind sie fest und fühlen sich wunderbar an. Meine Nippel werden hart, als ich mit glitschigen Fingern über sie fahre, und spielerisch beginne ich für einen Moment, sie zu massieren. Es ist ein Genuss hier zu sein – in meinem warmen Badezimmer, nackt unter dem festen Strahl der Dusche, der meinen Rücken massiert, eingehüllt in eine sanfte Umarmung aus feuchten Dampfschwaden und heißem Wasser, das über meinen Rücken läuft, zwischen meinen Pobacken hindurch, und das schließlich schnell und aufreizend langsam zugleich an

meinen Beinen hinunterleckt ... Ich komme mir vor wie die neugeborene Venus, nur ohne Muschel, aus der ich entsteigen könnte. *Your love is my power and strength, not just for one moment, but forever ... forever in your arms, baby.* Ich lasse die Hände mit kreisenden Bewegungen über meinen Bauch abwärts wandern und ...

Ponk! Es klopft gegen die Badezimmertür.

„Lola, du hast noch eine Stunde!“ Die Stimme meiner besten Freundin Mellie reißt mich aus meinen angenehmen Träumen. Seufzend nehme ich den Duschkopf aus der Halterung, stelle die Wassertemperatur mutig von *Himmlisch* auf *Hölle* und beginne, mich eiskalt abzubrausen. Rick singt ungerührt weiter.

Tropfnass und bibbernd ziehe ich ein Handtuch von der Stange und rubble mich trocken. Wenn ich nur einen winzigen Moment mehr Zeit hätte, könnte ich ... *Nein! Reiß dich zusammen*, schelte ich mich selbst. Dann steige ich aus der Wanne, schlinge mir das Handtuch um den Körper und streiche mit der linken Hand meine Haare hinter die Ohren. Mit der rechten bringe ich Rick zum Schweigen; wie immer muss ich zweimal auf die Stopptaste meines tragbaren CD-Spielers drücken. Irgendwann sollte ich mir wirklich einen neuen kaufen. „Und du, mein Schatz“, ich lächle Rick an, „du wirst mir dabei helfen.“

Ponk!

„Hast du was zu mir gesagt?“, ruft Mellie.

„Sag mal, stehst du Wache vor der Tür? Komm, sei ein Schatz und mach mir noch schnell einen Kaffee, ja?“ Ich höre sie in Richtung Küche gehen. „Na, was meinst du?“ Ich lächle Rick an. „Bin ich verrückt, weil ich mit dir spreche?“ Ich lasse meine Hand kurz über sein schönes Gesicht wandern, ziehe eine Linie von seiner göttlichen Unterlippe über den Hals, die Brust, umkreise seine

linke Brustwarze, ignoriere die beiden kleinen Löcher, die seine bronzefarbene Haut unschön aufreißen – und muss zugeben: Eine erwachsene Frau, die mit dem Poster einer Boyband spricht, hat durchaus etwas Seltsames. Denn natürlich stehe ich allein neben dem Waschbecken. Aber an der Tür klebt das besagte Poster: Es stammt aus der *Bravo* und zeigt TakeUs, die derzeit erfolgreichste Boyband Europas. 3,5 Millionen CDs haben die Goldjungen allein in Deutschland verkauft. Unglaublich! Die Wirtschaftskrise scheint an den pubertierenden Mädchen der Nation vorbeigegangen zu sein, denn sie kaufen alles, was mit TakeUs zu tun hat – CDs, Magazine, Poster, Schlüsselanhänger, die erste Sportswear-Kollektion, die es bei einer großen Kaufhauskette gibt, Tassen, T-Shirts, das gerade auf den Markt gekommene Parfüm. „*We are here for you*“, singen TakeUs in *For you*, einem ihrer erfolgreichsten Lieder, „*we will never fool you, we will never hurt you, we won't go away until you ask us to.*“ Danach sieht es im Moment allerdings nicht aus. Gerade erst ist bekannt geworden, dass die Jungs von TakeUs sogar einen Werbevertrag mit *Milka* unterschrieben haben. „Bald wird es kaum noch etwas geben, was nichts mit den süßen Traumtypen zu tun hat“, jauchzte gestern eine Viva-Moderatorin mit verzücktem Blick.

Tatsächlich gibt es nur eins im Zusammenhang mit den Jungs nicht: Schlagzeilen. Oder besser: schlechte Schlagzeilen. Es gibt kaum Gerüchte, keine schmutzigen Geschichten oder Fotos, die der Presse zugespielt wurden. Nichts!

Bis jetzt ...

„*And if you want more, you simply need to ask us to.*“

Nun, ich werde fragen. Und reich damit werden!

Der Grund für meinen Optimismus ist nicht Rick, das semmelblonde Sexsymbol. Es ist auch nicht Mitch, der

milchkaffeebraune Hüne, dessen beeindruckender Sixpack auch durch die Heftklammerlöcher in der Postermitte nicht wirklich entstellt werden kann. Nein, es ist Luca, der Dritte im Bunde. Luca, der in Interviews nie über sein Privatleben spricht. Luca, der von *Bravo* gerade zu „einer der süßesten Versuchungen, seit es Boybands gibt“ erklärt wurde. Luca mit der ruhigen, ernsten Art und den dunklen Augen, in den so viele Mädchen verliebt sind. Und der, als ich ihn das letzte Mal sah, gerade den Schwanz meines Bruders lutschte. Pech gehabt, Mädels ...

Das Leben, es ist manchmal sehr seltsam. Und absolut wunderbar!

Zwei

Eine Stunde später hält mir Mellie mit theatralischer Geste die Tür auf. „Nun geh also hin, Lola, und bringe Unglück über die Teenies dieser Welt!“

„Nun gehe ich also hin und Sorge dafür, dass wir in Zukunft die Miete zahlen können“, gebe ich lachend zurück.

Mellie und ich haben uns vor ein paar Jahren kennen gelernt, als sie gerade begonnen hatte, in Münchens IT-Szene als Webdesignerin auf sich aufmerksam zu machen, und ich meine erste Redakteursstelle bei einem kleinen Musikmagazin bekam. Kurze Zeit später sind wir zusammen in eine grandiose Altbauwohnung im Lehel gezogen, deren ewig hohe Decken unsere Erwartungen an die nächsten Jahre vortrefflich symbolisierten. Und dass wir eine Putzfrau namens Olga hatten, unterstrich unsere Vorstellungen von unserem Lebensstandard – dekadent, aber adäquat.

Die hohen Decken haben wir immer noch, von Olga mussten wir uns aber vor einem Jahr trennen, nachdem Mellie kaum noch Jobs bekam und meine Chefredakteurin mich nach einem Gespräch, in

dem sie die Abhängigkeit des Qualitätsjournalismus von Werbeeinnahmen darstellte, fristgerecht auf die Leopoldstraße setzte. Seitdem schlagen wir uns mit Gelegenheitsjobs durch: Mellie jobbt bei einer Telefonmarketingfirma, ich schreibe unter abenteuerlichen Pseudonymen für alle möglichen Magazine. Irgendwie kommen wir über die Runden – nur: dem Wort „irgendwie“ war ich noch nie besonders zugeneigt.

Vor ein paar Wochen fiel mir eine *Bravo* in die Hände. Ich sah das Poster in der Mitte, dachte beim Anblick von Rick sofort an ächzende Bettfedern, beim Anblick von Mitch an rassistische Vorurteile über die Physiognomie dunkelhäutiger Männer (und auch wieder an das Ächzen) und bei Luca – *Bingo!* – erinnerte ich mich an jene Party im Studentenwohnheim meines Bruders Kai, auf der ich ihn überall suchte und schließlich mit dem zukünftigen Superstar über seinem Genital vorfand. Damals hieß Luca noch Lukas und hatte hellere Haare und untrainiertere Muskeln. Aber er war es, keine Frage.

Es ist sicher keine schöne Visitenkarte meines Charakters, dass ich nach dieser Erkenntnis sofort bei einer Zeitung vorstellig wurde, die eher wegen der Größe ihrer Überschriften als des Inhalts ihrer Artikel erfolgreich ist. Jede Frau aber, die schon einmal die geliebte Putzfrau entlassen musste, wird verstehen, wieso ich zum Äußersten bereit bin. Scarlett O’Hara mag geschworen haben: „Ich will nie wieder hungern.“ – Ich hingegen bekomme schon beim Gedanken an *Sidolin streifenfrei* Beklemmungen ...

Mit viel Geschick habe ich bei der Zeitung eine besondere Vergütung ausgehandelt: Ich liefere dem Chefredakteur den Kopf von Luca, dafür bekomme ich zwei Jahre lang garantierte Aufträge, die meine Geldsorgen zu Schnee von gestern machen werden. Luca und TakeUs haben genug Zeit gehabt, Teenieherzen

und -körper zum Beben zu bringen – nun müssen sie meine Kasse klingeln lassen.

Der Plan ist so einfach wie genial: Ich werde über die Zeitung bei einem ganz besonders hochkarätigen Presseevent des TakeUs-Managements eingeschleust. Dort kann ich mich an Luca heranwanzen und ihn freundlich mit der Drohung, die Telefonnummer meines sehr aussagefreudigen Bruders an die gesamte deutsche Klatschpresse weiterzugeben, davon überzeugen, mir ein Exklusivinterview zu geben. Die Überschrift: *Luca – Mein Geständnis*. Olga, bald werden wir uns wiedersehen. Es läuft gut!

„*This bomb's made for lovin'*“, knödelt Tom Jones aus dem Radio, als ich im Taxi sitze, „*and you can shoot it far*“. Und wie *far* ich mich heute schießen werde, Tiger! Es ist der perfekte Abend. Ich spüre, dass etwas Großes auf mich zukommt, und dass ich nur zugreifen muss, um es mir zu schnappen. Ein Schauer rieselt über meinen Rücken, und das Kribbeln in meinem Bauch fühlt sich fast so aufregend an wie vor anderthalb Stunden unter der Dusche ...

Der Taxifahrer mustert mich mehrfach anzüglich im Rückspiegel, was mich normalerweise dazu bringt, die Arme vor der Brust zu verschränken und mit trotzigem Blick aus dem Fenster zu schauen. Heute aber ist das anders. Ich straffe die Schultern, sodass der Ausschnitt meines Jacketts noch ein bisschen mehr aufspringt und der Spitzenansatz meines neuen *LaPerla*-BHs aufblitzt. Ich lächle mit vollen, *Viva-Glam*-glänzenden Lippen und streiche mir spielerisch durch meine langen, schwarzen Haare. „*Sexbomb, sexbomb, you're a sexbomb*“, erkennt Tom Jones. Und wer weiß – vielleicht wartet nach getaner Tat ja noch irgendein

knackiger Journalist in der Lobby, mit dem ich meinen Triumph bei einem prickelnden Glas Champagner feiern kann? Immer nur Shampoo kann nicht glücklich machen.

Drei

Der Presseempfang findet auf der Dachterrasse eines Münchener Nobelhotels statt. Ich fühle mich inzwischen selbst ein bisschen wie ein Star, denn vor dem Eingang versperrt mir zunächst eine hysterisch „TakeUs, TakeUs!“ skandierende Teenagermeute den Weg, bis der Doorman mir energisch einen Weg bahnt.

Vor dem Aufzug zur Dachterrasse hakt eine Pressebetreuerin meinen Namen auf ihrer Liste ab. „Es ist uns ein besonderes Vergnügen, Sie heute Abend bei uns begrüßen zu dürfen, Frau Lindberg!“, sagt sie lächelnd zu mir.

„Danke!“ Ich strahle zurück. Ach, es läuft gut!

„Wenn Sie mich dann bitte noch kurz einen Blick in Ihre Handtasche werfen lassen?“

Sie lächelt immer noch. Und ich frage mich, ob ich mich verhört habe. „Wie bitte?“

„Reine Formsache“, versichert sie mir. „Sie wissen doch – das heutige Treffen wird im kleinen, intimen Rahmen stattfinden. Sie sollen Gelegenheit bekommen, TakeUs ganz aus der Nähe kennen zu lernen und einen unbeschwerten Abend zu verbringen. Da wären Tonbandgeräte oder Minikameras doch sehr hinderlich.“ Der Mund lächelt, darüber strahlt – nein, *stahlt* – mir ein harter Blick entgegen.

Natürlich habe ich davon in der Einladung gelesen. Aber es ernst genommen? Nein, wirklich nicht! Seufzend öffne ich meine kleine *Gucci*-Tasche und ziehe das Diktiergerät heraus. „Entschuldigen Sie. Reine Gewohnheit.“

„Entschuldigen Sie. Reine Routine“, echot sie und nimmt das Gerät entgegen. „Ich lasse es auf Ihren Namen an der Garderobe hinterlegen. Und nun: Genießen Sie den Abend!“ Sie gibt dem Wachmann neben dem Aufzug ein Zeichen, er drückt auf einen Knopf, und wenige Sekunden später bin ich auf dem Weg nach oben. Statt der üblichen Fahrstuhlmusik schmeicheln die Stimmen von TakeUs durch die kleine Kabine. „*We’re your Private Dancers*“, versichern sie mir in ihrer sehr erfolgreichen Tina-Turner-Coverversion, „*we are Dancers for money, we’ll do what you want us to do*“. Nun, das hoffe ich!

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Lola Lindberg

SWEAT & SEXY: Ich spiel mit Dir

Erotische Phantasien

Leseprobe aus Lola Lindbergs „SWEET & SEXY: Komm her, Kleiner“

Über dieses Buch:

Ein bekannter Fernsehstar soll vor der Kamera alle Hüllen fallen lassen – und stellt sich einem Casting der besonderen Art. Ein Sandwichverkäufer glaubt, einer dominanten Karrierefrau widerstehen zu können – und erlebt eine Überraschung. Ein Kaufhausdetektiv entdeckt eine Diebin – und ahnt nicht, wer hier wen verfolgt. Denn sie alle haben es mit Frauen zu tun, die es lieben, mit Männern zu spielen ...

SWEET & SEXY: Prickelnde Geschichten und erotische Unterhaltung für Frauen, die wissen, was sie wollen.

Lola Lindberg

SWEET & SEXY: Komm her, Kleiner

Erotische Phantasien

Zum ersten Mal im ZDF

„Wie meinst du das?“, frage ich, ernsthaft entgeistert. Ich hatte mit einigem gerechnet – damit nicht. „Carsten Spengemann spielt Othello?“

„Yup“, macht Karen. „Carsten Spengemann spielt Othello.“

„Aber der ist doch nicht mal schwarz!“

„Der ist ja noch nicht mal Schauspieler.“ Karen schüttelt seufzend

an Heiner Stolz, einem unsäglichen One-Night-Stand, den ich mal ... aber das würde zu weit führen. Und außerdem brauche ich keine kleinen Schwänze, weder im normalen Leben noch jetzt. Ich brauche einen großen. Möglichst einem prominenten. Und kamerascheu sollte er auch nicht sein.

Karen hat sich inzwischen hinter ihrem Schreibtisch hochgestemmt und ist zur Tür gegangen. „Ich brauche jetzt erst mal einen Kaffee“, sagt sie. „Willst du auch einen?“

„Keine Frage! Double Latte. Bist 'n Schatz!“

„Und dazu ein Croissant?“ Was diese Frau für ein fieses Lächeln aufsetzen kann.

„Du kannst mich mal“, knurre ich, während mein Magen – und größere Teile meiner Seele – sich bitterlich beschweren. Ein Croissant wäre der Himmel. Zwei sogar einige Jahre im Fegefeuer wert. Allerdings hat schon ein Bissen mehr Kalorien als manche vollwertige Zwischenmahlzeit, und da mein persönliches Fegefeuer „Kleidergröße 40“ heißt – von der ich gerade auf eine glücksverheißende 38 zu kommen versuche –, heißt es: *Pas de Croissant. Je veut* Magermilchquark mit Süßstoff. Ist ja auch ganz lecker, irgendwie.

„Gutes Mädchen. So tapfer!“ Karen lacht und verschwindet aus meinem Büro. Besser wäre es natürlich, ich könnte sagen, dass sie mich allein lässt – aber das bin ich nicht. Schließlich habe ich, von der Kleidergrößenthematik einmal abgesehen, ein drängendes Problem. Und der einzige tröstliche Gedanke ist, dass man dann nie ganz allein ist. Alles mag einen verlassen – Probleme bleiben. Eigentlich habe ich keinen Grund, um mich zu beschweren. Es geht mir gut: Ich bin gesund, sehe nett aus, musste das Rauchen nie aufgeben, weil ich erst gar nicht damit angefangen habe, und konnte dank *Weight Watchers* meinen Weihnachtsspeck innerhalb

weniger Wochen erfolgreich minimieren. Meine Hüften haben lediglich noch eine Rundung zu viel. „Rundung“ klingt besser als „Speckschicht“, und wenn man seine Probleme positiv benennt, dann hat man sie schon ein bisschen in den Griff bekommen. Das hat mir Hans beigebracht, ein recht gutaussehender Soziologiestudent, dem bei den wöchentlichen WW-Treffen immer alle Frauenherzen zugeflogen sind. Er war der Held aller Wohl- und Wohlwohlgerundeten, denn er hat über fünfundzwanzig Kilo verloren und sich vom gemütlichen Pandabären zum Panther mit Bundgröße 34 entwickelt. Ja, alle haben ihn geliebt. Gevögelt habe ich ihn allerdings alleine. Und schon war die Zeit der netten Gruppentreffen für mich vorbei – denn die anderen haben es mitbekommen. Und man sollte sich besser nicht mit einer Gruppe eifersüchtiger Frauen anlegen, die gemeinsam 1.247 Kilogramm auf die Waage bringen und Hunger haben. Da bekämpfe ich meine „Rundung“ lieber im Alleingang. *There are some things a girl must do alone.*

Stattdessen könnte ich versuchen, meinem derzeit drängenden Problem einen positiven Namen zu geben. „Frau braucht Schwanz“ klingt nicht sehr lebensbejahend. Zumal ich ihn ja nicht einmal für mich allein haben will, sondern für die Nation. Um genauer zu sein: Für 12,43 % der Nation zwischen 18 und 48. Denn die sehen viermal die Woche um 15:30 Uhr unsere erfolgreiche Daily-Soap *Regentage, Sonnentage*. Wir sind vor einem Jahr auf Sendung gegangen. Niemand hat an uns geglaubt – am wenigsten wir selbst, um ehrlich zu sein. Wer will schon eine Serie über die Bewohner eines Hamburger Mietshauses sehen? Gibt doch schon die *Lindenstraße*. Von GZSZ mal ganz zu schweigen.

Also haben wir angefangen, die Handlung ein bisschen anzuheizen. Ganz harmlos noch am Anfang. Damit wir aber von „Da gibt’s

doch diese Soap im Zweiten?“ zu „Voll krass, haste gestern *ReSo* gesehen?“ aufsteigen konnten, musste sich unser knackiger türkischer Hausmeister Murat (gespielt von einem zyprischen Griechen – unser Beitrag zur Völkerverständigung) einmal durch das ganze Haus vögeln – inklusive Mariella, die süße sechzehnjährige Tochter des Oberstudienrats Müller aus dem dritten Stock. Mariella (in Wahrheit Tatjana Brandstetter, 28) trieb die traumatische Defloration (sie erfuhr, dass Murat sie dabei für Eckbert Giesing gefilmt hatte, den schwindsüchtigen Philosophen aus dem Dachgeschoss) in die Drogensucht, was von den Zuschauern aber nicht besonders goutiert wurde, weswegen wir ihre Zukunft auf dem Kinderstrich zugunsten einer Einlieferung in die Psychiatrie mit anschließender Blitztherapie abkürzen mussten. Inzwischen denkt Tatjana übrigens über einen Ausstieg aus der Serie nach, um sich ganz ihrer Musikkarriere zu widmen. Aber ich schweife ab.

Unser Erfolgsrezept ist einfach: Wo manche Serien soziale Aktualität beweisen, zeigen wir Sex und Intrigen. Wo andere Serien auf familientaugliche Unterhaltung setzen, zeigen wir Intrigen und Sex. Und während in fast allen Serien normal aussehende schlechte Schauspieler belanglose Geschichten erleben, bieten wir außergewöhnlich gutaussehende Schauspieler, die, man ahnt es bereits, Sex und Intrigen vortäuschen. Auch nicht besonders gut gespielt, aber quotentechnisch ein Hit. Wir hatten die ersten nackten Brüste, die vor 17:00 Uhr im öffentlich-rechtlichen Fernsehen zu sehen waren. Wir hatten die erste Geschlechtsumwandlung einer braven Hausfrau in einen knackigen Tangotänzer. Die erste Wiederbelebung eines Komapatienten durch Oralverkehr. Und nun brauchen wir den ersten harten Schwanz der deutschen Fernsehgeschichte. Folge 380, Titel: *Da hab ich was*

eigenes. Angelina Müller (Mariellas Mutter, gespielt von Ellen Menger, 48, alkoholkrank – sieht man nicht –, geliftet – sieht man ein bisschen) eröffnet im Hobbykeller ihres Mannes einen Swingerclub. Und dort soll er seinen Schwanz zeigen, der gute Rambo Hartmann. Er hat einen Namen, wir haben ein Script, aber was uns fehlt, ist ein Schauspieler, der diese Gastrolle übernehmen will.

Der Agent von Til Schweiger war noch so freundlich, sich damit rauszureden, dass „der Til“ schon mal in einer Soap gespielt hat und das für ihn nicht mehr in Frage kommt. Andere Agenten waren weniger freundlich. Einige lachten sogar, wenn ich ihnen blumig ausmalte, dass ihre Klienten mit ihrem Gemächt Fernsehgeschichte schreiben könnten.

Nun waren wir unten. Ganz unten. Und selbst dort hat uns Carsten Spengemann noch abgesagt. Es ist ein Trauerspiel.

„Jetzt hilft nur noch eins“, reißt mich Karen aus meinen Gedanken. Sie stellt einen Pappbecher aus meinem bevorzugten Coffee-to-go-Laden vor mich auf den Tisch.

„Koffein wird uns auch nicht retten“, mutmaße ich und nehme einen Schluck. Cremiger Milchschaum, samtiger Espresso. Es gibt Leute, die halten Sex für eine Sünde. Oder zumindest edelherbe Schokopralinen. Ich hingegen habe meine Lieblingsleidenschaft gefunden: A double Latte to go.

„Nee, kein Kaffee. Aber das Universum.“ Karen grinst breit.

„Bestellungen beim Universum. Weißt schon, dieses Buch? Wirkt garantiert.“

Ich muss lachen. „Klare Sache. Ich stelle mich auf den Balkon und sage: ‚Einen Promischwanz bitte‘, und dann fällt der vom Himmel?“

„Ganz so einfach isses nicht. Du musst dich konzentrieren. Dir

ganz genau vorstellen, was du haben willst. Und dann diesen Wunsch, also, so als konzentrierte Energie, ins Universum schicken, und ...“

„Und ich wusste gar nicht, dass du solche Bücher liest!“

„Tue ich auch nicht“, erklärt Karen mir mit dem Gesichtsausdruck, den man bei einer gutmütigen Grundschullehrerin erwarten würde.

„Ich habe einen Artikel über dieses Buch gelesen. Und so ungefähr geht das.“

„Das ist doch Unsinn. Komm, Karen, lass mal – ich will diesen Hokusfokus nicht ausprobieren.“

„Willst du nachher den Chef anrufen und sagen, dass Lola Lindberg zum ersten Mal nicht in der Lage war, das Unmögliche möglich zu machen und keinen Schwanz parat hat?“

Autsch, denke ich. Und sage es auch zur Sicherheit noch einmal:

„Autsch!“ Karen kennt meine Achillesferse. „Also gut. Ich denke also an diesen Schwanz, ja?“

„Genau“, strahlt Karen.

„Okay.“ Ich räuspere mich, schließe die Augen, lege die Stirn in hoffentlich dekorative Falten. „Groß. Groß sollte er schon sein. Aber nicht zu groß.“

„Keine Salatgurke?“

„Nee! Und auch kein Cornichon. So ein Mittelding. Muss gut in der Hand liegen.“ Meine Gedanken schweifen ab. Eine Gurke? Kaum Kalorien! Eine dicke, leckere in Chili eingelegte Gurke, in die ich beiße, deren Saft sich feurig in meinem Mund ergießt ...

„Aber man sollte sich auch nicht den Unterkiefer ausrenken müssen“, reißt Karen mich aus meinen Gedanken.

Ich muss lachen. „Hilfe!“

„Dafür dürfte es jetzt zu spät sein. Konzentrier dich. Er sollte bitte auch gut aussehen, wenn er nicht hart ist, kein

Schrumpelwürstchen. Und beschnitten, bitte!“ Es gibt mehr als einen Grund, warum Karens liebstes Reiseziel Amerika ist.

„Muss nicht. Ich find es gar nicht schlimm, wenn die Haut da vorne ganz weich ist.“ Ich reiße meine Gedanken von der Gurke los und konzentriere mich. Vor meinem inneren Auge taucht genau die Art von Genital auf, die ich gerne mal im Fernsehen sehen würde. Oha. Doch deutlich besser als eine Chiligurke ... „Wie Samt muss die Haut sein. Aber mit einer Ahnung von Härte darunter. Und nicht so viele Adern, nur eine schöne, gerade, dicke obendrauf.“

„Und zwei ordentliche Eier! Nicht solche Kindermurmeln.“

„Und ... und der Sack muss rasiert sein.“

„Überhaupt: gestutztes Schamhaar.“

„Ganz krauses, drahtiges, in das ich mein Gesicht drücken kann.“ Meine Gedanken schweifen schon wieder ab. Ich muss an das feine Gespinst prickelnder Zuckerfäden denken, mit dem vor einigen Wochen meine letzte Sünde dekoriert war, eine Panna Cotta. Ein Nest duftiger Zuckerwatte. Ich merke, wie mein Hals trocken wird. *Konzentrier dich, Lola!* Aber es ist zu spät. Der perfekte Schwanz, dem ich mich gerade noch näherte, verändert sich, wird dunkler. Aus der perfekt geformten dicken Eichel, die verführerisch glänzt, wird ... oh ... ein Schokokuss. Verlockend dunkel glänzt die knackige Schokoladenschicht und verströmt ein Aroma von rauher Cremigkeit, verbotenen dunklen Genüssen, schwer und süß und unwiderstehlich ...

„Und er muss gut riechen“, sage ich schnell, um mich von meinem Tagtraum abzulenken, in dem ich meine Lippen um die sündige Versuchung schließe und genießerisch mit der Zunge über die polierte Oberfläche fahre. „Nach ... nach Mann. Und nach Seife. Und ein bisschen nach Kastanienblüten. Hmmm ...“ Ich seufze genießerisch. Und bin nicht sicher, ob das an der Versuchung aus

Fleisch und Blut oder dunkler Schoko und süßem Eischnee liegt ...

Doch dann schüttle ich energisch den Kopf und öffne die Augen.

„So ’n Unsinn. Und das soll jetzt helfen?“

Zu meiner Überraschung sehe ich, dass Karen mir breit grinsend gegenüber sitzt. „Ja und? Was ist nun.“ Ich deute aus dem Fenster.

„Ist das Universum jetzt zufrieden?“

„Woher soll ich das wissen?“ Karen lacht. „Ich habe den Artikel zwar gelesen – aber mal im Ernst: Ich glaube doch sowieso nicht an so was.“

„Und warum ...“

„Weil man es dir nicht zu leichtmachen sollte.“ Sie zieht etwas aus ihrer Hosentasche. „Es hätte doch gar keinen Spaß gemacht, dir das jetzt einfach so zu geben.“ Karen schnippt eine Visitenkarte auf meinen Tisch.

„Was ist das?“ In einer edlen Schriftart ist *Actors’ Action – An Agency* auf die Karte geprägt. Darunter ein Name. „Und wer ist diese Denise? Warte mal ... ist das die, die wir neulich auf Tatjanas Party kennengelernt haben? Die mit der großen Nase?“

„Die mit der großen Nase. Und mit der kleinen, aber feinen Agentur. Dreimal darfst du raten, wen ich beim Kaffeholen getroffen habe?“

„Denise?“

„Richtig. Stand hinter mir in der Schlange. Ich habe ihr von unserer misslichen Lage erzählt. Und sie meint, sie hätte da vielleicht jemanden für uns.“

„Einen Schwanz?“ Mein Herz beginnt deutlich schneller zu schlagen.

„Ja.“

„Und ...“

„Und ein Mann hängt auch noch dran. Sie hat ihn angerufen, sofort

da im Café. Er ist ...“

„Interessiert?“

„Sehr interessiert!“

„Und berühmt?“ Herr, lass mich vor Anspannung keinen Herzinfarkt bekommen – jetzt wo endlich Rettung in Sicht zu sein scheint!

„Yup.“

Wir beginnen beide gleichzeitig zu schreien und wie zwei ausgelassene Furien durch unser Büro zu springen.

„Und ...“, bringe ich hervor, als ich mich ein bisschen beruhigt habe, „und wer isst?“

„Kommst nie drauf.“

„Sag schon!“ Man sollte eine gute Freundin nicht anbrüllen, ich weiß. „Los, du dumme Kuh!“

Karen grinst. „Es ist ... Trommelwirbel ... niemand anderer als
XXX XXXXXXXX“

Bitte, bitte, bitte – kein Infarkt! Und Herr, wenn wir schon mal bei den Stoßbeten sind: Lass das jetzt keinen von Karens schlechten Scherzen sein, bitte!

XXX XXXXXXXX Du meinst: *der* XXX XXXXXXXX?“

„Ja!“

„Der aus dieser XXXXX-Serie auf XXXXX?“

„Ja!“

„Der, der so was von scharf ist?“

„Jaaaaa!“ Karen springt auf, schreit, stemmt die Hände in die Höhe und brüllt: „Genau der!“

Ein bisschen nervös bin ich schon. Aber das ist wahrscheinlich auch vollkommen normal. Schließlich bin ich eine Frau, die ihrer geheimen Obsession nachgeht. Die gleich das Unausprechliche

tun wird. Etwas, nach dem sie sich lange gesehnt hat. Etwas, von dem sie weiß, dass es ihrem Körper ungeheure Befriedigung verschaffen wird.

Ich, Lola Lindberg, werde es tun.

Angstfrei. Selbstbewusst. Und beim Kellner.

Ich werde mir ein riesiges Abendessen bestellen. Ohne daran zu denken, wie viele verfluchte Weight-Watchers-Punkte mir das bringen wird. Manchmal braucht es wenig, damit ich mir verrückt vorkomme.

Denise, XXX XXXXXXXXs Agentin, hatte vorgeschlagen, dass er und ich uns erst einmal allein und in einem weniger förmlichen Rahmen als ihrem Büro treffen. „XXX ist etwas nervös“, erklärte sie mir. „Keine Sorge, Lola, er wird nicht kneifen. Er möchte dich nur erst einmal kennenlernen.“

„Hat er denn schon einmal nackt vor der Kamera gestanden?“, frage ich.

„Hat er. Zweimal, nein, dreimal glaube ich. Aber da ist er immer nur von hinten gefilmt worden. Und wir haben das damals so organisiert, dass nur Männer am Set waren.“

„Verstehe. Ihm ist aber bewusst, dass die Szene diesmal in einem Swingerclub spielt? Da sind eine ganze Reihe Frauen dabei. Und wir brauchen ihn nicht nur von hinten, sondern von vorne. Und ... also ... wir brauchen ihn ...“

„Jaja. Er weiß das. Und er meint, er schafft das auch. Aber alles weitere besprich doch einfach direkt mit ihm, Lola. Er würde dich gerne heute Abend im LaCaramba treffen. Passt dir 20 Uhr?“

„Ich werde da sein.“

Und das bin ich ja nun auch.

Das LaCaramba ist ein netter, etwas loungiger Laden mit bequemen Sofas, schmeichelnd weicher Beleuchtung und einigen

Tischen, an denen hervorragendes Essen serviert wird. Vor ein paar Minuten hat ein gutgewachsener Kellner mit Knackhintern und Goatee dem Nebentisch Hirschfilet mit Rhabarber-RotweinsöÙe und einer Komposition von dreierlei Salbeibutter-Penne gebracht. Der Duft ist betörend, das Wasser in meinem Mund ein Sturzbach und mein Vorsatz, es bei einem kleinen Vorspeisensalat zu belassen, hinweggefegt.

„Entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie warten lassen musste.“

Ich sehe auf. Da steht er. XXX XXXXXXXX. Sofort ist der Hirsch vergessen.

„Das macht doch gar nichts. Ich freue mich, dass Sie es einrichten konnten, Herr XXXXXXXX.“

„XXX, bitte. Ich darf doch Lola sagen? Es wäre irgendwie seltsam, mit einer Frau förmlich zu bleiben, die“ – seine Stimme, die sowieso schon dunkel und voll ist, sinkt noch eine Oktave tiefer – „sich mit mir über meinen Schwanz unterhalten will. Oder siehst du das anders?“ Während er sich setzt, schieÙt er unter einer ironisch hochgezogenen Augenbraue einen Blick auf mich ab, der mich unerwartet nervös macht.

XXX XXXXXXXX ist für einen Schauspieler erstaunlich groß – sicher 1,90 – und durchtrainiert. Unter seinem Jackett trägt er nur ein T-Shirt, das über festen Brustmuskeln spannt. Darunter meine ich einen leichten Bauansatz zu erkennen, der XXX aber nur noch maskuliner wirken lässt. *Kein aufgepumpter Bodybuilder*, schieÙt es mir durch den Kopf, *sondern einfach ein echter Kerl. Gut gewachsen. Wie der Hirsch ...*

Konstanter Hunger kann eine Frau auf die seltsamsten Ideen bringen.

XXX nimmt vom Ober die Karte entgegen und bestellt sich als Aperitif einen Wodka Martini. „Für dich noch etwas?“, fragt er und

deutet schmunzelnd auf mein Wasserglas.

Gute Vorsätze sind etwas für Menschen, die Angst vorm wirklichen Leben haben. Ich wische meine daherforsch hinfort und bestelle „Einen Cosmopolitan, bitte“.

„Aha. Eine *Sex-and-the-City*-Reminiszenz?“

„Natürlich. Ich bin ein bekennder Miranda-Fan.“

„Auf den ersten Blick würde ich sagen, dass Samantha viel besser zu dir passen würde.“ Er grinst und beginnt die Karte zu studieren. Seine blonden, kunstvoll verstrubbelten Haare gefallen mir ebenso gut wie der leichte Dreitagebart, der seinem ohnehin maskulinen Kinn etwas Verwegenes gibt. XXX hat eine markante Nase, die mich ein bisschen an Gerard Depardieu erinnert. Seine Oberlippe ist eher schmal, doch dies betont noch mehr, wie sinnlich seine Unterlippe ist. Vielleicht wäre es jetzt doch wieder besser, wenn ich mich auf den Hirsch am Nebentisch konzentriere.

„Hast du schon etwas gefunden, was dir gefällt?“, will er wissen.

„Wie bitte?“ Ich fühle mich ertappt – besonders als mir klarwird, dass XXX nur das Essen gemeint hat, mich nun aber mit seinen blauen Augen erstaunt mustert.

„Also ... nein ... ich weiß nicht. Es hört sich alles toll an. Wie ist es mit dir?“

Er seufzt theatralisch. „Die Versuchung ist groß. Aber ich sollte eigentlich ein bisschen vorsichtig sein.“ Er tätschelt seinen Bauch.

„Ihr wollt ja schließlich eine Nacktszene drehen und keinen Sumo-Ringkampf.“

„Davon dürftest du weit entfernt sein, oder?“ Ich grinse. Es ist angenehm zu wissen, dass auch attraktive Männer Problemzonen kennen. Und bevor ich noch recht weiß, was ich tue, platze ich auch schon heraus: „Ich versuche selbst gerade ein paar Kilo loszuwerden. Und das hier heute Abend ist kein Verstoß gegen die

Regeln – das ist Hochverrat.“ Im nächsten Moment möchte ich im Erdboden versinken. Noch nie, nie, nie habe ich einem Mann gesagt, dass ich abnehmen will!

XXX lacht. „Hey ... unglaublich. Ich glaube, ich habe noch nie eine Frau getroffen, die ohne irgendeine scheinheilige Koketterie zugegeben hat, dass sie abnehmen will. Das gefällt mir! Wobei“, er linst schelmisch über den Tisch, „ich gar nichts sehe, was stören würde.“

Ich merke, wie mir die Hitze in die Wangen steigt – und sich gleichzeitig ein federleichtes Gefühl in meinem Bauch zu regen beginnt. Hastig trinke ich einen Schluck Cosmopolitan. „Danke“, sage ich dann. Und füge mutig hinzu: „Wie wäre es, wenn wir einen Deal machen.“

Er grinst mich an und erhebt ebenfalls sein Glas. „Du meinst, wir sündigen heute Abend beide ...“

„... und das bleibt unser Geheimnis“, vollende ich seinen Satz.

Wir lachen und stoßen an.

Der satte Klang unserer beiden Rotweingläser, mit denen wir anderthalb Stunden später erneut anstoßen, fängt die Stimmung des Abends perfekt ein. XXX und ich haben geschlemmt, getrunken, gelacht. Ich genoss jeden Augenblick, mein getrüffeltes Birnencarpaccio mit Parmesan, die Rehmedaillons mit Dauphinkartoffeln und glasierten Karotten, den Wein – und XXX. Er ist ein amüsanter Gesprächspartner, intelligent, interessiert und nicht zuletzt auch eine wahre Augenweide. Nach dem forschen Gesprächsauftritt gab es einen kurzen Moment der Unsicherheit; schließlich wussten wir beide, warum dieses Abendessen stattfand, aber es fühlte sich einfach nicht richtig an, sofort zum Geschäftlichen zu kommen. So plauderten wir über die Branche,

über seine ersten Schauspielerfahrungen und meine Arbeiten bei *Regentage, Sonnentage*. Entspannten uns zunehmend. Bestellten eine zweite Flasche Rotwein – und stießen nun noch einmal an.

„Auf einen wirklich entspannten Abend“, sagt XXX.

„Und auf die Zukunft.“ Ich trinke einen Schluck Wein, der fruchtig und doch erdschwer schmeckt und meinen Kopf angenehm leicht werden lässt.

„Genau. Auf die Zukunft.“ XXX sieht mich an. „Und über die sollten wir dann jetzt auch langsam sprechen.“

Ich nehme eine professionelle Haltung ein, was selbst nach einer Flasche Wein eine meiner leichtesten Übungen ist. Allerdings nicht unbedingt auch nach diesem Rotwein. „Die Einzelheiten habe ich ja bereits mit deiner Agentin besprochen“, sage ich.

„Geld, Drehtage, Presseaktivitäten“, nickt XXX. „Alles klar.“

„Darf ich dich etwas fragen?“

„Nur zu.“ Er lässt den Wein in seinem Glas kreisen.

„Warum interessierst du dich für die Rolle? Hast du ...“ Ich beiße mir auf die Zunge. *Vorsicht, Lola. Der Fisch ist am Haken, nun bring ihn nicht dazu, sich doch noch loszureißen!*

Aber XXX hat auch so verstanden, was ich meine. „Warum ich es nötig habe, meinst du?“ Er lacht. „Ich weiß gar nicht, ob ich es ‚nötig‘ habe. Zugegeben – meine Serie läuft nicht mehr so gut wie am Anfang. Ich kann die Publicity sicher brauchen, und so ist es doch ein bisschen einfacher, als in den Dschungel zu gehen und mich mit Kakerlaken übergießen zu lassen.“ Wir lachen. „Aber wenn ich ganz ehrlich bin ... ich will das nicht machen, weil ich es nötig habe. Sondern einfach weil ich es kann.“ Er trinkt einen Schluck. „Oder besser: Weil ich rausfinden will, ob ich es wirklich kann.“

„Nackt vor einer Kamera stehen meinst du?“

Er schüttelt den Kopf. „Nein, das ist kein Problem. Das habe ich schon ein paarmal gemacht.“

„Deine Agentin hat gesagt, du hast vielleicht ein Problem damit, dich auch vor Frauen auszuziehen.“

„Blödsinn. Das ist auch nicht viel anders, als wenn du in die Sauna gehst. Da ist nun wirklich nichts dabei.“ Er wirft mir einen Blick zu, der das leichte Gefühl aus meinem Kopf ein weiteres Mal zielsicher in meinen Bauch transportiert. „Ich hab eine gute Figur und einen schönen Schwanz. Warum sollte ich ihn also nicht zeigen?“

„Ja, also, nein wirklich, ich meine ...“ Etwas Blöderes fällt mir gerade nicht ein.

„Klingt eingebildet, oder?“

„Eher ein bisschen ... komisch.“ Ich schlucke. „Du dürftest der erste Mann sein, den ich kenne, der mir sagt, dass er einen schönen Schwanz hat.“

„Stört dich das?“

Ich überlege. Stört mich das? Mit Karen rede ich oft über die Schwänze in unserem Leben. Manchmal mache ich das sogar mit meinem Bruder. Warum also nicht auch mit diesem intelligenten und gutaussehenden Kerl.

Aber warum fühle ich mich plötzlich so flutterig?

Eins ist klar: Das ist jetzt genau der Punkt, an dem sich entscheidet, wie der Abend weitergeht. Ich kann jetzt eine freundliche, ausweichende Antwort geben. Dann verlange ich die Rechnung, wir verabschieden uns, und dann sehen wir uns wahrscheinlich erst am Set wieder. Oder aber ...

„Es stört mich überhaupt nicht.“ Die Worte kommen wie von selbst aus mir heraus. Und dann setze ich, vollkommen bewusst, hinterher: „Und ich bin gespannt, ob du übertreibst oder nicht.“

Was ist das für ein Ausdruck, der für eine Sekunde in seinem Gesicht auftaucht – ist er ... erstaunt? Hat er vielleicht gar nicht im Sinn gehabt, den Abend eindeutig in eine Richtung zu lenken? Fühlt er sich von mir überrannt? Findet er mich unattraktiv? Hat er eine Freundin? Bin ich eine unprofessionelle Schlampe? Soll ich noch einen Nachtisch bestellen? – Zugegeben: Der letzte Gedanke ist der schwache Versuch meines Verstandes, die Oberherrschaft über mein Handeln zurückzugewinnen.

„Ich beweise dir das sehr gerne.“

Die sechs harmlosen Worte hören sich aus XXXs Mund wie eine Herausforderung an. Mein Verstand verabschiedet sich mit einem amüsierten *O, là, là!* – lässt mir als Abschiedsgeschenk aber noch eine Frage da.

„Wenn du kein Problem damit hast, dich vor der Kamera auszuziehen – was ist dann die Herausforderung, von der du gesprochen hast?“

XXX grinst. „Wollen wir das nicht lieber unter vier Augen besprechen?“

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Lola Lindberg

SWEET & SEXY: Komm her, Kleiner

Erotische Phantasien

Leseprobe aus Thomas Lisowskys „Das Land der sterbenden Wolken“

Über dieses Buch:

Auf den ersten Blick haben sie nichts miteinander gemein – doch die Männer sind beide nicht bereit, sich ihrem Schicksal zu ergeben: Nairod, der junge Magier, akzeptiert nicht, dass keine mächtigen Zauberkräfte in ihm schlummern, und macht sich auf die gefährvolle Suche nach dem Geheimnis der Unsterblichkeit.

Raigar, ein alter Söldner, hat sein Leben lang in der Armee des Kaisers gedient – und wird von diesem nun, da Frieden herrscht, für vogelfrei erklärt. Seine Flucht führt ihn und eine wilde Horde anderer Verfolgter in das Land der sterbenden Wolken. Doch dort sind die Schrecken ohne Namen und ohne Zahl ...

»Thomas Lisowsky hat eine starke Stimme, die schon bald nicht mehr aus der Phantastik wegzudenken sein wird.« *Christoph*

Hardebusch

Thomas Lisowsky

Das Land der sterbenden Wolken

Fantasy-Roman

1

Feuer, Blitze, Dunkelheit

Feuer erhellte den Nachthimmel. Hunderte Menschen umstanden

den weiten Veranstaltungsplatz, der von Laternen in allen Farben eingefasst wurde. Von Meerblau und Seidensilber über Smaragdgrün und Sonnengelb bis hin zu Glutrot und schwerem Gold. Es war, als habe jemand das sonst so trübe, schmutzige Licht auf den Straßen ausgetauscht gegen Stücke des Regenbogens. Kinder saßen auf Schultern von Erwachsenen, rissen die Hände in die Höhe und begleiteten jeden Teil der Darbietungen mit Freudenschreien. Die hinteren Reihen drängten nach, während die vorderen einen respektvollen Abstand zur Darbietung hielten. Auf der hölzernen Bühne tanzten junge Männer und Frauen zu einer unhörbaren Melodie. Sie warfen die Arme herum, öffneten die Hände, und aus ihren Handflächen traten Flammen. Wie Schlangen wanden sich die Feuer um ihre Körper und fegten in wilden und immer weiteren Kreisen um die Tänzer und die Bühne herum. Aus ihren Bewegungen knüpften sie ein glühendes Netz, das bis dicht ans Publikum heranreichte. Die Menschen jubelten, und in der ersten Reihe bedeckten einige zum Schutz vor der Hitze die Augen.

Nairod saß auf der Treppe eines Hauseingangs und beobachtete das Spektakel aus der Ferne. Neben ihm saßen und standen Kinder, die keinen Platz mehr im Publikum gefunden hatten. Ihre Münder öffneten sich jedes Mal weit, wenn die Magier ihre Feuer herumsausen ließen.

Ein Mädchen mit braunen Locken, das an einem Bonbon lutschte, zog Nairod am Ärmel. »Duuu?«

»Lass mich. Ich will die Zauberer sehen«, sagte er und entzog ihr seinen Ärmel.

Neuerlicher Beifall hallte durch die Nacht. Die Flammenzauberer hielten inne und legten die Hände zusammen. Das Feuer aus ihren Fingern vereinigte sich jetzt zu einer einzigen Form. Ein glühender,

pulsierender Ball entstand. Die Zauberer rissen gleichzeitig die Hände hoch, und der Feuerball raste fauchend in die Luft. Alle Blicke folgten ihm. Weit über der Stadt explodierte die Kugel mit einem Donnern, feurige Strahlen schossen in alle Richtungen davon und erhellten die Hausdächer mit ihrem Schein. Ihre Formen waren die von Tieren. Ein Feuervogel zog Kreise um einen Schornstein, eine flammende Fledermaus verschwand im Sturzflug in einer Gasse, und ein winziger Drache hielt sich in der Luft über den Magiern. Die Menge brach in tosenden Applaus aus.

Nur das Mädchen schwieg und stupste ihn wieder an. »Duuu? Du hast die gleiche Jacke an wie die auf der Bühne.«

Nairod lächelte bitter und zog sich die dunkle Uniformjacke zurecht. »Du hast gute Augen.«

»Ja!« Das Mädchen strahlte.

Er wandte sich wieder der Vorstellung zu. Die Flammenmagier verließen unter Begeisterungstürmen die Bühne, und eine andere Gruppe nahm ihren Platz ein.

Das Mädchen schmatzte an seinem Bonbon. »Bist du auch ein Zauberer?«

Er spürte, wie sich seine Miene verhärtete. »Pass auf. Wenn ich dir meine Jacke gebe, bist du dann eine Zauberin?«

Das Mädchen schob das Bonbon im Mund hin und her. Es schien zu überlegen. »Ich glaube nicht.«

»Aha. Na also.«

Er schaute wieder zur Bühne. Die nächsten Magier trugen Wassereimer auf das Podest und vollführten wilde Gesten über den Behältern. Schließlich rissen sie die Eimer in die Höhe, und das Wasser spritzte in hohem Bogen heraus. In der Bewegung erstarrte es zu einer eisigen Skulptur, die bei jedem Magier anders aussah. Eine gefrorene Flutwelle. Eine Sonne aus Eis. Ein

durchscheinender Turm. Die Zuschauer klatschten und pfeifen.

Nairod klatschte nicht. Die Kinder um ihn herum taten es, nur das gelockte Mädchen nicht. Es hatte ihn die ganze Zeit angesehen.

»Duuu? Gibst du mir deine Jacke? Bist du ein Zauberer?«

»Nein, ich gebe dir meine Jacke nicht.« Nairod schloss die Messingknöpfe, obwohl es ein erstaunlich warmer Herbstabend war. »Aber wenn du mich jetzt in Ruhe lässt, dann, gut, bin ich eben ein Zauberer.«

Das Mädchen sah ihn mit einem Blick an, den es sich von einer strengen Mutter abgeschaut haben musste, und drehte sich dann weg.

Nairod widmete sich wieder dem Fest der Magie. Die Frostmagier ließen ihr Wasser abwechselnd auftauen und wieder gefrieren und schufen immer neue, waghalsigere Skulpturen aus Eis. Sie wurden schließlich abgelöst von einem Telekinetiker, der einen vollen Schreibtisch mit auf das Podest brachte. Seine Magie ließ die Schreibfeder durch die Luft segeln, sie mit dem Kiel ins Tintenfass eintauchen und schwebende Dokumente signieren.

»Gehst du auch noch nach vorn?«, fragte das Bonbonmädchen.

Er seufzte. »Ganz bestimmt nicht.«

»Papa hat gesagt, beim Fest der Magie zeigen alle Zauberschüler von Wolkenfels, was sie gelernt haben.«

»Ich habe nichts zu zeigen.« Er bot dem Mädchen seine leeren Handflächen dar.

»Aber du bist ein Zauberer. Warst du nicht fleißig genug und kannst noch nichts?«

»Egal, wie fleißig ich bin, das macht keinen Unterschied. Da oben werde ich nie stehen.« In seiner Jackentasche ballte sich eine Hand zur Faust. Er sah hinüber zu den nächsten Darbietungen auf der Bühne. Aus den Fingerspitzen dieser Zauberer zuckten Blitze, und

ein leises Knistern erfüllte die Luft.

»Das ist schade, dass du niemandem zeigen willst, was du kannst.«

Das Mädchen hatte aufgehört, an seinem Bonbon zu lutschen.

»Zeig es mir! Ich bin aus Zweibrück mit meinem Papa hier nach Felsmund gekommen, nur um mir die Zauberer ansehen zu können.«

Nairod schloss die Augen und schüttelte den Kopf. »Was ich dir zeigen kann, ist nichts Besonderes. Ich meine, eigentlich ist es *nichts*, überhaupt nichts.«

»Ich habe noch nie *nichts* gesehen.«

Auch die anderen Kinder horchten auf. Mit großen Augen schauten sie ihn an.

Nairod blickte in die kleinen Gesichter. »Es hat einen Grund, wieso ich nicht auf der Bühne ... Ach, beim Ewigen.« Er stand auf und klopfte sich die Hose ab. Langsam stieg er die Treppe hinab, und die Kinder taten es ihm gleich. Das Bonbonmädchen stolperte fast über den Saum seines Kleides, während es die Stufen hinuntersprang und neben Nairod herlief.

Er warf noch einen letzten Blick auf den Festplatz, aber ohne die erhöhte Position der Treppe sah er nur die Rücken der Zuschauer.

Die Kinder folgten ihm weg vom Platz, eine Gruppe aus strubbeligen Haaren und flatternden Mäntelchen.

Die hellen Festlaternen leuchteten selbst die engsten Gassen mit ihren bunten Farben aus und färbten das dunkle Wasser der Kanäle.

Die Stimmen vom Festplatz verhallten langsam.

»Wieso gehen wir so weit weg?«, fragte das Bonbonmädchen.

Nairod beobachtete den Himmel, über den noch immer die Feuertiere zogen. »Weil nicht jeder meine Magie sehen will, deswegen. Aber *ihr* wollt es ja unbedingt.«

»Ja!«

Nairod führte den Zug aus Kindern weiter. In der Nähe der Feierlichkeit hatten viele Fensterläden offen gestanden, aus denen sich die Zuschauer hinauslehnten, aber hier brannten nicht einmal mehr Lichter in den Fenstern. Sie gelangten an eine Brücke, auf der eines der kleinen Feuertiere gelandet war. Eine armdicke Schlange wand sich um das Geländer und strahlte Hitze ab. Vier Laternen markierten die Brückendenen mit einem hellen, türkisfarbenen Licht.

Nairod blieb stehen und zog die zitternden Hände aus seinen Jackentaschen. »Gut. Ihr wollt es ja unbedingt so haben. Wer es nicht sehen will, der kann noch weggehen.« Die Kinder sahen ihn mit unverändert neugierigen Mienen an. »Dachte ich mir«, sagte er. Er spreizte die Finger seiner Hand – nur eine Hand, eine Hand musste genügen – und richtete sie auf die Schlange. Noch immer schlängelte sie sich am Geländer der Brücke entlang, und die Flammen zischten. Die Magie zitterte durch Nairods Arm, kitzelte und kribbelte. Es war eine kleine Entladung, die in etwa die gleiche Kraft beanspruchte wie das Anheben eines Ziegelsteins. Er entließ sie durch die Fingerspitzen.

Die Schlange erstarrte in der Bewegung. Es schien, als würde sie ihm den Kopf zuwenden. Die Flammen ihres Körpers flackerten, liefen ineinander, schmolzen zusammen. Die Gestalt verschob sich und zerlief, bis nur noch eine einzige Flamme übrig blieb, die an der Brücke keinen Halt mehr fand. Sie fiel hinab und verglomm langsam auf dem Weg zum Kanal. Gleichzeitig flackerten die Lichter der Brückenlaternen. Seine Hand zitterte. Der Schein der ersten Laterne wurde immer matter, bis er schließlich ganz erlosch. Die zweite und dritte Laterne verloren ihr Licht kurz nacheinander. Die eine Seite der Brücke war jetzt beinahe völlig in Dunkelheit gehüllt, und die Kinder standen im türkisfarbenen Schimmer der

letzten Laterne. Die ersten drehten sich um und rannten davon. Die nächsten folgten schnell. Schließlich blieben nur noch das Bonbonmädchen und ein Junge übrig, der es eifrig an seinem Kleid zog. Als es nicht reagierte, lief er allein davon.

Nairod atmete schwer. Das war mehr Energie gewesen, als er gedacht hatte. In der Luft hing ein Nachhall der Magie. Er senkte den Kopf, in ihm war eine Leere. »War es das, was du sehen wolltest?«

Das türkise Licht flimmerte auf dem Gesicht des Mädchens. »Das ist also *nichts*?« Auch die letzte Laterne erlosch, und die Finsternis der Nacht machte aus dem Mädchen eine vage Silhouette, einen kleinen Schatten, der enttäuscht zu Boden blickte.

»Es tut mir leid.« Nairod stützte sich auf das Brückengeländer und streckte wie zur Entschuldigung eine Hand aus. »Ich wollte dich nicht erschrecken. Aber ich kann es nicht ändern. Nichts davon.« Das Mädchen verschmolz mit den Schatten der Straßen und ging davon.

Nairod blieb zurück. Am Firmament erstrahlte das nächste Feuerwerk, ratternd und knatternd. Feuer und Blitze verdeckten die Sterne in einem hitzigen Reigen. Es war die Magie der anderen. Er hingegen stand in der Finsternis. Seiner Finsternis.

2

Wie ein Tier

Der Bäcker stieß Raigar hart vor die Brust. Mehlstaub stob von den Händen des Mannes auf und ließ Raigar husten. Eine Faust ballte sich vor seinem Gesicht. »Kannst dich auf der Straße einquartieren. Hunde sollen in den Gassen wohnen und auf Hinterhöfen, aber bestimmt nicht in meinem Laden.« Wieder stießen ihn die Ärmchen des Bäckers zurück.

Raigar trat freiwillig den Rückzug an und ging die Stufen hinunter.

»In Ordnung. In Ordnung. Tut mir leid.« Jetzt, da er unten stand und der Bäcker oben, waren sie annähernd auf Augenhöhe.

»Was willst du noch, Riese? Troll dich!«, rief der Mann. In einer zweiten Wolke aus Mehlstaub schlug er die Tür der Bäckerstube so fest zu, dass das Aushängeschild mit der Brezel darauf gefährlich schwankte.

Von den unzähligen Menschen auf den Straßen der Kaiserstadt blickte nicht einer zu ihm herüber. Raigar seufzte. Er reihte sich in den Strom ein, der stadteinwärts führte.

Pferde- und Ochsenkarren rumpelten über das Pflaster, auf einer eigens für sie angelegten Spur. Als er das letzte Mal hier gewesen war, hatte es das noch nicht gegeben. Die Karren verströmten die verschiedensten Gerüche: manche den scharfen von Alkohol, andere die aromatischen Düfte der Körperwässerchen, die man sich unter die Achseln schmieren konnte, andere Ladungen wurden von Planen verdeckt, aber der Gewürzduft stach in der Nase, und dann gab es auch schlicht solche, die Mist transportierten. Viele Damen beugten sich zur Seite, wenn diese Karren vorbeifuhren, und bedeckten ihre Nasen mit den Händen oder feinen Tüchern. Für Raigar hingegen war das der vertrauteste unter all den Gerüchen.

Aber es gab ja alles in der Kaiserstadt. Kleider aus Drachenschuppen, Früchte, die aussahen wie zusammengerollte Igel, Teesorten, die die widersprüchlichsten Geschmäcker zusammenführten ... Das war schon immer so gewesen. Nur eines gab es offenbar nicht, aber genau das war es, was er brauchte.

Am Ende der Straße wies ein Schild mit zwei gekreuzten Würsten einen Laden als Metzgerei aus. Raigar steuerte darauf zu. Schon vor dem Eingang roch er das gewürzte Fleisch.

Als er eintrat, bimmelte eine winzige Glocke über seinem Kopf.

Ein Junge mit einem roten Gesicht, auf dem das Fett glänzte, stand hinter der Theke. In der Auslage türmten sich Fleischstücke, gewürfelt, geschnitten, eingelegt, geräuchert, getrocknet ...

»Ich suche Arbeit«, sagte Raigar und betrachtete die Wurstwaren. Der Junge verwies ihn mit einer Handbewegung an den Meister im Hinterzimmer. Raigar schulterte den Sack mit seinem Gepäck und ging durch die offen stehende Tür.

»Hab schon gehört.« Ein Mann in dunklem Kittel arbeitete an einem Tisch, der zahllose Kerben und dunkle Verfärbungen aufwies. Er ließ ein Beil auf einen Fleischbrocken von der Größe eines Kissens niedergehen. Rote Spritzer sprenkelten seinen Kittel. Er warf Raigar einen Seitenblick zu. »Und ich kann dir sagen: Ich hab nichts. Für dich ganz bestimmt nicht.«

»Das habe ich hier in Weigrund schon zu oft gehört. Habe ich irgendwas im Gesicht?«

»Na, um ehrlich zu sein, ja.« Der Metzgermeister deutete mit seinem Beil auf Raigars Ohr.

Raigar fasste sich über den Schädel. Seine Finger glitten über Narbengewebe und durch das lang gewachsene, schon grau gewordene Haar. Nur um die Stelle, wo einmal sein Ohr gewesen war und wo jetzt wie bei einer Eidechse nur noch ein kleines Loch klaffte, wuchs kein Haar mehr. »Ich kann noch hören wie jeder andere, wenn das das Problem sein sollte.«

Der Metzger hackte weiter. Zwei dicke Fliegen umkreisten ihn, ihr Surren erfüllte das kleine Zimmer. Das Beil senkte sich wieder auf die Holzplatte. Als sich eine der Fliegen auf die breite Nase des Metzgers setzte, scheuchte er sie fort. »Das ist aber nicht das Problem. Das wissen wir beide ziemlich genau.«

»Ich nicht«, sagte Raigar und stellte seinen Gepäcksack ab. »Ich weiß nicht, was das Problem ist. Mein Name ist Raigar. Ich bin

nicht leer im Schädel, und ich kann ganz gut zupacken.«

Der Metzger verzog den Mund, hob das Beil noch einmal und schlug zu. Diesmal traf er nicht das Fleisch, sondern das Holz. Die Spitze des Beils blieb stecken. »Ich sehe deine Arme, und ich glaube dir, dass du damit zupacken kannst. Und du könntest mir auf der Stelle den Hals umdrehen, wette ich.« Er wischte sich die Hände an einem feuchten Tuch ab und warf es in einen Wassereimer. »Wie viele hast du damit schon umgebracht?« »Ich bin kein Mörder«, sagte Raigar etwas lauter als geplant. Aus dem Augenwinkel sah er, wie der Junge vorne an der Theke nach hinten ging.

»Oh, komm mir nicht damit.« Der Metzgermeister baute sich vor ihm auf. Obwohl er groß war, reichte er Raigar nur bis zur Nasenspitze. Er griff hinter ihn und zog sein Schwert aus der Rückenscheide. Auf dem breiten Heft prangte das Siegel des Kaisers, ein Löwenkopf. Der Metzger wog die Waffe in der Hand. »Ziemlich billig. Ohne Kunst geschmiedet, Massenware. Wir wissen beide, woher das ist. Der Feldzug in den östlichen Wüsten. Du bist ein Krieger, und du tötetest.«

Raigar entriss dem Mann das Schwert mühelos und nahm es wieder an sich. »Diese Klinge hat kein Blut gesehen. Und in den Wüsten habe ich nur dem Kaiser gedient. So, wie Ihr es hier auf Eure Art tut.«

»Komm nicht auf die Idee, dich mit mir zu vergleichen, mein Freund, bloß weil wir beide Metall in Fleisch hacken.« Der Metzger starrte ihn an. Einen Moment lang sah er so aus, als wollte er etwas versuchen. Dann drehte er sich um und ging an seinen Arbeitstisch zurück. »Der Kaiser will solche wie dich hier nicht mehr haben. Er will ein Friedensreich. Hier ist kein Platz mehr für Blut und Mord.«

»Ich ...« Raigar schob das Schwert zurück in die Scheide und hielt sich am Arbeitstisch fest. »Hört zu, ich will nur Arbeit. Ehrliche Arbeit, damit ich Geld für eine Wohnung oder ein Zimmer zusammenbekomme. Wenn wir uns irgendwie missverstanden haben sollten ...«

»Haben wir nicht.« Der Metzger nahm wieder das Beil zur Hand. »Scher dich hier weg. Die Stadttore stehen dir offen. Solange du nur raus willst und nicht wieder rein.«

»Na gut. Dann danke.« Raigar hatte einen sauren Geschmack im Mund. Er wuchtete seinen Sack wieder auf den Rücken und wandte sich zur Tür. »Danke für Eure Zeit.« Neben ihm baumelte von einem Haken an der Decke ein Fleischstück, das einmal zu einem Kalb gehört haben mochte. Er boxte so hart dagegen, dass es gegen die Wand klatschte.

Der Metzger rief ihm einen Fluch hinterher. Der Thekenjunge draußen war verschwunden.

Eine halbe Stunde später saß Raigar auf dem Rand eines Brunnens, einen Fleischspieß in der Hand, den er sich vom Rest seines Vermögens geleistet hatte: einigen wenigen Kupferstücken und Eisenmünzen, von denen die Hälfte schon Rost angesetzt hatte. Er wog seine Möglichkeiten ab, während er das Fleisch aß. Gab es überhaupt Möglichkeiten? Abgesehen von der, dass er sich weiter durchs Handwerkerviertel fragen und Beleidigungen sammeln konnte? Er schüttelte den Kopf.

Neben ihm tollten Kinder am Brunnen herum und schippten sich gegenseitig mit den Händen Wasser ins Gesicht, das aus den Mündern von steinernen Fischgestalten plätscherte. Raigar sah den Kleinen lächelnd zu, während er langsam seinen Fleischspieß abnagte. Die Jungen jagten sich gegenseitig mit nassen Händen um

das runde Becken, und zwei Mädchen balancierten auf dem Brunnenrand. Als eines strauchelte, schob Raigar rasch seine Hand hin, um ihm Halt zu geben. Die kleine Artistin hielt sich an seiner Hand fest, und Raigar setzte sie vorsichtig zurück auf den Boden. Er verfolgte das Spiel weiter und aß. Am Ende hielt er nur noch den Metallspieß in der Hand, und in seinem Rachen brannten die scharfen Gewürze. Er beugte sich über das Brunnenbecken und schöpfte mit der Hand Wasser. Es löschte den Brand nur mäßig, also nahm er mehrere Schlucke. Schließlich wischte er sich den Mund ab und erhob sich wieder. Die Kinder waren verschwunden. Auch die Erwachsenen, die den Brunnen passierten, machten einen großen Bogen. Ein Dutzend gerüsteter Männer näherte sich ihm. Ihre weiten Wappenröcke mit dem Löwen darauf ließen sie wie Priester erscheinen, aber an ihren Seiten baumelten Schwerter. Der Erste, ein Kerl mit einem hellen Bart, der wie schmutzige Sonnenstrahlen um sein Kinn herum strahlte, kam auf ihn zu. »Ist es nicht gefährlich, dir so etwas Spitzes in die Hand zu geben?« Er zeigte auf den Bratenspieß in Raigars Hand.

»Ich habe nur gegessen.« Raigar legte den Spieß auf dem Brunnenrand ab.

»Hm, gegessen.« Die Truppe hinter dem Anführer war zum Stehen gekommen. Der Mann ging vor ihnen auf und ab und rieb sich über den Kinnbart. »Gegessen. Wahrscheinlich dem Kaiser die Haare vom Kopf?«

Gelächter von den jungen Männern. Einige hielten sich die Bäuche. Raigar versuchte sich an einem Lächeln. »Es war nur ein Bratenspieß, Hauptmann. Ich habe dafür gezahlt, mit meinem letzten Geld.«

»Oh, wie tragisch.« Der Bärtige schob die Unterlippe vor. »Mit seinem *letzten Geld*. Na, dann trifft es sich gut, dass du da, wo du

hingehst, kein Geld mehr brauchen wirst. Wir haben nämlich eine Meldung bekommen, von einer Fleischerei, dass ein Hüne mit grauen Haaren Ärger macht ...«

»Bestimmt nicht.« Raigar stand auf und zog sein Gepäck zu sich.

»Ich habe nach Arbeit gesucht. Ich wollte helfen. Und ich ... ich weiß nicht, was hier in der Stadt los ist. Aber bisher habe ich nur Beschimpfungen gehört und Prügel angedroht bekommen.«

»Dann sei froh, dass es dir nicht schlimmer ergangen ist. Der Kaiser duldet euch Söldner hier nicht mehr.«

Raigar sah die jungen Männer an, die im Rücken des Anführers standen. »Der Metzger hat etwas von ... einem *Friedensreich* erzählt, das der Kaiser errichten will.«

»Ganz recht«, sagte der Hauptmann und hakte die Daumen hinter seinen Gürtel. »Ein Reich, in dem für euch Hunde kein Platz mehr ist. Der Krieg ist vorbei.«

Hunde. Hunde des Krieges.

Raigar richtete sich hoch auf. »Ich bin nicht als Krieger hier, sondern um für euch zu arbeiten. Ihr tragt selbst Schwerter ...«

»Gewiss. Weil wir das gemeine Volk vor Übergriffen schützen müssen. Übergriffe von dir zum Beispiel, großer Mann.« Der Gardehauptmann trug die Worte mit eiskalter Ruhe vor. »Wir müssen auch gar nicht mehr lange reden, weißt du, damit verschwenden wir nur unsere Zeit. Lass dir brav die Ketten anlegen.«

»Ich habe nichts getan.« Raigars Griff um den Gepäcksack wurde fester. »Ich schwöre es vor eurem Gott.«

»Unser Gott ist tot. Lange tot.« Der Anführer der Wachmannschaft schaute ungeduldig nach hinten. »Meine Männer legen dir jetzt die Ketten an. Wenn du Widerstand leistest, nun, wir haben auch einen Hund bei uns.«

Vier der Jüngeren näherten sich, eiserne Ketten und Schellen für Füße und Hände im Schlepptau. Das Eisen schleifte über das Pflaster. Dort, wo die Soldaten gestanden hatten, wurde der Blick auf den *Hund* frei, ein Ungetüm mit schwarzem Fell, dessen Schultern den Gardisten bis zum Bauchnabel reichten. Drei Männer hielten das Biest an Lederleinen. In seinen Augen tanzten Flammen umeinander, und wenn es den Mund öffnete, stieß es Rauch aus. In seinem Rachen leuchtete Feuer.

Flammenbeller. Das Ergebnis von Tierversuchen der Magier und gefürchtete Waffen im Krieg.

Raigar breitete die Arme aus. Die Jungen schnallten ihm das Schwert vom Rücken und durchwühlten seinen Gepäcksack.

»Es ist ungerecht«, sagte er nur.

Die Jungen widersprachen nicht, und als er sie ansah, senkten sie die Blicke. Einer presste die Lippen zusammen und ließ die Eisenschellen um Raigars Handgelenke zuschnappen. Auch um seine Fußgelenke schloss sich das Metall. Wenn er die Arme anspannte, knirschten die Fesseln nahe am Zerbersten. Aber da waren die Männer, und da war der Flammenbeller, der aus unergründlichen Augen das Geschehen verfolgte. Raigar ließ die Arme wieder locker.

»Nein«, sagte der Bärtige. »Von Gerechtigkeit sollte niemand sprechen, an dessen Händen Blut klebt. Wir kennen dich und deine Kumpane, du bist nicht der Erste von euch, den wir erwischen. Nicht der Erste, der Ärger macht. Ihr habt das Blut nicht nur auf euren Schlachtfeldern vergossen, sondern auch hier. Und wenn es da nicht rechtens ist, dass wir euer Blut nehmen, dann wird mir der Herr Schulmeister das mit der Gerechtigkeit noch einmal erklären müssen.«

»Ja, das sollte er wohl.« Die Kette zwischen Raigars Handschellen

straffte sich. Er wollte stehen bleiben, aber einer der Jüngeren stieß ihn vorwärts. »Ich verstehe nichts. Überhaupt nichts. Ihr wollt mein Blut?«

Der Bärtige ging neben ihm, und zusammen bildeten sie die Spitze eines Pflugs, der die Menschenmenge auf der Straße zerteilte.

Sogar Eselstreiber zogen ihre Tiere beiseite.

»Nimm das mit dem Blut nicht so wörtlich.« Der Hauptmann sah ihn schon nicht mehr an. »Vielleicht knüpfen wir dich auch einfach nur auf, dann gibt es gar kein Blut. Ja, eigentlich wäre das die einfachste und sauberste Methode. Ich werde mit dem Scharfrichter reden.«

»Was zum ...? Bei den Himmeln und den Gestirnen, ich habe *nichts getan!*« Er schrie fast, und die Frauen am Wegesrand vergrößerten ihren Abstand zu ihm.

»Noch nicht«, sagte der Bärtige mit eisiger Ruhe. »Aber wie würdest du es mit einem Fuchs halten, der um deinen Hühnerstall herumschleicht? Wenn du warten würdest, bis er *etwas getan* hat, na, dann könntest du es auch ganz sein lassen.«

Raigar sah ihn verständnislos an. »Falls Ihr mir jetzt noch sagt, dass Ihr an das glaubt, was Ihr da redet, dann ist Wahnsinn in dieser Stadt wohl wirklich ansteckend.«

»Ah! Beleidigung eines kaiserlichen Bediensteten. Das setzt womöglich dein Strafmaß herauf, und damit die Zeitspanne, bis wir dir auf dem Richtplatz den Gnadenstoß gewähren.«

»Was für ein blutiges Märchen ist das hier?«

Aber er erhielt keine Antwort mehr. Wie ein Tier wurde er abgeführt. Aber wenn sie sein Leben wollten, dann würde er auch wie ein Tier darum kämpfen.

Er sah nach hinten zu dem Flammenbeller, der ihm dichtauf folgte, und konzentrierte sich dann wieder auf den Weg.

3

Der Glasknochenmann

Eine mit Bandagen umwickelte Faust fuhr Nairod ins Gesicht, drosch ihm Lippen und Wange gegen die Zähne und peitschte seinen Kopf herum. Er taumelte zurück, suchte mit seinen Füßen auf dem Stein des Hinterhofs nach Halt, aber er glitt aus und prallte mit dem Rücken heftig auf den Boden. Er biss die Zähne zusammen. Sein Gegner stand dicht über ihm, ein blonder Junge im Unterhemd, mit harten Muskeln. Er hatte die Fäuste noch immer oben.

Der Lehrer, kahlrasiert und mit Bauchansatz, klatschte in die Hände. »Das war's für heute, Jungs.«

Die Jungen, die zwischen dicht behängten Wäscheleinen an den Häuserwänden saßen, erhoben sich, wickelten sich die Stofflagen von den Fäusten und strömten vom Hof. Der Lehrer klopfte Nairods Gegner auf die Schulter, und gemeinsam machten die beiden sich ebenfalls auf den Weg.

In Nairods Schädel dröhnte der letzte Schlag noch nach, und er blieb ausgestreckt auf dem Rücken liegen. Die Wäsche spannte sich auf zu einem weißen Firmament und sperrte den echten Himmel aus.

Schritte näherten sich. Eine Frauenstimme sagte:

»Ach, Nairod. Ich habe es gewusst.«

Dort, wo die letzten Teilnehmer eben verschwunden waren, lehnte eine junge Frau an der verwitterten Hauswand. Glattes, braunes Haar floss ihr über die Schultern bis auf die Brust der Uniformjacke. Auf ihrem Rücken trug sie einen Rucksack, dessen Gewicht sie nach hinten zog. Sie setzte eine tadelnde Miene auf und verschränkte die Arme vor der Brust. *Lenia*.

Nairod setzte sich auf. »Du ... Was willst du gewusst haben? Dass ich wieder beim Üben bin?«

»*Prügeln*«, sagte Lenia. »Ich nenne das Prügeln. Ihr Jungs müsst euch immer schlagen.« Ihre Stimme war so fein wie Seide. Sie tauchte unter zwei steifen Laken hindurch und half ihm auf.

»Und ihr Mädchen müsst immer ...« Nairod musterte sie, auf der Suche nach einer schlagfertigen Antwort. Der Rucksack, dessen Nähte ächzten, war vermutlich voll mit Büchern. Wie immer. Sie trug ihr Amulett um den Hals, einen silbernen, durchscheinenden Ritterschild – das Symbol ihrer magischen Befähigung. Sie trug es tagaus, tagein und nicht nur in den Akademiestunden. Er hatte noch immer keine passende Antwort parat.

»Ich helfe dir aus.« Sie seufzte. »*Ihr Mädchen müsst immer ...* zum Unterricht gehen, während wir uns in Hinterhöfen prügeln. Müsst immer lernen, während wir Feste feiern.«

Er machte sich von ihr los und ging seinen eigenen Rucksack holen, der noch an einer Häusercke lehnte. »Ja, das Fest der Magie. Schade, dass du nicht da warst. Es war ...«, er dachte kurz nach, »... anfangs ganz vernünftig. Du hättest die Flammenmagier sehen sollen. Ich kenne einen von ihnen, ich habe seinen Namen vergessen, aber er hat sich echt gut geschlagen.«

Ehe er es sich versah, stand sie wieder vor ihm. »Ich bin mir sicher, dass sie gut waren. Jetzt lass dich aber erstmal verarzten.«

»Nicht nötig.«

»Doch.«

Sie saßen sie auf einer Bank an der Handelsstraße. Die Straße begann am talwärtigen Eingang des Städtchens, lief schnurgerade hindurch und führte an den nördlichen Toren hinaus in die graue Felsöde der Berge.

»Hierher gucken.« Lenia hielt ein Taschentuch und tupfte ihm damit auf Wange und Lippen herum.

»Du gehst mir auf die Nerven«, brummte er, obwohl Lenias Stimme einen beruhigenden Klang hatte.

»Hättest du dich nicht geprügelt, müsste ich dir jetzt nicht das Blut aus dem Gesicht wischen. So. Schau mal, alles rot.« Sie hielt ihm das Taschentuch mit den roten Flecken hin. Sie meinte es nur gut, aber genau das war ja das Schlimme.

»Das bisschen Blut bringt mich wohl kaum um.« Er begann, die Bandagen von seinen Händen zu wickeln. »Kann schon mal passieren bei den Übungsstunden. Und ich muss lernen, mich zu verteidigen. Wir leben in unsicheren Zeiten.« Er betastete seine rot angelaufenen Knöchel. »Ich kann das nicht so machen wie die feinen Feuermagier. Mit den Fingern schnippen, einen Flammenball herbeirufen, und schon rennt davon, was rennen kann.«

Der Festplatz lag jetzt leer da, ohne Feuermagier und ohne jegliche Spuren von der Magie des gestrigen Abends. Die Straßenlaternen mit ihrem Licht in der Farbe hellen Schmutzes brannten noch nicht.

»Flammenbälle herbeirufen, das kannst du vielleicht nicht.« Lenia strich weiter mit dem Taschentuch behutsam über sein Gesicht.

»Aber du kannst dafür andere Dinge. Du bist ein Bannwirker.«

»Ach, Bannwirker.« Er sah sie an. Mit eherner Ruhe säuberte sie ihm weiter das Gesicht. Er nahm ihr das Taschentuch aus der Hand und warf es weg. »Ein Bannwirker kann gar nichts. Sie bannen und zerstören Magie, die andere geschaffen haben. Soll man darauf stolz sein? Die anderen Bannwirker-Schüler sehe ich auch dauernd nur mit lachenden Gesichtern Luftsprünge machen und fröhlich jauchzen, wenn sie an ihre Begabung denken.«

Einige Meilen weiter und einige hundert Meter höher erhob sich

aus dem Grau des Gebirges die Akademie Wolkenfels. Ein Gebäude aus dunklem Stein, dessen Grundkörper an eine trutzige Burg erinnerte. Aber nach außen hin entfaltete es sich wie eine Blüte, Türme reihten sich an Türme, die wiederum in weitere Türme ausliefen. Endlos und immer höher klammerten sie sich aneinander, als habe jede Generation von Magiern die Akademie um einen weiteren Kranz aus Türmen erweitert. Die Bannwirker waren es sicher nicht gewesen.

Lenia lehnte sich ruhig auf der Bank zurück. »Jeder hat seine Fähigkeiten. Du kannst sie natürlich hassen, doch du wirst sie nicht los. Du machst es dir auf die Art nur schwer auf der Akademie, und dann machst du es dir wieder leicht – indem du einfach nicht hingehst.«

Lenia hatte diese Art, Sachen zu sagen. Nairod trat das Taschentuch beiseite und verschränkte die Arme, die Hände fest um die Bandagen geschlossen. »Ja. Das hättest du gern, dass ich dort wäre. Ich weiß. Aber keiner hat dir befohlen, dich um mich zu kümmern.«

Sie hielt seinem Blick stand, aber eine Antwort gab sie nicht.

Nairod wickelte die Bandagen zusammen und steckte sie in seinen Rucksack. Gleichzeitig zog er drei in Leder gebundene Wälzer heraus. »Deine Bücher kannst du auch zurückhaben. Ich weiß nicht, was ich damit soll und was du denkst, was ich damit soll. Sollen sie mir – hex, hex – ein plötzliches Interesse an magischen Studien einpflanzen?«

Als sie wieder nicht antwortete, blätterte er demonstrativ unbeeindruckt durch das erste der Bücher. Skizzenzeichnungen von Menschen, vom Himmel und vom Kontinent huschten vor seinen Augen vorbei. Außerdem eine viel zu kleine Schrift, die man nur mit Hilfe einer Brille bequem lesen konnte. Er schlug das Buch zu.

»Grundlagen zur Anwendung von ...«, er fächerte den Bücherstapel auf, so dass die Titel der anderen beiden Bücher sichtbar wurden, »...vom Wesen der ... Einführung in die ...« Er schob die Bücher wieder zu einem Stapel zusammen und wuchtete sie Lenia auf den Schoß. »... *Magie*«, sagte er. »Das sind eigentlich nur die Bücher, die ich auch im Unterricht empfohlen bekommen habe.«

Lenia nickte einfach. Sie öffnete ihren Rucksack, aus dem mehr Buchrücken herausschauten, als auf Nairods Bücherregal daheim standen. »Na gut. Du findest sie langweilig, das kann ich verstehen. Sie sind ja auch verfasst von Leuten, die nicht selbst gezaubert, sondern nur endlos Buchseiten vollgeschrieben haben.« Sie stopfte die drei Wälzer in den Rucksack zu den anderen und wühlte darin herum.

Nairod lehnte sich zurück und rieb sich mit den Händen über das Gesicht. »Es tut mir leid.«

Ein Buch plumpste ihm auf den Schoß. Es hatte einen verfärbten Hülleneinband, ein ans Umschlagleder genähtes Stofftuch, mit dem sich das Werk einwickeln ließ. Die Bindung löste sich bereits, die Seiten wellten sich. Eine eiserne Spange diente als Verschluss des Buchs. Nairod strich über die Oberfläche. Auf dem brüchigen Einband schien ein Muster aufgemalt zu sein. Feine, kaum noch erkennbare Formen zogen sich darüber, aber durch das abgewetzte Leder war die Zeichnung längst eingeebnet und unkenntlich. Er drehte das Buch herum. Eine Rückseite gab es nicht – es hörte einfach mittendrin auf. Er hielt dort, wo die Rückseite hätte sein müssen, nur eine zerknitterte Seite in der Hand. Das Leder des Rückens war gebrochen und zerrissen.

»Das Buch ist ja nicht einmal ganz«, sagte er leise, die Augen noch immer auf den Einband gerichtet.

»Du hast vergessen, dich darüber zu beschweren, dass ich es dir

überhaupt gebe.«

Er schaute überrascht auf.

»Na?«, fragte sie.

»Ich werde es mir einmal ansehen«, sagte er schnell. Er bemerkte, dass seine Finger weiter über den Einband strichen. Rasch legte er das Buch beiseite. »Was soll das eigentlich sein? Ich meine, es hat gar keinen Titel.«

»Er steht nur nicht drauf. Ich habe es von einer fahrenden Händlerin, und sie sagte mir, es heiße *Eikyuuno*. Ein Wort aus einer Sprache, von der ich noch nie gehört habe. Es soll jedenfalls in unserer Sprache *Ewig* bedeuten.«

»*Ewig*.« Nairod betrachtete den brüchigen Einband. »Das ist doch kein Name für ein Buch. Und die Hälfte der Seiten fehlt auch.«

»Siehst du, du interessierst dich ja schon dafür, und dabei hast du noch nicht einmal angefangen zu lesen.«

Nairod steckte eilig die Hände in die Taschen und ließ sich betont langsam ein Stück die Bank herunterrutschen, in eine fast liegende Position. »Das werde ich vielleicht auch gar nicht. Worum geht es denn auf diesen vielen zerknitterten Seiten?«

»Das musst du selbst herausfinden. Ich weiß es auch nicht, ich habe es noch nicht gelesen.« Lenia wippte mit den Beinen und lächelte.

»Na ja, ein wenig. Es ist gut, und auch wenn es nicht komplett ist ... Ich glaube, es ist genau das Richtige für dich. Keine trockene Abhandlung.«

»Das heißt wohl, genau das Richtige, um mich nach der Lektüre auf die Schulbank zurückzubringen. Das kannst du aber vergessen. Dahin bekommt mich kein Buch, und du auch nicht. Sowieso nicht. Vielleicht lese ich es mir mal durch, irgendwann.« Er winkte ab. Lenia setzte ein geheimnisvolles Lächeln auf. »Sicher.« Sie schlüpfte in die Trageriemen ihres Rucksacks und wuchtete sich

das Gewicht auf den Rücken. »Ich muss jetzt wieder zurück, wir haben Abendstunden.«

Nairod zuckte mit den Schultern. »Ich geh jetzt nach Hause. Bis bald.«

»Bis bald, Nairod.«

Lenia nahm die Handelsstraße bergwärts. In ihrer dunklen Jacke blieb sie auf dem hellgrauen Stein der Wege Hunderte von Metern gut sichtbar. Ein starker Wind blies von der Höhe herab. Menschen auf den Straßen duckten sich, zogen die Köpfe ein und die Mantelkrägen hoch. Nairod kniff die Augen zusammen. Erst als Lenia hinter den Toren von Wolkenfels verschwunden war, stand er auf.

Zu Hause öffnete und schloss er die Tür so leise, wie er konnte. Er schlich sich an dem Geräusch des Spinnrads seiner Mutter vorbei und ging die Treppe nach oben in sein Zimmer. Das Buch nahm er sofort aus dem Rucksack und steckte es in eine Schublade, wo er es nicht mehr sehen konnte.

So leicht würde Lenia nicht gewinnen.

Er verbrachte den Nachmittag am Fenster und schaute dem Rauch zu, wie er sich aus den Schornsteinen der Häuser kräuselte, sah, wie die Menschen auf den Straßen des kleinen Gebirgsstädtchens vorbeiging. Aber wenn er zu lange hinsah, dann formten die aufsteigenden Rauchschwaden vage die Gestalt der unkenntlichen Muster auf dem Buchdeckel. Und aus den Gesprächen der Menschen auf den Straßen hörte er nur immer die gleichen Wortfetzen heraus. *Ei kyuu no. Eik yuun o. Eikyuuno.* Ein Wort, das nach Geheimnis klang. Er ertappte sich dabei, wie er es selbst vor sich hin murmelte, als könnte er die Silben zwischen seinen Zähnen zermahlen und so auf die Essenz des Wortes stoßen. Sein

Blick wanderte immer wieder zu der Schrankshublade, und er klammerte sich an der Fensterbank fest.

Als es dunkelte, entzündete er eine Kerze und zog die Schublade so fest auf, dass sie ihm vor die Füße polterte. Das Buch lag noch immer darin, eingewickelt in die schützende Stoffschicht. Er hob es vorsichtig hoch. Vielleicht könnte es bei einer unvorsichtigen Bewegung zu Staub zerfallen. Die Kerze stellte er auf den Nachttisch, dann setzte er sich aufs Bett, in die Decke gehüllt, und wickelte das Buch aus. Durch das offene Fenster zog Bratenduft herein. Er hatte seit Stunden nichts gegessen. Egal.

Er öffnete das Buch. Und das Buch nahm ihn in sich auf.

Als er die letzte Seite umblätterte und nur auf Leere stieß, erwachte er. Seine Lungen sogen tief die Luft ein. Als hätte er Stunden nicht geatmet. Und tatsächlich waren Stunden vergangen, denn draußen stand ein bleicher Mond hoch am Himmel. Die kühle Nachtluft strich über seine schweißbedeckte Stirn. Auch auf den Armen glitzerte Schweiß. Seine Finger zitterten auf dem Papier, und in ihm pochte ein unruhiges Herz. Bei jeder Bewegung spürte er ein Ziehen in seinen Muskeln, aber für Muskelkater von der Übungsstunde war es noch zu früh. Seine Augen brannten, aber sie wollten sich nicht von der rissigen Oberfläche der Buchseite lösen, obwohl dort keine Buchstaben mehr waren.

Er schob das Buch zur Seite, sein Körper fiel wie von selbst aufs Bett, und er starrte durch das Fenster in die Nacht hinaus.

Wie hatte die Schrift überhaupt ausgesehen? Altertümlich, in geschwungenen, schweren Lettern? Oder doch neumodisch und in Blockbuchstaben? Hatte es Zeichnungen gegeben? Skizzen wie in den Lehrbüchern oder gar schmückende Malereien? Wie viele Seiten hatte er überhaupt gelesen? Hatte er eine Ewigkeit auf fünf

Buchseiten gestarrt, oder war er wie irr durch fünfhundert gerast? Er konnte sich nicht mehr erinnern. Aber die Geschichte aus dem Buch ... sie war noch da, in seinem Kopf. Und darin formte sich immer nur ein Wort: *Eikyuuno*.

Der Mann, der das Buch geschrieben hatte, hatte erklärt, was es bedeutete, für ihn bedeutete. Denn es war nur der Name, den er einer Formel gegeben hatte, an der er arbeitete. Er, ein Mann, der immer zu klein gewesen war, arbeitete an dieser Formel, und er führte das Buch wie ein Tagebuch. Zugleich war es geschrieben wie einer der Ritterromane, die für teures Geld an die Adligen gingen. Zu Beginn wandte der Mann sich an einen Leser und stellte sich vor, ohne dabei allerdings seinen Namen zu nennen, und dann begann der Teil, der seine täglichen Fortschritte und Rückschritte beschrieb. Er reiste nach Norden und Süden, besuchte Freunde und Fremde und kehrte stets in sein winziges Arbeitskammerlein zurück, das an irgendeinem Ort sein konnte. Am Ende der Welt oder nur um die Ecke und zwei Häuser weiter. Er hielt seine Forschungen fest, damit ein anderer sie fortführen konnte, falls er vor der Fertigstellung dahinscheiden würde. Eine seltene Krankheit machte seine Knochen brüchig wie Glas, und egal, wie viel er aß, er verlor unaufhaltsam an Gewicht. Vor Nairods Augen war das Bild eines kleinen, unendlich hageren Mannes erschienen, der bei windigem Wetter nicht aus dem Haus ging, aus Angst, fortgeweht zu werden. Dieser Mann suchte nach einer Zauberformel, die ihn retten konnte. *Eikyuuno*. Eine Formel, von der er selbst noch nicht wusste, ob sie einen Trank ergeben würde, gesprochen werden musste oder nur in Gedanken existierte und vom Bewusstsein aufgenommen werden würde. Ewiges Leben und Jugend, Unsterblichkeit, das war es, was das Ergebnis der Formel sein würde. Eine Magie, die die Grenzen angeborener Befähigungen

sprengen würde.

Nairod setzte sich auf und steckte den Kopf aus dem Fenster. Die kühle Nachtluft klärte seine Gedanken. *Eikyuno*. Das Buch hatte ihn gepackt, an sich gerissen, und als es ihn wieder freigegeben hatte, war das Wort in seinem Geist eingebrannt.

Mit der letzten Seite hatte nur ein Kapitel geendet, nicht das Buch. Wie viele Kapitel noch kamen, stand in den Sternen. Aber er musste sie haben, alle. Er musste lernen, zusammen mit dem Glasknochenmann. Wenn der es nicht geschafft hatte, die Formel zu vollenden, dann musste er, Nairod, es eben tun.

Er legte sich wieder hin, ohne dass seine Gedanken jedoch Ruhe fanden.

Eine Magie, die nicht durch Geburt vorbestimmt war. Eine Magie, die allen zeigen würde, was er war und was er konnte.

Es würde *seine* Magie werden.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Thomas Lisowsky

Das Land der sterbenden Wolken

Fantasy-Roman

Leseprobe aus Doris Märtings „Smalltalk – Die große Kunst des kleinen Gesprächs“

Über dieses Buch:

Doris Märtings Tipps und Tricks sorgen dafür, dass Sie in jeder Situation intuitiv peinlicher Sprachlosigkeit entgehen und sich im großen Stil über die vermeintlich kleinen Dinge des Lebens unterhalten können. Nie wieder unangenehmes Schweigen!

Doris Märting

Smalltalk

Die große Kunst des kleinen Gesprächs

I. Smalltalk? Aber sicher!

»So kamen Leo und Emma, während Karl sich mit dem Apotheker unterhielt, in eines jener oberflächlichen Gespräche, die um tausend oberflächliche Dinge kreisen und keinen anderen Sinn haben, als die gegenseitige Sympathie einander zu bekunden. Pariser Tanzereignisse, Romantitel, moderne Tänze, die ihnen fremde große Gesellschaft, Tostes, wo Emma gelebt hatte, und Yonville, wo sie sich gefunden, alles das berührten sie in ihrer Plauderei, bis die Mahlzeit zu Ende war.«

Gustave Flaubert, *Madame Bovary*

»Lange nicht gesehen.« – »Ja, stimmt.« – »Und wie geht's dir so?«
– Ach, man lebt. Und du? – »Auch gut. Tja ... also dann, viel Spaß

noch.«

Glücklicherweise verläuft nicht jeder Smalltalk so unergiebig. Aber die meisten Menschen haben oft genug Begegnungen der zähen Art erlebt, um mit leisem Schauern an das Sommerfest im Kindergarten, den 80. Geburtstag von Tante Herta oder den anstehenden Messeempfang zu denken – wo es gilt, über Stunden hinweg mit flüchtigen Bekannten, entfernten Verwandten, anspruchsvollen Kunden oder völlig Fremden locker und zumindest scheinbar entspannt über Gott und die Welt zu plaudern.

Schüchternheit ...

Die Angst vor gesellschaftlichen Situationen plagt viele Menschen: Bei einer internationalen Untersuchung des Psychologieprofessors Philip Zimbardo der Stanford University gaben lediglich sieben Prozent der Befragten an, noch nie in ihrem Leben Schüchternheit empfunden zu haben. Allen Anderen verursachten fremde Menschen und Umgebungen wenigstens gelegentlich ein flaues Gefühl im Magen. 25 Prozent der Teilnehmer bezeichneten sich als chronisch schüchtern.

Vorsichtig geschätzt fühlen sich somit mehr als die Hälfte der Menschen in gesellschaftlichen Situationen häufig oder fast immer verlegen und unsicher. Sie haben Angst, beim Geschäftsessen ins Stottern zu geraten, im Urlaub keinen Anschluss zu finden, sich beim Workshop mit den anderen Seminarteilnehmern bekannt zu machen. Die Suche nach einem freundlich-belanglosen Smalltalkthema macht sie erst einmal sprachlos. Ein Teufelskreis, denn jeder gesellschaftliche Misserfolg vergrößert die Angst vor dem nächsten Mal.

... und Vorurteil

Smalltalk scheint aber nicht nur schwer zu sein, er hat auch einen schweren Stand. Während das kleine Gespräch in England, Frankreich und ganz besonders den USA als erprobtes Mittel des Andockens, Anknüpfens und Ankommens gepflegt wird, leidet es bei uns unter einem eher schlechten Ruf: Mal wird es als die Kunst der Leerformeln geschmäht, mal als müßiger Zeitvertreib von Schickimickis und Partygängern verunglimpft. »Wer nichts zu sagen hat, soll schweigen«, fordern die, die stolz darauf sind, ohne Umschweife zur Sache zu kommen. Und halten Smalltalk für Unsinn, dem es an Tiefsinn fehlt.

Smalltalk ist Beziehungsarbeit

Es stimmt: Smalltalk bleibt oft an der Oberfläche. Weil sein tieferer Sinn darin besteht, die Unterhaltung leicht plätschernd im Fluss zu halten. Und nicht etwa darin, die Untiefen der Seelen auszuloten. Wo es darum geht, neue Leute kennenzulernen und lose Kontakte zu pflegen, steht zunächst einmal nicht der Gedankenaustausch im Mittelpunkt, sondern das gegenseitige Beschnuppern und die »soziale Fellpflege«. Und wo Familienfeste und Betriebsfeiern Menschen an einen Tisch zwingen, die sich eigentlich lieber aus dem Weg gehen würden, ist der Smalltalk oft die einzige Möglichkeit, höflich und dennoch reserviert zu bleiben.

Verbindungen schaffen. Niemand will mit Fremden gleich über die großen Fragen unserer Zeit, geschweige denn des Lebens, sprechen. Um zwanglos ins Gespräch zu kommen, sind alltägliche Themen wie die neuen Stromtarife oder der schneesicherste Ort für den Winterurlaub wesentlich besser geeignet als die Abholzung des Regenwalds oder der Umbau der Sozialsysteme – so wichtig diese Themen auch sein mögen. Wer den Weg zu den großen Themen

sucht, muss deshalb wohl oder übel erst einmal Brücken bauen und unverbindlich die Möglichkeit einer engeren Verbindung ausloten.

Verbundenheit demonstrieren. Smalltalk spielt aber auch im Umgang mit Menschen eine Rolle, die wir schon lange und vielleicht sogar gut kennen. Das Geplänkel mit dem neuen Abteilungsleiter im Lift oder das Telefonat mit den Schwiegereltern über die Kur in Bad Füssing bringen keine neuen Informationen und Erkenntnisse. Ihr Sinn liegt in der *Metamitteilung*: der Beziehungsinformation unter den Floskeln: »Wir sind ein starkes Team«, »Wir verstehen uns«, »Ihr seid mir wichtig«, »Wir nehmen uns Zeit füreinander«.

Grenzen ziehen. Die Höflichkeit verbietet es, bei der Weihnachtsfeier in der Firma die Querelen um das umstrittene Strategiepapier fortzusetzen und bei der Konfirmation des Patenkindes die ungerechte Verteilung des Familienerbes aufzuarbeiten. Wo Unausprechliches zwischen Gesprächspartnern steht, ist der Austausch von Belanglosigkeiten oft der letzte Rettungsanker – es sei denn, man wollte gesellschaftliche Begegnungen mit Konfliktpartnern ganz vermeiden. Souveräner ist es, auf Smalltalk auszuweichen und die Unterhaltung konsequent in der Unverbindlichkeit von UEFA-Cup, Internetshopping und der günstigsten Autobahnverbindung nach Südfrankreich zu belassen.

Die eigentliche Bedeutung der kleinen Alltags- und unverbindlichen Partygespräche liegt somit unter der Oberfläche. Ganz gleich, ob wir uns über den regnerischen Sommer, die Abspernung der Alstadtdurchfahrt oder die neu eröffnete Ausstellung in der Kunstsammlung unterhalten: Das

Gesprächsthema ist vor allem Mittel zum Zweck – Kontakte zu knüpfen, zu pflegen und in ihrer Intensität zu steuern. Wer diese Kunst mit leichter Hand beherrscht, ist privat und beruflich klar im Vorteil.

II Wie Sie sich beim Smalltalk im Weg stehen

»Er blickte von neuem dem gesellschaftlichen Tod ins Auge. Er war ein Mensch, der an einer Dinnertafel völlig allein saß. Der Bienenschwarm summt überall um ihn herum. Auf allen anderen ruhte der gesellschaftliche Segen. Nur er war gestrandet. Nur er war ein Mauerblümchen ohne Gesprächspartner, eine Gesellschaftsleuchte ohne Wattleistung. «

Tom Wolfe, *Fegefeuer der Eitelkeiten*

Haben Sie schon einmal überlegt, weshalb gesellschaftliche Anlässe ein Unbehagen in Ihnen hervorrufen? Warum Sie sich unter fremden Menschen schüchtern und verloren fühlen? Oder warum Sie so verbissen Ihr Terrain verteidigen – indem Sie auf Ihren Standpunkt pochen, mit Ihren Erfolgen glänzen, andere mit Ihrem Wissen bombardieren? Später, zu Hause, ärgern wir uns dann über uns selbst: Weil wir beim Sommerfest der Agentur wie üblich bei Astrid und Kurt hängengeblieben sind, statt ungezwungen von Gruppe zu Gruppe zu wandern. Weil im Familienkreis wieder mal die brillante Karriere des Jüngsten im Mittelpunkt stand und die eigene Beförderung unbeachtet blieb. Oder weil wir es uns nicht verkneifen konnten, der früheren Klassenkameradin, die gerade das dritte Kind erwartet, vom Weihnachts-Shopping in New York vorzuschwärmen. Wenn es beim Smalltalk klemmt, ist oft eine der folgenden fünf Barrieren im Spiel.

Smalltalk-Hemmer 1: Die Angst, nicht geliebt zu werden

Wehren Sie Komplimente meistens ab? Erzählen Sie eher von Problemen als von Erfolgen? Kennen Sie das Gefühl, unversehens in die unterlegene Position zu geraten: zum Beispiel, wenn ein Kollege Ihnen Ratschläge gibt, obwohl er viel weniger von der Sache versteht als Sie?

Wenn Sie sich in diesen Fragen wiedererkennen, spricht viel dafür, dass Sie Ihr Selbstwertgefühl vor allem daraus beziehen, von anderen geliebt und gemocht zu werden. Deshalb betonen Sie in Gesprächen die Gleichheit und harmonische Übereinstimmung mit dem Gesprächspartner. Instinktiv stimmen Sie Ihre Selbstdarstellung auf Ihr Gegenüber ab. Weil Sie auf keinen Fall möchten, dass die Anderen Sie für eingebildet oder abgehoben halten, spielen Sie Schwächen hoch und Erfolge herunter. »Wir wohnen ja nur zur Miete,« erzählen Sie der Gesprächspartnerin, die Ihnen von ihrem neu bezogenen Haus im Grünen vorschwärmt. Und lassen unerwähnt, dass Sie die Vorzüge Ihrer Dachwohnung mitten in der Innenstadt nicht missen möchten. Um sich hinterher zu ärgern, dass Sie Ihr Licht unter den Scheffel gestellt haben – weil Ihre falsche Bescheidenheit Ihrer Gesprächspartnerin den Eindruck vermittelt hat, Sie aufmuntern zu müssen: »Das kommt noch. Wenn wir damals nicht diesen guten Finanzberater gehabt hätten ... Wissen Sie was, ich maile Ihnen einfach mal seine Adresse.«

Daran können Sie arbeiten: Immer nur nett zu sein, führt in die Sackgasse. Wer Harmonie über alles stellt, reagiert irgendwann

enttäuscht, wenn er keine Gegenleistung erhält. Denn die bekommen Sie wahrscheinlich nicht: Die Siegertypen unter Ihren Gesprächspartnern nutzen Ihren Altruismus aus. Sie schwärmen egomanisch von ihrer steilen Karriere oder führen ungerührt Foto um Foto oder App um App auf ihrem Smartphone vor. Aber auch Gespräche mit Menschen, die genauso bescheiden auftreten wie Sie, verlaufen oft nicht besonders positiv: Unterhaltungen, bei denen die Höhen des Lebens ausgeblendet und seine Tiefen resigniert akzeptiert werden, heben weder die Stimmung noch das Selbstwertgefühl. Wahrscheinlich fühlen Sie sich hinterher freudlos und bedrückt.

Machen Sie sich klar: Worum es Ihnen wirklich geht, ist Symmetrie, das Geben und Nehmen im Gespräch. Sie wollen niemanden übertrumpfen. Aber Sie sollten sich auch von niemandem in den Schatten stellen lassen. Selbstdarstellung und Sensibilität für andere schließen einander nicht aus: Zeigen Sie sich ruhig begeistert von dem anregenden Rhetorik-Seminar, das Sie am Wochenende besucht haben. Dafür ermuntern Sie bei nächster Gelegenheit Ihre Kollegin, ausführlich von Ihrer Englandreise zu berichten. Mit dieser Gesprächsstrategie gewinnen Sie an Ausstrahlung und Lebensfreude, ohne Ihrem Gegenüber die Show zu stehlen.

Smalltalk-Hemmer 2: Die Angst, sich aufzudrängen

Hassen Sie es, wenn Bekannte spontan vorbeischauen – einfach so, weil sie gerade in der Gegend waren? Finden Sie es unangenehm, wenn Freunde Sie auf eine Party mitschleppen, zu der Sie nicht ausdrücklich eingeladen wurden? Missfällt es Ihnen, wenn andere vorschnell zum Du übergehen oder in der Warteschlange keinen

Abstand halten?

Ihre Gefühle zeigen: Sie sind von Natur aus zurückhaltend und beanspruchen für sich den Freiraum, den Sie umgekehrt auch anderen gewähren. Ein freundliches Kopfnicken ist Ihnen lieber als ein Schwatz über den Gartenzaun, bei Parties gehen Sie lieber zu früh als zu spät und bei Zufallsbegegnungen im Restaurant oder in der Fußgängerzone halten Sie den Smalltalk so kurz wie es die Höflichkeit erlaubt. Keinesfalls wollen Sie Ihrer Umgebung das Gefühl geben, von Ihnen bedrängt zu werden.

Hinter Ihrer Distanziertheit kann ein geringes Selbstwertgefühl stecken: Um nicht ausgegrenzt zu werden, grenzen Sie sich konsequent ab. Ebenso gut kann Ihre Reserviertheit aber auch in einem stark ausgeprägten Bedürfnis nach Privatheit wurzeln. Diese Zurückhaltung kann anerzogen sein. Sie kann aber auch damit zusammenhängen, dass Sie von Natur aus besonders heftig auf äußere sensorische Reize ansprechen und deshalb Nähe schnell als störend und anstrengend empfinden. Um diese intensiven Emotionen in Schach zu halten, gehen Sie auf Distanz. Dabei sind Sie weder unkommunikativ noch ungastlich. Nur: Alles hat für Sie seine Zeit – das Zusammensein mit anderen ebenso wie der Rückzug ins Private.

Daran können Sie arbeiten: Wenn Sie dazu neigen, sich ins Schneckenhaus zurückzuziehen, um niemanden durch Ihre Gegenwart zu belästigen, springen Sie beim nächsten Mal über Ihren Schatten: Knüpfen Sie ein Gespräch mit dem Sitznachbarn in der Arztpraxis an, bewundern Sie die herrlichen Sonnenblumen im Nachbarsgarten, zeigen Sie offen Ihre Freude über ein Mitbringsel, essen Sie, wenn es Ihnen angeboten wird, ruhig auch das dritte

Stück Kuchen. Außerdem sollten Sie üben, Ihr Unbehagen bei körperlicher Nähe etwas abzubauen – zum Beispiel, indem Sie sich im Zug bewusst einen Sitzplatz in einem Abteil suchen, in dem schon mehrere andere Fahrgäste sitzen. Dadurch bereichern Sie Ihr Verhaltensrepertoire und erweitern Ihre Komfortzone. Ihre Fähigkeit zu höflicher Rücksichtnahme bleibt davon unberührt: Ein Gewinn an Selbstbewusstsein muss nicht mit einem Verlust an Sensibilität verbunden sein.

Smalltalk-Hemmer 3: Die Angst, sich zu blamieren

Kennen Sie das Gefühl? Sie sind verlegen, wenn Sie bei einem Event zu formell oder zu lässig gekleidet sind. Es ist Ihnen peinlich, wenn Sie einem Anrufer gedankenlos um drei Uhr nachmittags einen guten Morgen wünschen. Sie möchten in den Erdboden versinken, wenn beim Abendessen mit neuen Bekannten offenkundig wird, dass Sie nur lückenhaft über das anstehende Volksbegehren informiert sind. Als ginge es ums nackte Überleben, achten Sie im Zusammensein mit anderen darauf, nur ja keinen Fehler zu machen.

Die Angst vor der Blamage kann verschiedene Gründe haben: die Erziehung, den eigenen Perfektionsanspruch, aber auch das gesellschaftliche Umfeld, in dem man sich bewegt. Wer als Kind häufig durch Liebesentzug oder Verächtlichmachung bestraft wurde, dem werden als Erwachsenen peinliche Situationen mehr als anderen zu schaffen machen. Wer an sich den Anspruch stellt, kulturell auf dem Laufenden zu sein, empfindet es vielleicht schon als Schmach, den neuen Film von Wim Wenders nicht zu kennen. Und natürlich ist es unangenehmer, ein Glas Rotwein an einer in Damast eingedeckten Festtafel umzustoßen als bei einem

zwanglosen Grillabend am Baggersee.

*Daran können Sie arbeiten: Es ist schwer, die Angst vor dem
Gesichtsverlust zu überwinden: Schließlich hängen Erfolg und
Ansehen in unserer Gesellschaft mehr als je zuvor vom guten
Eindruck ab. Trotzdem: Versuchen Sie, sich von unrealistischen
Perfektionsansprüchen zu befreien. Machen Sie sich vor sozialen
Begegnungen immer wieder klar, dass mehr als drei Viertel aller
Menschen genau wie Sie Angst haben zu versagen. Die wenigsten
Menschen, denen Sie begegnen, sind so cool, wie sie sich geben.
Dazu kommt: Mit einer Hochglanz-Oberfläche gewinnen Sie nur
selten Sympathie. Wo alle krampfhaft ihre Nonchalance und
Trendkompetenz nachzuweisen suchen, wirkt ein Versprecher oder
eine kleine Wissenslücke eher erfrischend als peinlich – und ist oft
der Anstoß dafür, dass auch die Anderen mehr Spontaneität wagen.*

Smalltalk-Hemmer 4: Der Wunsch, andere zu übertrumpfen

Halten Sie sich zugute, ein unterhaltsamer Erzähler zu sein?

Kennen Sie eine Menge einflussreicher Leute? Sind Sie selten um ein Gesprächsthema verlegen, schließlich ist in Ihrem Leben immer etwas Interessantes los? Wenn Sie diese Fragen mit ja beantworten, ist Ihr Gesprächsstil vermutlich besonders statusgeprägt. Das heißt: Sie sind sich darüber bewusst, dass Menschen nicht gleich sind, sondern unterschiedliche Plätze in einer hierarchischen Ordnung einnehmen. Im Rennen um Karriere, Geld, Wissen, Beziehungen oder Kultiviertheit wollen Sie deshalb auf jeden Fall unter den Ersten durchs Ziel gehen. Diese Haltung ist verständlich, schließlich leben wir in einer Wettbewerbsgesellschaft und müssen uns ständig neu definieren und beweisen. Allerdings: Wer bei

jedem Thema und in jedem privaten Gespräch einen Führungsanspruch durchsetzen will, drückt zurückhaltendere Gesprächspartner an die Wand. Geben und Nehmen sind nicht gleichmäßig verteilt. Das Gespräch wird asymmetrisch: Indem ein Gesprächsteilnehmer die Hauptrolle an sich reißt, weist er den anderen den Rang von Statisten zu.

Daran können Sie arbeiten: Nicht alle Menschen können oder wollen den verbalen Konkurrenzkampf um den begehrenswerteren Job, die hochbegabteren Kinder, das raffiniertere Aktienportfolio und das bessere Leben mitmachen. Gerade beim Smalltalk steht für viele der Aspekt der Beziehungspflege und Harmonie im Vordergrund. Stoßen diese unterschiedlichen Absichten aufeinander, kann es leicht passieren, dass das Gespräch in eine Schiefelage gerät: hier der dominierende Alleinunterhalter, dort das unfreiwillige Jubelpublikum.

Als statusorientierter Gesprächspartner sollten Sie deshalb darauf achten, das Rampenlicht nicht ausschließlich für sich zu beanspruchen. Balance und Harmonie sind mindestens so wichtig wie sozialer Vergleich und Selbstdarstellung – jedenfalls beim Smalltalk. Nutzen Sie deshalb Ihre Position, Ihre Persönlichkeit, Ihre sprachliche Ausdrucksfähigkeit und geben Sie auch schüchternen oder zurückhaltenden Gesprächspartnern die Gelegenheit, ihr Licht zum Leuchten zu bringen.

Möglichkeiten dazu gibt es viele: Lenken Sie das Gespräch taktvoll auf ein Thema, bei dem der Andere glänzen kann. Holen Sie auch einmal den Rat eines Gesprächspartners ein. Machen Sie sich über sich selbst lustig und erzählen Sie von einem kleinen Missgeschick.

Sie werden merken: Dabei bricht Ihnen kein Zacken aus der Krone. Im Gegenteil: Sie wirken sympathisch und einfühlsam und bereichern Ihre Gesprächsfähigkeit um eine zusätzliche Dimension. Alle Gesprächspartner fühlen sich wohl und wertgeschätzt – der klassische Fall einer Win-Win-Situation.

Smalltalk-Hemmer 5: Vorurteile und Schubladendenken

Wissen Sie meistens auf den ersten Blick, wen Sie sympathisch finden? Gibt es Leute, die Sie einfach nicht ertragen können, zum Beispiel Latte-macchiato-Eltern oder kleinkrämerische Nachbarn? Reden und arbeiten Sie am liebsten mit Menschen, die Ihre Werte und Interessen teilen? Ihre Haltung ist ein Hinweis darauf, dass Sie Fremdes lieber aus sicherer Distanz beäugen und blitzschnell zwischen Freund und Feind unterscheiden. Deshalb gibt es Signale, bei denen sich Ihnen einfach die Haare sträuben: zum Beispiel der pseudo-lustige Spruch auf dem T-Shirt des neuen Azubi, die zugeknöpfte Reserviertheit des Tischnachbarn oder die Unart der Einrichtungsberaterin, mitten im Satz zu unterbrechen. Ihr Körper geht in Verteidigungsposition. Bewusst oder unbewusst reagieren Sie reserviert und haben wenig Lust auf einen netten Smalltalk.

Daran können Sie arbeiten: Eine vertrauensvolle Ausstrahlung ist die beste Voraussetzung dafür, dass Ihr Gegenüber Ihnen seinerseits gutgelaunt begegnet. Wer in den USA schon einmal die professionelle Freundlichkeit in Geschäften und Hotels erlebt hat, weiß, wie ansteckend Herzlichkeit und gute Laune sind –selbst wenn dahinter ein Stück Schauspielerei und Geschäftstüchtigkeit steckt. Der Grund: Über Mimik, Körperhaltung und Tonfall übertragen Menschen gute und schlechte Stimmungen aufeinander.

Dieses Phänomen erklärt, dass Miesepeter oft auch ihrer Umwelt die Laune verderben. Umgekehrt genügt manchmal ein freundlicher Gruß eines Fremden, um unsere Gereiztheit zu besänftigen und unsere Stimmung zu heben.

Wenn Ihnen an einer sympathischen Ausstrahlung gelegen ist, sollten Sie deshalb neuen Bekannten einen Vertrauensvorschuss geben. Zeigen Sie sich freundlich und aufgeschlossen – auch wenn Sie das Auftreten der Bewerberin auf den ersten Blick arrogant oder die Lebensweise des Veganers extrem finden. Vielleicht stellt sich ja nach näherem Kennenlernen heraus, dass die smarte Bewerberin über erstklassige Qualifikationen verfügt. Oder dass der asketische Veganer der ausgefuchste Anlageberater ist, nach dem Sie seit langem suchen.

Erfahren Sie mehr in:

Doris Martin

Smalltalk

Die große Kunst des kleinen Gesprächs

Leseprobe aus Stefanie Mauchers „Kalte Berechnung – Eine Rachegeschichte“

Über dieses Buch:

Er denkt, er kann sie kontrollieren. Er denkt, sie wird ihm ihre Unschuld schenken. Er weiß noch nicht, auf was er sich eingelassen hat ...

Hand auf's Herz: Wenn Sie hören, dass ein Kind missbraucht wurde – hegen Sie dann nicht auch für einen Moment den Wunsch, den Mistkerl zu bestrafen? Nur: Was passiert, wenn jemand es wirklich tut?

Stefanie Maucher

Kalte Berechnung

Eine Rachegeschichte

Eins

Meine Füße stecken in groben Springerstiefeln, die sich fest verschnürt um die Beine der ungewohnt engen Röhrenjeans klammern, in die ich mich heute gezwängt habe. Meine Schritte, die normalerweise vom melodischen Klappern hoher Absätze begleitet werden, klingen schwerfällig und fremd. Im Takt dieser Schritte hüpfen meine Haare auf den Schultern herum. Ihr feuerrotes Leuchten irritiert mich; immer wieder streiche ich sie mir aus dem Gesicht, damit meine mascaraverklebten,

kajalumrandeten Augen den Weg erkennen können. Ich wandere alleine, aber als Teil einer Gruppe, *freaks like me*, auf dem Weg in die Stadt aus Eisen. Mein Blick ist geradeaus gerichtet, ich suche keinen Anschluss. Noch nicht.

Auch der Rest meiner Aufmachung ist dem Anlass geschuldet: Mein Top ist nicht bauchfrei, gewährt aber hin und wieder genug Einblick, um das Nabelpiercing hervor blitzen zu lassen. Fake-Plugs erwecken den Anschein, ich hätte stylish gedehnte Ohrlöcher. Wo früher abgebrochene Mercedessterne trophäengleich rebellische Arme zierten, bereift man sich heute, wenn man wirklich cool ist, mit echten Handschellen; silberner Kontrast auf schwarzen Samthandschuhen, die bis zum Ellenbogen reichen. Anstelle eines Gürtels dienen mir lange Bänder aus Leder als Halterung meiner Hose, an der Seite locker verknotet. Sie führen beim Gehen einen wilden Tanz auf und schlingen sich immer wieder um mein Bein.

Als Halsschmuck trage ich ein Hundehalsband. Eins mit Stacheln, die spitz und gefährlich wirken. Vorne, an der Öse, in der man gewöhnlich die Leine einhakt, hängt ein kleiner Schlüssel. Ist das meine kranke Art, den Schlüssel zu meinem Herzen feilzubieten? Wer weiß, vielleicht.

Mein Make-up ist gewagt und experimentell, es lässt mich wirken wie Anfang 20. Oder vielleicht auch nur wie eine Sechzehnjährige, die versucht ein wenig älter auszusehen. undefinierbar.

In meiner rechten Hosentasche steckt ein Handy, weniger ein Telefon und vielmehr ein moderner Ersatz für den Kassettenrekorder, den ich als Kind ständig mit mir herumgeschleppt habe. Ein Kabel führt zu einem Stecker im Ohr; Musik dröhnt aus dem kleinen Lautsprecher, macht mich unansprechbar für die Außenwelt. In der linken Hosentasche finden

sich ein paar Scheine, ein wenig Münzgeld. Die Karte für das heutige Open-Air-Konzert in Ferropolis, der Stadt aus Stahl, steckt in der Gesäßtasche. Immer wieder tastet meine Hand danach. Ich habe Angst, sie zu verlieren. Ohne sie werde ich mein Date nicht treffen.

Ob Du wohl auch so aufgeregter bist wie ich? Kennengelernt haben wir uns im Internet. Heute werden wir uns zum ersten Mal wirklich in die Augen sehen können. Ich bin mir sicher, Du wirst meinen Erwartungen entsprechen. Doch wird es Dir umgekehrt genauso gehen? Selbstzweifel sind angeblich normal, vor allem bei pubertierenden Teenagern. Doch meine Angst, schon Deinem ersten, prüfenden Blick nicht standhalten zu können, ist eine andere.

Du hast mich über Facebook gefunden. Eine dieser Freundesanfragen eines fremden Menschen, angenommen ohne Scheu oder groß darüber nachzudenken. Es folgte der übliche Small Talk – *Wie geht es Dir, was machst Du so* –, doch dem folgten schnell Komplimente. Du warst so interessiert und charmant; die persönliche Nachrichtenfunktion bekam endlich einen Sinn. Das Phänomen, sich Fremden oft einfacher anvertrauen zu können als den Menschen um uns herum, schuf bald ein Gefühl der Nähe. Der Blick ins virtuelle Postfach bekam etwas Aufregendes. Was früher auf dem Schulhof überbrachte Liebesbriefe waren, erste Boten des aufkeimenden, neuen Gefühls, bekommt man heute per E-Mail, inklusive Kribbeln im Bauch. Händchenhalten und schüchterne Küsse werden ersetzt durch das zaghafte Hervorblitzen lassen der Brustwarze in einem Videochat. Auf einmal ist man intim miteinander, auch wenn man in der Sicherheit des eigenen Zimmers nur selbst Hand anlegt. Trotzdem, diese Intimität fühlt sich echt an. Sie bedeutet etwas, erweckt

Gefühle, auch wenn man einander nicht berühren kann.

Deine Berührung; ich frage mich, wie sie sich anfühlen wird. Wie wird es sein, Dir von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen, ganz nah, und Deine Hände auf meiner Haut zu spüren? Wie riechst Du? Heute soll unser erstes Mal stattfinden. *Mein* erstes Mal. Vor mir liegt ein Weg, den ich bisher nie gegangen bin und den ich heute unbedingt beschreiten will. Ich hoffe, ich werde nicht zu aufgeregt sein. Vielleicht wird es mich erregen. Ich werde Dir in die Augen sehen, den Moment auskosten ... Doch ebenso, wie ich den Augenblick herbeisehne, fürchte ich mich davor, dass Deine Berührung mich verbrennt, mich unumkehrbar verändert und wie ein heißes Eisen dauerhaft brandmarkt. Ich bin mir sicher, dass unsere Begegnung auch Dich verändern wird. Dieser Tag kann an keinem von uns spurlos vorbeigehen. Etwas von mir wird in Dir zurückbleiben. Unser Schicksal wird miteinander verflochten. Unwillig schüttle ich den Kopf, versuche, diese Gedanken zu verdrängen, und konzentriere mich ganz auf meine Schritte. Auf jeden einzelnen, der heute vor mir liegt.

Ich wuchte die schweren Stiefel mit ihren Stahlkappen voran, Schritt für Schritt der Europäischen Route für Industriekultur folgend, die Ferropolisstraße entlang. Sie sind neu und ihr Gewicht ist noch ungewohnt. Meinem Gang nehmen sie die sonstige Eleganz, lassen mich aber cool und zu allem entschlossen wirken. Der äußere Eindruck täuscht. Ist nur Fassade, ohne solides Mauerwerk dahinter. Tatsächlich fühle ich mich, als würde ich einen provokanten Tanz auf einem schlummernden Vulkan wagen. Seinen Ausbruch sehne ich herbei, tanze mit Absicht dort, wo die Kruste am dünnsten ist und habe doch Angst vor den Folgen der gewaltigen Eruption. Wie nervös ich bin, kann man an meiner rechten Hand sehen, die unermüdlich einen gelben Anti-Stress-Ball

mit einem Smiley darauf knetet, welchen ich mir am Vortag in einem Spielwarengeschäft gekauft habe.

Ein Vibrieren in der rechten Hosentasche reißt mich aus meinen Gedanken. Ich bleibe stehen, lasse den Ball in die andere Hand wechseln, ziehe mein Handy hervor und lese die SMS, die gerade hereinkam.

Bist Du schon da?, lautet ihr kurzer und knapper Inhalt. Kein Kuss?

Eilig tippen meine Finger zurück: *Noch nicht ganz. Wartest Du schon auf mich?*

Ich lasse meinen Blick schweifen, über den anschwellenden Fluss der zum Konzert strömenden Menschen hinweg, halte in der Masse vorbeiziehender Gesichter Ausschau nach Deinem. Die Stunden, die noch vergehen müssen, kommen mir endlos vor. Auf einmal erscheint mir Einsteins Relativitätstheorie plausibel: Fühlbar dehnt sich die Zeit.

Bevor ich das Handy zurück in die Tasche stecke, stelle ich die Musik noch etwas lauter, zupfe mein Oberteil zurecht und setze mich dann wieder in Bewegung. Im Vorbeigehen mustere ich die kleinen, am Wegrand rastenden Grüppchen, die Schwärme bunter Paradiesvögel, deren haarsprayverklebtes Federkleid dem aufkommenden Wind standhält, passiere sie langsam.

Zu beiden Seiten erstreckt sich der Gremminer See, der die Halbinsel Ferropolis umschließt. Diese erhebt sich aus der ehemaligen Wüste, die der Tagebau *Golpa Nord* hinterlassen hat, bevor man sie künstlich flutete. Nun, da keine Braunkohle mehr aus dem Boden geschlagen wird, fördert man den Raubbau am Geldbeutel angelockter Touristen. Schon von weitem sind die auf der Halbinsel wohnenden Stahlriesen in Sicht, zwischen denen sich die Bühnenaufbauten und Getränkestände drängen; ein imposanter

Anblick. Während ich mich von der anonymen Menge weiter in Richtung des Eingangs treiben lasse, zieht der abseits stehende, gigantische Schaufelradbagger mit dem Spitznamen *Big Wheel* meinen Blick in seinen Bann. Dort wollen wir uns treffen.

Du hast mir gesagt, wann und wo Du mich haben willst; die Karte musste ich mir selbst besorgen. Zum Sound meiner Lieblingsband vor dieser fantastischen Kulisse, die Du eigens dafür ausgesucht hast, werde ich den letzten Rest meiner Unschuld verlieren. Seit Tagen kann ich an nichts anderes denken. Ich fiebere, ebenso wie Du, diesem Moment entgegen, bereite mich innerlich darauf vor, warte.

Meine Hände wandern zum Nacken, führen eine automatische, seit Jahren gewohnte Bewegung aus, das Zusammenraffen der langen Haare, um sie danach mit Schwung zurück auf den Rücken zu befördern. Doch natürlich fallen die nur halblangen Strähnen sofort wieder zurück, streifen provozierend über meine nackten Schultern. Erst gestern habe ich mir mein langes, schwarzes Haar abgeschnitten, weinend und doch begierig, Dein Bild von mir zu erfüllen. Ich habe die verbliebenen Haare erst gebleicht, dann gefärbt und mir am Ende diesen mädchenhaften Pony geschnitten, der nun lasziv vor meine Augen fällt. Ich würde einfach alles tun, was Du von mir verlangst, um Dich zu bekommen. Du weißt genau, auf was für Mädchen Du stehst, und hast mir Deine Vorstellungen präzise beschrieben. Deine Art, Forderungen zu stellen, kompromisslos und bestimmt, macht es mir schwer, Dir Deine Wünsche nicht zu erfüllen. Du weißt, was Du willst, scheinst so selbstsicher, bist dominant, fordernd. Ich weiß, es sollte mir Angst machen. Das tut es auch. Aber gleichzeitig weckt es das böse Mädchen in mir. Ja, ich will spielen: mit Dir! Wenn dazu optische Anpassungsfähigkeit gehört und mein nun knallrotes Haar Dein

Fetisch ist, dann bin ich bereit, Dir zu geben, was Du brauchst.
Damit ich bekomme, was ich will. Du hältst mich für formbar, für
etwas naiv, doch meine Gedanken und Triebe haben nichts
Kindliches mehr an sich.

Vorhin habe ich, ganz wie Du es von mir verlangt hast, mein
Handy genommen und ein etwas unscharfes Bild von mir und
meiner neuen Frisur vor einem Museumszug der Zschornewitzer
Kleinbahn geschossen; mit der ehemaligen Grubenanschlussbahn,
einer weiteren Attraktion für Touristen, konnte ich einen Teil der
Reise zurücklegen, an deren Ende ich meine Unschuld verlieren
soll. Ich habe Dir das Foto zugeschickt, als Beweis, dass ich
tatsächlich auf dem Weg bin und vorher getan habe, was Du von
mir gefordert hast. Die Bestätigung, dass ich Dich nicht versetze,
dass ich gehorsam bin und Du Deine Drohungen nicht wahr machen
musst, mit denen Du glaubst, mich gefügig zu machen. Eine
angespannte Zeit lang habe ich auf Deine Antwort gewartet, mich
innerlich geduckt unter Deinem befürchteten kritischen Blick, bis
endlich die erlösende Nachricht kam: Du findest mich
wunderschön so, das Treffen wird stattfinden, Du wirst heute
kommen. Ich weiß, Du hast *kommen* mit einem dreckigen Unterton
geschrieben. Weil ich tue, was Du von mir verlangst, denkst Du
nicht mehr mit Deinem Gehirn. Ich kenne Dich jetzt schon besser,
als Du Dir vorstellen kannst.

Zwei

Mittlerweile stehe ich wartend in einer langsam vorwärts
rückenden Schlange, deren flexible Wirbel aus menschlichen
Körpern bestehen. Wie eine unsichtbare, aber dicke Haut liegt die
mit Parfum, Rauch und Deo beschwerte Luft über diesem
Lindwurm aus schwitzenden und viel zu eng beieinander

Wartenden. Das alles stellt meine Geduld auf die Probe und schürt meine Nervosität. Nur schrittweise nähere ich mich dem Eingang. Dort angekommen zücke ich mein Ticket, passiere die Sicherheitskontrolle. Ich lasse eine stämmige Frau in Bomberjacke meine aufgepushten, durch den BH und das knappe Top fast schon schmerzhaft hochgedrückten Brüste abtatschen und halte einen Moment den Atem an, als ihre Hände nachlässig meine Stiefel abklopfen und in Richtung meines Schritts die Beine hochwandern. Schließlich entleere ich noch meine Hosentaschen vor ihr, lege ihren Inhalt und sogar meinen Anti-Stress-Ball in eine kleine Plastikwanne, die sie mir auffordernd entgegenhält, und packe die wenigen Gegenstände Sekunden später wieder ein, nachdem sie einen prüfenden Blick darauf warf. Ungeduldig warte ich, bis sie auch noch eine Ecke meiner Eintrittskarte abgerissen hat und mich endlich passieren lässt.

Geschafft!

Ich betrete das Veranstaltungsgelände, lasse mich ein Stück in der Menge treiben und schwimme mit dem Menschenstrom, bevor ich mich ans Dixi-Klo-umspülte Ufer treiben lasse. Dort warte ich abermals, bis eine der stinkenden Toiletten frei wird, atme tief durch und gehe hinein. Drinnen überprüfe ich, sorgfältig durch den Mund atmend und in uringetränkten Klopapierresten stehend, ein letztes Mal das Make-up und den gewollt chaotischen Sitz meiner Haare in einem verschmierten Spiegel, dessen mit Edding erfolgte Beschriftung mich wissen lässt, dass Mandy eine Schlampe ist, bei der man sich einen Tripper holt. Ich stelle meinen rechten Stiefel auf der ohnehin verdreckten Klobrille ab und lockere die Verschnürung. Auch nach unzähligen Übungen daheim ist es nicht ganz einfach: Ich muss weiterhin sicheren Halt haben und trotzdem mit der flachen Hand hineingreifen können. Draußen verursacht der

Gitarrist der Vorgruppe das erste Feedback des Abends, während eine Wartende beginnt, an die klapprige Tür aus Hartplastik zu hämmern, die mich von der Außenwelt trennt. Sie hat es wohl eilig. Ich reiße die Tür auf und quetsche mich mit einem dreisten „Nun mach dir mal nicht gleich ins Höschen!“ an ihr vorbei ins Freie. Dort konsumiere ich einen Schwall frische Luft, bevor ich mich an einen der zahlreichen Getränkestände dränge und Cola bestelle. Ein Caipirinha wäre mir lieber, aber natürlich will ich mich auf keine Diskussion über mein Alter einlassen.

Wir werden uns, so hast Du mich wissen lassen, erst dann treffen, wenn der Hauptakt schon begonnen hat. Abseits. Dort, wo zu diesem Zeitpunkt niemand sein wird. Die Dämmerung wird bis dahin der Nacht gewichen sein, sodass wir abseits des Scheinwerferlichts, auf der dunklen Seite des *Big Wheels*, ungesehen bleiben. Allein zu zweit, neben 20.000 Menschen. Ich setze den Plastikbecher, der mich drei Euro Pfand gekostet hat, mit dem noch immer leicht schäumenden Getränk an die Lippen, trinke durstig. Während ich einen großen Schluck nehme, beginnt es an meinem Oberschenkel fordernd zu vibrieren. Ich verschlucke mich, ein kalter Schwall rinnt hastig an meinem Kinn entlang. Gerade noch fange ich ihn ab auf seinem Weg in mein Dekolleté, wo er einen hässlichen Fleck auf dem Oberteil hinterlassen hätte. Ich wische mir die nun klebrig-nasse Hand an meiner Jeans ab, bevor ich das Telefon aus der Hosentasche zerre und Deine Nachricht lese.

Wo bist Du?

Weshalb hast Du es so eilig? Willst Du mich schon jetzt treffen, bevor ich es mir während der Wartezeit doch noch anders überlege? Hast Du Angst, dass ich einen Rückzieher mache? Ich schaue mich um. Stände wie diesen gibt es hier viele. Mir kommt

ein Gedanke, der mir nicht behagt: Wie sehr meine Mähne heraussticht, selbst aus dieser Menschenmasse. Dass Du mich, wenn ich Dir schreibe, wo ich bin, finden und beobachten kannst, obwohl ich Dich noch nicht sehe.

Mein Stand befindet sich rechts unterhalb vom *Mosquito*, einem gigantischen Raupensäulenschwenkbagger, zu dem ein paar Treppen emporführen. Ein mächtiges Monstrum aus Stahl, das keineswegs an eine winzige Stechmücke erinnert. Dorthin quetsche ich mich nun durch, steige ganz nach oben und setze mich in den Schatten der gewaltigen, über die Stufen hinausragenden Eimerkette, die ein rostiges Zeugnis ihrer Existenz auf dem Betonboden unter mir hinterlassen hat. Hier wird mein rotes Haar weniger wie ein Signalfeuer leuchten, und darüber hinaus habe ich einen guten Überblick. Also nehme ich mein Handy und gebe Dir die Position des Getränkestandes durch, den ich von hier oben gut sehen kann.

Während mein Blick über die Menschen unter mir gleitet, Ausschau nach einem Neuankömmling haltend, der offensichtlich auf der Suche ist, schweiften meine Gedanken ebenfalls umher. Die Gefühle, die Du in mir auslöst, sind unbeschreiblich. Sie lodern in mir, wie ein alles verzehrendes Feuer, das nur mit Deinem Lebenssaft gelöscht werden kann. Noch einmal kommt mir die SMS in den Sinn, die ich Dir früher am Tag geschickt habe. Die mit dem Bild, welches Dir so gut gefallen hat. Die Erleichterung, die ich empfand, als endlich Deine Antwort eintraf. Ich war erleichtert, weil Du, so wenig wie bei unseren vorangegangenen Chatgesprächen, nicht gemerkt hast, dass Du es längst nicht mehr mit dem erst vierzehnjährigen Mädchen zu tun hast, mit dem Du vor Monaten zum ersten Mal in Kontakt getreten bist.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Stefanie Maucher

Kalte Berechnung

Eine Rachegeschichte

Leseprobe aus Paul Candidus Meynerts „Die wahre Geschichte Gottes“

Über dieses Buch:

Wann endet eine Reise – und wann beginnt eine andere, die um ein Vielfaches wichtiger ist? Als Pauls Wagen auf einer Landstraße mitten in der Toskana stehen bleibt, muss er bei einem einsam liegenden Haus um Hilfe bitten. Der alte Mann, der dort mit seinem Sohn wohnt, bietet ihm seine Gastfreundschaft an. Sieben Tage wird Paul bei ihnen bleiben. Sieben Tage lang wird er zuhören und diskutieren, zur Ruhe kommen und doch größte Aufregung erleben. Denn für Paul hat eine besondere Reise begonnen, wie sie nur wenigen zuteilwird ...

Eine spirituelle Suche entlang der Bruchstellen der christlichen Religion. Ein Buch, das die Augen öffnet.

Paul Candidus Meynert

Die wahre Geschichte Gottes

Eine Novelle

Prolog

Mein Gott, diese dauernde Fragerei quält meine Nerven! Wirklich! Ich komme mir vor, als säße ich im Stuhl eines grobschlächtigen Zahnarztes, der ausschließlich mit dem Bohrer zu hantieren weiß – und als wäre ich dort festgeschnallt. Dabei habe ich gar nicht

sonderlich viel zu berichten. Wichtiger noch: Ich kann beim besten Willen nicht dafür garantieren, dass sich alles wirklich so zugetragen hat, wie es heute in meinem Gedächtnis weiterlebt. Es hat darin überdauert wie ein Nagel im Baum, wie ein Insekt im Bernstein, wenn auch nicht ganz so stabil. Eher ist der Stoff dieser Erinnerungen ein wenig verblasst und ausgefranst, wie ein zu lange getragenes Hemd. Aber wie dem auch sein mag, *meine* Stabilität ist in jeder Hinsicht noch viel geringer, *ich* stehe einem solchen „Einschlusskörper“ nicht neutral gegenüber, und das bedeutet einen großen, vielleicht entscheidenden Unterschied. Ich bin kein Baum, erst recht kein Stein, und die Anwesenheit dieses unerwünschten Dauergastes namens Erinnerung empfinde ich bisweilen als äußerst schmerzhaft. Manchmal indes ist sie auch tröstlich, ausgesprochen tröstlich. Seltsam, nicht wahr? Ein Wechselspiel der Gefühle hat sich zum Normalzustand fortentwickelt, hat sich stabilisiert und verlässt mich nicht mehr, ist immer präsent, heute wie damals. Ich empfinde diesen Zwiespalt so deutlich, als habe sich alles erst gestern ereignet; mein Leben wird sich in Zukunft ständig an diesem unsichtbaren Stachel reiben. Reiben müssen. Meine Gefühle aus jenen dramatischen Tagen sind, wie es scheint, für immer präsent, aber das heißt eben nicht, dass ich mich noch jeder Einzelheit entsinnen könnte. Insbesondere kann ich – vollkommen auf mich allein gestellt bei dieser Rückbesinnung – nicht herausfinden, inwieweit mich meine Erinnerung trägt. Was wir im Gedächtnis speichern, ist – anders als die Ameise im Bernstein – immer von uns verarbeitet, bewertet und interpretiert, und zwar vom ersten Augenblick an.

Nun hat Pater Ignatius mir mit großem Nachdruck angeraten, ich solle aufschreiben, woran ich mich noch erinnern könne. Und zwar nicht diktieren, wie ich zunächst in einem Gemisch aus Faulheit

und Eigensinn im Sinn hatte. Schreiben – oder, wie man so treffend sagt, niederschreiben.

Nun gut, ich tue es ja jetzt, der Mann hat vermutlich recht. So halte ich handschriftlich alles fest, was sich damals zugetragen hat – damals, in einem abgelegenen Winkel der Toskana, im „Heiligen Jahr“, Anno Domini 2000 christlich verlogener Zeitrechnung, das die katholische Kirche seinerzeit glaubte verkünden zu müssen, allen schlechten Erfahrungen mit solchen Inszenierungen zum Trotz.

Jetzt aber zurück zu meinen Aufzeichnungen. Dass ich selbst, was die Details meiner bürgerlichen Existenz anbetrifft, unkenntlich bleibe, ist kein Webfehler im Geflecht der Erzählung, sondern volle Absicht. Meine Identität tut nämlich rein gar nichts zur Sache, sie hat mit dem Ablauf der Ereignisse nur am Rande zu tun. Und sie würde, einmal dem Sog der Mediengesellschaft preisgegeben, gewiss vom eigentlichen Thema ablenken. Pater Ignatius sieht das ebenso, er hat mir bei meinem Verhüllungsbestreben stets den Rücken gestärkt. Bleibt zu hoffen, dass auch der Verleger mitspielt. Immerhin bin ich nicht irgendwer. Ich habe mich, offen gesagt, eine ganze Weile ziemlich bedeutend gefühlt, vielleicht ein wenig zu bedeutend – bis dann mit einem einzigen Schlag, an einem einzigen Tag, alles ganz anders wurde. Bis ich richtig begriffen hatte, was mir damals widerfahren ist, damals, im August 2000. Bis ich wirklich verstehen konnte, was ich in jenen wenigen Tagen erlebt, gehört, gesehen hatte. Erst hatte ich es nicht glauben wollen, hatte es aus meinem Alltagsbewusstsein verdrängt, in mein Leben noch eine kurze, hektische Phase des Höhenfluges zwischengeschaltet. Und dann kam der Absturz. Der Zusammenbruch. Es geschah alles ganz plötzlich. Ich hatte die Ereignisse jenes Sommers nur scheinbar vergessen, hatte sie in

Wahrheit vergessen wollen, aus meinem Dasein exkommuniziert, aber auf Dauer ließ sich nicht bemänteln, was da geschehen war; die Erinnerung brannte allmählich weiter wie eine glimmende Lunte, fraß sich durch mein Gehirn, Zoll um Zoll, und irgendwann kam es zur Explosion – und dann hat man mich hierhergebracht. Die genauen Umstände tun nichts zur Sache, ebenso wenig wie meine Person. Immerhin sollte klargeworden sein, dass ich kein Dummkopf bin. Und erst recht nicht leichtgläubig.

Im Zentrum meines Lebens steht jetzt also das Projekt dieser Niederschrift – all das, wovon ich hier berichten will. Was ich seit Anfang dieser Woche langsam, nicht ohne Mühe und mit großen Pausen zu Papier bringe, und zwar handschriftlich. Der Pater hat recht, es wird mir guttun. Es tut mir schon jetzt gut. Glauben wird das, was ich schreibe, ohnehin keiner. Höchstens Pater Ignatius, wenigstens er ... vielleicht.

Aber ich bin mir nicht mehr sicher, ob das überhaupt wichtig ist.

P. C. M.

Der erste Tag

Von Livorno kam ich, nach Siena wollte ich – damals, an einem Montag im August des Jahres 2000. Mit meinem alten VW Golf fuhr ich quer durch die Colline Metalliferre. Dort liegt das unansehnliche Städtchen Larderello, benannt nach einem französischen Ingenieur, einem gewissen François de Larderel, der genau hier im Jahr 1827 durch die Nutzung des heißen Dampfes die Borsäureproduktion revolutioniert und sich so ein Vermögen erwirtschaftet hatte. Ganz in der Nähe gibt es eine Hochebene, die „Tenne des Teufels“ heißt. Das ist ein treffender Name, denn überall stinkt es nach Schwefel, der aus allerlei Erdspalten, vor

allem aber aus den geothermischen Kraftwerken des italienischen Energiekonzerns Enel in die Luft geblasen wird. Wie riesige Boviste besiedeln die weißgrauen Kühltürme die grünen toskanischen Hügel, seltsame Fremdkörper, miteinander durch ein Netzwerk dicker Rohrleitungen verflochten, die – anders als das Myzel der Pilze – das Tageslicht nicht scheuen müssen. Vermutlich ist es diesen Monstrositäten zu verdanken, dass die hiesige Gegend von jenen gewaltigen Touristenfluten weitgehend verschont worden ist, die so manche Region der Toskana in den Oster- und Pfingstferien wie einen Villenvorort von München wirken lassen. Auf der Fahrt durch diese Tenne des Teufels, kurz vor Castelnuovo im Cecina-Tal, sah ich ihn am Straßenrand stehen – einen gebückten alten Mann. Er wirkte ruhig und gelassen, dabei irgendwie zerzaust, und sein Anblick drängte mir sofort den Gedanken auf, er sei kein Italiener. Die Geste, mit der er mir bedeutete, dass ich anhalten möge, wirkte lässig und herrisch zugleich. Ich spürte einen Anflug von Unbehagen, aber noch im selben Moment schien mir dies lächerlich. Ich bremste hart, lenkte den Wagen an den Straßenrand, stoppte und öffnete die Tür.

„Hallo! Brauchen Sie Hilfe?“

Er hatte die Augenlider leicht zusammengekniffen, wie Kurzsichtige es tun, und warf nun einen prüfenden Blick auf das Nummernschild. Dann sprach er mich in akzentfreiem Deutsch an. „Besten Dank für die Nachfrage. Absolut! Absolut richtig! Sie könnten mir in der Tat behilflich sein. Mein alter Fiat hat sich nach Landesart zu einem Generalstreik entschlossen. Wenn Sie mich bis zur Werkstatt in Castelnuovo mitnehmen würden, wäre das nicht schlecht. Dann kann ich dort veranlassen, dass Francesco den Karren noch heute abschleppt und morgen repariert.“

„Mache ich, klar doch“, sagte ich, amüsiert über seine

Ausdrucksweise. „Steigen Sie ein.“

Das tat er. Er seufzte ein wenig, als ob ihm der Rücken schmerzte, aber dann schlug er kraftvoll die Tür zu. Den Sicherheitsgurt ignorierte er.

Ich betrachtete ihn von der Seite, während ich den Wagen wieder auf die Straße manövrierte. Sein Alter war schwer zu schätzen. Seine Haut hatte die fahle, vergilbte Farbe des Alters, aber sein Haar war voll und noch erstaunlich dunkel. Womöglich hatte er zu chemischen Hilfsmitteln gegriffen.

„Sind Sie Deutscher?“, fragte ich.

„Nun ... eigentlich nicht. Ich bin gewissermaßen Weltbürger – ein echter Kosmopolit. Und ich habe viele Sprachen gelernt. Deutsch spreche ich allerdings recht gern – seit etlichen Jahren schon.“

Er kicherte in einer Weise, die mir ganz und gar nicht gefiel, und ich beschloss, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Es hat den Anschein, als lebten Sie hier in der Gegend.“

„Absolut! Ja, genauso ist es. Seit vielen Jahren, ich weiß selbst nicht mehr genau, wie lange schon. Ich wohne drüben, auf der anderen Seite des Flusses, auf einem alten Landgut. Es war Jahrhunderte in Familienbesitz, aber dann ist der junge Herr Conte bankrottgegangen. Habe es in ziemlich verlottertem Zustand übernommen. Bin aber recht zufrieden damit. Ist für mich zwar ein wenig weitläufig, dieses Anwesen, aber dadurch auch äußerst komfortabel. Und ich habe meine Ruhe. Wissen Sie eigentlich, was heutzutage der größte Luxus ist?“

„Nein, wieso?“ Seine Frage verblüffte mich nicht wenig.

„Sehen Sie! Sie wissen es nicht, weil Sie noch nicht darüber nachgedacht haben. Instinktiv sind Sie sich Ihrer Sache natürlich sicher. Die meisten Menschen der Gegenwart halten es für den größten Luxus, wenn sie sich zum Beispiel Champagner und

Trüffeln leisten oder sich einen Perserteppich ins Wohnzimmer legen können. Alles Blödsinn. Unsere Welt ist laut, ordinär, und die Menschen hocken viel zu dicht aufeinander. Für mich ist es Luxus, mir Abstand kaufen zu können, Distanz, Einsamkeit. In Ruhe gelassen zu werden. Fern vom Lärm und von der Hektik des Alltags die ‚Meeresstille der Seele‘ zu finden, von der die Stoiker gesprochen haben ...“

„Aha.“

An seiner These war etwas dran, das ließ sich keineswegs bestreiten. Dennoch fühlte ich mich durch seinen Vortrag provoziert, fast ein wenig beleidigt. Fühlte mich abfällig behandelt wie einer, der auch bloß mitschwimmt in der großen Masse. Im Grunde traf das natürlich zu, obschon ich manchmal heftig gegen den Mainstream ankämpfte. Aber letztlich blieb dieser Kampf immer ein hilfloses Gezappel, eine endlose Abfolge von Niederlagen. Scheitere wieder, scheitere besser – diesen Satz hatte ich irgendwann bei Edward Bond gelesen und mir sofort zum Lebensmotto gewählt.

Ich kaute infolgedessen auf meiner Antwort herum wie auf einem zähen Stück Fleisch.

„Und was treiben Sie so in Ihrer luxuriösen Einsamkeit?“, fragte ich schließlich. „Wie, wenn ich so indiskret fragen darf, haben Sie sich das Geld verdient, mit dem Sie sich diesen Luxus finanzieren können?“

Ich hatte diesen Satz in einem etwas schärferen Ton gesprochen als beabsichtigt. Trotzdem – oder deswegen? – erhielt ich keine Antwort, und vielleicht war das auch gut so.

„Wir sind da“, sagte der Alte gelassen, nachdem er sich lange hinter dem linken Ohr gekratzt hatte, das groß war, papierdünn und von einem feinen Adergewirr durchzogen wie ein im Herbarium

getrocknetes Blatt. „Wir sind da, hier ist es.“

Und tatsächlich hatten wir das Ortsschild von Castelnuovo erreicht. Die Fiat-Werkstatt lag links von der Straße. Ich ließ zwei LKW passieren, bog ab und hielt an. Der Alte stieg flink aus dem Wagen, schloss die Tür, rief mir über die Schulter zu: „Es dauert nur ein paar Minuten!“, und verschwand im Werkstattgebäude, das ihn verschluckte wie ein Ansaugstutzen.

In der Tat, es dauerte allenfalls fünf Minuten. Dann stand er wieder neben meinem Wagen, den linken Arm auf den oberen Holm der Fahrertür gelegt, die ich der Hitze wegen geöffnet hatte.

„Mein Auto wird heute Nachmittag abgeschleppt und repariert. So weit wäre also alles in Ordnung. Allerdings habe ich keine Lust, hier in diesem tristen Bergnest herumzuhängen, bis Francesco endlich fertig ist. Junger Mann, ich weiß nicht, ob Sie es eilig haben, aber falls nicht, wäre ich Ihnen sehr verbunden, wenn Sie mich zu meinem Haus fahren könnten. Es ist nicht weit, etwa acht Kilometer von hier. Ich weiß natürlich, dass es heute jedermann eilig hat ...“

„Wie kommen Sie darauf? Ich habe es nicht eilig!“, antwortete ich ein wenig trotzig. „Nun steigen Sie schon ein, ich bringe Sie nach Hause.“ Und ich startete den Motor.

Der Alte ließ sich das nicht zweimal sagen, lief geschwind um das Auto herum, öffnete die Tür und setzte sich wieder auf den Beifahrersitz. Während ich zurück zur Hauptstraße fuhr, streckte er sich wohligh aus. Seine Gelenke knackten.

„Ah, das tut gut“, seufzte er. „Ich habe wirklich keine Lust auf Warterei oder per Anhalter zu fahren. Absolut nicht! Herzlichen Dank für die Beförderung. Wie gut, dass Sie es nicht eilig haben. Die Eile stammt vom Teufel ab, sagt ein türkisches Sprichwort.“ „Aha“, erwiderte ich.

Meine demonstrative Interesselosigkeit schien ihn wenig zu stören. Er trommelte mit den Fingern der rechten Hand, die lang, dünn und behaart waren wie die Beine einer Spinne, einen Marschrhythmus auf das Armaturenbrett. Beide blickten wir stumm aus den Seitenfenstern und musterten die Landschaft, die, von der Augustsonne ausgedörrt, staubig und trocken war. Es gab viel Wald hier, anders als in anderen Ecken der Toskana, und das verlieh diesen Hügeln einen ganz eigenen, herben Charme.

„Hier findet man im Herbst bestimmt viele Maronen, nicht wahr?“

Er nickte. „Absolut. Und Pilze. So, passen Sie auf – an der Kreuzung dort hinten links abbiegen und dann immer dem Straßenverlauf nach, ins Tal hinunter, Richtung Radicondoli.“

Er schwieg für eine Weile, und ich versuchte mich zu erinnern, welcher Mensch ebenfalls ständig das Wort „absolut“ gebrauchte. Eine Gestalt der Weltliteratur? Ich wurde nicht fündig und ärgerte mich sehr über mein immer stärker nachlassendes Gedächtnis. Und ich ärgerte mich erst recht, als er wieder jenes Thema anschnitt, das ihn ganz besonders zu faszinieren schien.

„Diese Meinung von der teuflischen Eile gibt es übrigens auch andernorts. In der Apokalypse des Johannes heißt es sogar, der Satan hege einen großen Zorn, weil er so wenig Zeit habe. Auch der Apostel glaubt also, der Teufel sei in Eile. So ein Blödsinn. Kommt wahrscheinlich daher, dass man gedacht hat, ein Hauptzeitvertreib des Teufels sei es, Gott hinterherzurennen. So ein Unfug. Na ja, diese sogenannte Offenbarung ist ja ohnehin einer der dümmsten Texte im Neuen Testament, es war ein schwerer Fehler, ihn überhaupt in diesen Kanon aufzunehmen.“

„Wissen Sie, ich interessiere mich nicht sonderlich für Theologie“, erwiderte ich und wick ein Dreirad aus, das Ölbaumzweige und eine riesige Korbflasche geladen hatte.

„Ja, das kann ich verstehen. Ich auch nicht.“

„Das ist aber seltsam. Sie haben zwar nichts mit der Theologie am Hut, aber der Teufel und seine Äußerungen beschäftigen Sie doch?“

„Ach, ich weiß nicht ... Es war eigentlich die Eile, von der ich hatte reden wollen. Die Hektik, die heute allgegenwärtig ist. Und das Gefühl, womöglich immer das Beste versäumt zu haben. Den Teufel lasse ich gern einen guten Mann sein, ich glaube, er hat seine beste Zeit schon hinter sich. Ich halte es da mit Goethe: Er – der Teufel – ist schon längst ins Fabelbuch geschrieben. Jedoch die Menschen sind nicht besser dran. Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben. Ich habe aus dem Gedächtnis zitiert ...“

„Faust, nicht wahr?“ Und als er wortlos nickte, fügte ich etwas maliziös hinzu: „Sie kennen vielleicht den Witz von den beiden Amerikanern? Der eine war im Theater und sagt zu seinem Freund: ‚Habe gestern den Faust gesehen. Ist ja echt ein gutes Stück.‘ ‚Stimmt‘, antwortet der Freund. ‚Allerdings keine Kunst, wenn man so viele Zitate verwendet.‘“

Der Alte lachte kurz. „Ja, das ist gut. Goethe und seine Zitate ... Halt, nicht so schnell. Wir müssen gleich nach rechts abbiegen.“

Die Strada provinciale führte nach links, an einer verfallenen Kirche vorbei, aber eine ungeteerte Straße schraubte sich rechter Hand windungsreich den Hang hinauf und verschwand irgendwo im Wald. Neben der Abzweigung wies ein kleines, verwittertes Holzschild in die Richtung der Seitenstraße: *Fattoria buio pesto* stand darauf. Landgut Stockfinster – ein eher eigentümlicher Name, aber zu meinem Fahrgast passte er gar nicht schlecht.

Ich drosselte die Geschwindigkeit und bog ab; der Wagen rumpelte schwankend über eine Bodenwelle.

„Diese Fattoria ... Wohnen Sie dort?“

„Absolut. Das Schild könnte ich eigentlich entfernen lassen, ich lege keinen großen Wert auf Besuch. Wie schon erwähnt: Von der Welt in Ruhe gelassen zu werden, das ist für mich der größte Luxus, den es gibt.“

Also ließ auch ich ihn in Ruhe und fragte nicht weiter nach seiner Behausung. Ohnehin war mir die Lust vergangen, mit ihm zu schwätzen – von einer Unterhaltung im eigentlichen Sinne konnte ja kaum die Rede sein. Der alte Mann war, fasste man ihn erst einmal etwas genauer ins Auge, ein eher unerfreulicher Zeitgenosse. Ich hoffte sehr, dass wir bald am Landgut Stockfinster angekommen waren.

Zum Glück ging diese Hoffnung rasch in Erfüllung. Nach etwa acht bis zehn Minuten Fahrt – wir hatten dabei eine Kreuzung passiert, an der ein unleserliches Schild in der Art der Hinweise auf touristische Sehenswürdigkeiten nach rechts wies, ein anderes, blaues, mit der Aufschrift Castelnovo in jene Richtung, aus der wir eben gekommen waren – bedeutete mir der Alte mit einer heftigen Geste, ich solle anhalten. Von der Hauptstraße, die hier schnurgerade dahinfuhr, zweigte nach links ein Kiesweg ab. Wo er begann, hatte man zwischen zwei Betonklötze quer eine Kette gespannt, daran hing ein kleines Schild, auf dem *Proprieta privata – vietato entrare* zu lesen war. Der weitere Verlauf des Weges wurde von einer Zypressenallee gesäumt, an deren Ende man hinter einer hohen Hecke ein altes Gebäude mehr ahnen als sehen konnte. Das Format des Daches ließ allerdings auf ein geräumiges Haus schließen.

„So, da sind wir – besten Dank noch einmal. Wenn Sie zurück nach Castelnovo fahren, geben Sie acht und verpassen Sie die Abzweigung nicht.“

„Ich werde die richtige Straße schon finden. Es steht ja ein

Wegweiser dort, den werde ich gewiss nicht übersehen. Aber wohin führt eigentlich die andere Straße, die nach rechts den Berg hinauf?“

„Nirgendwohin. Es ist eine Sackgasse. Sie endet an einer alten Burg, Castello Fosini. Steht leer und verfällt unaufhaltsam. Ein ziemlich öder Platz, wenn Sie mich fragen. Aber am Sonntag fahren die Italiener in Dutzenden dorthin, um zu picknicken.“

„Und sonst lebt da niemand mehr?“

„Na ja – ein paar Meter nach der Abzweigung zu diesem Kastell beginnt noch ein Weg zu einer ehemaligen Einsiedelei. Dort wohnt ein alter Herr mit seinem Sohn – ein Philosoph, jedenfalls nennt er sich selbst so. In meinen Augen ein ziemlicher Spinner. Außerdem äußerst menschen-scheu und unfreundlich – deshalb hat er sich ja in dieses Haus zurückgezogen. Absolut ein sonderbarer Kerl. Von Zeit zu Zeit sehe ich den Alten ja ganz gern, aber ein Treffen pro Jahr reicht mir. Sie gehen diesem seltsamen Heiligen jedenfalls besser aus dem Weg. Die Straße dorthin ist außerdem sehr schlecht. Das würden Sie mit Ihrem schwachbrüstigen Golf ohnehin nicht schaffen, dazu bräuchten Sie schon einen Geländewagen. Also versuchen Sie es lieber gar nicht – halten Sie sich immer in Richtung Castelnovo. Und falls Sie nochmals in diese Gegend kommen sollten: Hier ist meine Visitenkarte.“

„Danke!“ Ich warf einen raschen Blick auf das kleine, gelb eingefärbte Stück Karton – A. Zazel, Konstrukteur, stand darauf, die Buchstaben groß und streng. Daneben eine Telefonnummer, sonst nichts. Ich steckte die Karte in die Westentasche. „Also dann. Einen schönen Abend noch.“

Er nickte, stieg ohne ein weiteres Wort aus dem Auto und knallte kraftvoll die Tür zu. Ich hatte eigentlich erwartet, dass er noch etwas sagen würde, hatte mich aber augenscheinlich gründlich

getäuscht. Wieder auf der Straße zu stehen und mich noch im selben Augenblick völlig zu vergessen, das war für ihn offenbar eins. Ohne sich noch einmal umzublicken, schritt er erstaunlich schnell auf die Kette vor der Einfahrt zu und sprang schwungvoll wie ein junger Bock darüber hinweg. Dann lief er flink in Richtung Haus, und zum ersten Mal bemerkte ich, dass er auf dem linken Bein leicht hinkte.

Ja, ich habe diesem absonderlichen Kerl damals noch lange hinterhergeblickt – damals, in meinem klapperigen Golf, gegenüber der Einfahrt zum Landgut Stockfinster. Habe zu ihm, dessen magere Gestalt auf der Zypressenallee langsam kleiner wurde, schwarz wie die Bäume rechts und links, noch eine ganze Weile lang hinübergestarrt. Wie ein Spaziergänger, dem im Wald plötzlich ein seltsames und augenscheinlich seltenes Lebewesen über den Weg läuft, das er in seinen nicht übermäßig fundierten Kenntnissen über die Tierwelt und ihre Artenvielfalt nicht unterzubringen weiß.

Auch als er längst hinter der hohen Hecke verschwunden war, hemmte mich irgendetwas, den Motor wieder zu starten und den Wagen zu wenden, um zur Hauptstraße zurückzufahren. Es hatte sich etwas verhakt in mir und hinderte mich daran, mich in Bewegung zu setzen – Wut, Ärger, Enttäuschung ... Wohl ein wenig von alledem. Er hätte mich wenigstens zu einer Tasse Kaffee oder zu einem Glas Wein einladen können, dachte ich erbost. Aber er schien nicht einmal mit dem Gedanken gespielt zu haben. So ein Geizhals! Am Ende konnte ich froh sein, dass er mich nicht noch angepumpt hatte ...

Irgendwann ließ ich aber doch den Motor an und lenkte den Wagen zurück – ein unproblematisches Manöver, denn neben den beiden Mülltonnen, denen in typisch italienischer Manier der Deckel fehlte, war die Schotterfahrbahn so breit, dass ich nicht zurücksetzen musste. Ich beschloss, auf der Rückfahrt eine Kassette zu hören. Aber welche? Ich kramte im Handschuhfach herum und versuchte, gleichzeitig die Straße im Auge zu behalten. Pink Floyd, *I wish you were here*, das war es, was ich suchte. Sie musste doch irgendwo hier zwischen den Landkarten stecken ... Verdammt, da war ja schon die Abzweigung, nach Castelnuovo ging es rechts ins Tal hinunter, bergwärts führte der Weg zu dieser Ruine, deren Name ... Ich riss das Steuer herum, allem Anschein nach etwas zu heftig, denn auf dem Kies kam der Wagen ins Rutschen. Es ging alles ganz schnell – ein lautes Knirschen, dann ein heftiger Ruck. Der Wagen stand. Im Straßengraben. Etwas flog klappernd zu Boden. Die Kassette. Sie hatte offensichtlich hinten auf der Rückbank gelegen.

Ich stieg aus und besah mir betrübt die Bescherung. Der Wagen war, soweit ich das auf den ersten Blick sehen konnte, weitgehend unbeschädigt. Aber es würde mir nicht möglich sein, ihn aus eigener Kraft wieder auf die Straße zu bugsieren, der Graben war viel zu tief. Ich benötigte Hilfe – jemanden mit einer Seilwinde. Noch besser wäre ein Traktor.

Es gab also ein Problem, das ich nicht ohne fremde Hilfe bewältigen konnte. Plötzlich fühlte ich mich sehr allein auf dieser abgelegenen Schotterstraße quer durch die toskanischen Hügel – allein und hilfsbedürftig. Ist Einsamkeit wirklich Luxus? Ich hörte einen Windstoß die Äste der Eichen links und rechts des Weges schütteln – Motorenlärm oder andere Zeichen menschlicher Aktivität waren nicht vernehmbar. Irgendwo schrie ein Bussard.

Ich war allein.

Einen Moment lang dachte ich daran, zu dem Alten in seinem einsamen Landgut zurückzukehren, aber es lag wohl an seinem seltsam unfreundlichen Abgang, dass ich den Teufel tun wollte und ausgerechnet *seine* Hilfe in Anspruch nehmen. Lieber wanderte ich ein wenig die Straße entlang in die andere Richtung, irgendwann würde mir schon ein Bauer, ein Waldarbeiter oder ein Schäfer begegnen.

Aber nichts dergleichen geschah; die Gegend war still, wirkte ausgestorben. Statt auf ein menschliches Wesen zu stoßen, stand ich nach etwa 200 Metern an einem alten Fahrweg, der steil nach links führte, den Hang hinauf. Es sah nicht so aus, als würde dieser Weg noch oft benutzt – das Gebüsch und die Äste der Bäume wölbten sich darüber, schlossen sich fast schon zu einem grünen Tunnel zusammen. Ich entdeckte zwar Reifenspuren im Kies, doch sie waren nicht neu. Etliche Blätter lagen grau und vertrocknet über den kleinen Gruben, die die Gummistollen der Reifen ins Erdreich gedrückt hatten.

Diese Auffahrt musste zum Anwesen jenes Einsiedlers führen, von dem mein unfreundlicher Fahrgast mir berichtet hatte. Genau genommen hatte er nicht nur von ihm erzählt – er hatte mich ausdrücklich vor ihm gewarnt. Doch jetzt, da ich alles, was er gesagt hatte, noch einmal abwog und überdachte, schien mir nichts mehr davon klar und einleuchtend. Alles ungereimtes Zeug! Vielleicht konnte er diesen anderen alten Herrn, in gewisser Weise war es ja sein Nachbar, aus irgendeinem Grund nicht leiden? Zuzutrauen wäre es ihm durchaus, er schien nicht eben der umgänglichste Mensch zu sein. Ich selbst war nicht wenig über seinen herben Charme erstaunt, am Ende sogar empört.

Also beschloss ich, die warnenden Worte als hohles Gerede in den

Wind zu schlagen, und stieg den Weg bergauf. Er war so steil, dass ich kräftig zu schnaufen begann. Nach etwa 150 Metern lichtete sich das Gestrüpp, und an der rechten Seite des Weges erblickte ich ein breites, doppelflügeliges hölzernes Tor. Die Pfosten waren aus Beton, offenbar neueren Datums, und auch der Lack auf den Holzlatten wirkte frisch. Hinter dem Zaun erkannte ich eine große Fläche mit Gras und Sträuchern – das Haus selbst musste augenscheinlich hinter einer Biegung liegen. Das Tor war mit einer Kette, die seine beiden Flügel zusammenhielt, und mit einem bronzierten Vorhängeschloss versperrt. Ein Namensschild oder etwas Ähnliches war nirgendwo zu sehen.

Ich legte die Hände vor den Mund und improvisierte ein Sprachrohr. „Hallo!“, rief ich mit kräftiger Stimme. „Ist da jemand?“

Ein Vogel flatterte zeternd aus den Brombeerbüschen zum Himmel empor. Ansonsten rührte sich nichts. So schrie ich abermals dieselbe Frage in den Wind, der das Buschwerk wogen und rauschen ließ, und sie kam mir jetzt reichlich töricht vor.

Dann schrak ich zusammen wie ein Schüler, der raucht und dabei einem Lehrer begegnet – so plötzlich stand er vor mir. Ich hatte ihn nicht kommen sehen, mit einem Mal war er da, aufgetaucht wie aus dem Nichts. Vielleicht kommt er ja aus irgendeiner Gespensterwelt, dachte ich, mich zugleich dieser Albernheit schämend, und beherrscht die Kunst, sich unsichtbar zu machen. Aber als ich ihn näher ins Auge fasste, sah er eigentlich nicht sonderlich ungewöhnlich aus: ein hochgewachsener, schlanker älterer Herr, sportlich, aber elegant gekleidet – Jeans, Leinenhemd und Lederweste –, die grauen Haare halblang, der üppige, fast völlig weiße Bart sauber gestutzt. Sein Gesichtsausdruck wirkte freundlich, aber auch energisch, und es war bestimmt kein Zufall

gewesen, dass mich seine jähe Anwesenheit hatte zusammenzucken lassen wie einen bei einer Schandtat ertappten Schüler. Er hatte wirklich etwas von einem Lehrer an sich – von einem Lehrer, der gern Witze erzählt, aber lautes Gelächter in der Klasse mit einer Strafe ahndet. Freundlich und energisch, ja, das war es. Besonders auffällig wirkten seine Augen. Unter üppigen, weißgrau marmorierten Brauen standen sie weit auseinander, die Nasenwurzel war sehr breit, was seinem Gesicht ein etwas flächiges Aussehen gab. Die Augen allerdings lagen tief in ihren Höhlen, ihre Farbe schimmerte unbestimmt – graugrün, vielleicht türkis. Klare Augen, hell und auch ein wenig kalt. Sein Blick war fest, die Lider zuckten nicht ein einziges Mal. Er betrachtete mich lange, gründlich und ein wenig prüfend, eben wie ein Lehrer oder, besser noch, wie ein Professor, der sich ein genaues Bild von einem Examenskandidaten machen will, bevor er ihm die letzte, entscheidende Frage stellt, die über „Bestanden“ oder „Durchgefallen“ entscheidet. Ich litt, wurde immer nervöser unter diesem Blick.

Da begann er zum Glück zu sprechen. „Es ist recht selten, dass sich Fremde hierher verirren“, sagte er mit klarer, tiefer Stimme und in akzentfreiem Deutsch.

Ist denn schon die ganze Toskana an uns Deutsche verkauft?, fragte ich mich ein wenig verärgert.

„Was führt Sie hierher, junger Mann?“

Ich suchte nach Worten und konnte mich dabei des Gefühls nicht erwehren, der alte Mann wisse meine Antwort bereits, als habe er mich nur pro forma gefragt und bedürfe meiner Auskünfte gar nicht.

„Es ist mein Wagen“, erwiderte ich heiser. „Ich bin da unten, an der Abzweigung nach Castelnuovo, in den Graben gefahren. Ich

bekomme das Auto allein nicht mehr flott. Und ich dachte, vielleicht finde ich hier oben jemanden, der mir behilflich sein kann.“

„Ja und nein“, erwiderte der Mann ruhig. „Seit gestern, seit dem großen Gewitter, ist unser Telefon kaputt. Das kommt hier in dieser Gegend häufig vor. Es kann dauern, bis die Telecom Italia den Schaden behoben hat. Na, wir werden ja sehen – Sie können gern hier bei uns warten. Aber bevor ich Sie ins Haus bitte, wollen Sie mir freundlicherweise eine kurze Auskunft geben: Glauben Sie an Gott?“

Die Frage verblüffte mich nicht wenig, aber ich entschloss mich, ehrlich zu antworten, und bekannte ihm ein wenig zögernd, ich verträte den agnostischen Standpunkt.

„Sehr gut. Dann können Sie gern zu uns hereinkommen. Und wenn das Telefon wieder funktioniert, rufen wir eine Autowerkstatt an. Aber ich warne Sie abermals! Erstens kann es eine gehörige Weile dauern, und zweitens dürfen Sie bei uns keinen großen Luxus erwarten. Zum Essen gibt es allenfalls Brot und Wein. Vielleicht noch ein paar Oliven ... Von alledem haben wir freilich mehr als genug. Seien Sie uns also willkommen.“

Er drehte sich um, und ich begriff, dass ich ihm folgen sollte. Das tat ich – immer noch sehr verwundert darüber, dass er, von dieser einen, in meinen Augen äußerst seltsamen Frage nach meinem Glauben einmal abgesehen, rein gar nichts von mir wissen wollte. Aber genau so war es.

Ich trottete schweigend, nachdenklich und ein wenig verwirrt eine lange, sanft ansteigende Auffahrt hinter ihm her, und plötzlich standen wir vor einem Gemäuer, dem man nicht recht ansehen konnte, ob es nun groß oder klein war, so verwinkelt und verschachtelt sah es aus. Ein kleiner, offener Glockenturm fiel mir

ins Auge, desgleichen eine Außentreppe, die von einer Veranda im ersten Stock nach unten in den Garten führte.

Wir traten durch eine einfache Holztür an der westlichen Seitenwand ins Haus und gelangten in eine geräumige Küche mit einem herrlichen Steinfußboden.

„Das hier ist früher der Stall gewesen“, sagte der Alte, ohne im Gehen innezuhalten oder sich gar nach mir umzudrehen. „Wir haben beim Umbau kaum einen Stein auf dem anderen gelassen – von den Außenmauern einmal abgesehen. Vorsicht, die Decke ist niedrig, stoßen Sie sich nicht den Kopf!“

Er marschierte weiter, drückte mit der Hand eine zweite Tür auf, und dahinter machte er plötzlich halt. Wir standen in einem großen, sparsam möblierten Raum mit kleinen Fenstern – an der Innenwand ein großer offener Kamin, in dessen Inneren man auf gemauerten Bänken sitzen konnte. Der alte Mann wies auf einen kleinen Tisch mit drei bequem wirkenden Sesseln aus Rattengeflecht, die Polsterauflagen ein wenig abgeschabt.

„Bitte, nehmen Sie Platz, junger Mann. Eigentlich sollten Sie ziemlich hungrig sein, um diese Stunde.“

Ich blickte auf meine Armbanduhr und erschrak. Es war in der Tat schon Viertel nach sieben, ich hatte gar nicht bemerkt, wie rasch die Zeit vergangen war. Hunger hatte ich freilich auch noch nicht gespürt – bis jetzt, als er es plötzlich erwähnte und mein Magen schlagartig zu knurren begann.

„Sie haben recht. Ich habe gar nicht registriert, dass es schon so spät ist. Ich danke Ihnen umso herzlicher. Eigentlich hatte ich ja nur telefonieren wollen. Es ist sehr nett von Ihnen, dass Sie so gastfreundlich sind.“

„Wer da anklopft, dem wird aufgetan ... Also bitte, nehmen Sie Platz.“

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Paul Candidus Meynert

Die wahre Geschichte Gottes

Eine Novelle

Leseprobe aus Paul Candidus Meynerts „Unter Brüdern“

Über dieses Buch:

Nirgends ist man so einsam wie unter Menschen, mit denen man sich nichts mehr zu sagen hat. Benjamin und Peter waren enge Freunde, so nah wie Brüder. Ein Ausflug führt sie in die Berge, auf eine einsame Hütte. Dort werden sie mit sich selbst, mit einander und mit Fragen von Leben und Tod konfrontiert. Die Situation eskaliert ...

Ein klaustrophobisches Kammerspiel um Einsamkeit, Enttäuschung und tödliche Begegnungen.

Paul Candidus Meynert

Unter Brüdern

Eine tödliche Geschichte

Du aber bist nicht Herr des morgigen Tages und verschiebst immerzu das Erfreuliche. Das Leben geht mit Aufschieben dahin, und jeder von uns stirbt, ohne Muße gefunden zu haben.

Epikur

Es ist schade, alsdann sterben zu müssen, wenn man nun allererst gelernt hat, wie man recht gut hätte leben sollen.

Immanuel Kant

1

Samstag

Noch bevor der Wecker losplärren kann, erwacht Benjamin und fühlt sich grobschlächtig auf seinem nassgeschwitzten Laken. Sein Traum, soeben abgebrochen, hält ihn noch immer fest im Griff.

Dieser altbekannte, ihn stets neu verwirrende Traum ...

Er steht in einem riesigen Warenhaus, dessen Regale gefüllt sind mit glitzerndem Spielzeug jeder Sorte. Er ist nicht allein dort, aber er hat wieder einmal viel zu lange geträumelt bei der Betrachtung der aufeinandergetürmten Attraktionen – und als er sich dann endlich nach den anderen umdreht, sind sie fort, sind verschwunden. Er sucht überall, ruft nach ihnen, schreit, rennt hierhin und dorthin. Fremde Gesichter drehen sich zu ihm um, blicken auf ihn herunter. Aber seine Freunde kann er nirgends finden, so sehr er auch weint und brüllt. Plötzlich tritt ein großer Mann auf ihn zu, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Es sieht aus, als habe er dort etwas verborgen, irgendetwas Fürchterliches. Dieser Mann öffnet den Mund, um ihn, den kleinen Benjamin, herrisch anzusprechen – und in dem Moment erwacht er aus diesem Traum, er, Benjamin, 54 Jahre alt, erwacht schweißgebadet. *Immer* erwacht er an dieser Stelle, stets ist es ihm, als habe er noch einen Nachhall der Worte des großen Mannes im Ohr. Was der Mann sagt, das klingt wie ... ja wie? Noch nie hat er, jäh und erschrocken aufgewacht, es vermocht, sich wieder auf Klang und Bedeutung dieser Worte zu besinnen. Dennoch sind sie ihm so vertraut wie kaum etwas anderes. Sie sind eine Botschaft, eine geheime Parole, die nur er, er allein, entschlüsseln und verstehen kann. Aber dazu müsste er sich erinnern, und er erinnert sich nicht. Wenn es nur einmal gelänge, wenigstens ein einziges Mal! Aber es gelingt nicht. Es ist wie verhext. Und dazu diese ständige Wiederholung: als liefe man auf

einem rollenden Band, wie in einem Fitness-Studio. Man schwitzt, strengt sich an und ermattet schließlich. Und alles, ohne vom Fleck gekommen zu sein.

Wieder einmal hat er geträumt, ein Kind zu sein, sich in einem Kaufhaus zu verirren. Warum bloß diese ständige Wiederholung? Wozu sollte all das nütze sein?

Aber muss es zu etwas nütze sein? Vielleicht wissen unsere Träume nichts vom Drang des Wachbewusstseins, sie auszuforschen, zu deuten und einzuordnen. Vom Drang, sie abzuheften in den Klarsichthüllen eines kontrollierbaren Alltagslebens. Aber vielleicht ist das ganz falsch. Ein Irrweg. Vielleicht handelt es sich bei diesen Nachtwelten um eine andere Seite unseres Seins, die man einfach hinnehmen sollte. Hinnehmen, ohne sie mit der Elle des Tages messen zu wollen. Ist es wirklich nötig, auch die Nachtschattengewächse in ein Herbarium zu pressen, statt sich an ihrer fahlen, gefährlichen Schönheit zu freuen?

Freuen ... Wo bin ich nur im Strudel dieser Assoziationen hingeraten? Freude trinken alle Wesen an den Brüsten der Natur, hat Schiller gedichtet, der pathetische Gipskopf.

Benjamin richtet sich im Bett auf. Johanna, seine Frau, scheint noch zu schlafen, hat sich auf die Seite gedreht. Im Dämmerlicht des Weckers erkennt er die Rundung ihrer Hüfte. Sonderbar, dass sie hier bei ihm geblieben und nicht ins Gästezimmer übergesiedelt ist. Seit anderthalb Jahren tut sie das fast jede Nacht. Er fühlt sich versucht, ihren so still und schwer unter der Decke ruhenden Körper zu berühren. Mit der Hand nicht nur unter diese Decke, sondern auch unter ihr Nachthemd zu fahren. Ihre weiche, ein wenig feuchte Wärme zu tasten, zu fühlen ... Aber selbstverständlich tut er nichts dergleichen. Sie kann sehr ärgerlich

werden, wenn man sie vorzeitig weckt. Nichts ist es mit
Sinnenfreude, nichts mit den Freuden des Bettes ... nichts.
Verdammt lang her.

Er seufzt leise. Schüttelt den Kopf hin und her, als lägen die Reste
des Traumes wie Staub auf seinem Haar. Dehnt Schultergürtel und
Arme, schlüpft dann vorsichtig und etwas schwerfällig aus dem
Bett. Er hat nackt geschlafen, wie immer, auch eine jener
Angewohnheiten, die Johanna nicht schätzt. Am meisten aber
empört sie sein Schnarchen, das, wie sie behauptet, mit den Jahren
immer schlimmer geworden ist.

Immer noch ein wenig ungeschlachtet, die Bewegungen eckig, streift
er jetzt den Bademantel über. Der Schlaf hat ihn nicht erfrischt, im
Gegenteil, er fühlt sich beschwert und entkräftet zugleich. Er
könnte sich ja freuen auf das Wochenende, das vor ihm liegt.
Freuen auf die Fahrt in die Berge, auf die kurze Flucht aus der
häuslichen Tretmühle. Aber es gelingt ihm nicht. Wie immer in der
letzten Zeit.

Sorgsam darauf bedacht, nirgendwo anzustoßen, tritt er ins
Badezimmer. Über die Schulter wirft er, schon auf dem Flur, noch
einen Blick zurück. Die Umrisse des Bettes lasten schwer in der
Mitte des Raumes. Das Doppelbett scheint ihm, im Rückblick, eine
Art Richtstatt zu sein, wo die Ehe vollstreckt wird – bisweilen.

Sic transit gloria mundi.

Er stolpert leise fluchend weiter. Dabei bleibt sein Blick an einem
Bild hängen, einer Collage aus Fotos vergangener Zeiten. Johanna
hat sie akribisch zusammengestellt, auf Pappe geklebt und dann
gerahmt – Urlaubsfotos, Bilder von Skitouren, von Grillfesten, von
Geburtstagsfeiern. Johanna allein, Johanna mit Benjamin,
Benjamin allein, Benjamin mit Freunden, Benjamin mit Johanna ...
Verdammt lang her.

2

Die heiße Dusche hat ihn mit Macht aus seiner Traumwelt herausgerissen. Hat ihn rücksichtslos in die unentfliehbare Realität des heraufdämmernden Tages hineingeschwemmt. Sich die Haare zu waschen, muntert ihn zusätzlich auf. Der Blick klärt sich, er fühlt sich allmählich fähig, diesem neuen Tag ins Auge zu sehen. Jetzt wird alles besser. Vielleicht ...

Als er vor dem Spiegel steht und den Rasierapparat zur Hand nimmt, sieht er Johanna in der Badezimmertür stehen. Auch sie hat sich einen Bademantel übergestreift. Mit Interesse betrachtet er ein großes Dreieck brauner Haut. Betrachtet die Stelle, wo sich der Stoff über ihren vollen Brüsten schließt. Ist das wirklich die Frau, mit der er schon so viele Nächte verbracht hat? Wie viele eigentlich? Er erinnert sich plötzlich, wie sie damals, in seiner Regensburger Junggesellenbude, darauf bestanden hat, den Fernseher anzuschalten. Man war angeheitert gewesen von einer gemeinsam geleerten Flasche Sekt. „Es ist doch ganz gleich, was läuft!“

Es war *Expeditionen ins Tierreich*, ein Film über Wildkatzen. Der fing recht langweilig an, aber dann kam der Reporter auf die Sexualgewohnheiten der Tiere zu sprechen. Er sagte, er hätte bei Wildkatzen schon 19 Paarungen pro Nacht beobachtet.

„Komm!“, rief die Johanna von damals und packte ihn fest am Hosenbund, „das wollen wir auch probieren!“ Doch trotz aller Mühe hatten sie mit den Wildkatzen nicht mithalten können. Aber immerhin ...

17 Jahre ist das her, denkt er sich. Oder sind es sogar 18? Egal. Verdammt lang her. Und laut fragt er: „Du bist schon wach? Habe ich dich aufgeweckt?“

„Hast du nicht. Heute nicht!“, erwidert sie. Ihre Stimme klingt gar nicht vorwurfsvoll, was Benjamin überrascht. „Ich wollte dir nur noch rasch etwas sagen, bevor du fährst, ich weiß selbst nicht recht, ob es wichtig ist“, fährt sie fort. „Gestern, du warst noch nicht hier, hat dein Bruder angerufen. Er hat mir nicht gesagt, was er von dir will, aber er klang irgendwie seltsam. Ziemlich durcheinander. Er wird sich noch einmal bei dir melden, hat er gemeint. Wann immer das sein mag. Auf jeden Fall weiß er ja, dass du mit Peter auf die Berghütte fährst. Er wird dich schon irgendwie erreichen, wenn es wirklich so wichtig ist. Oder?“

Benjamin nickt. Bei der Rasur hat er gerade die schwierige Stelle am Kinn erreicht. Dass sie ausgerechnet jetzt von seinem Bruder anfangen muss ...

„So viel zu deinem Bruder Benedikt“, ergänzt sie noch. Es klingt wie eine Zusammenfassung, ein Schlusswort. Aber es folgt noch eine Fußnote: „An ihm wird es wohl kaum gelegen haben, aber eine gute Nacht war das nicht. Ich habe verdammt schlecht geträumt.“

„Du auch?“

„Ja. Ich weiß nicht mehr viel davon, aber es war irgendetwas mit Blut, viel Blut. Es bedeckte fast alles, eine richtig dicke Schicht – wie Sirup oder Lack oder so. Und ich schwamm mittendrin, oder vielmehr, ich klebte obendrauf, klebte richtig fest. Aber was meinst du eigentlich mit ‚du auch‘? Was hast du denn geträumt?“

Doch Benjamin antwortet nicht. Er starrt in das Waschbecken, denn er hat sich mit der Klinge seines Rasierapparates tief ins Kinn geschnitten, und nun tropft sein eigenes Blut auf das weiße Porzellan und bildet dort, ganz anders als Sirup oder Lack, seltsame, spiralige Muster. Und er versucht, in diesen Mustern zu lesen, einen verborgenen Sinn darin zu erkennen. Er versucht es,

obwohl er begreift, wie sinnlos und abgeschmackt das ist.

Dennoch: das eigene Blut ... Ihm ist das dünne Rinnsal aus eigenem Blut ein Orakel. Er sucht nach Wahrheit darin. Aber er findet nichts. Was soll der Unsinn, sagt er sich, presst ein Kleenex-Tuch gegen die Wange, dreht den Wasserhahn auf und spült alles fort.

3

Wortlos sitzen sie einander am Küchentisch gegenüber. Johanna hat zu Benjamins nicht geringer Überraschung die Espressomaschine in Betrieb gesetzt. Kommentarlos nimmt sie zwei Tassen aus dem Schrank. Er erinnert sich: Diese Tassen haben sie bei einem gemeinsamen Urlaub gekauft, vor fünf Jahren war das, in Brixen, in einem großen Haushaltswarengeschäft unter den Laubengängen. Mag Johannas freundliche Geste am heutigen Morgen auch einer plötzlich auflodernden Gesprächsbereitschaft entsprungen sein – diese Bereitschaft erschöpft sich, wie ein kleines Feuer im Sturm, sogleich wieder, sie hält nicht vor. Johanna starrt, während die Maschine dampft und faucht, nur noch stumm auf die Buchenholzplatte des Tisches. Dann wischt sie mit einem Kleenex-Tuch etliche Rotweinflecken fort. Sie hat gestern schon wieder eine Flasche von meinem Salice Salentino gesoffen, denkt Benjamin. So eine Schande, dieser Wein ist doch viel zu schade für ihre Trinksitten. Es sind jetzt nur noch drei Flaschen da von diesem Superjahrgang, die wird sie bald vertilgt haben. Aber wenn ich etwas sage, gibt es gleich wieder eine Riesenszene. Warum geht sie nicht zu ALDI und kauft sich dort irgendwas? Anderthalb-Liter-Flaschen, Südtiroler Bauernschoppen oder so!

Johanna betrachtet ihre Fingernägel. Vielleicht wäre es mit Kindern nicht zu diesem häuslichen Elend gekommen. Vielleicht hätte sich

vieles vermeiden lassen, denkt Johanna. Wer weiß? Aber erst wollte *er* nicht. Und als er dann plötzlich davon anfang, war ich schon 39. Da wurde er plötzlich sentimental, aus Angst vor dem Alter vermutlich. Fast hätte er dann dieser kleinen, blonden Journalistin ein Kind angevögelt. Ein Glück, dass wenigstens sie aufgepasst hat, er hätte es gewiss darauf ankommen lassen. Aber das Mädchen war scharf auf die eigene Karriere – ein Segen! Na, das ist ja auch vorbei. Obwohl es ihm eigentlich gar nicht schlecht bekommen ist, wenigstens hat er sich damals nicht so hängen lassen. Damals.

Die Maschine verstummt. Johanna steht auf, gießt den dunklen Saft in die Brixener Tassen und stellt sie auf den Tisch.

„Danke“, sagt Benjamin, stürzt den Kaffee hinunter und rührt sinnlos mit dem Löffel in seiner leeren Espressotasse herum. Früher hätte sie mich gefragt, ob ich noch einen will. Oder sie wäre einfach aufgestanden und hätte mir die zweite Tasse gebracht. Vielleicht hätte sie sogar einen Schokoladenkeks auf die Untertasse gelegt. Johanna hebt die Augen und betrachtet ihn lange. Er tut so, als würde er es nicht bemerken, aber natürlich ist es ihm sofort aufgefallen. Was will sie denn jetzt schon wieder? Aber sie weiß vermutlich selbst nicht, was sie will.

Eigentlich sieht er immer noch ganz gut aus, denkt sie in fast zärtlicher Stimmung. Auch mit Mitte 50 noch. Wenn er nur öfter zum Friseur ginge, kurze Haare stehen ihm einfach besser. Aber er glaubt wohl, so sehe er jünger aus. Seine Sache. Irgendwann werde ich ihm reinen Wein einschenken. Am besten ziemlich bald.

„Wann bist du mit Peter verabredet?“, fragt sie langsam. Sie fragt das, als meine sie etwas anderes, etwa: „Du könntest mal wieder zum Friseur gehen.“ Oder: „Dieses Hemd hat hübsche Farben.“ Oder: „Heute soll es in den Bergen heftige Gewitter geben.“ Aber

stattdessen: „Wann bist du verabredet?“

„Um Viertel vor sechs, wie immer“, entgegnet er. Zum Kuckuck, das müsste sie doch allmählich wissen. Oder fragt sie das nur, damit wenigstens irgendetwas gesagt wird? Damit die Einöde des Schweigens nicht so an den Nerven zerrt und zehrt?

Sie steht vom Tisch auf, irgendwie zerstreut. Der Knoten des Gürtels löst sich, und ihr Morgenrock fällt weit auseinander, was sie gar nicht zu bemerken scheint. Wieso hat sie sich eigentlich das Nachthemd ausgezogen?, fragt sich Benjamin. Das ist sonderbar, das ist doch gar nicht ihre Art. Und er spürt, wie sich zwischen seinen Beinen Leben regt. Auch das ist sonderbar, diese morgendliche Auferstehung des Fleisches, nach einer solchen Nacht. Aber immerhin ...

Er weiß nicht, welcher Teufel ihn reitet, aber er will jetzt nicht mehr ruhig sitzen bleiben.

„Weißt du eigentlich noch, dass wir einmal einen Film über die Wildkatzen gesehen haben? Damals in Regensburg? Seltsame Tiere! Sie rammeln manchmal 20 Mal pro Nacht, und ...“

Johannas Seitenblick lässt ihn innerlich gefrieren, lässt ihn sofort bereuen, dieses Thema angeschnitten zu haben.

„Und?“, sagt sie derart beiläufig, dass es nur volle Absicht sein kann. Sie sagt es zudem mit jenem strafenden Unterton, den er so hasst.

„Und jetzt, lieber Benjamin, werden wir noch ein wenig Kopfrechnen üben.“ Das hatte seine Lehrerin ihn oft genug hören lassen. Damals, als die Grundschule noch „Volksschule“ hieß. Sie hatte ihn dann mit Aufgaben bombardiert, die er als fürchterlich empfand – wohl wissend, dass sie ihn angesichts seiner mühsam gestammelten Lösungsversuche zum Gespött der ganzen Klasse machte.

„Na und?“ , wiederholt Johanna. „Was soll diese kleine Anspielung auf die Idylle des Tierlebens? Spürst du plötzlich den Kater in dir? Hast du etwa auf deine alten Tage genug von den kleinen Büromäusen?“ In Wahrheit erinnert sie sich sehr gut der Szene, auf die Benjamin angespielt hat. Mein Gott, denkt sie, damals war er wirklich noch ein guter Ficker. Erstklassig sogar, er war ganz bei der Sache und hat nicht immer über sich selbst nachgedacht. Heute will er ständig irgendetwas beweisen, will demonstrieren, wie fantasievoll er ist. Verfällt auf irgendwelche Tricks, die er sich angelesen hat, Kniffe, um den jungen Dingen zu zeigen, dass er ein erfahrener Liebhaber ist. Macht sich dabei bloß lächerlich. Ich sollte ihm wirklich bald reinen Wein einschenken, bevor er auf dumme Gedanken kommt.

„Mein Gott, warum musst du immer gleich so zynisch und verletzend sein? Was ist denn schlimm an dem, was ich gesagt habe? Ich finde, du siehst noch ziemlich knackig aus, das wollte ich damit gesagt haben. Was ist denn schlimm daran?“

„Nichts“, gibt sie in versöhnlichem Ton zurück. „Ganz und gar nicht. Der Haken ist bloß, dass es durchaus eine Zeit gegeben hat, zu der ich solche Reden sehr gern gehört hätte. Aber *damals* hattest du andere Melodien drauf. Das ist eine ganze Weile her, mein Lieber. Und es ist etwas spät, wenn du jetzt plötzlich die Wildkatze in dir entdeckst. Ich weiß nicht recht, ob diese ... Erkenntnis wirklich mit mir zu schaffen hat. Oder ob es dir einfach darauf ankommt, mal wieder den vitalen Burschen zu spielen.“

Der ist er ja früher wirklich gewesen, denkt sie. Gott, warum ist das Leben bloß so kompliziert? Es ist alles viel zu schwierig, eindeutig. Das Leben ist unüberschaubar geworden. Man verschwendet viel zu viel Zeit darauf, seine Einzelteile zusammenzuhalten.

Du meine Güte, ist das alles kompliziert, denkt Benjamin. Wenn

die Wildkatzen ein Bankkonto hätten, eine Einkommenssteuererklärung abgeben müssten und regelmäßig zur psychotherapeutischen Behandlung gingen – wenn das so wäre, würden sie auch nicht 20 Mal pro Nacht ficken. Sie hätten einfach keine Zeit mehr dazu. Sie würden bloß noch davon reden, wie gern sie es täten. Dass sie es wirklich gern täten, bloß unter anderen Verhältnissen. Und wie gern sie es getan hätten, damals, in der guten alten Zeit. Ein Glück, dass ich wenigstens zwei Tage wegfahre. Bloß raus aus diesem Laufrad, in dem ich mich wie ein Goldhamster im Kreise drehe. Benjamin *hasst* Goldhamster. „Ich muss noch meine Tasche packen“, sagt er. „Peter ist zwar nie fertig, wenn man zur verabredeten Zeit kommt, aber trotzdem. Ich will nicht unpünktlich sein.“ Und das stimmt. Er ist wirklich nie unpünktlich. Tatsächlich ist es ein kleines Wunder, wenn er einmal nicht fünf Minuten vor der Zeit am Treffpunkt erscheint. „Schon gut“, gibt sie leise zurück. „Du brauchst dich aber nicht zu beeilen, du bist zu früh dran wie immer. Willst du noch einen Espresso?“ Ohne seine Antwort abzuwarten, öffnet sie die Schiebetür des Hängeschrankes. Dann kramt sie im untersten Fach nach einer Tüte mit Schokoladenkeksen.

4

Benjamin verstaut seinen Rucksack im Kofferraum. Er öffnet die Autotür, lässt sich lustlos auf den Fahrersitz sinken. Viel zu weiche Polster, denkt er, und das denkt er immer, wenn er in dieses Auto steigt. Das hat man nun davon, wenn man einen Franzosen kauft. Die bauen Sofas ein statt Sitze. Nun hör doch endlich mal auf damit, würde Johanna antworten, wenn sie bei ihm wäre.

Lustlos! Was kann man von einem Wochenende erhoffen, das so beginnt? Das schon in der ersten Stunde so randvoll ist mit Missverständnissen, Überdross und Entfremdung? Von wegen randvoll – es läuft über ...

Immer noch missgestimmt startet er den Dieselmotor. Mit nagelndem Geräusch wird eine bläuliche Dunstwolke aus dem Auspuffrohr gepustet.

Natürlich wird Peter noch nicht fertig sein, wenn ich bei ihm ankomme. Natürlich wird er mir Kaffee anbieten. Natürlich wird er mir die Morgenzeitung in die Hand drücken. Wird hektisch hin und her laufen, um seine Sachen zu packen – unüberlegt, ohne System. Wird sich selbst immer wieder unterbrechen, um mir irgendwelche Klatschgeschichten oder andere Neuigkeiten zu erzählen. Nun gut, so ist er eben. Es hat keinen Zweck, solche Abläufe beschleunigen zu wollen, es braucht dann nur noch länger. Es dauert die Zeit, die es eben dauert, *plus* die Zeit, die man verschwendet hat, um zu erreichen, dass es schneller geht.

Benjamin versucht, sich ein Arrangement vorzustellen wie auf einem Bild, wie auf einer Fotografie: die beiden Freunde nebeneinander, rechts Peter und links er selbst – oder besser andersherum? Wie auch immer, man kann sich nur schwer ein Paar denken, das derart ungleich ist. Und das nicht nur äußerlich. Peter, fünf Jahre jünger als er, ein jovialer, fröhlicher Arzt, der stets zu laut spricht und jeden Raum sogleich mit Unruhe erfüllt. Der immer etwas erzählen und etwas organisieren muss – und meistens beides zugleich. Der nie stillhalten kann, außer bei seinen psychotherapeutischen Sitzungen. Für Benjamin ist es ein Weltenrätsel, dass und wie er es fertigbringt. Ein kräftiger Mann, der ungeachtet aller Betriebsamkeit und Hektik doch stets eine nachhaltige Lebensfreude ausstrahlt. Wie der Geruch seiner

Tabakspfeife umgibt ihn beständig auch der Hauch einer optimistischen Grundstimmung. Eine Stimmung, die tief verwurzelt ist und nicht im Mindesten an sich selbst zweifelt. Eine Stimmung, die Benjamin stets unheimlich, irgendwie verdächtig bleibt. Und daneben er, der ältere, kleinere, dünnere und stillere Mann. Der grüblerische Musiklehrer, der erfolglos versucht hat, ein anerkannter Komponist zu werden. Der verhinderte Familienvater und gescheiterte Ehemann. Farblos und resigniert steht er da, hart am Rand der Verbitterung und mit deutlich hypochondrischen Zügen. Lauter Eigenheiten, die von Johanna, seit ihr Interesse an ihm erlahmt ist, gnadenlos geißelt werden. Im Grunde heißt das, dass sich seine Schrulligkeit weiter verstärkt.

Benjamin legt mit einer hastigen Bewegung – das Getriebe kracht – den Rückwärtsgang ein. Eilig lenkt er den Wagen aus der Garage. Die Katze springt von den Terrazzo-Platten fort, auf denen sie mit einer halbtoten Maus gespielt hat. Es ist das übliche grausame Spiel, bei dem sie das kleine Tier wie einen Ball hin und her wirft. Dann lässt sie es wieder und wieder ein Stück entkommen, aber nur dem Anschein nach. Es geht ihr lediglich darum, sofort erneut die Krallen in den zitternden Körper des Opfers zu schlagen. Grausam? Eigentlich nicht, grausam ist nur der, der auch anders könnte, es aber nicht tut. Der es eben deshalb will, weil es so grausam ist. Aber Katzen sind einfach so. Diese hier auch. Sie ist schon ein älteres Exemplar. Und wenn sie auch keine Wildkatze ist, so ist sie doch noch immer ganz schön jagdlustig, denkt Benjamin. Blinde Wut steigt in ihm auf, und er gibt mehr Gas als nötig. Am liebsten hätte er das blöde Vieh mit Volldampf überfahren. Ja, *das* wäre wirklich grausam gewesen! Was wiederum beweist, dass es auch eine Lust an der Grausamkeit gibt. Es gibt sie, es gibt sie gewiss auch im Herzen eines pazifistisch-philanthropisch gesinnten

Musiklehrers.

Auf der Straße wird er endlich ruhiger. Er lässt den Wagen langsam den Hügel hinunterrollen. Soll er das Radio einschalten? Um Viertel vor sechs kommen die Nachrichten. Aber was soll's. Die Lügen der Politiker, der Schwachsinn aus dem Leben irgendwelcher Sport- und Popstars. Irgendwo ein Flugzeug abgestürzt. „Wrackteile verstreut im Umkreis von mehreren Kilometern ... Keine Deutschen unter den Todesopfern.“ Als ob es *darauf* ganz besonders ankäme! Wäre es nicht ein Glück, dieser entgleisten Welt abhandenzukommen? Aber dafür ist es bestimmt schon zu spät. Man hätte sich viel früher verweigern sollen.

Er schaltet dennoch das Radio ein. Eine Frau mit Kriegsberichterstatterstimme verliest die Verkehrsnachrichten. „Von den bayerischen Autobahnen und Fernstraßen liegen uns keine Meldungen vor ...“ Na, wenigstens etwas. Und so steuert er gemächlich auf Peters Wohnung im Kastanienweg zu.

Er genießt diese Fahrt durch die frühmorgendlichen Straßen. Die Stadt erwacht erst allmählich zum Leben, man hat das Gefühl, allein, ja der Einzige zu sein, der jetzt unterwegs ist. Das versetzt ihn rasch in eine gehobene Stimmung. Er legt noch einen kleinen Umweg ein, es tut gut, nicht reden zu müssen. Es tut gut, nur mit sich selbst zusammen zu sein. Es tut gut, nichts zu erklären, nichts zu begründen, sich nicht zu rechtfertigen. Nicht aus Höflichkeit nachzufragen. Nicht zu übertünchen, dass man sich gar nicht interessiert für das, was der andere daherschwätzt ... Es tut einfach gut.

Warum fahre ich nicht einmal allein in die Berge?, fragt er sich. Es ist bestimmt Jahre her, dass ich mir dafür das letzte Mal Zeit genommen habe. Zeit nur für mich, für mich ganz allein. Es ist so oft eine Pseudogemeinschaft, wenn ich mit anderen Menschen

zusammen bin und nichts Rechtes mit ihnen anzufangen weiß. Es ist ein Aufbrauchen der Zeit für nichts und wieder nichts. Aber die Zeit lässt sich nicht überlisten, sie braucht *mich* auf, sie zerrinnt mir unter den Händen. Und dann, eines Tages ... Eines Tages ... Er ist angekommen.
Kastanienweg 12.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Paul Candidus Meynert

Unter Brüdern

Eine tödliche Geschichte

Leseprobe aus Katja Piels „THE HUNTER – Medinas Fluch“

Über dieses Buch:

Medina Thompson ist acht Jahre alt, als sie alles verliert. Von einer Pflegefamilie zur nächsten abgeschoben, wird aus ihr ein von Gewalt gezeichneter junger Mensch. Zwölf Jahre nach dem brutalen Mord an ihrer geliebten Grandma und ihrem Bruder Ross erfährt sie endlich, warum die beiden sterben mussten. Sie stellt sich ihrem Schicksal und tritt das Erbe ihrer Großmutter an: Die Jagd auf das Übernatürliche ...

Katja Piel

THE HUNTER: Medinas Fluch

Staffel 01 | Episode 01:

PROLOG

„Wir sollten uns wohl auf was gefasst machen“, wisperte Robin seinem Partner zu, nachdem sie aus dem Auto gestiegen waren und wachsam zum Haus gingen. Die Schultern des jungen Beamten zitterten und er räusperte sich unterdrückt.

Leise klapperte die Haustür im Wind. Es grollte in der Ferne, ein Sommergewitter zog auf, und die schwüle Luft roch nach elektrischen Teilchen. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie stach, aber die schweren Äste der Trauerweide spendeten etwas Schatten.

Matt blickte den Kollegen finster an, zog die Dienstwaffe aus dem

Holster, und stieß die Tür mit dem Fuß auf.

„Muss ich das nicht immer“, murmelte er zur Antwort und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Robin legte die Hand auf Matt Wilsons Arm und zog ihn wieder zurück ins Freie.

„Matt, ich bleibe am Eingang.“

„Was soll das heißen? Du bist mein Partner, verfluchte Scheiße!“

Er blickte ihn ärgerlich an. „Also gut, mach Meldung. Ich brauche Verstärkung. Dir ist klar, dass du dafür Ärger mit mir kriegst?“

Robin schnaufte, schlurfte mit hängenden Schultern zum Auto zurück und setzte einen Funkspruch ab.

Matt bezog mit entsicherter Waffe seinen Posten vor dem Haus und sah stirnrunzelnd in den Himmel. *Fuck!* Vor einigen Minuten waren sie noch auf Streife gewesen und jetzt stand er hier mit einem ängstlichen Partner, dem die Knie schlotterten: Robin Damasto – ein Rookie, neu im Departement, und noch lange nicht so erfahren wie er.

Das Thompson-Haus wurde von der alten Lady Mary-Beth, ihrer kleinen Enkelin Medina und ihrem zwölfjährigen Bruder Ross bewohnt. Mary-Beth kümmerte sich in dem Viertel um Hilfsbedürftige und passte auf, dass die Kinder nicht in die Drogenprobleme ihrer Eltern gerieten. Jeder achtete sie. Niemand würde zulassen, dass ihr etwas passiert.

Mittlerweile waren die Wolken dunkler geworden und tauchten den Abend in gespenstisches Licht. Blitze zuckten über das Haus hinweg, der Donner rollte langsam näher.

In dem Moment traf die Verstärkung ein. Matt hatte die zwei noch nie vorher gesehen, es waren Detectives in Zivil. Ein Mann und eine Frau. Er stellte sich mit Detective Johnson vor und seine

Kollegin Detective Simmon. Abgehetzt wollte Johnson wissen, was Matt wisse.

Matt erklärte ihm, dass sie das Haus nicht betreten hatten, die Tür aber angelehnt vorgefunden hatten.

„Okay, Officer ...“ Abwartend sah Johnson in an.

„Wilson. Officer Matt Wilson. Im Auto ist mein Kollege Robin Damasto.“

„Officer Wilson. Wir sichern den unteren Bereich und betreten das Haus zuerst. Sie gehen dann nach oben. Kein Laut. Wir wissen nicht, was dort vor sich geht, verstanden? Meldung im äußersten Notfall bei Angriff und Lebensgefahr. Alice?“

Die kleine, schmächtige Frau nickte, zog ihre Dienstwaffe, entsicherte sie und ging voraus.

Als Matt den Flur betrat, umging ihn bereits der metallische Geruch von Blut. Sein Herz klopfte heftig und er spürte, wie ihm die Brust enger wurde. Ein beklemmendes Gefühl beschlich ihn, da es im Haus unangenehm still war. Schützend hielt Matt die Waffe vor sich und huschte vom Flur ins Wohnzimmer. Die Einrichtung passte zu der alten Frau. Er hatte sie als starke und liebenswerte Persönlichkeit in Erinnerung. Sie war immer elegant gekleidet, trug jedoch nie zu dick auf, um trotzdem vertrauenserweckend zu erscheinen. Auf ihrem faltigen Gesicht war stets ein Lächeln zu finden und ihre Augen strahlten Ruhe und Verständnis aus.

Hier würde er nichts finden, alles war aufgeräumt und sauber. Kein Blut. Auf ein Zeichen des Detectives betrat Matt die Treppe. Sie lag der Haustür gegenüber. Er erreichte den obersten Absatz und fand sich vor einer Wand wieder. Ein Flur führte von da nach beiden Seiten des oberen Stockwerkes.

Matt wendete sich nach links und lauschte den Dielen, die protestierend knarzten, als er über sie hinwegging. Schließlich

stand er vor einem Zimmer, das wohl Mary-Beth gehört haben musste. Da die Tür sperrangelweit aufstand, konnte er direkt auf ihr großes Bett schauen.

„Gottverdammte!“, entfuhr es ihm und er verzog das Gesicht. Er stellte sich ans Fußende des Bettes und starrte auf etwas hinunter, das einmal ein Mensch gewesen war.

Mary-Beth lag auf dem Rücken, die Arme seitlich ausgestreckt. Ihr Leib war bis zum Schambein geöffnet und klaffte hässlich auseinander. In ihren aufgerissenen Augen spiegelte sich Todesangst wider. Matt vermeinte fast, die hilflosen verzweifelten Schreie aus ihrem halbgeöffneten Mund hören zu können.

„Verfluchte Scheiße!“, stammelte er und unterdrückte den Würgereiz, bis ihm die Tränen in die Augen schossen. Eiskalte Finger schienen sich um sein Herz zu pressen, als er den Jungen sah.

In dessen Kehle klaffte ein riesiges Loch, aus dem nur noch langsam Blut herausquoll. Auch seine Brust war brutal aufgerissen worden, so als hätte jemand durch den T-Shirt-Stoff nach seinem Herzen gegriffen und es entnommen.

Matts Knie wurden weich, Schweiß bedeckte sein Gesicht und rann ihm den Rücken hinab. Mit ausgetrockneter Kehle schluckte er hart. Der Anblick des malträtierten Jungen schockte ihn, er sank zu Boden, und das Adrenalin, das ihn die ganze Zeit durchflutet hatte, verlor seine Wirkung. Tief atmend versuchte er sich zu beruhigen, seinen Kopf wieder klar zu bekommen. Das zu tun, was von ihm erwartet wurde. Seine Gefühle hielten ihn jedoch noch weitere Minuten auf dem Teppich, er war nicht fähig aufzustehen.

Betroffen kniff er die Augen zu und atmete gleichmäßig ein und aus, bis er sich wieder unter Kontrolle hatte.

In dem Moment sprang etwas auf ihn zu und hämmerte mit kleinen

Fäusten auf ihn ein. Sein Herz hatte einen Moment ausgesetzt, er urinierte in die Uniformhose.

„Verdammt!“, rief er und bekam eine Faust zu fassen. Panisch versuchte sich das Wesen aus seinem Griff zu befreien und schrie und spuckte. Biss ihn sogar in den Arm. Matt erblickte ein kindliches Gesicht und er ließ die Faust los.

„Medina?“, flüsterte er. „Ganz ruhig, jetzt wird alles gut. Alles wird gut ...“, murmelte er und zog den kleinen Körper an sich, um ihn zu wiegen und zu beruhigen. Langsam wurde das Kind ruhiger, um schließlich den Kopf an seine Schulter zu lehnen.

„Robin, fordere den Coroner und einen Krankenwagen an. Ich komme jetzt mit einer Überlebenden raus“, erklärte er mit gebrochener Stimme eilig durchs Funkgerät. „Und sag den Detectives Bescheid“, fügte er hinzu.

1.

Er lag auf einem Messingbett. Die Arme waren an der abschließenden Querstange des Betthauptes über seinem Kopf angekettet, die Fußgelenke links und rechts am Lattenrost unter der Matratze.

Er hatte die Augen aufgerissen. Darin der typische Ausdruck, der zeigte, dass er kurz vor einem Orgasmus stand.

„Ja, oh ja. Bist du heiß, Babe“, stöhnte er und sein Körper wand sich unter ihr. Sein Kopf lehnte zwischen den Armen am Betthaupt, Schweißperlen liefen ihm von der Stirn in die Augen, dann über die Wangen. Einige sammelten sich auf der Nasenspitze, um in einem großen Tropfen auf seine Brust zu fallen. Mit kreisenden Bewegungen trieb sie ihn weiter an. Doch plötzlich stand sie auf und zog sich seelenruhig an. Bevor er richtig mitbekam, was sie vorhatte, schlüpfte sie in ihre Stiefel und verließ die Wohnung.

Nicht ohne vorher das Geldbündel von der Kommode in ihre Hosentasche zu stopfen. Er schrie ihr irgendetwas nach, aber sie konnte die Worte nicht mehr hören, obgleich sie wusste, dass er wohl ziemlich sauer sein musste.

Ihre verschmierten Lippen verzogen sich zu einem Grinsen, als sie ihre Autotür fernöffnete, sich auf den glatten Ledersitz sinken ließ und den Motor startete. Schwungvoll fuhr sie aus der Parklücke und hob den Po an, um an ihre Zigaretten zu kommen. Mit der anderen Hand schaltete sie in den ersten Gang, klopfte sich eine aus der Packung und zündete sie an. *Wen interessiert schon dieser Penner*, ging es ihr durch den Kopf, als sie mit quietschenden Reifen losfuhr.

Genüsslich rauchte sie ihre Zigarette, schnippte die Asche aus dem offenen Fenster und erreichte bald eine Landstraße, die selten befahren wurde. Der Wind spielte mit ihren langen Haaren, streichelte ihre nackten Arme und kühlte sie ab. Es war früh am Abend, noch nicht ganz dunkel und die schwüle Luft ließ alles an ihr kleben. Sie kramte das Geld aus ihrer Hosentasche heraus, das sie dem Typen von der Kommode geklaut hatte. Die Banknoten waren ineinander verknittert, so dass sie immer wieder nach unten auf ihren Schoß schauen musste.

Plötzlich riss sie die Augen auf und stieg auf die Bremsen. Der Wagen drehte sich einmal um die eigene Achse und kam schließlich zum Stehen. Zitternd klammerte sie sich am Lenkrad fest und starrte durch die zerbrochene Windschutzscheibe ins Dunkel. Es bestand kein Zweifel, dass sie jemanden überfahren hatte. Angst kroch in ihre Glieder. Trotzdem musste sie aussteigen

und erste Hilfe leisten. Aber sie saß wie versteinert hinter dem Steuer, nicht fähig, Herr der Lage zu werden. Da klopfte es energisch am Seitenfenster. „Miss? Alles in Ordnung, Miss?“ Langsam drehte sie den Kopf und nickte mechanisch.

„Nicht erschrecken! Ich öffne jetzt die Tür. Ich werde Ihnen nichts tun, einverstanden?“

Wenig später stand sie am Straßenrand, lehnte sich gegen den fremden Mann und blickte starr auf ihr Auto.

„Ich habe schon die Polizei verständigt und einen Krankenwagen gerufen. Sie werden gleich da sein.“ Es war eine männliche, sehr ruhige und angenehme Stimme. „Wie ist Ihr Name, Miss?“, fragte er.

„Medina. Medina Thompson“, antwortete sie kraftlos, bevor es um sie herum dunkel wurde.

Erfahren Sie, wie es weitergeht:

Katja Piel

THE HUNTER: Medinas Fluch

Staffel 01 | Episode 01:

Leseprobe aus Horst-Dieter Radkes „Normale Verhältnisse – Eine böse Dorfgeschichte“

Über dieses Buch:

Bauer Hannes versteht die Welt nicht mehr: Wer hat die Axt in das Grabkreuz seiner Mutter geschlagen? Und wer hat damit zuvor die Nachbarin ermordet? Schnell mehren sich die Hinweise, dass Hannes' Bruder etwas damit zu tun haben könnte. Aber das ist unmöglich ... oder? Hannes beginnt, auf eigene Faust zu ermitteln – und kommt einem Geheimnis auf die Spur, über das viele im Dorf mehr wissen als er. Denn es geht um seine Familie ...

Ein abgründiges Lesevergnügen, in dem nichts so ist, wie es scheint.

Horst-Dieter Radke

Normale Verhältnisse

Eine böse Dorfgeschichte

1. Kapitel

3. Dezember 2004

Möchten Sie auch einen Korn? Nicht? Nun, ich nehme mir einen. Er bringt das Gespräch in Gang, nicht wahr? Wie? Nein, keinen zweiten jetzt. Später vielleicht. Wenn die Wärme verflogen ist und das Gespräch neuen Antrieb braucht. Und in meinem Alter sind

zwei an einem Abend mehr als ausreichend.

Ja, ich erinnere mich gut, an manches noch so genau, als wenn es gestern gewesen wäre. Etwa an den Tag, als er das erste Mal in meinen Laden trat. Da stand an einem schönen Frühsommernachmittag plötzlich dieser große, schlanke Zimmermannsgeselle in der Tür, und alle Frauen, die anstanden für ihre Einkäufe und vorher noch geschnattert hatten wie die Gänse, waren still und bekamen leuchtende Augen, zupften an ihren Schürzen oder fuhren sich durchs Haar. Nur die Maria Schmidt setzte ein strenges Gesicht auf und hob den Kopf etwas höher, was aber die Situation eigentlich noch deutlicher machte. Gefahr erkannt, hieß das bei ihr. Und dass er bei ihr nicht landen könne. Was aber nichts genützt hat. Zumindest nicht auf Dauer ...

28. September 2004

Hannes hängte die Axt in der Scheune wieder an ihren angestammten Platz. Die Unruhe der letzten beiden Tage, in denen er nach ihr gesucht hatte, war verschwunden. Eine Weile betrachtete er das blankgeputzte, frisch geschliffene Werkzeug, dann wandte er sich um und verließ die Scheune. Als er sich mit seiner Krücke aus dem Scheunentor schwang und den sonnigen Herbstnachmittag spürte, vergaß er sogar die merkwürdigen Umstände, unter denen er die Axt am Nachmittag gefunden hatte. Das war immer die beste Zeit für ihn, wenn der Sommer in den Herbst überging, der Nachmittag in den Abend wechselte, die schwüle Hitze einer angenehmen Wärme Platz machte. So ganz gefestigt hatte sich diese Hochstimmung aber noch nicht, denn als ein kühler Luftzug durch seine Haare strich, drehte er sich auf halbem Wege um, humpelte zur Scheune zurück, ließ das Vorhängeschloss einschnappen und drehte den Schlüssel zweimal.

Um den wieder aufgetauchten Schatten zu vertreiben, der die letzten beiden Tage über seinem Gemüt gelegen hatte, pfiff er den *Walkin' and Whistlin Blues* auf dem Weg zum Haus, was einem zufälligen Beobachter makaber hätte vorkommen können, denn in der Originalfassung wird der Rhythmus von einem normal gehenden Mann erzeugt. Aber Hannes liebte diesen alten Les-Paul-Song von ganzem Herzen und hörte den Schritt seines fehlenden Beines sehr wohl.

An der Küchentür legte er seine Krücke ab. Bei den Vorbereitungen für das Abendessen war sie ihm eher hinderlich. Jeder, der ihn dabei einmal beobachtete, bewunderte ihn für die elegante Art, mit der er in diesem engen Raum seine Behinderung durch Einsatz des ganzen Körpers ausglich. Manche Bewegung grenzte allerdings schon ans Akrobatische. So fasste er etwa die Bratpfanne mit den Zähnen am hölzernen Griff, drehte sich auf dem einen Bein, ohne aus der gebückten Haltung aufzustehen, und setzte mit einem unglaublichen Schwung die Pfanne auf den Tisch. Es war für ihn selbstverständlich, die Verwaltung von Hof, Herd und Küche zu übernehmen, nachdem er aus der Rehabilitation zurückgekehrt war. »Ich bin mit meinen siebenunddreißig Jahren noch nicht alt genug, um mich im Rollstuhl auszuruhen oder mit den Alten zu jammern«, hatte er seinem Bruder gesagt und sich jede Hilfe verboten. Es hatte eine Weile gebraucht, bis er seinen jetzt einbeinigen Körper wieder souverän beherrschte, aber von Anfang an hatte er jeden Anflug von Mitleid und jede Hilfestellung mit aggressiven Worten abgeblockt. Dafür hatte er sich seine Arbeitsbereiche so funktional wie möglich eingerichtet. In der Bauernküche gab es keinen Zierrat, keine Regale mit unnützen Krügen oder Teller an der Wand. Eckschränke mit ungünstig zu erreichenden Türen waren ebenso wenig vorhanden wie bunte alte

Kacheln. Im Arbeitsbereich lag alles nahe beisammen: moderne Keramik-Herdplatten in eine Arbeitsplatte gesetzt, Spüle, Spülmaschine und Kühlschrank nahe beieinander und der Küchentisch so in den Raum integriert, dass von der Platte zum Tisch alles herübergereicht werden konnte – später in umgekehrter Reihenfolge –, ohne dass ein Schritt nötig war. Es hingen keine Bilder an der Wand, nur ein großer Kalender, in den alle wichtigen Termine eingetragen wurden. Der Boden war gefliest und gab einen guten Kontrast zu Edelstahl und Holz ab.

Eine halbe Stunde später kam sein Bruder Josef und setzte sich wie üblich ungewaschen, nach Stall riechend ohne einen Gruß an den Tisch. Kurz darauf erschienen Paul und Hilde, die Hofhilfen, deren Geruch keinen Zweifel daran ließ, dass sie Josef beim Ausmisten zur Hand gegangen waren. Hannes suchte in den Gesichtern nach besonderen Zeichen. Hatte es Streit gegeben? Es wäre nicht ungewöhnlich gewesen, denn Hilde ließ sich offensichtlich auf die unterschiedlichsten Beziehungen ein – nicht nur hier auf dem Hof. Es ärgerte ihn schon lange. *Sie passt nicht hierher*, hatte er mehrfach seinem älteren Bruder in den Ohren gelegen und ihn gedrängt, sie zu entlassen und nach einer neuen Hilfe zu suchen. Aber Josef reagierte stets unwirsch und verbat sich dieses Ansinnen. »Sie kommt aus dem Dorf wie du und ich, und wer bist du denn, dass du über sie richtest?«, argumentierte er immer. »Du liegst auch völlig falsch«, war jedes Mal sein abschließendes Argument. Hannes verdrehte dann die Augen. *Aber du liegst richtig?* Na ja, zumindest in der Horizontalen. Er sagte es nie, aber er dachte es jedes Mal mit Verbitterung. Heute schien kein Konflikt anzustehen. Müdigkeit lag im Raum wie dicker Nebel, zeigte sich auf den drei Gesichtern und in ihrer

erschöpften Haltung.

»Fertig geworden?«, fragte Hannes, während er die übergroße Teekanne auf den Tisch stellte. Josef nickte nur, der ältere Paul sah wie immer still auf seinen Teller, und Hilde hatte sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Einen Augenblick lang war Hannes fasziniert von ihrem Gesicht. Ein wenig spiegelte sich das Abendrot auf ihren Wangen – oder war es ihre natürliche Röte? Er war irritiert über seine Gedanken, wandte sich ab, fasste den Brotlaib und warf ihn über die Schulter auf den Tisch, dass es knallte. Hilde öffnete erschrocken die Augen, Paul legte den Kopf schräg und schaute zu ihm hinüber, während Josef aufsah und ärgerlich fragte: »Bist du verrückt geworden?«

Da hatte sich Hannes aber bereits wieder dem Tisch zugewandt und setzte den Topf mit der dampfenden, nach Kerbel duftenden Suppe ab.

»Ich hab nur zwei Arme, da muss es auch mal etwas unkonventionell zugehen dürfen.«

Josef schüttelte den Kopf, sagte aber nichts mehr. Hilde erhob sich, füllte Pauls Teller mit Suppe, danach den von Josef, von Hannes und ihren eigenen. Ansonsten blieb es still. Es war eher selten, dass man sich in der Woche beim Abendessen lebhaft unterhielt, wenn alle müde und ausgelaugt von der Arbeit waren.

»Ich habe übrigens die Axt wiedergefunden«, sagte Hannes nach einer Weile in die schweigende Abendrunde.

»Hm?«

»Die Axt. Ich hab sie wiedergefunden.«

»War sie weg?«

Josef schien desinteressiert, der Knecht löffelte weiter seine Suppe. Hilde stand auf, ging zum Schrank und holte den Salzstreuer.

»Ja. Hab ich doch gestern schon erzählt. Von euch hatte ja keiner

einen blassen Schimmer.«

»Wozu auch?«, antwortete Josef. »Was soll ich im Augenblick mit einer Axt? Das Korn kann ich damit nicht mähen.«

»Blöder Kerl!«, sagte Hannes verärgert. »Ich weiß, was du alles zu tun hast. Am liebsten wäre ich ja auch dabei und würde helfen.

Aber habe ich mir das Bein abgerissen? Habe ich mich zum Krüppel gemacht, um nicht arbeiten zu müssen?«

Da war sie wieder, diese Wut. Natürlich konnte Josef nichts dafür, dass Hannes gestolpert und gestürzt war, gerade als Josef mit dem Mähdrescher zurücksetzte. Aber wenn er nicht den ganzen Tag lang zur Flasche gegriffen hätte, dann wäre er vielleicht nicht taub für das Schreien und die Hilferufe gewesen. Es war ein schwacher Trost, dass Josef seitdem nicht mehr trank.

»Schon gut, schon gut!« Josef sah erschrocken und schuldbewusst drein. »Habe ich ja gar nicht sagen wollen, habe ich ja nie gesagt. Beruhig dich doch. Aber was interessiert mich die Axt? Es ist schön, dass du sie wiedergefunden hast. Keine Ahnung, wer sie genommen hat. Vielleicht Hilde zum Holzha—«

»Was soll ich mit dieser blöden Axt?«, schrie Hilde los. »Hab noch nie die Axt geholt und liegenlassen. Hörst bloß auf mit den Unterstellungen. Immer hackt ihr auf mir rum!«

Mit hochrotem Gesicht stieß sie den Teller von sich, sprang auf und verließ wütend die Küche.

»Heute spinnen sie alle!«, sagte Josef, erhob sich und ging ebenfalls. Paul füllte sich den Teller noch einmal und aß ruhig weiter.

Hannes hatte das alles überrascht verfolgt. Seine Gereiztheit war verflogen, und es blieb nur Verwunderung über diese Szene zurück. Dass Josef sich momentan nicht für die Axt interessierte, konnte er verstehen. Aber dass Hilde an die Decke ging, das war

ungewöhnlich. Eigentlich hatte sie ein dickes Fell und regte sich so schnell nicht auf. Jetzt hatte sie aber empfindlich und verletzt reagiert, und das völlig unvermittelt und aus einem ganz banalen Anlass. Das Klappern von Pauls Löffel auf dem fast leeren Teller holte ihn in die Wirklichkeit zurück.

»Und keiner will wissen, wo ich sie gefunden habe«, sagte Hannes resigniert, schob sich mit den Armen in die Höhe und begann, den Tisch abzuräumen. Als er sich wieder umwandte, bemerkte er, dass Paul ihn neugierig ansah.

»Sie steckte im Grabkreuz der Bäuerin, drüben auf dem Kirchhof.« Pauls Neugierde war offensichtlich gestillt. Er wandte sich erneut seinem Teller zu und löffelte weiter. Hannes zuckte mit den Schultern und beschäftigte sich wieder mit dem Geschirr.

Hinter der Tür zu Hildes Zimmer hörte er ein Ächzen und Stöhnen und das typische Knarzen des alten Betts. Wer lag wohl mit ihr drin? Josef oder Paul? *Es wird Zeit, dass wir das alte Zeug mal rauswerfen und neue Möbel kaufen*, dachte er und ging weiter zu seinem Zimmer.

Er riss das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Ihm war heiß, und er suchte Abkühlung. Paul ging gerade über den Hof zur Scheune. Also war er es nicht, der unter Hildes Decke steckte. Paul wollte die Scheunentür öffnen, stellte fest, dass sie verschlossen war, schüttelte den Kopf und ging um die Scheune herum.

Warum habe ich sie nur abgeschlossen?, dachte Hannes. *Ist ja unvernünftig*. Sie alle mussten doch ständig in die Scheune, und wer auch immer die Axt entwendet hatte, würde mit etwas mehr Mühe auch bei verschlossener Tür einen Zugang zur Scheune finden. Dann sah er wieder die Axt im Grabkreuz der Bäuerin stecken, und der Schreck fuhr ihm erneut in die Glieder. Er ging ja

nicht oft zum Grab der Mutter, die er viel zu früh verloren hatte. Kaum vier Jahre alt war er, als sie starb, neun sein Bruder, und Vater hatte nie viele Worte darüber verloren. Als Hannes alt genug war, um nach den Umständen zu fragen, war auch Vater tot. Es hatte eine ganze Weile gedauert, von dem Augenblick, an dem er die mit Wucht in das Kreuz geschlagene Axt sah, bis er sie bewusst zur Kenntnis nahm. Gedanken wie *Das ist ja fast komplett gespalten. Ob wir da ein neues Grabkreuz kaufen müssen?*, gingen ihm durch den Kopf wie einem Unbeteiligten. Dann hatte er plötzlich ärgerlich und zornig die Axt aus dem Kreuz gezerrt, und erst auf dem Rückweg zum Hof kam ihm der Gedanke, dass eine Meldung bei der Polizei vielleicht nicht verkehrt gewesen wäre. Auch jetzt dachte er wieder daran. Er wollte aber erst einmal drüber schlafen. Morgen war es immer noch früh genug für eine Entscheidung. Schließlich handelte es sich ja nicht um ein Schwerverbrechen, sondern lediglich um Sachbeschädigung. Er warf sich auf das Bett, wie er war. *Oder doch eher Grabschändung*, dachte er kurz vor dem Einschlafen.

»Wach auf!« Hilde rüttelte Josef an der Schulter. Als er wach wurde und die Erkenntnis, in Hildes Bett zu liegen, sich vor seinen Traum schob, griff er erst einmal Hilde an die Brust. Sie schob seine Hand weg. »Ich bin müde und möchte schlafen. Verschwinde jetzt in dein eigenes Bett.« Doch Josef ließ sich nicht so leicht abschieben, jetzt, wo er wieder wach war. »Sag mal, scharwenzelt der Siegmund neuerdings wieder um dich herum?« Er begann, ihre Schulter und die Arme zu streicheln.

»Das geht dich gar nichts an«, sagte Hilde, ließ die Liebkosungen aber zu, sogar als Josefs große Bauernhand über ihren Bauch glitt und langsam tiefer wanderte.

»Der hat einen eigenen Hof und einen eigenen Acker zu bestellen.«

»Worüber redest du eigentlich? Bin ich dein Eigentum?« Hildes Stimme klang jetzt zornig, doch Josef schien das zu überhören.

»Sie versuchen ja sowieso neuerdings, ihren Hof zu vergrößern, indem sie merkwürdige Behauptungen aufstellen, die angeblich noch aus Adolfs Zeiten stammen.«

Josefs Hände waren inzwischen in den Bereich gelangt, der bei Hilde gut bewachsen war. Sie atmete heftiger. Ihr Zorn war so schnell verflogen, wie er gekommen war.

»Es wäre natürlich etwas anderes, wenn du mich heiraten würdest.«

»Ach, übrigens«, überspielte Josef diese Anmerkung, »was war das eigentlich vorhin für ein Theater wegen der Axt?«

Hildes Erregung war mit einem Mal verschwunden. Ein kräftiger Tritt warf Josef aus dem Bett.

»Mach, dass du fortkommst!« Sie drehte sich um, zog sich die Decke bis über den Hals und sagte kein Wort mehr.

Josef stand auf, rieb sich die schmerzenden Hüften und war viel zu verdattert, um noch irgendetwas zu sagen. Er hob seine Kleider auf, verließ nackt das Zimmer und knallte die Tür hinter sich zu.

Hannes fuhr auf. Der Knall hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Seufzend ließ er sich zurück in die Kissen sinken. An Schlaf war jetzt nicht mehr zu denken; das kannte er schon. Todmüde ins Bett gefallen, kurz weggeschlummert und plötzlich durch irgendeinen äußeren Reiz wieder hellwach. Dann in den Schlaf zurückzufinden,

war nicht leicht. Sicher waren es Hilde und Josef, die mitten in der Nacht diesen Lärm veranstalteten. Bestimmt hatten sie sich wieder gestritten. Er konnte zwar seinen Bruder verstehen – die Unruhe und die Einsamkeit nach dem frühen Tod seiner Frau waren nicht zu übersehen –, aber ein Ersatz konnte Hilde auf keinen Fall sein. Sie war zu grob, zu ordinär, zu ...

Er fand nie die richtigen Worte, um zu beschreiben, dass dieses Verhältnis kein passendes war. »Es ist eben nur rein körperlich, nur körperlich«, resignierte er dann immer und wandte sich sofort anderen Gedanken – oder anderen Gesprächen – zu, verdrängte das unguete Gefühl, dass das alles auch ihn selbst irgendwie betraf.

Und gereizt war Josef in letzter Zeit häufig. Der ganze Zank mit der Nachbarbäuerin zum Beispiel. Gut, es war ja auch abstrus, was Marianne Rosshaupt da plötzlich für Forderungen stellte. Sich auf Grundbucheintragungen aus dem Jahr 1937 zu berufen, die zeigen sollten, dass ein gutes Drittel des Bohr-Hofes eigentlich zu ihrem Hof gehörte ... Das war doch sowieso nicht mehr zu belegen; die Grundbücher waren im Krieg verbrannt und die Rekonstruktionen eindeutig. Und dass sie jetzt angeblich eine Kopie aus dieser Zeit aufgetrieben hatte, die etwas anderes aussagte, war schon ein starkes Stück. Aber dass Josef derart ausrastete und sie als »alte Nazi-Witwe« bezeichnete, das ging doch etwas zu weit. Marianne Rosshaupt war 75, also 1929 geboren. Als die Nazis an die Macht kamen, war sie vier Jahre alt, bei Kriegsende gerade sechzehn. Vielleicht war sie zum Schluss eine jugendliche Mitläuferin gewesen – und auch das war noch zu beweisen –, keinesfalls konnte man ihr einfach so eine Nazigezugschaft anhängen. Da musste er Josef noch mal ins Gebet nehmen. Die Grundstücksangelegenheit kam ja nun vor Gericht, und da konnten sie sich solche Ausrutscher nicht leisten. *Morgen*, dachte Hannes

und schlief dann doch überraschend schnell wieder ein.

Auch alleine fand Hilde keinen Schlaf. Sie wälzte sich hin und her, strampelte die Decke weg und zog sie wieder bis unters Kinn. Sie stand auf, rauchte hastig eine Zigarette, legte sich wieder hin, aber sie kam immer noch nicht zur Ruhe. Ihr war zum Heulen, und doch verbiss sie es sich und dachte: »Nicht für den! Nicht für den!« Erst viel später fiel sie in einen unruhigen Schlaf.

17. August 1971

Er war wieder einmal ausgerissen. Hatte sich fortgestohlen und geschworen, nie mehr ins Heim zurückzukehren. Man wollte ihn dort sowieso nicht haben, genauso wenig wie in der Familie. Eine unerfreuliche Jugend. Unnützlich war er sich vorgekommen, seit er denken konnte. Vom vermeintlichen Vater ständig geprügelt, von der keifenden, meist betrunkenen Mutter weggestoßen.

Geschwister waren keine da. Er war wohl nicht das, was sie sich erhofft hatten. Als das Jugendamt ihn fortholte, nachdem er mit gebrochenem Arm im Krankenhaus gelandet war, erfuhr er, dass sie nicht seine leiblichen Eltern waren. Adoptiert hatten sie ihn. Die eigene Mutter hatte ihn freigegeben, verkauft wie ein Stück Vieh an die Erstbesten, die solch ein schreiendes Bündel als Beigabe zum Geld nehmen wollten. So stellte er sich das zumindest vor. Er hasste sie von diesem Moment an, und der Vorsatz, sie zu finden und ihr in die Augen zu schauen, brannte sich ihm ein. Er dachte morgens beim Aufstehen daran und abends beim Zubettgehen. Die Stiefeltern waren gar nicht schuld an der Sache mit dem gebrochenen Arm. Es war beim Fußballspielen passiert. Aber die

Ärzte sahen die anderen Narben und die blauen Flecken, informierten das Jugendamt, und als sie ihn befragten, brauchte er nur zu nicken. Dann ging alles ganz schnell. Kaum neun Jahre alt, steckte er plötzlich in einem Heim. Und das war fast noch schlimmer als zu Hause.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Horst-Dieter Radke

Normale Verhältnisse

Eine böse Dorfgeschichte

Leseprobe aus Anke Reimanns „Der kleine Schlomp und seine Freunde“

Über dieses Buch

Was ist das für ein großes Ei, das dort auf der Wiese liegt? Noch ahnt Pinsel, das Eichhörnchen, nicht, dass gleich ein leibhaftiger kleiner Drache daraus schlüpfen wird. Auch das Hühnchen Galina und ein blau-weißer Pinguin in Afrika erleben kleine und große Abenteuer – genauso wie das wunderliche Tier namens Nase Rümpferchen, das lernen wird, wie wertvoll Freude sind ...

17 liebevolle Gute-Nacht-Geschichten, die Kinder sanft in ihre Träume begleiten und auch den Eltern Freude bereiten.

Anke Reimann

Der kleine Schlomp und seine Freunde

Die schönsten Gute-Nacht-Geschichten

Galina und der Hühnerhabicht

Galina war ein Hühnchen, fast ein Küken noch, doch ihr Gefieder hatte keinen Kükenflaum mehr, sondern war schon schneeweiß. Und dünn war sie, wie die jungen Hühner eben sind. Aber etwas anders als die anderen Hühner war sie doch, die Galina. Nicht so schreckhaft. Sie hatte überhaupt keine Angst. „Mir kann nichts passieren“, sagte sie immer, „weil mir nämlich immer etwas einfällt!“

Die anderen Hühner gackerten, sie solle doch Ruhe geben, fein ihre Kuhle scharren und zufrieden sein.

„Zufrieden?“, fragte Galina. „Guckt euch doch mal um! Damit kann man doch nicht zufrieden sein!“

Das Hühnergehege des Bauern war von einem hohen Zaun umgeben. Außerhalb des Zaunes wuchs das Gras saftig und grün. Die Erde war feucht und voller Regenwürmer. Doch im Hühnergehege war das Gras längst fortgescharrt und alle Würmer aufgepickt, der Boden war fest und staubig. Galina fand, überall war es besser als in diesem Hühnergehege. Deshalb begann sie, am Zaun erst eine Kuhle und dann ein großes Loch zu scharren. Die anderen Hühner sahen ihr zu und schüttelten die Köpfe über sie.

Eines Tages war das Loch groß genug. Es führte unter dem Zaun hindurch, aus dem Hühnergehege hinaus. Galina schlüpfte durch dieses Loch und stand draußen auf der Wiese. Nun war sie frei, was für ein Glück. Das einzige Problem war, dass die anderen Hühner ein großes Gezeter anstimmten.

„Galina! Komm zurück!“

„Da draußen ist es gefährlich!“

„Der Fuchs frisst dich auf!“

„Und der Hühnerhabicht frisst dich auch auf!“

„Die Eule frisst dich auf!“

„Die Menschen fressen dich auf!“

„Alle auf einmal können mich nicht fressen!“, rief Galina

übermütig. „Oh! Guckt mal hier!“ Sie hob einen dicken Regenwurm so hoch, dass alle Hühner ihn sehen konnten. „Davon gibt es hier unzählige!“ Galina warf Regenwürmer ins Gehege und jubelte: „Köstlich!“

Der Hahn war sauer. Es konnte nicht sein, dass ein Huhn außerhalb

seines Königreichs herumhüpfte! „Sofort kommst du zurück!“

„Noch nicht“, rief Galina.

„Hast du das gehört? Sie widerspricht dem Hahn! Dieses ungezogene kleine Ding ist doch fast noch ein Küken und widerspricht dem Hahn!“ So gackerten die Hühner immer aufgeregter. „Komm zurück, du kannst ja nicht einmal fliegen!“

Galina guckte die Hühner an. Leider stimmte es, was sie da sagten:

Galina konnte nicht fliegen. Der Bauer hatte allen Hühnern und auch dem Hahn die Schwungfedern der Flügel gekürzt. Das hatte nicht wehgetan, aber fliegen konnte nun keines von ihnen mehr.

Nur ein wenig flattern, aber das war nicht viel besser als hüpfen.

„Na und!“, erwiderte Galina trotzig. „Dann laufe ich eben! Genau, das mache ich. Spazieren gehe ich jetzt!“ Schon trippelte sie über die herrliche grüne Wiese davon.

„Oh, was für ein dummes, kleines Huhn das doch ist“, seufzten die anderen Hühner in ihrem tristen, aber sicheren Gehege.

Galina war noch nicht weit gekommen, da rauschte es über ihrem Kopf, zwei krallenbewehrte Klauen ergriffen sie und rissen sie nach oben in die Luft: Der Hühnerhabicht hatte Galina erwischt!

Nun war es aus mit ihr! Oh nein!

Galina dachte nach, so sehr sie konnte: *Mir fällt doch immer etwas ein!*

Weit in den Himmel hoch flog der Raubvogel mit seiner Beute. Der Bauernhof mit dem Hühnergehege war nur noch ein kleiner Punkt in der Landschaft. Galina hörte das Geschrei der Hühner, die gesehen hatten, wie der Raubvogel sich auf Galina stürzte. Der Habicht steuerte dem Wald entgegen.

Galina hatte eine Idee: Sie würde dem Habicht Angst einjagen, damit er sie in Ruhe ließ. Sie hörte auf zu zappeln und ließ sich

schlapp hängen.

„Was für ein Glück für mich, dass du mich gefangen hast!“, schrie Galina.

„Ich fresse dich auf!“, rief der Raubvogel mit einer schnarrenden Stimme, von der Galina eine Gänsehaut unter ihren Federkielen bekam.

Noch lauter als zuvor schrie sie zurück: „Von einem Habicht gefressen zu werden ist besser, als von vogelfressenden Raubflöhen langsam und elend ums Leben gebracht zu werden.“

„Vogelfressende Raubflöhe?“, fragte der Hühnerhabicht, der immer sehr auf seine Gesundheit achtete.

„Raubflöhe! Sie sind das allerfurchtbarste, was einem Vogel passieren kann, oh, ich bin so schwach ...“

„Sprich weiter!“, schrie der Hühnerhabicht.

„Ich kann nicht mehr ...“

„Sprich weiter!“, schrie der Habicht mit Panik in der Stimme.

„Oh, ich Unglückliche“, rief Galina weinerlich. „Normale Flöhe sind ja ganz harmlos. Aber die vogelfressenden Raubflöhe ... sie erwischten mich, als ich mit einer Schwalbe sprach, die aus den warmen Ländern kam. Sie war schon so schwach wegen dieser Flöhe in ihrem Gefieder. Da sprangen die Biester auf einmal von ihr zu mir hinüber, denn ich war für sie ein größerer Brocken als die kleine Schwalbe. Diese Flöhe sind nicht größer als ein Krümel Salz, aber sie zwicken und zwacken, dass mich alles schmerzt. Sie trinken mein Blut, bis meine Kräfte dahingeschwunden sind, und bin ich daran gestorben, dann suchen sie sich ein neues Opfer ...“

„Meinst du, die greifen einen Habicht an?“, unterbrach sie der Habicht hastig.

„Solange du mich in deinen Klauen hältst, bist du in großer Gefahr! Diese kleinen gefräßigen Bestien lieben die mächtigen Vögel

besonders!“

Der Raubvogel lockerte seinen Griff um Galina. *Nur noch wenige Worte*, dachte Galina, dann lässt er mich los. Und laut rief sie: „Spürst du nicht schon das Kribbeln an deinen Zehen? Sie kommen gewiss zu dir!“

Der Habicht spürte tatsächlich ein Kribbeln in seinen Zehen. *Ich bin verloren*, dachte er entsetzt. Ohne nachzudenken, ließ er Galina los und flog davon, wie von allen bösen Geistern gejagt.

Das mit den vogelfressenden Raubflöhen war natürlich eine Lügengeschichte: Galina hatte sie sich ausgedacht, um sich zu befreien. Das war ihr gelungen. Was für ein Glück! Das einzige Problem war, dass sie nun fiel. Sie konnte ja nicht fliegen, und der Habicht hatte sie bis zu den Wolken hochgeschleppt. Was nun? Sie stürzte ab!

Mir fällt doch immer etwas ein, dachte Galina.

Und schon krakeelte sie los: „Vogelfutter, köstlichstes Vogelfutter! Heute im Sonderangebot!“, gellte ihre Stimme.

Sofort kam eine Schar hungriger Krähen herbeigeflattert. „Wo gibt es das köstliche Futter?“, wollten sie wissen.

„Ich verrate es euch“, schrie Galina, die immer schneller fiel, „ich hoffe, ich schaffe es noch, bevor ich tot bin, denn ich kann nicht fliiiiiegen!“

Das kleine Huhn raste auf den Boden zu, verzweifelt streckten die Bäume die Äste nach ihm aus, doch sie bekamen es nicht zu fassen. Im letzten Moment schnappten die Krähen Galina am Bürzel und bei den Flügeln, flatterten so sehr sie nur konnten nach oben – und bremsten Galinas Sturz im letzten Augenblick!

Allesamt purzelten sie kopfüber und kopfunter über das weiche Moos des Waldbodens, völlig durcheinander, doch unversehrt und lebendig.

Galina dankte den Krähen für die Rettung und erzählte ihnen von der saftigen Wiese vor ihrem Hühnergehege, wo es die dicksten Regenwürmer gab, die sie jemals gesehen hatte. Glücklicherweise flogen die Krähen davon. Galina winkte ihnen nach. Was für ein Glück sie gehabt hatte!

Das einzige Problem war, dass sie nun mitten in einem tiefen Wald saß und nicht wusste, wo entlang der Weg nach Hause führte. So viele Bäume. Winzige Vögel wohnten darin. Sie sangen und zwitscherten aus Leibeskräften. Doch als sie Galina sahen, verstummten sie und äugten staunend von oben zu ihr hinab. Galina war ein kleines, schneeweißes, flugunfähiges Huhn. Ihr Gefieder leuchtete so hell, dass sie sich nirgendwo verstecken konnte. So etwas hatten die Waldvögel noch nie gesehen. Fuchs und Luchs würden sich so ein weißes, schwaches Ding ratzfatz wegschnappen. Wenigstens die gefräßige Eule hielt noch ihre Tagesruhe.

Galina stapfte den Waldboden entlang. *Nur nicht ängstlich werden*, dachte sie. *Lass dir etwas einfallen!*

„Na so was, bist du doch noch nicht an den vogelfressenden Raubflöhen gestorben?“, tönte plötzlich eine schnarrende Stimme genau über ihrem Kopf.

Au weia! Der Hühnerhabicht saß auf einem Ast genau über ihr. Er war zurückgekehrt! Ihm war bald klar geworden, dass Galina ihn belogen hatte. Es gab keine so gefährlichen Flöhe. Das Fußkribbeln hatte er sich eingebildet. Also war er zurückgeflogen, um Galina wiederzufinden, sie zur Rede zu stellen und dann aufzufressen.

„Nein“, sagte Galina leichthin, „bei meinem Sturz aus den Wolken sind die Flöhe alle selber vor Schreck umgekommen. Was für ein Glück, nicht wahr?“

Das einzige Problem war, dass sie dem Raubvogel damit nun keine

Angst mehr einjagen konnte.

„Du hast mich belogen!“

„Oh nein, das würde ich mich niemals getrauen!“

„Aber nun sind die Flöhe fort?“

„Ja, mich zwickt ja keiner mehr, und gestorben bin ich auch nicht.

Deswegen sage ich ja immerzu: Was für ein Glück!“

„Dann kann ich dich jetzt fressen“, rief der Habicht und wollte sich auf sie stürzen. Doch das Hühnchen plapperte einfach weiter.

„Weißt du, es könnte sehr unbekömmlich sein, mich zu fressen.

Sieh mich an, ich bin ein sehr mageres Huhn. An mir ist gar nichts dran. Mit einem Happs hast du mich aufgefressen und hattest mehr Federn als Fleisch ... viele Federn,“ sagte Galina, „kräftige Deckfedern mit schartigen, langen Federkielen, die dich im Rachen kratzen, und haarige Flaumfederchen, die zusammenpappen und deine Kehle verstopfen. Meine lockigen Schwanzfedern, die sich kringeln, kannst du auch nicht zerkauen, meine Knochen sind winzig und spitz, einer könnte dir im Halse stecken bleiben ... „
„Pffd pffd, grrrgl“, krächzte der Hühnerhabicht. Von Galinas Worten wurde ihm ganz trocken und flau im Schnabel. Über Galinas Gerede von Federkielen, Flaumhaaren und Rachenkratzen sowie spitzen Knochen war ihm der Appetit ganz und gar vergangen.

„Die Gisela dagegen, die ist ein fettes Huhn“, redete Galina immer weiter. „Ihre Federn sind klein und nicht der Rede wert. Ihr Fleisch ist üppig. Sie ist das größte, das saftigste Huhn in unserem Gehege.“

Die kleinen Singvögel in den Bäumen raunten sich entsetzt zu: „Sie verrät ihre eigene Freundin an den Hühnerhabicht.“

Das stimmte: Gisela war Galinas Freundin. Aber Galina hatte eine Idee.

„Wie soll ich ein Huhn aus dem Gehege holen, ohne dass der Hund es merkt“, knurrte der Habicht, „der Hund ruft den Bauern, der Bauer kommt mit dem Gewehr und schießt mich tot.“

„Ich kenne einen Weg ins Gehege, ohne dass jemand es bemerkt.“

Galina erzählte dem Habicht von dem Loch im Zaun. Er könnte sich durch das hohe Gras heranschleichen und dort

hindurchschlüpfen, ohne dass er schon von weitem am Himmel gesehen werden würde. Er könnte sich Gisela schnappen und mit ihr davonfliegen, ehe der Hund auch nur „Wuff“ sagen würde.

Der Hühnerhabicht schmatzte mit dem Schnabel. Er war ziemlich gierig und nicht sehr schlau.

„Also gut! Zeig mir das Loch im Zaun!“, sagte er.

„Dann musst du mich dorthinbringen“, antwortete Galina.

Der Raubvogel nickte und ließ es zu, dass das Hühnchen auf seinen Rücken kletterte.

Stauend sahen die Waldvögel ihnen zu. Ein Habicht mit einem Huhn auf dem Rücken! Wo hatte es so etwas jemals gegeben?

Schon flogen sie los, über den Wald hinweg. Der Habicht kannte den Weg. Von oben war es nicht schwer, zum Bauernhof und zum Hühnergehege zurückzufinden.

Schnell kamen sie zum Hühnerhof. Sie hörten die Hühner jammern. Die meinten, Galina wäre verloren. Doch Galina war nicht verloren. Auf dem Rücken des Hühnerhabichts war sie nach Hause zurückgekehrt. Was für ein Glück!

Das einzige Problem war, den Habicht wieder loszuwerden. Sie landeten unbeobachtet, etwas abwärts im Schutz eines Lindenbaumes. Von dort schlichen sie durch das hohe Gras zum Zaun. Und da war das Loch. Man hörte die Hühner nun sehr deutlich gackern, vor allem Giselas Stimme. Die hatte ihr

Mittagsschläfchen beendet und von den anderen Hühnern erfahren, was passiert war. Oh, wie sie um Galina weinte!

Galinas Hühnerherzchen schlug laut vor Aufregung. Schon war der Habicht am Loch und steckte seinen Kopf hindurch. Die Hühner bemerkten nichts in ihrem Kummer. Nur noch einen Augenblick und der Räuber würde sich Gisela greifen und mit ihr davonfliegen!

Der Habicht sah sie schon und schmatzte mit seinem Schnabel.

In diesem Augenblick blieb er im Erdloch stecken.

„Hurra!“, schrie Galina. „Der Habicht ist gefangen. Gefangen!“

Das Loch war natürlich viel zu klein für den großen Raubvogel. Er steckte darin fest und konnte nicht vorwärts und nicht rückwärts

kriechen. In seiner Gier und Dummheit hatte er nicht darauf

geachtet. Galina dagegen hatte sehr wohl daran gedacht. Nie und

nimmer würde sie ihre Freundin Gisela dem Räuber opfern!

Ihre lauten Rufe machten die anderen Hühner auf das Geschehen

aufmerksam. Endlich bemerkten sie, was passierte, und mit

Geschrei stürzten sie sich auf den Räuber.

„Du Bösewicht!“, kreischten sie den Habicht an und hackten mit

ihren Schnäbeln nach seinem Kopf. Der Habicht zappelte und

strampelte. Der Hund bellte. Der Bauer kam mit seinem Gewehr

angerannt.

Da half Galina dem Habicht: Sie zerrte an seinem Bein, so dass er

sich im letzten Augenblick rückwärts aus dem Loch hinauskämpfen

konnte. So schnell er konnte, flog er davon.

Und Galina kroch durch das Loch zurück ins Hühnergehege.

Als der ganze Aufruhr sich gelegt hatte, war alles wie vorher. Kein

Huhn fehlte. Der Hahn war zufrieden und der Bauer auch. Gisela

herzte Galina noch viele Stunden lang, kraulte ihr das Federkleid

und gab ihr tausend Küsschen. Nun waren alle Hühner ganz stolz:

Die kleine, dünne Galina hatte den großen gierigen Hühnerhabicht gleich zweimal überlistet! Erst hatte er sie nicht gefressen. Dann hatte er sie auf seinem Rücken auch noch nach Hause zurückgebracht. Was für ein Glück!

Lesen Sie weiter:

Anke Reimann

Der kleine Schlomps und seine Freunde

Die schönsten Gute-Nacht-Geschichten

Leseprobe aus Ana Ribas „Coco – Ausbildung zur O“

Über dieses Buch:

Manchmal muss es Luxus sein, beschließt Coco Mirabeau, als sie der hektischen Kunstszene von Paris für ein paar Tage entflieht. Doch schon am ersten Abend muss Coco erkennen, was sie im traumhaft gelegenen Luxushotel erwartet: Das Schicksal hat sie an einen Ort geführt, an dem Menschen ihren Passionen freien Lauf lassen. Für Coco beginnt ein Tanz auf dem Vulkan, bei dem die Grenzen zwischen Leidenschaft und Leiden bald verschwimmen. Und wo grenzenlose Lust regiert, lauert auch größte Gefahr ...

Provozierend sinnlich, schamlos offen: Ein erotisches Abenteuer in der Welt des BDSM.

Ana Riba

Coco – Ausbildung zur O

Erotischer Roman

1

„Für jemanden, der heute seinen letzten Arbeitstag vor dem Urlaub hat, bist du aber noch verdammt fleißig.“ Xavier Ledoux stand vor dem Kaffeeautomaten in der kleinen Küche und sah der jungen Frau mit den feuerroten Haaren neben sich schmunzelnd dabei zu, wie sie einige Akten sortierte. Amüsiert zog er eine Augenbraue

hoch und rührte betont unbeteiligt in seinem Kaffee. Für seine Äußerung erntete er von der Rothaarigen einen warnenden Blick. „Willst du etwa schon wieder quengeln?“, fragte sie belustigt, und Xavier hob beschwichtigend die Arme.

„Nein, Kleines, ich habe zu diesem Thema meine ganze Munition verschossen und schwenke die weiße Fahne.“

„Gut so“, erwiderte sie, nahm ihren Aktenstapel und verließ die Küche. Xavier sah ihr, während sie den langen Gang hinunter zu ihrem Büro ging, ungeniert auf den Hintern. Wieder einmal seufzte er innerlich.

Einen solchen Prachthintern bekam man selten zu sehen, geschweige denn, dass man ihm zum Anfassen nahe kam. Aber bei diesem Exemplar würde er sich auf das Betrachten beschränken müssen. „Wenn dieses Weib nicht so stur wäre!“, dachte er, während er an seinem Kaffee nippte. Xavier Ledoux war von schönen Frauen umgeben. Und beinahe alle hatte er sie gehabt. Konnte er eine nicht auf seiner Habenseite verbuchen, dann wurde er irgendwann für seinen harten Arbeitseinsatz belohnt. Nur diese Frau, mit dem unschuldigsten und aufreizendsten Hüftschwung in der Geschichte der Pariser Frauen, machte ihm einen Strich durch die Rechnung und verhagelte ihm die Bilanz.

Coco Mirabeau. Allein der Name war schon Musik in seinen Ohren. Ihre Anwesenheit verschönerte ihre Umgebung augenblicklich, und ihr Wesen verzauberte selbst den härtesten Verhandlungspartner. Diesen Umstand ihres Wesens verbuchte Xavier auf ihrer Habenseite. Auf ihrer Sollseite sah das Ganze dann schon anders aus.

Denn in Bezug auf ihn war diese Frau fürchterlich zickig. Alles hatte er bei ihr schon versucht. Meist mit einem spitzbübischen Lächeln um die Lippen, damit sie ihm im Falle eines Falles nicht

böse wäre und ihn gar vollends zum Teufel schicken würde. Auf seinen Charme reagierte sie nicht. Weder allergisch, noch abweisend, noch sonst etwas. Sie nahm ihn einfach nicht wahr. Woran das lag, ahnte er, aber akzeptieren wollte und konnte er es nicht. Coco war so besonders in ihrer Art, dass es ihm schwerfiel, sie nicht zu wollen.

Sie mochte öffentliche Auftritte nicht, fand, dass sie kaum Talent für Verhandlungen mit Künstlern und Geldgebern besaß, und im Übrigen musste ja jemand da sein, der hinter Xavier herräumte, wenn dieser einen seiner Erfolge feierte. Da konnte man zwei Stars in der Manege nicht gebrauchen, pflegte sie mit einem Lächeln auf den Lippen zu sagen.

Und weil sie sich um die Galerie kümmerte, übergab Xavier ihr auch seine privaten Angelegenheiten. Nicht freiwillig oder gar bewusst. Nein, Coco hatte sich in sein Leben geschlichen und verhinderte so größere Katastrophen, die durch Xaviers Nachlässigkeiten hätten verursacht werden können.

Coco und Xavier waren wie Yin und Yang, wie Licht und Schatten, wie Weiß und Schwarz. Durchaus als Individuen lebensfähig, aber perfekt erst als Zweiergespann. Vor allem aber hielt Xavier es für unnötig, sich mit dem Leben an sich zu beschäftigen. Er hatte höhere Ziele, flog wie ein Luftballon, und Coco hielt die Leine, die ihn am Wegfliegen hindern sollte, fest in ihren Händen.

Sein Leben war die Kunst. Die moderne Kunst, um genau zu sein. Um alles andere kümmerte er sich nicht, konnte er auch nicht, da ihm für diese einfachen Tätigkeiten der Sinn fehlte. Dass er Coco gefunden hatte, diese hübsche, schlaue und äußerst eloquente Kunsthistorikerin, und dass diese Frau auch noch eine freundschaftliche und fürsorgliche Affinität für ihn entwickelt hatte, war ein Glücksfall, wie er sonst nur in Seifenopern vorkam.

Es gab nur einen Punkt, in welchem sie so hart wie der Stahl im Centre Pompidou war.

Sobald Xavier versuchte, sich ihr auf andere Art als der des zu versorgenden kleinen Bruders zu nähern, wurde sie eiskalt, und ihre grünen Augen funkelten ihn wütend an. Keine Chance, bei ihr zu landen, sie zu irgendetwas zu überreden. In den ersten Jahren ihrer Zusammenarbeit hatte Xavier die vermeintliche eine oder andere Chance zu nutzen versucht. Immer mit dem gleichen Ergebnis: Aus Coco, dem sanften Engel, wurde eine Furie vor dem Herrn. Mit Händen und Füßen, meist jedoch mit Worten, kämpfte sie darum, dass die Strukturen ihres Lebens in den Bahnen liefen, die sie geschaffen hatte. Und Xavier in ihrem Bett oder gar mehr hätte einen Umweg bedeutet, der zu viele gefährliche Kurven beinhaltete. Um seines Seelenfriedens willen – und um ernsthaften körperlichen Verletzungen aus dem Weg zu gehen oder gar der Gefahr, sie zu verlieren – hatte er es aufgegeben, sich andere Frauen gesucht und vergnügt. Nichts Ernstes, wie er zu betonen pflegte, aber er wäre schließlich auch nur ein Mann.

Doch im Stillen hatte er sich ihr geschworen. Seiner Coco. Sie teilte seine Leidenschaft für die Kunst. Aber war er dabei derjenige, der seiner Leidenschaft die Gelegenheit gab, über sein Leben zu bestimmen, war Coco die stille Genießerin. Es machte sie glücklich, einen alten Meister stundenlang anzusehen. Ihr Geist vollführte Freudensprünge, wenn sie für die Galerie ein berühmtes Gemälde ergattern konnte und es in diesen lichtdurchfluteten Hallen ausstellen durfte. Denn die Galerie lag auf dem Montmartre in einem mittlerweile durch Grundstücksspekulationen vollkommen überbewerteten Straßenzug. Das ehemalige Lagerhaus – zweistöckig – mit direktem Blick auf Sacré-Cœur, deren Dächer golden im Abendrot strahlten. Vor Jahren, als Xavier hier

begonnen hatte, ein Schnäppchen in wundervoller Lage. Trat man vor die Tür der Galerie, konnte man den herrlichen Blick über ganz Paris genießen. Sah man sich vor seinen Füßen um, dann spürte man den Geist der Kunst, der hier seit Jahrhunderten durch die mit Kopfsteinpflaster ausgelegten Gassen schwebte.

Xavier mochte die Mischung aus Touristen, die sich an heißen Sommertagen schwitzend und laut lachend durch die Gassen schoben, und den Künstlern, die ihre massenhaft gefertigten Bilder an kleinen Ständen feilboten und ihren Kunden mit dieser gelangweilten Arroganz eines Kreativen im Blick das Geld aus den Taschen zogen. Kunst war das sicher nicht, was dort angeboten wurde. Aber es war eine Kunst, wie diese Künstler sich dabei schlugen, ihr tägliches Brot damit zu verdienen. Die Maler, die mal eben das Dorf Montmartre aus ihrem Pinsel fließen ließen. Die Karikaturisten, die die Gesichter der Touristen auf lächerliche Art verzerrten, und die so Gescholtenen sogar noch dazu brachten, ihre Geldbörsen dafür zu öffnen.

Manchmal fand Xavier unter diesen Arbeitern an der Kunst ein echtes Juwel. Er glaubte daran, dass hier oben nicht nur Geld geschneffelt wurde. Nein. Für Xavier war es eine Lebensaufgabe, *den* Künstler, das absolute Talent zu finden und zu fördern. Und er hatte Erfolg damit. Wer konnte sich da noch mit so lächerlichem Kleinzeug wie Miete oder Tickets fürs Falschparken kümmern? Dafür gab es schließlich Coco. Doch auch hier war sie mehr: Coco hatte das nötige Fingerspitzengefühl für die Klassiker in seiner Galerie. Sie sorgte dafür, dass er mit den alten Meistern das Geld verdiente, das er mit seinen jungen und unbekanntem Künstlern mit vollen Händen ausgab. Coco hatte über die frühen Jahre eines deutschen Malers promoviert, und gleichzeitig war sie als Partnerin in die Galerie eingetreten. In ihrem Verständnis ihrer

Zusammenarbeit war sie allerdings immer seine Assistentin geblieben. Er war der Star und sollte dies auch bleiben. Ihre Dissertation war auf viel Interesse in der Fachwelt gestoßen, und ihr Name auf dem Türschild neben dem seinen war so etwas wie der Garant für Seriosität. Auch hier waren sie wie Feuer und Wasser: Xavier, der verrückte und geniale Galerist auf der einen Seite, und Coco, die fachliche Kompetenz auf der anderen.

Aber dieser Titel vor ihrem Namen stand auch für etwas, das ihn traurig und nachdenklich machte. Coco schien nur die Pflicht zu kennen. Der einzige Luxus in ihrem Leben war ihre ehemalige Dienstbotenwohnung, die sie hatte umbauen lassen. Sie kaufte keinen teuren Schmuck; ihre Kleidung war ihrer Position angemessen, aber nicht unbezahlbar; sie leistete sich keine Liebschaften, und wie es schien, gönnte sie sich nicht einmal ein Glas Wein außer der Reihe. Sie war das Pflichtbewusstsein in Person.

Xavier dachte daran, wie sie manchmal neben ihm stand. Während er die Installation eines Künstlers vorbereitete. Wenn sie dann mit ihrem – obligatorischen – Klemmbrett vor ihrem perfekten Busen, den Kopf seitlich neigte, ihre feuerrote Haarpracht dabei ihr schmales, aristokratisch blasses Gesicht umrahmte. In diesen Momenten, wenn sie ihm dabei zusah und das Werk betrachtete, dann zu ihm aufblickte und sagte, dass sie das Werk nicht verstehen würde, wollte er ihr die Kleider vom Leib reißen, damit diese Unschuld, mit der sie ihrem Unverständnis Ausdruck verlieh, endlich von ihr abfiel. Meist antwortete er, dass er es auch nicht verstehen würde, dass es aber einfach geil wäre, dieses Stück zu besitzen. Dass er sich ärgerte, weil Coco die Doppeldeutigkeit dieser Bemerkung entweder nicht verstehen wollte oder geflissentlich ignorierte, bestätigte ihm nur, wie sehr ihm diese

Frau ans Herz gewachsen war. Für gewöhnlich küsste sie ihn dann auf die Wange, lachte leise und ging zurück zu ihren Rechnungen und Katalogen. Ging dann hinauf in ihr Büro und zog sich zurück. In diesen Momenten fühlte er sich ihr näher als jedem anderen Menschen in seiner Umgebung. Dann war sie seine Coco.

Und nun wollte dieses Weib ein paar Tage Urlaub machen. Dabei waren sie doch erst gemeinsam auf der Ile de Re gewesen. Gut, wenn er ehrlich war, dann hatte Coco nicht wirklich frei gehabt. Schließlich hatten sie alle Hände voll damit zu tun, den Künstler, den er dort entdeckt hatte, davon zu überzeugen, hier in Paris auszustellen. Zudem hatte sie ständig Termine per Handy für ihn koordiniert, war auf Abruf bereit gewesen. Aber Urlaub, gerade jetzt? Wie sollte er das ohne sie schaffen? Die Ausstellung ebenjenes Künstlers stand bevor. Wenige Tage noch, dann würde hier im unteren Teil der Galerie die Hölle losbrechen. Bereits jetzt wurde gehämmert, gebohrt und gesägt, dass es eine freudige Last war, hier zu sein.

Coco war in diesen lauten Zeiten für das Wohl aller zuständig. Und sie tat dies mit beinahe mütterlicher Fürsorge. Sie hielt alles zusammen, wenn Handwerker, Künstler und Geldgeber aufeinandertrafen und sich in endlosen Diskussionen über die Kunst an sich ergingen. Sie schaffte es, dass Termine eingehalten wurden und trotzdem noch Zeit für einen Schwatz war. Da konnte sie doch nicht ausgerechnet jetzt gehen! Der Ersatz, den Coco aus den Reihen des Teams besorgt hatte, konnte sie nicht wirklich ersetzen, dessen war sich Xavier mehr als sicher. Ein paar Tage Urlaub waren sicherlich nicht zu viel. Wenn da nicht diese wirklich bedeutende Ausstellung gewesen wäre! Er hätte es ihr sicher lieber gestattet, wenn Coco danach ihren Urlaub angetreten hätte. Aber jetzt, ausgerechnet jetzt?

Xavier rief sich das Bild seiner persönlichen Assistentin ins Gedächtnis, die doch so viel mehr für ihn war, als das Wort jemals umfassen konnte, während er an seinem Schreibtisch Platz nahm: Gardemaß für ein musikalisches Modell, knapp über einen Meter achtundsiebzig groß, schlank, feuerrotes, langes, dichtes und leicht gelocktes Haar, grüne Augen und eine Figur, die manches Modell vor Neid hätte grün werden lassen. Doch sie war nicht perfekt, und das gefiel ihm so an ihr. Ihre Augen lagen etwas zu weit auseinander, ihre Lippen waren etwas zu schmal, und ihr Hintern war etwas zu breit. Trotzdem leckten sich einige Künstler in seinem Bekanntenkreis die Lippen, wenn sie Coco sahen, und nur zu gern hätten sie diese zu ihrer Muse gemacht.

Ein paar Tage Urlaub für Coco waren sicherlich nicht zu viel verlangt, versuchte er sich einzureden. Aber Xavier hatte sich quergestellt. Tagelang hatten er und Coco über diese „paar Tage“ einen Krieg geführt, der die Galerie in ihren Grundfesten hatte erzittern lassen. Er wollte und konnte nicht auf Coco verzichten. Konnte dieses Weib das nicht einsehen? Sie fehlte ihm jetzt schon. Nicht nur beruflich. Konnte diese Frau nicht verstehen, dass er nichts lieber tat, als sie anzusehen? Keine „kleine Jungenschwärmerei“ – nein: Xaviers Vorstellungen waren handfester. Nur sein Wesen eines Gentleman hatte bisher verhindert, dass er ihre Freundschaft und Fürsorge mit Füßen trat und einen weiteren Versuch startete, sie ins Bett zu bekommen. Xavier zuckte resigniert mit den Schultern. Der Gedanke an ihre für ihn so perfekte Figur hatte ihn erregt, und einen Moment dachte er darüber nach, die Vorhänge seines Glasturms zuzuziehen, um sich einem kleinen Orgasmus hinzugeben. Sein Phallus reagierte auf Coco immer gleich: Er richtete sich schon beim Klang ihres Namens auf und machte es unmöglich, Gespräche weiterzuführen.

„Nein“, dachte er, „Vorhänge zuzuziehen dauert zu lange. Ohne, jetzt, gleich und hier!“ Kurz sah er durch die leicht grünlichen Glasscheiben, die sein Büro umgaben, und rutschte dann mit seinem Bürostuhl so unter den Tisch, dass er mit seiner Hand genügend Platz haben würde, um sich seinen Phantasien bezüglich der Rothaarigen hingeben zu können.

Sachte strich er über die sich abzeichnende Beule in seiner Hose, seufzte in Gedanken ihren Namen und stellte sich gleichzeitig vor, wie er ihren wundervollen birnenförmigen Hintern mit einer kleinen fiesen Gerte bearbeiten würde. Es war nur ein kleiner Handgriff, und sein Geschlecht ragte aus der Öffnung seiner teuren Hose heraus. Mit einem schrägen Grinsen schielte er nach draußen, aber er war unentdeckt geblieben. Bisher. Er wandte sich wieder seinen Phantasien zu, in denen Coco ihm ihren Hintern entgegenreckte. Ein Schlag mit der Gerte wurde vom Streicheln seiner warmen Hände über das gepeinigte Fleisch begleitet. Und Coco stöhnte leise, wenn sie die Zärtlichkeiten erhielt.

Xavier rieb über seinen Schaft. Die Spitze seines Phallus war bereits feucht und schien vor Kraft nur so zu strotzen. Die Bewegungen in seinem Schritt passten sich dem Grad der Erregung Cocos in seiner Vorstellung an, die unter der Behandlung seiner Gerte immer feuchter geworden war. Schlagen, streicheln, zwischen ihren Schenkeln nachfühlen, ob die gewünschte Reaktion auch erreicht wurde; das war die immer gleiche Reihenfolge in seinen Phantasien. Coco wurde feuchter und Xavier atmete heftiger. Genau so würde er sie irgendwann auch real bearbeiten. Und er hoffte, dass sie sich ihm genauso hingeben würde. Seine Gedanken hatten seinen Penis noch härter werden lassen, und während er weiter darüber rieb, stieß seine heiße Spitze immer wieder an die Unterkante des Tisches. Etwas, das ihn so erregte,

dass er sich in seiner Vorstellung nicht einmal mehr mit Coco vereinigen konnte. Er spürte, wie sich seine Hoden zusammenzogen und seine Säfte über seine Hände liefen. Mit einem kehligen Stöhnen – unterdrückt, doch hörbar – kam er und senkte schwer atmend den Kopf. In Gedanken zählte er bis zehn, nahm ein Taschentuch aus der Hosentasche und säuberte sich. Mit einem – wie er meinte – unauffälligen Blick zur Seite vergewisserte er sich, dass niemand ihn beobachtet hatte.

„Xavier, du bist ein Arschloch“, stellte er leise fest. „Wie kannst du die Gute nur als Wichsvorlage benutzen?“ Aber jetzt konnte er wieder klar denken.

Zum Glück für ihn hatte niemand seine Aussage gehört. Jetzt konnte er sich wieder dem zuwenden, was er vorher getan hatte: verzweifelt darüber sein, dass seine Coco sich gegen seine Anordnung gewehrt hatte und er nun auf sie verzichten musste. Denn da war nicht nur die neue Ausstellung. Xavier hatte eine Faxbestätigung auf ihrem Tisch liegen sehen und sich sofort Sorgen gemacht. Er kannte dieses Hotel. Er kannte ebenso die Gepflogenheiten der Gäste dort. Coco passte nicht dorthin, und er musste davon ausgehen, dass sie keine Ahnung hatte, was sie da gebucht hatte. Auch – oder gerade deshalb – hatte er sich gegen ihre Auszeit gewehrt. Nur konnte er ihr den wahren Grund nicht sagen und hatte die Vernissage vorgeschoben. Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück und klopfte sich innerlich selbst auf die Schulter, denn er fand, dass er sehr überzeugend gewirkt hatte. Nicht überzeugend genug für Coco.

„Je mehr ich mich ...“, dachte er und brach den Gedanken resigniert ab. Die Geschichte kannte man ja nun zur Genüge und er sowieso.

Natürlich würde er sich irgendwie arrangieren, aber er würde sie

vermissen und sich Sorgen machen. Zum wiederholten Male ermahnte er sich. Was waren schon ein paar Tage? Der Nervenkrieg, den er mit Coco ausgetragen hatte, hatte Spuren hinterlassen. Während er an seinem Schreibtisch saß, sah er durch die großen verglasten Türen, und insgeheim freute er sich über den Trubel dort auf der unteren Etage.

Er hatte lamentiert, gefleht, ihr mit Kündigung der Freundschaft gedroht, wenn sie wirklich diese paar Tage Urlaub nehmen würde. Aber schlussendlich hatte ihre Sturheit gesiegt und er klein beigegeben – offiziell zumindest. Im Stillen ärgerte er sich über ihr Vorhaben immer noch. Aber es half nichts. Wenn er ihr wirklich kündigen würde, wäre es nicht ihr Schaden, sondern sein eigener. Also würde er sich in den nächsten Tagen mit diesem flachen Ersatz vor seiner Tür abfinden müssen. Hoffentlich konnte die Dame wenigstens Kaffee kochen! Und er würde sich etwas einfallen lassen müssen, damit ... Aber auch diesen Gedanken brachte er nicht zu Ende. Er würde einen Weg finden. Sicher. Irgendwie.

2

Coco Mirabeau hatte ihre Akten in das Büro ihrer Vertretung gebracht und sortierte sie nun auf einem kleinen Tisch.

„Hat er wieder gemeckert?“, fragte ihre Kollegin Dianne amüsiert, als sie Cocos Gesichtsausdruck sah. Coco lachte.

„Er hat“, antwortete sie mit einem Blick zur Uhr. „Fünf Minuten noch, und dann bin ich weg. Glaubst du, du kommst klar?“ Coco musterte ihre Kollegin zweifelnd, doch diese lachte.

„Mädchen“, stöhnte Dianne, „du hast mir in den letzten Tagen quasi alles aufgemalt. Du hast den Worst Case skizziert und mir sämtliche Telefonnummern, die ich wahrscheinlich nie im Leben

brauchen werde, an allen möglichen und unmöglichen Orten deponiert. Was soll also schiefgehen?“ Dianne lachte breit und schüttelte den Kopf.

„Ich sage dir, was schiefgehen kann: Er wird dich so lange nerven, bis du mich vollkommen verzweifelt und heulend im Hotel anrufst und auf Knien anbettest, meinen Aufenthalt dort zu unterbrechen.“ Dianne schüttelte den Kopf.

„Nein, werde ich nicht. Im Gegensatz zu dir, Süße, weiß ich, wie man Türen hinter sich zuschlägt.“ Sie tätschelte Cocos Schulter und schob sie dann in Richtung Tür. „Die fünf Minuten sind um. Pack deine Tasche, und verzieh dich durch den Hinterausgang! Den Rest mache ich.“

Coco nickte, griff nach ihrer Tasche, und mit einem letzten Blick den Gang hinauf in Richtung Xaviers Büro verschwand sie tatsächlich.

„Ein komisches Gefühl“, dachte sie, während sie durch den langen stickigen Flur zum Notausgang hinunterlief. „Drei Tage und ein Wochenende nicht an den ganzen Stress hier denken, drei freie Tage und ein Wochenende nur verwöhnen lassen. Kein Xavier, keine Künstler mit überdimensionalem Ego, keine Handwerker, einfach rein gar nichts.“ Sie stieg in ihren Mini und gab dem Wagen etwas heftiger die Sporen, als sie es eigentlich beabsichtigt hatte. Das Quietschen der Reifen hallte durch die Tiefgarage und rief den Parkplatzwächter auf den Plan. Als dieser Coco erkannte, lachte er und winkte sie durch die Schranke, um ihr ein „Jetzt aber schnell weg, bevor er es sich anders überlegt!“ hinterherzurufen. Zwanzig Minuten später hatte sie sich durch den Pariser Verkehr gequält, drei Stockwerke mit dem Aufzug, die letzten beiden Etagen zu Fuß erklommen und öffnete nun die Tür zu der Wohnung, die vor Urzeiten einmal ein Dienstbotenapartment

gewesen war und unter dem Dach des Hauses lag.

Vor Jahren hatte sie dieses Prunkstück gefunden und aufwendig modernisieren lassen. Nun war es endlich das viele Geld, das sie dafür hatte zahlen müssen, wert. Die drei Zimmer erstreckten sich über zwei Etagen, die über eine große metallene Wendeltreppe miteinander verbunden waren.

In lauen Sommernächten konnte man auf dem kleinen Balkon vor Cocos Schlafzimmerfenster die Lichter der Stadt bei einem Glas Rotwein genießen, ohne dass man beobachtet wurde. Die Geräusche der Straßen spendeten dabei ein Konzert der Oberklasse, und das Lachen der Passanten, das vom Trottoir heraufklang, erzählte von einem Leben, das Coco nicht kannte. Leichtfüßig tänzelnd, hüpfte sie gut gelaunt durch die Räume der kleinen Wohnung, und ab und an warf sie noch einige Sachen in ihren Koffer, der geöffnet auf ihrem Bett lag. Sie griff nach ihrem Bikini, den sie sich neu gekauft hatte, nachdem der alte ein mehr als trauriges Bild abgegeben hatte.

Sie hielt sich das kleine Kleidungsstück an und drehte sich vergnügt vor ihrem Spiegel. Urlaub ... freie Tage. Sie hatte es immer vorgehabt, aber irgendwie fehlte jedes Mal die Gelegenheit, und wenn der richtige Zeitpunkt kam, war es Xavier, der ihr einen Strich durch die Rechnung machte. Aber diesmal war sie hartnäckig geblieben. Diesmal hatte er sich an ihrem sturen Kopf verbissen. Coco war selten zickig. Sanftmütig wie ein Kalb, hatte ihr Vater immer gesagt, würde es eher treffen. Aber sie wusste, dass sie kaum in der Lage war, sich gegen Xavier durchzusetzen. Also hatte sie beschlossen, ihre Fürsorge, die sie ihm sonst zuteilwerden ließ, auf ein Minimum zu beschränken. Ihr Verhältnis, das immer zwischen Bruder und Schwester oder potenziellem Liebhaber und Geliebter rangierte, hatte Coco

merklich abkühlen lassen. Etwas, das Xavier nicht akzeptieren konnte. Seine Bemühungen, sie zum Wahnsinn zu treiben, hatte er verstärkt. Aber sie war standhaft geblieben. Und allein aus diesen ständigen Streitereien, die ihre Ressourcen aufgebraucht hatten, hatte sie sich den kurzen Urlaub verdient.

Sicher, als seine Assistentin sah sie die wundervollsten Orte auf der Welt, und dank ihrer Fähigkeit, immer und überall abschalten zu können, konnte sie auch aus diesen Reisen immer etwas Erholung ziehen. Aber sie war jetzt seit so langer Zeit Assistentin und Geschäftspartnerin, Tag und Nacht für Xavier erreichbar. Coco fühlte sich wie eine alte Ehefrau, und diesen Umstand wollte und musste sie ändern. Sie wollte ihn nicht. Ja, sie musste aufpassen, dass er die Galerie mit seinen Phantastereien nicht vor die Wand fuhr. Xavier brauchte in diesen Dingen ein führendes Händchen. Dazu war sie da. Auch wenn er immer wieder versuchte, sie ins Bett zu bekommen: Bisher konnte sie diese Avancen elegant, aber äußerst direkt abschmettern.

Ja, sie war seine Assistentin, nicht seine Geschäftspartnerin, nicht seine Teilhaberin, nein: Sie war die Assistentin – immer gewesen und wollte es auch bleiben. Selbst wenn Xavier beinahe gebetsmühlenartig etwas anderes behauptete. Aber etwas Abstand zu ihm brauchte sie jetzt einfach. Sie legte den Bikini zurück zu den anderen Sachen in den Koffer und holte aus dem Kühlschrank ihrer Kochnische eine Flasche Rotwein.

Sie schenkte sich ein und las währenddessen in dem Prospekt des Hotels. Vor ein paar Jahren – sie war noch ganz neu in der Galerie gewesen – war ihr ein solcher Prospekt schon einmal in die Hände gefallen, und sie hatte ihn aufbewahrt. Coco war sich nicht ganz sicher, warum, aber dieses Foto des Gebäudes auf der ersten Seite hatte etwas wunderbar Altmodisches und erinnerte sie an einen

Werbespot für ein Parfüm, der ihr besonders gut gefallen hatte. Vielleicht hatte sie den Prospekt deshalb aufgehoben. Immer wieder hatte sie den Flyer in den letzten Jahren in die Hand genommen und davon geträumt, wie es wäre, wenn sie den „Full Service“ in Anspruch nehmen könnte. Der Original-Flyer lag mittlerweile abgegriffen und speckig in ihrer Schreibtischschublade.

Sie griff nach der Buchungsbestätigung und wunderte sich wieder einmal über die unzähligen Seiten an Kleingedrucktem, die dem Schreiben beigelegt waren. Sie hatte diese überflogen, aber irgendwann taten ihr die Augen weh, und sie hatte die Seiten weggelegt. Das Hotel, im Departement Aquitanien gelegen, versprach alles, was man sich von einem First-Class-Hotel nur wünschen konnte: Spa-Bereiche, exotische Massagen, Restaurants, die den Gaumen mit internationalen Speisen verwöhnen wollten. Coco freute sich auf den Kurztrip und bedauerte gleichzeitig, sich nicht schon früher bei Xavier durchgesetzt zu haben. Sie brauchte Ruhe. Ruhe und Abstand von der Galerie, von Xavier und von ihrem einsamen Leben hier in Paris.

Doch das sollte sich nun ändern. Der Kurztrip würde sie ein Vermögen kosten, aber da sie in den letzten Jahren kaum dazu gekommen war, ihr Gehalt auszugeben, konnte sie nun ein wenig großzügiger sein. Coco hatte sich eine vollkommen neue Garderobe zugelegt und dann das beste Angebot dieses Hotels gebucht. Sie nahm einen Schluck Wein und betrachtete noch einmal die Front des Hotels auf der Abbildung. Nun fiel ihr auch wieder ein, um welchen Werbespot es sich damals gehandelt hatte, und sie schmunzelte. Ein Fläschchen dieses teuren Parfüms stand auf ihrem Kosmetiktischchen. Ungeöffnet, wohlgemerkt, aber das würde sich morgen ändern. Denn morgen in aller Frühe würde sie

sich in ihren Mini setzen und losfahren und sich vorher ein paar Tropfen dieses edlen Dufts quasi zur Steigerung ihrer eigenen Vorfreude gönnen. Sie konnte es kaum erwarten. Ein paar Tage, fernab von allem. Und sie hatte sich selbst versprochen, jede einzelne Minute zu genießen.

3

Coco hatte ihren Koffer im Wagen verstaut und den Wohnungsschlüssel bei ihrer Nachbarin abgegeben. Seit einer Stunde befand sie sich nun auf der Autobahn in Richtung Süden. Sie fuhr gemächlich, und die Vorfreude auf ihre Auszeit machte sie kribbelig. Die Landschaft flog an ihr vorbei, und die Musik im Radio bildete den perfekten Hintergrund für den ersten Tag einer Urlaubsreise. Ihr Navigator piepste, und eine Frauenstimme meldete sich zu Wort. Coco fuhr von der Autobahn ab, und nun ging ihre Reise über Landstraßen weiter. Weite Felder, die von kleinen, niedrigen und steinernen Mauern umgeben waren, luden sie zu einer Pause ein, und in einem Restaurant an einer Rue Nationale legte Coco eine Rast ein.

Die Bedienung war leidlich freundlich, doch das Essen war gut und entschädigte für die fehlende Bereitschaft der Bedienung, sich ihr Trinkgeld redlich zu verdienen. Das Restaurant war klein und heimelig eingerichtet. Außer Coco saßen noch zwei weitere Personen an den Tischen in dem kleinen Gastraum, und sie schätzte, dass die beiden Männer Außendienstmitarbeiter waren. Einer erregte ihre Aufmerksamkeit – nicht aufgrund seines Aussehens, sondern weil sie meinte, diesen Bart schon einmal irgendwo gesehen zu haben. Eine leichte Gänsehaut krabbelte ihren Rücken hinunter, und nach ein paar Minuten schalt sie sich selbst eine Idiotin, denn sie wusste, dass auch noch andere Männer als

Xavier einen solchen Bart trugen. Schließlich widmete sie sich ihrem Essen. Selbst hier schien er sie zu verfolgen.

Nachdem Coco wieder aufgebrochen war, schlängelte sich die Landstraße durch sanfte grüne Hügel, und hier und da fuhr sie durch kleine Ortschaften, die aus nicht mehr als einem oder zwei Häusern bestanden. Die Sonne schien, und am blauen Himmel war nicht ein Wölkchen zu sehen. Der perfekte Tag. Während Coco die Landschaft mit ihren Farben in sich aufsaugte, schob sich Xaviers Gesicht in ihre Erinnerung. Seit fünf Jahren war sie seine Vertraute, sein Schatten bei allem, was er tat. Und ja, wenn sie ehrlich zu sich war, dann war sie auch einmal in ihn verliebt gewesen. Ganz am Anfang. „So, wie es sich für eine ‚gute Assistentin‘ gehört“, dachte sie schmunzelnd.

Sie mochte seine Art, mit Menschen umzugehen, wie er sich für sie und ihre Werke begeistern konnte. Mit kindlichem Enthusiasmus saugte er alles Neue in sich auf, und wenn ihn einmal etwas begeistert hatte, dann war er kaum davon loszueisen. Es hatte lange gedauert, bis Coco ihn durchschauen konnte, seine kleinen Geheimnisse entdeckte. Wie etwa, dass er der schludrigste Mensch war, der ihr je untergekommen war. Coco liebte seine kleinen Ticks und Macken, die er doch so sehr versuchte unter dem Deckmantel des Mäzens zu verstecken. Xavier war einer der letzten Gentlemen in diesem Geschäft. Er selbst war nicht wirklich schön zu nennen. Nein, nicht einmal besonders gutaussehend: groß, schlank, ein wenig dünnhäutig und blass, und sein Bart, der an ein Porträt von Ludwig II. erinnerte, unterstrich seine eher zart und gebrechlich wirkende Gestalt. Seine Haare standen trotz guter Pflege mit wüsten Locken von seinem Kopf ab und, ob es eine Frage des Alters oder der Eitelkeit war – er ließ sich diesen Schopf nicht kürzen. Eines seiner Markenzeichen war der „genervte Griff“ in die

Haare, um die Pracht auf seinem Kopf wieder in geordnete Bahnen zu lenken. Sinnlos, wie Coco grinsend bemerkte. Doch diese „Macke“ ließ den Meister der schönen Künste mehr als menschlich erscheinen. Da es kaum Fotos von Xavier gab, waren die meisten Menschen, die er in seiner Galerie kennenlernte, eher negativ erstaunt denn erfreut, in ihm ihren Türöffner zur großen bunten Welt der Berühmtheiten gefunden zu haben.

Aber die Art, wie er die Menschen umsorgte und sie sich gut fühlen ließ, machte aus ihm einen wunderschönen Menschen. Seine Stimme, sein Auftreten, seine Aufmerksamkeit – all dies formte einen Mann, der in sich ruhte und von innen heraus strahlte. Wenn es Entscheidungen zu treffen gab, war da kaum jemand, der es wagte, Xavier zu widersprechen. Sein Umfeld wusste um seine Präsenz. Als Chef einer der renommiertesten Galerien der Welt durfte er sich einige Spleens leisten. Aber jeder, der ihn kannte, nahm diese Spinnereien mit Humor und der gehörigen Portion Sympathie für diesen Mann hin. Wenn sich Xavier für eine Person interessierte, dann konnte sich dieser Jemand sicher sein, die volle Aufmerksamkeit zu erhalten. Zumindest bis zu dem Zeitpunkt, an welchem Xavier das Interesse verlor, weil er feststellte, dass dieser Künstler eben auch nur ein Mensch und kein Gott war und somit genauso banal wie die meisten anderen auch. Eine Enttäuschung, mit der Xavier immer wieder leben musste, die ihn die Suche jedoch nicht beenden ließ.

Am Anfang ihrer seltsamen Beziehung war Coco also von diesem Mann fasziniert gewesen. Es war so aufregend, neben ihm zu stehen und dazuzugehören. Ein Teil seiner Maschinerie zu sein. Die Form der Macht, die er über seine Künstler besaß, empfand sie als äußerst erregend. Viele Nächte lang spielte Xavier damals in ihren Träumen eine tragende Rolle. Manchen Orgasmus, den sie

sich in ihrer Einsamkeit gönnte, hatte sie indirekt ihm zu verdanken. Aber diese Zeiten waren längst vorbei. Für sich hatte sie irgendwann festgestellt, dass sie nicht mit diesem Wirrkopf würde leben können. Seine Avancen hatten ihr geschmeichelt, doch nachgeben würde sie ihnen niemals.

Nach einer weiteren Stunde Fahrt nahmen die Hügel noch etwas sanftere Formen an, und man konnte bereits die salzige Luft des Meeres riechen. Ein paar Möwen am Himmel begleiteten Coco während ihrer Fahrt, und in ihr breitete sich ein Glücksgefühl aus, das sie lange nicht mehr empfunden hatte. Die Straße machte eine letzte Biegung, und vor ihr lag das Hotel, viel schöner, als der Prospekt es je hätte abbilden können. Der vierstöckige Bau aus dem letzten Jahrhundert war im viktorianischen Stil gehalten, und die Front, die Coco nun in ihrer ganzen Pracht bewundern konnte, war über und über mit kleineren Fenstern übersät, welche halbrunde bunt gestreifte Überdachungen zum Schutz gegen die Sonne zierten.

Hinter dem Hotel war nichts zu sehen. Keine Felswand, keine erkennbare Begrenzung. Dort, wo das Hotel stand, schien es, als würde die Welt zu Ende sein. Nichts als weiter, wolkenloser Himmel. Ein wirklich grandioser Anblick. Coco fuhr die schmale Straße hinunter, und ihr Mini glitt über die Auffahrt zum Hotel hinauf. Der Eingangsbereich war ebenfalls mit einer bunten halbrunden Überdachung versehen, und darunter stand ein Portier in Livree und wartete auf Gäste.

Als Coco mit ihrem Wagen direkt vor dem Mann hielt, bemerkte sie seinen erstaunten Blick. Verwirrt gab sich der Mann einen Ruck und öffnete ihr die Wagentür. Coco amüsierte sich. Es war anscheinend unüblich, dass weibliche Gäste allein anreisten, dachte sie bei sich und stieg aus.

„Würden Sie bitte meine Koffer hineinbringen und meinen Wagen parken?“, erinnerte sie den Portier an seine Aufgabe und übergab ihm den Schlüssel für ihren Wagen. Beschwingt und mit einem Lächeln auf den Lippen betrat sie das Foyer. Für einen Moment nahm die üppige Ausstattung des hohen Raumes ihr den Atem. Er war wunderschön, und Coco fand, dass dieses Hotel jeden Cent wert sein würde. Auch hier im Innern herrschte der viktorianische Stil vor. Überall war Marmor verarbeitet worden, und große exotische Pflanzen ließen einen vermuten, dass man eher inmitten eines botanischen Gartens stand denn in einer Hotelloobby. An den weitläufigen Raum schlossen sich einige kleine Nischen an, die augenscheinlich als Kaffeehaus genutzt wurden.

An den kleinen Marmortischen saßen vereinzelte Gäste und ließen sich die Leckereien der Küche schmecken. Coco war stehen geblieben und hatte sich diesen zauberhaften Ort staunend angesehen; sie löste sich von dem Anblick und ging hinüber zur Rezeption. Auch hier konnte sie das Erstaunen des Mannes hinter dem Tresen förmlich mit der Hand greifen. Langsam kam sie sich seltsam vor.

War es wirklich so ungewöhnlich, dass eine Frau allein reiste? Auch wenn sie von der Örtlichkeit in ein anderes Jahrhundert versetzt worden war, Coco war immer noch eine moderne Frau, die durchaus selbst ihren Urlaubsort ansteuern konnte.

Noch war sie weit davon entfernt, säuerlich über die Reaktionen zu reagieren, aber ein Anflug von Unverständnis erlaubte sie sich doch.

„Sie wünschen?“, fragte der vollkommen verwirrte Mann an der Rezeption und versuchte, wenigstens den Anschein von Höflichkeit zu wahren.

„Mirabeau, ich hatte reserviert.“ Coco gab sich Mühe, ihren

langsam aufsteigenden Ärger zu unterdrücken. Der Mann nickte und bemühte seinen Computer, er tippte ihren Namen ein und lächelte dann.

„Willkommen, Madame Mirabeau, bitte entschuldigen Sie meine Überraschung ...“ Er legte eine kleine Pause ein, in welcher er weiter in seinem PC nach etwas suchte, dann schüttelte er den Kopf und wandte sich wieder an Coco.

„Madame Mirabeau, laut unseren Unterlagen haben Sie den ‚Full Service‘ unseres Hauses gebucht ...?“

Coco nickte, langsam wurde es ihr zu bunt.

„Und?“, fragte sie mit leicht aggressivem Unterton.

„Nun, bitte entschuldigen Sie noch einmal“, der Mann lachte unsicher, „aber unser Full Service beinhaltet den Transfer von Ihrem Wohnort zu unserem Hotel. Unsere Gäste nutzen diesen für gewöhnlich sehr gern und reisen nicht mit dem eigenen Wagen an ...“

Jetzt war es an Coco, verständnislos dreinzuschauen, und der Mann an der Rezeption fuhr fort.

„Der Full Service beinhaltet eine Betreuung vom ersten Tag Ihres Aufenthaltes an. Und dieser beginnt nach unserem Verständnis bereits mit der Abreise von Ihrem Wohnort.“ Coco schüttelte den Kopf. Sie verstand immer noch nicht, was der Mann von ihr wollte.

„Haben Sie denn das Kleingedruckte in unserer Buchungsbestätigung nicht gelesen, Madame Mirabeau?“

Der Mann schien der Verzweiflung nahe, denn seine Stimme klang nun leicht hysterisch. Abermals schüttelte Coco den Kopf.

„Hätte ich das tun sollen?“ Der Mann ihr gegenüber nickte hektisch.

„Wir haben einige Besonderheiten, die sonst kein anderes Hotel bietet, und darauf sind wir sehr stolz.“

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Ana Riba

Coco – Ausbildung zur O

Erotischer Roman

Leseprobe aus Ralf Sartoris „Tango: Die Essenz“

Über dieses Buch:

Von den Medien wird er oft nur als „erotischster aller Tänze“ bezeichnet. Doch Tango ist weit mehr: ein Lehrer für die Kunst des Lebens und den weisen Umgang mit den Kräften des Eros‘. Ralf Sartori erklärt erstmalig die dem Tanz eingeschriebene Weisheit – denn die Einzigartigkeit des Tangos erschließt sich demjenigen, der seine Elemente kennt, seine Prinzipien und seine ganz besondere Bewegungsarchitektur. Abgerundet werden die erstaunlichen Einsichten durch Einblicke in die Geschichte des Tangos, von seinem Ursprung bis in die Gegenwart, pendelnd zwischen der La-Plata-Region von Buenos Aires sowie Monte Videos und dem Rest der Welt.

„Für mich ist der Tango eine Sprache, die ganz ohne Worte auskommt, in der Mann und Frau direkt über Dinge miteinander sprechen können, die sich mit Worten ohnehin nur höchst unzureichend ausdrücken lassen.“ Ralf Sartori

Ralf Sartori

Tango: Die Essenz

49 Maximen für den tanzenden Eros

Es braucht zwei für Tango

Ein eher männlicher Prolog

„Die Frau kommt immer zuerst“ lautet die wichtigste Regel im Tango, denn sie steht im Mittelpunkt des tänzerischen Geschehens. Deshalb kommt sie *hier* auch an *zweiter* Stelle: Um ihr in diesem gemeinsamen *Einleitungs-Tango* nämlich das *letzte* Wort zu überlassen.

Unser Buch widmet sich vor allem der dem Tanz eigenen *Weisheit* des Tangos vom Rio de la Plata. Kann ein Paartanz, also ein Bewegungssystem, das der wechselseitigen Kommunikation, dem Dialog und Ausdruck dient, *selbst* weise sein – woraus sich gegebenenfalls folgern ließe, dass Tango auch so etwas wie ein *eigenes Wesen* besitzt? Diese Behauptung mag vielleicht auf den ersten Blick verwundern: Doch kennen wir nicht auch die Weisheit einer verbalen Sprache, deren Worten und Begriffen ebenfalls tiefere Bedeutungen innewohnen?

Anregung zu dieser Arbeit gab mir die permanente und deutliche Erfahrung in meinem Tango-Unterricht, dass es gar nicht möglich ist, über die verschiedenen Aspekte der Tanztechnik zu sprechen, diese zu analysieren und zu beschreiben, ohne dabei unwillkürlich einen Subtext mit essenziellen Aussagen über das Leben und eine gewisse *ideelle Form des Eros* zu aktivieren und mit ins Spiel zu bringen, die den Tango durch und durch auszuzeichnen scheint. Nun werden sich viele *Tangueras* und *Tangueros* – und davon möchte ich mich selbst keineswegs ausnehmen, ganz entschieden verwahren: gegen jegliche klischeehafte Etikettierung des Tangos als „erotischsten aller Paartänze“, wie sie ebenso gebetsmühlenhaft wie inhaltsleer und in der Regel nur von purer Ahnungslosigkeit zeugend in den Medien immer wieder benutzt wird, wenn es darum geht, den Tango in der einen oder anderen –

doch letztlich immer gleichen – Weise zu vermarkten. Doch ist hier *nicht in diesem Sinne* vom „Eros“ die Rede. In welchem aber dann? Dazu kommen wir gleich. Betrachten wir erst noch kurz den Hauptstrang und die Struktur dieses Buchs, dann werden darin, sozusagen zur Untermauerung der eben dargelegten Thesen, die wesentlichen Bestandteile sowie sämtliche Grundlagen und Prinzipien der Tanztechnik – alles, was zur Bewegungsarchitektur des nicht standardisierten Original-Tangos gehört – detailliert und so genau wie möglich dargestellt und in ihren Wirkungszusammenhängen erklärt, wobei sich auch dessen besondere Wesensmerkmale und Einzigartigkeit greifbar abzeichnen. Dies geschieht in Form von kurzen anschaulichen Beschreibungen all dieser Aspekte der Tanztechnik, welcher in ihrer Gesamtheit – so wird es hier vertreten – universale Prinzipien und Grundeigenschaften des Eros in idealtypischer Ausformung *eingeschrieben* sind.

Aus diesen Beschreibungen werden – in einem zweiten Schritt – die in der Technik enthaltenen essenziellen Aussagen wiederum herausdestilliert, die gleichsam als Anregungen und Leitgedanken für ein gelingendes Leben wie auch für die Themenbereiche zwischenmenschlicher Beziehungen gelten können. So soll in diesem Buch der Tango *selbst* im Mittelpunkt stehen – als möglicher Lehrer für die Kunst des Lebens und einen weisen Umgang mit den Kräften des Eros. So weit erst einmal zur technischen *Innenperspektive* des Tanzes, zu dessen Erkenntnis- und Weisheitspotenzial.

Dieser Tanz wird hier aber auch – in all seinen innermenschlichen und äußeren *Austragungsfeldern* – als Bühne *und* Parkett des Lebens betrachtet. Seit jeher wird ihm nachgesagt, dass er das Leben in all seinen Facetten spiegelt und dessen Mikrokosmos

darstellt. Letztlich dürfte genau diese Eigenschaft des Tangos die weitere Akkumulation des inneren Gehalts seiner Technik in dessen Entstehungszeit und Frühphase bewirkt haben. Daher spannt sich auch der Bogen der Geschichte noch als Themenfaden durch das ganze Buch, von der Ursprungszeit bis heute, immer pendelnd zwischen der „La-Plata-Region“ und dem Rest der Welt.

Doch an zentraler Stelle geht es hier um eine gründliche Analyse der Technik und darum, in ihrer Bildhaftigkeit zu *lesen* beziehungsweise diese einfach *sprechen* zu lassen. Denn aus ihr kristallisiert sich dabei von allein – ohne die Notwendigkeit philosophischer Spekulation oder weithergeholter Interpretationen – eine anschauliche und lebensnahe Weisheitsschule, mit vielfältigen Überschneidungen zu östlichen Lehren wie jener des *Zen* und der Samurai-Künste. Dass die Potenziale des Tangos vom Rio de la Plata tatsächlich dazu angetan sind, diese Dimensionen anklängen zu lassen und nahezubringen, liegt – unter anderem – daran, dass sich mit diesem Tanz ein ähnlich offen gestaltbares nonverbales und zugleich dialogisches Kommunikationssystem ausgebildet hat wie in den ebenfalls auf Ganzheitlichkeit ausgerichteten östlichen Kampfkünsten, zu denen er noch weitere verblüffende Parallelen aufweist. Auch das mag überraschen, doch dass ein und dieselben Prinzipien konträr angewandt werden können, einmal im Kampf, ein andermal im Tanz, bedeutet noch lange nicht, dass sie deswegen unterschiedlicher Natur zu sein brauchen. Welche das sind, worin die Parallelen bestehen und wie beides im Tango integriert ist, wird beim Blick in dessen Entstehungsgeschichte noch beleuchtet.

Zudem bringt dieser Tanz die universalen Prinzipien des Eros differenziert zum Ausdruck und verkörpert sie in ihrer Ganzheit; Prinzipien, die den Kosmos wie auch die menschliche Existenz

durchwirken und durchwalten. Gemeint ist hier natürlich nicht der banalisierte und eindimensionierte Eros, wie er uns in der kommerziellen Sphäre, nach der Devise *Sex sells*, gegenübertritt, sondern der eigentliche, wahre, der für die mystisch numinose Urkraft steht, welche die für das gesamte Sein bestimmenden Polaritäten (entsprechend der östlichen Yin-Yang-Lehre, bzw. der T'ai-Chi- Philosophie) auf höherer Ebene zu vereinen strebt. In dieser Eigenschaft kann *Eros* unser Bewusstsein weiten, den Gehalt an Freiheit innerhalb der Dualität erhöhen und dem Umgang mit ihr eine neue Qualität verleihen.

Die Begriffe „Liebe“ und „Eros“, „Verlangen“, „Sehnsucht“ und „Leidenschaft“ ziehen sich, stets rückgebunden an die Themenfelder des Tangos – wenn auch nicht immer ausdrücklich –, durch das ganze Buch, dessen letztes Kapitel damit eingehend befasst ist. Die Entscheidung dazu fiel nicht gerade leicht, bedenkt man, wie sehr sie doch von den Medien bereits *abgelutscht* und zum allgemeinen Gebrauch verflacht worden sind, so dass man sie eigentlich am liebsten gar nicht mehr in den Mund nehmen möchte. Gerade deshalb erscheint es jedoch wertvoll, sie von Zeit zu Zeit zu reinigen und wiederherzustellen. Und wenn wir über Tango sprechen, kommen wir in der Tat nicht drum herum, da sich ihre Bedeutungsinhalte in vielfältiger Weise in dessen Formen widerspiegeln, der Tango sie, im wahren Sinne des Wortes, *verkörpert*.

So wie es sich also darstellt, bildet der „Eros“, mit seinen Merkmalen „Verlangen“, „Sehnsucht“ und „Leidenschaft“ – in Verbindung mit der besonderen Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Tangos – letztlich die Triebfeder dafür, dass sich mit diesem ein so grunddialektischer Tanz herausgebildet hat, in dem es andauernd und auf sämtlichen Ebenen

um dessen Hauptthemen „Gegensatz-Vereinigung“, das heißt um „Synthese“, „Mitte“ und „dynamisches Gleichgewicht“ geht und der sich daher voller (vermeintlicher) Paradoxien darstellt.

Augenscheinlich zeigt sich *diese* Wesensseite bereits in seiner äußeren Form des gleichberechtigten Dialogs, welcher sich auf der Grundlage ineinander verschränkter komplementärer Rollen von „Führen“ und „Folgen“ entfaltet, welche sich auf ihrer Metaebene jedoch wiederum völlig umkehren.

In diesem lautlos wandelnden Idiom gibt es keinerlei Schablonen und Absprachen. Jeder Ablauf ist frei führbar, daher auch im spontanen Dialog zwischen den beiden Tanzenden – und entsprechend den Erfordernissen auf der Tanzfläche – veränderbar. Keine zwei Tangos sind deswegen in ihren Bewegungsabläufen gleich, umso weniger, wenn die Tänzer auch noch kreativ sind. So ist der Tango (zumindest von seinem Potenzial aus) tänzerisch ebenso unerschöpflich wie auf philosophisch reflektierender und poetischer Ebene.

Und wie der Eros, so bildet auch er mit seiner inneren Struktur – in Einheit mit der Musik und den Eingebungen des unentwegt fließenden tänzerischen Moments – ein geheimnisvolles Drittes, ein Medium mit metaphysischer Dimension, das sowohl Mann und Frau als auch die Grundpole „männlich“ und „weiblich“ (in all ihren archetypischen Manifestationen und Ausprägungen) verbindet wie auf höherer Ebene eint. Um dieser Eigenschaft Ausdruck zu verleihen *und* die unüberschaubare Weite auf dessen *Parkett*, sowohl formal wie literarisch, anzudeuten, beginnt dieses Buch mit *zwei* Vorworten, einem eher männlichen und einem überwiegend weiblichen.

Der sich daran anschließende Hauptteil setzt sich aus Beschreibungen der grundlegenden Aspekte der tänzerischen

Kommunikation zusammen, von denen jeweils 49 philosophische Kernaussagen beziehungsweise Sinnsprüche für das persönliche Leben abgeleitet werden. Diese finden sich immer den technischen Beschreibungen vorangestellt, durchdringen diese aber auch in etwas ausführlicherer Form. Denn die philosophische Dimension des Tanzes ließe sich ohnehin nicht von der Ebene der technischen Beschreibung völlig lösen. Und auch in dieser Grundeigenschaft des Tangos, dass seine technisch-rationale Seite (*männlicher Archetypus*) untrennbar mit dem ihm immanenten Weisheitsgehalt (*Philosophie: die Liebe zur Weisheit; diese entspricht dem weiblichen Archetypus, nicht wegen der Liebe, die eine Kraft jenseits der Dualität darstellt, aber wegen der Weisheit, die in den Verstandeskräften des Herzens wurzelt, integrierend und die Vielheit umspannend wirkt, im Gegensatz zur eher selektierenden Ratio*) verwoben ist, offenbart sich die jegliche in ihm enthaltenen Duale einende Wesensnatur, in welcher „Eros“ – auch auf dieser Ebene – zum Ausdruck gelangt.

So findet sich dieses Merkmal natürlich auch in der Grundstruktur des Buches (analytische Beschreibungen der Technik in Verbindung mit dem aus ihr *extrahierten* Weisheitsgehalt) widergespiegelt, die zudem immer wieder in tänzerischer Weise durch historische und kulturspezifische essayistisch verfasste Themen-Linien des Tangos vom Rio de la Plata durchzogen, aufgelockert, umrankt und ornamentiert wird.

Kleiner Exkurs in die Zahlen-Symbolik

Ursprünglich hatte ich bei dieser *Destillation* von Essenzen die Zahl 40 im Sinn, da dieser, wenn auch versteckt, im Umgang mit dem Tango eine amüsante Bedeutung zukommt. Als „quarante“ (span. *cuaranta*) steckt sie schon im Begriff der *Quarantäne*, die

einen Zeitraum der Absonderung beschreibt, in der sich eine *Infektion*, für Außenstehende gefahrlos, ausagieren, zuspitzen und ausheilen kann. Somit steht dieser in gewisser Weise auch für „die Gesamtheit eines Prozesses“, der in sich einen Abschluss findet, denken wir im Hinblick auf ein mögliches transformatorisches Potenzial dabei ebenso an das uns allen bekannte Bild der „40 Tage in der Wüste“. „*Infektion und Krankheit*“ einerseits, „*Transformation*“ andererseits – wie hängt beides mit Tango zusammen? Nun, wer kennt nicht das geflügelte und in allen Tangoszenen der Welt verwendete Wort der „*Infektion mit dem Tango-Virus*“? Denn es verschwinden nicht wenige, die sich damit *infizieren*, für einige Zeit tatsächlich von der Bildfläche ihres vorherigen Lebens, da sie sich vom Tango so weit wie nur möglich absorbieren lassen. Dabei ist dieser seltsame Tanz – äußerlich betrachtet, mittlerweile epidemisch auftretend und mit zahlreichen Potenzialen zu massiver Krisis – in seinem Kern eben auch eine getanzte Weisheitsschule.

Als Autor, so viel möchte ich hier noch anmerken, halte ich mich selbst übrigens weder für besonders weise noch (vor allem dies nicht) für allzu meisterlich im Umgang mit diesen philosophischen Prinzipien, die ich in Zusammenhang mit all den tanztechnischen Komponenten hier vorstelle. Doch aufgrund meiner langjährigen Erfahrungen als Tangolehrer, -tänzer (von den 1980er Jahren an in Berlin, später hauptsächlich in München) und Autor mehrerer Tangobücher traue ich mir durchaus zu, als *Dolmetscher* dieser Bewegungssprache, den Tanz einfach *direkt* zu Wort kommen zu lassen.

Nun ist die Menge der Essenzen oder Maximen im Prozess des Analysierens und Reflektierens der Stoffe dieses Buchs deutlich über die avisierten 40 hinaus angestiegen, so dass ich als nächste,

zum Thema passende Symbol-Zahl schon die „80“ im Sinn hatte. Denn die „Acht“ spielt im Tango ohnehin eine ganz besondere Rolle: Sie erscheint in ihrem spanischen Begriff der „Ocho“ – als typisch weibliches Element – an zentraler Stelle in der Bewegungs-Architektur, in welchem tatsächlich die Form einer *liegenden* Acht beschrieben wird (mehr dazu unter betreffender Überschrift). In dieser Form *steht* sie als Symbol für Unendlichkeit *und* zyklische Wiederkehr in einem in sich geschlossenen Universum. Dadurch einen sich in der „Acht“ auch die Symboliken von „Welle“ und „Kreis“; zudem versinnbildlicht gerade sie den *dualen* Kosmos durch ihre beiden spiegelbildlich angeordneten Schlaufen, die sich in ihrem Symmetriepunkt verbinden und dort ineinander überzugehen scheinen. Damit stellt sie *das* Symbol schlechthin dar für die Vereinigung und wechselseitige *dynamische* Durchdringung von Gegensätzen. Und auch in der Architektur gotischer Kathedralen, die ohnehin durch und durch symbolzahlhaft konzipiert sind, spielt sie eine zentrale Rolle, da die „Acht“ für Vollkommenheit steht, im Sinne einer gelungenen *Überschreitung* der Ganzheit (die durch die „7“ repräsentiert wird). So drückt sich in ihr die Bewegung, hin zur Vollendung, in die Transzendenz aus, durch das Streben nach Vereinigung von Gegensätzen. Und dieses Buch enthält tatsächlich in etwa 80 Leitgedanken, doch um sie hinsichtlich ihrer Darstellung in deren Gesamtessenz nicht allzu sehr in ihre einzelnen Ideen-Bestandteile aufzuspalten, sondern letztere weitgehend in ihren komplexeren Sinnzusammenhängen zu belassen, tritt sie uns hier in Form von *sieben mal sieben*, also von 49 Essenzen gegenüber, worin sich auch eine Referenz zum über 3.000 Jahre alten Weisheitsbuch *I Ging* befindet. Dieses kann wahrscheinlich als das *tänzerischste Philosophie-Werk* der Menschheitsgeschichte gelten, da es die

gesamte Existenz (wie auch bei *Heraklit* und anderen *Fluss-Philosophen* der griechischen Antike) als ein Dynamisches betrachtet, in Form einander ablösender Wandlungs- und Übergangs-Zustände, die es in einer kreishaften Kosmologie von 64 sogenannten Zeichen erfasst. Auch hier begegnen wir der „8“, und dies sogar als Quadratzahl. Über die vielen Jahrhunderte hinweg wurde das *I Ging* jedoch von Unzähligen auch als Orakelbuch herangezogen, indem man für eines der möglichen Verfahren 49 Schafgarben-Stengel verwendete. Nun soll *dieses* Buch aber nicht zu einem Tango-Orakel anleiten, es ist Ausdruck des Versuchs, die Wirkungsweisen des Lebens in diesem Tanz herauszukristallisieren und aufzuzeigen.

Sollten Sie nun fragen, ob ich das alles ernst meine, antworte ich mit:

Ja, denn es ist ein Spiel.

So ist es doch immer das zweckfreie und offene Spiel, das den Geist beflügelt und die *Inspiration* zum Tanzen einlädt.

1. Essenz

Tanz kann beinahe alles sein für jene, die zu tanzen begreifen, ihre Mitte wahren und sich nicht von den jeweiligen situativen Kräften hin und her werfen lassen.

2. Essenz

Tanz kann aus Berechnung und Lüge entstehen, sich vollziehen, doch sie entfalten nicht (offenbaren meist gerade die fehlende Mitte), führen dafür zu einem Übermaß an falscher Kontrolle. Wahrer Tanz entfaltet sich, wenn du es zulässt, mühelos aus dir

und entfaltet dich dabei.

3. Essenz

Tanzen ist eigentlich leicht. Die Verbindung aus richtigem Zulassen und einer angemessenen Kontrolle fällt aber oft schwer. Doch Orientierung und Gleichgewicht ergeben sich nach und nach aus Haltung, Mitte, Zentrierung und Ausrichtung, zunehmender Integrität durch stete Einbeziehung von Gegensatz und Gegenkraft sowie wachsender Erfahrung.

Mehr dazu in diesem Buch.

Aus überwiegend weiblicher Sicht

Für mich ist der Tango eine Sprache, die ganz ohne Worte auskommt, in der Mann und Frau *direkt* über Dinge miteinander sprechen können, die sich mit Worten ohnehin nur höchst unzureichend ausdrücken lassen oder die man sich zwischen unbekanntem Menschen kaum zueinander sagen trauen würde, zumindest nicht, ohne dabei oft sehr in Verlegenheit geraten zu müssen. Nicht zuletzt ist es das, was mich am Tango anzieht! Er erlaubt uns eine unglaublich intime Umarmung und befreit zugleich von jeder Notwendigkeit, dies voreinander näher zu rechtfertigen. Dabei ist er die getanzte, sich immer wieder neu entspinnde *Geschichte* zwischen Mann und Frau, in Form einer zwei- bis dreiminütigen Beziehung, erotisch hochdosiert und inhaltlich konzentriert, die sich, wenn es einen erfasst, durchaus über mehrere Tänze ausdehnen lässt. Im Tango findet dabei immer eine Art Entwicklung des Geschehens statt, wodurch er über die zyklische Wiederholung der Drehtänze weit hinausweist. Es gibt einen Anfang: Zwei Menschen begegnen sich und beginnen, einander –

und jeweils sich selbst – im Hinblick auf ein neues Gegenüber – Wange an Wange und Brust an Brust – kennenzulernen. Nähe und Vertrautheit nehmen zu. Eine Einschätzung der Möglichkeiten wird beidseitig vorgenommen. Man probiert und verwirft. Die Kommunikation erweitert und verdichtet sich abwechselnd. Man entwickelt und vertieft miteinander gemeinsame Themen, findet Chiffren (Tanz-Elemente) und erweitert ihre Vernetzung in gemeinsame Bewegungsmöglichkeiten. Dadurch erhält dieses *freie Spiel* ein ausgesprochen narratives Gepräge – und dass eine solche *Geschichte*, die zwei Personen in diesem tänzerischen Duett von Mal zu Mal neu improvisieren und erfinden, nicht immer ganz ungefährlich ist, lässt sich sicherlich unschwer errahnen. Tango ist jedoch, bei alledem, auch noch eine ganz andere Art von Sprache, eine, in der das Leben über sich selbst spricht. Ebenso zeigt er sich seinen Tänzern als ein ganzes Kaleidoskop von Sinnbildern für den gesamten *Tanz erotischer Beziehungen*, als *tanzender Eros*, dessen in Bildern verschlüsselte Philosophie er ihnen sinnlich, körperlich, zu erfahren gibt. Er führt uns tanzend durch unsere verborgensten Empfindungen, manchmal auch unbarmherzig, ohne natürlich den emotionalen Dschungel zu ersparen. Dabei zeigt er uns, wo wir stehen in der Kunst, Verlangen und Liebe (mit ihren eigentlichen Freiheitsgaben von Klarsicht, Mut und Wahrhaftigkeit) im Leben zu vereinen. Er wirft uns in die Spannungsfelder des Eros sowie in jene zwischen dem Beziehungs-Ideal, das er durch das Wesen seines Tanzes zum Ausdruck bringt, und unserer momentanen *Wirklichkeit*, also den tatsächlichen Wirkkräften unseres Seins. Eine Vision, die er gibt, besteht im Ausblick auf die Möglichkeit, Freiheit und Nähe zu vereinen und im Tanz zum Ausdruck zu bringen, aber nicht nur im Tanz. Immer spricht er lautlos über die *Mitte*, von Verbindung und Aussöhnung der

Extreme, um die eigentlich niemand herumkommt – sollte man zumindest meinen: Denn die *Medaille des Lebens* erhält man schließlich nur mit ihren beiden Seiten. Deshalb ist er auch eine Gratwanderung, die nicht nur nach klarem Stand(-punkt) und fließendem Gleichgewicht verlangt, sondern auch nach steter mitgehender Balance im hochdynamischen Wechselspiel des Lebens, zwischen all dessen Gegensätzen, wie Nähe und Distanz, Freiheit und Verbindung, Halten und Loslassen, Struktur und Chaos, Rausch und Klarheit, um nur einige zu nennen. Er offenbart sich in tausenderlei Dramen, in Kampf und Krieg mit anderen, mit sich selbst, und spricht doch eigentlich immer nur von Harmonie. Dämonisiert wurde er während seiner ganzen Geschichte, die, rückblickend vom Jahre 2012, weit länger als ein Jahrhundert währt und deren Wurzeln und Geheimnis im Dunkeln liegen. In Wahrheit liegt sein Geheimnis aber in uns selbst verborgen, einem jeden Tänzer, einer jeden Tanguera. Nicht er ist der Dämon. Engel und Dämon, sie tanzen in *uns*, so wie die Gegensätze von Liebe und Verlangen, das sich in seiner reinen und schönen Form, der des sehnsuchtsvollen Begehrens, immer wieder Anfechtungen des Hunger-Dämons „Gier“ ausgesetzt sieht. Beide Seiten tanzen und ringen miteinander, auch im Tango, der für uns ein Spiegel ist, ein Spiegel der Erkenntnis ebenso wie ein sehr von Narzissmus und (Selbst-)Täuschung besetzter, *äußerst* verführerischer.

Wer nun glaubt, gut in seiner inneren Mitte verankert zu sein, möge es glauben. Der Tango wird diesen Glauben jedenfalls bis ins Mark hinein prüfen und herausfordern.

Tango! Ist er überhaupt ein Tanz, dieses immerwährende Unikat, dieser unvorhersehbare Spaziergang auf verschlungenen Wegen? Er entwuchs dem kollektiven Ausdruck kreativer Improvisation und Kommunikation zwischen den Menschen der verschiedensten

Herkunfts-Kulturen von überall her in den Slums von Buenos Aires und Montevideo zwischen Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts. Dabei entstand in einem generationenübergreifenden, von *keiner* zentralen Instanz gelenkten Schöpfungsprozess dieses eigenartige Misch- und Zwitterwesen als Ausdruck und Produkt der Suche nach einer neuen kulturellen Identität: zu gleichen Teilen geboren aus Kampf, Abgrenzung und Rivalität einerseits sowie aus Sehnsucht und Anziehung, dem Verlangen nach Nähe und Wärme andererseits. Der Tanz besitzt noch zwei ihm ebenbürtige Schwestern: die Musik und die Poesie seiner Texte, und ist bis heute, nicht nur in den beiden Ursprungsländern, vor allem ein städtisches Phänomen geblieben. In Argentinien wurde er, als Kind der Gasse und wegen seiner Anrüchigkeit, der Nähe zu den Bordellen, wo sich seine Wiege befindet, auf dem Land nie wirklich akzeptiert. Deshalb fügt er sich auch nicht unter den Begriff der Folklore. Genau genommen passt er in überhaupt keine Rubrik. Denn nach einiger Zeit mit ihm stellt sich, beim Vergleich mit anderen Tänzen, deutlich die Frage, ob dieses gemeinsame eng umschlungene fließende Miteinandergehen, voll von gehaltener Energie und katzenhaftem Verzögern, in unvorhersehbaren Arabesken, überhaupt ein Tanz oder nicht vielmehr etwas anderes ist: wofür es uns bisher, aufgrund seiner Einzigartigkeit, ganz einfach an einem Oberbegriff mangelt. Er entzieht sich aller Vereinnahmungsversuche, bleibt aufgrund seines Wesens nicht standardisierbar – und beunruhigend eigen. Er ist ein Einzelgänger, geboren in den chaotischen und wild gewachsenen Armutsquartieren an den Rändern städtischer Vororte am Rio de la Plata, die sich unvermittelt in den Weiten der Pampa verloren. Auch er hat die Weite im Blick, der beim Tanzen unfokussiert, bei geradem Haupt, in die Unendlichkeit gerichtet, ruhig mit der

Bewegung des Paares – in paralleler Achse zum Boden – mitfließt. Er ist ein Alchemist und ein Anarchist, der kommt und geht, wie es ihm gefällt, der auch heute zwischen Fabriketagen, schmutzigen Kneipen-Hinterzimmern und Schlosssälen nach Lust und Laune hin und her wandelt, scheinbar undurchschaubar, und der doch nach strengsten Regeln lebt, präzise wie ein Schweizer Uhrwerk, und paradox ist bis in sein Mark hinein.

Bevor wir uns nun an unseren gedanklichen Tangos versuchen wollen – 49 an der Zahl –, noch einige Anmerkungen zum vorangestellten Vorwort meiner *männlichen Seite*. Am liebsten würde *er* immer alles bis in seinen Kern hinein analysieren und dann die erhaltene Struktur in ein festes System packen. Typisch männlich? Doch der Tango ist in dieser Hinsicht sperrig und lässt sich nicht, ebenso wenig wie seine frühen Protagonisten, so gerne dingfest machen. Jegliche Mauern, auch die technischer und philosophischer Systeme, werden ihm schnell zu eng. Denn seinem Wesen nach ist er Bewegung und, als Spiegel und Mikrokosmos des Lebens, letztendlich immer – mehr ...

Und dann wäre da noch eine weitere Schwierigkeit, die darin gründet, dass, bedingt durch den ausgesprochen holistischen Charakter der Tangotechnik insgesamt, jeder ihrer Teilaspekte wiederum alle weiteren mit beinhaltet und so gesehen eine *ausschließliche* Zuordnung einzelner philosophischer Quintessenzen niemals gelingen kann. Insofern muss eine jede der hier genannten auch im Hinblick auf das Gesamte des Tangos gelesen werden, das wir – meine *männliche Hälfte und ich* – in diesem Buch in seinen Grundzügen so weitgehend als nur möglich zu skizzieren versuchen.

So gesehen bilden diese philosophischen Essenzen, ebenso wie ihr Untersuchungsfeld, der Tango, eine Art Gesamtgewebe, das Mal

um Mal variiert wird und in dem immer wieder ein neues Grundmotiv im Zentrum des Blickes erscheint (dazu noch einige Gedanken mehr zu Beginn des folgenden Hauptkapitels).
Wie sollte man sich diesem Phänomen auch anders nähern, als es wieder und wieder zu umkreisen und es damit den eng umschlungenen Paaren auf dem Tanz-Parkett gleichzutun?
Tango, die einzige Philosophie, die man tanzen kann?

Musica, Maestro

Lesen Sie weiter:

Ralf Sartori

Tango: Die Essenz

49 Maximen für den tanzenden Eros

Leseprobe aus Cornelia Schenks „Vom Sinn der Krankheit“

Über dieses Buch

Eine Krankheit kann unser Leben schlagartig verändern, uns Angst machen und uns jeden Mut rauben – wenn wir dies zulassen. Doch Krankheit bietet auch eine Chance: Cornelia Schenk zeigt eindrucksvoll, wie man die Signale von Körper, Geist und Seele richtig deutet und daraus Kraft schöpft – für ein neues, erfülltes Leben.

Ein wertvoller Ratgeber für Menschen in schwierigen Situationen mit erprobten Übungen und wichtigen Anregungen.

Cornelia Schenk

Vom Sinn der Krankheit

Die Kunst, in schweren Tagen ein gutes Leben zu führen

Vorwort

Es gibt nicht nur tausende von Krankheiten, sondern auch tausende von Gesundheit.

Carl Friedrich von Weizsäcker

Als ich an diesem Buch schrieb, wurde ich gebeten, eine hochbetagte Dame zu begleiten. Nach einem schweren und

entbehrungsreichen Leben hatte sie auf ein paar letzte friedliche Lebensjahre gehofft, doch es kam anders. Bei ihr wurde ein inoperabler Tumor diagnostiziert. Der Schock saß tief. Immer wieder sagte sie zu mir, dass ihr das auch noch passieren musste, das hätte doch nicht auch noch sein müssen. Und da klang sie wieder an, diese zeitlose Frage, die Menschen seit jeher beschäftigt: Wozu das Leiden, wozu die Krankheit? Kann es nicht einmal gut sein? Haben wir niemals Ruhe? Das ergibt doch alles keinen Sinn?

Wir haben keine Antworten, was die Existenz des Leides betrifft, nur auf den Umgang damit. Bis an unser Lebensende sind wir vor Krankheiten nicht sicher; es bleibt die Frage nach Heilung. Wir alle weisen gemeinsame Züge des Krankseins auf. Krankheiten zu ertragen, auch als Gesunder damit zu rechnen, krank zu werden, oder Verantwortung für kranke Menschen in der eigenen Umgebung zu übernehmen ist eine Realität.

In jeder Krankheit erfahren wir die menschliche Schwäche und die Ungeborgenheit in unserem Dasein. Das macht uns Angst. Aber wir erfahren auch unsere Sehnsucht nach Harmonie und Heilung. Das lässt uns hoffen. Für die körperliche Gesundheit sollten wir die Hilfe und die Möglichkeiten der modernen Medizin nicht geringerschätzen oder ausschlagen. Dafür wünsche ich Ihnen Ärzte, die nicht die Krankheit, sondern den Menschen behandeln.

Doch bereits im Altertum wusste man, dass der Arzt nur kuriert – und nicht heilt. Deshalb hat dieses Buch nicht das Behandeln einer Krankheit zum Thema, sondern das Handeln in einer Krankheit.

Das Leben traut Ihnen viel zu, und es zählt darauf, dass Sie die Verantwortung für Ihre Krankheit übernehmen. Dabei spielt es keine Rolle, was Ihnen fehlt. Entscheidend sind Ihre Einstellungen zu dem, was sich in Ihrem Leben krank anfühlt, was Sie krank

macht. Wenn Sie Entscheidungen treffen und Veränderungen vornehmen, dann trauen Sie Ihrem subjektiven Empfinden und Erleben. Niemand steckt in Ihrer Haut. Nur Sie werden die maßgeschneiderten persönlichen Lösungen im Umgang mit Ihrem Leiden herausfinden. Das Buch will Ihnen dazu eine Sinnorientierung anbieten, damit Sie eine neue Weise der Lebensqualität und Ihre Eigenart entdecken. Der größte Wunsch, den wir in einer von Krankheit bestimmten Situation äußern, nämlich gesund zu werden, wird auch in diesem Buch offenbleiben. Heilung ist zwar immer möglich, aber niemals machbar. Die Unberechenbarkeit des Lebens verhindert ein garantiertes Rezept für Gesundheit und Genesung. Wie es enden wird, gehört letztlich zu den Geheimnissen des menschlichen Lebens. Krankheit ist nicht immer heilbar, aber der Mensch ist es! Wir erleben einen heilsamen Umgang mit Krankheit, wenn wir sie nicht erleiden, sondern durchleiden. Wenn wir nämlich mit der Krankheit durch und fertig sind, wird uns ein Licht aufgehen. Wir haben Leidensfähigkeit gelernt und Sinnerfüllung gefunden. Während wir den Stoff eines blinden Schicksals geformt und gestaltet haben, bis es zu unserem ureigenen Lebensthema geworden ist, haben wir Heilung erfahren. Wir sind geworden, was wir schon immer waren: ganz wir selbst.

Cornelia Schenk, Augsburg

I. Lebensbilder – Bewusstseinskompetenz stärken

1. Der Lastcharakter des Daseins

Was fehlt?

Krankheit ist ein vielschichtiges Phänomen. In erster Linie beschreiben wir damit körperliche und psychische Störungen, aber wir empfinden auch das Leiden an der Welt, die mitunter harten Bedingungen der menschlichen Existenz als Krankheit. Im umfassenden Sinn ist alles krank, was uns vom Gefühl der Harmonie mit Gott und der Welt trennt.

Krank sind wir alle. Unser Kranksein entspricht dem widersprüchlichen, gespaltenen und begrenzten menschlichen Leben.

Unser Kranksein drückt sich aus im Fehlenden. »Was fehlt Ihnen denn?«, fragt der Arzt. Uns fehlt das Gefühl der Verbundenheit, der Einheit mit dem, was uns im Leben begegnet. Wir sehnen uns nach dem Heiligen. Krankheit macht den Lastcharakter des Daseins besonders deutlich. Indem wir unser Leben auf Genuss und Wohlgefühl ausrichten, versuchen wir, ihn zu verdrängen. Auch wenn immer ein Stück weit die Angst mitschwingt, solange es noch geht.

Die folgende Definition von Gesundheit macht ihren schwankenden Charakter deutlich:

- Gesundheit ist der Zustand vollständigen körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht des Freiseins von Krankheit und Gebrechen.
- Man kann Gesundheit auch als den störungsfreien Lebensfluss in allen Zellen und Organen, als ein Energiepotenzial psychophysischen Gleichgewichts begreifen.
- Gesundheit ist ein wichtiger persönlicher und gesellschaftlicher Wert, dessen Bedeutung erst bei Krankheit oder mit zunehmendem Alter erkannt wird. Das

heranrückende Lebensende, gesundheitliche Probleme im Umfeld und eigene Erkrankungen machen die Einschränkungen deutlich, die mit dem Verlust von Gesundheit verbunden sind.

Entlastende Krankheit

Offensichtlich entkommen wir durch Gesundheit dem Lastcharakter des Daseins nicht vollständig, selbst wenn wir in ihr einen Indikator für den Grad unserer Selbstverwirklichungsmöglichkeiten sehen. Gerade dieses Streben nach freier Selbstverwirklichung wird oft zur Anstrengung, weil wir uns ihrer Kehrseite nicht gewachsen fühlen, nämlich unser Tun und unsere Entscheidungen auch zu verantworten. Krankheiten bekommen in diesem Zusammenhang eine nützliche Funktion, die von den Ärzten als »sekundärer Krankheitsgewinn« bezeichnet wird. Das bedeutet, eine Krankheit zu haben kann auch entlastend sein. Wenn man krank ist, dann müssen die anderen nett zu einem sein, einem Zuwendung und Aufmerksamkeit schenken. Wenn man krank ist, muss man sich nicht mehr mit dem cholerischen Chef und den mobbenden Kollegen herumärgern oder an den ungeliebten Arbeitsplatz zurückkehren. Wenn man krank ist, kann man finanzielle Versorgungsansprüche geltend machen. Wenn man krank ist, darf man sich gehenlassen und muss sich nicht zusammenreißen. Man verlässt die anstrengende Welt des Lebenskampfes und zieht sich zurück in eine gedämpfte Atmosphäre der Rücksichtnahme und Zuwendung. Krankheit schenkt einem das, was man bisher vermisst hat. Mit Hilfe der Krankheit gelingt es einem, aus dem Schatten der Geringschätzung herauszutreten und zum sonnigen Mittelpunkt zu werden. Erst jetzt, in der Krankheit, sind die anderen aufmerksam, besorgt und einem

zugewandt. Das alles sind starke, wenn auch oft nicht gern eingestandene Motive, das Leid einer Krankheit zu ertragen.

Dahinter steckt oft eine Lebensangst, die einem Krankheit als das kleinere Übel erscheinen lässt. Man flüchtet in eine Krankheit.

Ein besseres Alibi, um eine tiefe Lebensunsicherheit zu verbergen, scheint es nicht zu geben. Man kann aufatmen, weil man jetzt der Verantwortung, der man sich im gesunden Leben nicht gewachsen fühlt, durch die Krankheit enthoben ist. Wer krank ist, kann nicht ..., das leuchtet jedem ein. Wer krank ist, würde ja ..., möchte schon ..., aber er kann es als Kranker leider nicht. Wenn er gesund wäre, ja dann ...

Der Blick des Kranken verliert die Schärfe, um Freiheitsräume in der Krankheit zu entdecken und Verantwortung für den Krankheitsverlauf zu übernehmen. Eine Umgebung, welche die negativen Haltungen des Patienten spiegelt, verstärkt oder teilt, ist willkommen. Negative Überzeugungen zum Thema Krankheit werden verantwortungslos übernommen und gepflegt. Sie dienen dazu, den gefürchteten Zustand, wieder gesund zu werden, erst gar nicht ins Auge zu fassen, und sie geben dem Kranken recht in der misslichen Einschätzung seiner Lage. Doch recht zu bekommen, heißt nicht, recht zu haben, noch weniger, sich gut zu fühlen. Um den Anforderungen und den Aufgaben zu entgehen, die das Leben dem Einzelnen stellt, zahlen solche Kranken lieber den hohen Preis der Selbsterniedrigung.

Mit den folgenden Fragen verbinden sich Krankheitseinsichten:

- Was wäre anders in meinem Leben, wäre ich noch oder wieder gesund?
- Will ich unbedingt gesund sein?
- Was wird sich dann in meinem Leben ändern?

- Fehlt mir als gesunder Mensch etwas im Leben?
- Welche Vorteile könnte mir meine Krankheit bringen?
- Erleichtert mir meine Krankheit das Leben?

Mit Leib und Leben

Je mehr wir daran gewöhnt sind, dass unser Körper gecheckt und gewartet wird, ähnlich wie ein Auto beim TÜV, und je mehr wir diesen Ergebnissen blind vertrauen, umso mehr verlieren wir den Zugang zu dem, was wir fühlen und empfinden. Es entsteht die groteske Situation, dass ein Blutdruckgerät oder ein Computerbild als objektive Faktoren mehr über den Gesundheitswert aussagen als unser subjektives Wohlempfinden. Unser Rationalismus, unsere Hinwendung zu naturwissenschaftlich überprüfbaren Tatsachen machen es uns schwer, einen Zugang zu unserem Inneren zu finden.

Nie spürt man deutlicher als in der Krankheit, dass es um einen selbst geht. Es sind die eigenen Schmerzen, eigenen Entscheidungen, eigenen Behandlungen und nicht zuletzt das eigene Sterben. In der Krankheit lernt der Mensch seinen Körper als Leib kennen. Wir halten uns für gesund, wenn wir nichts fühlen und nichts spüren. Wir nehmen dann auch keine Rücksicht auf diesen Körper und halten sein Funktionieren für selbstverständlich. Im Grunde haben wir unseren Körper den Naturwissenschaften überlassen. Die haben ihn erforscht, vermessen und kategorisiert. Im Biologieunterricht haben wir alles über den Körper gelernt, über seine physiologischen Vorgänge und biochemischen Reaktionsweisen. Es ist als objektives Wissen gespeichert und hat wenig mit uns zu tun – so lange, bis wir uns krank fühlen und zum Arzt gehen. Die Diagnose lautet dann vielleicht, dass die Prostata, die Schilddrüse, die Niere nicht mehr funktioniert. Und nun wird aus

der naturwissenschaftlichen Abstraktion die eigene Drüse. Jetzt erfahren wir am eigenen Leib, was es heißt, wenn die Drüse nicht funktioniert, und erst jetzt bemerken wir in einer Mischung aus Staunen und Erschrecken, welches Wunderwerk unser Körper ist. Bisher sorgten unsere Organe in ihrer vielfältigen Vernetzung für einen reibungslosen Lebensablauf. Keinen Beitrag, keine Anstrengung mussten wir bisher dazu leisten. Wir haben es unserem vegetativen Nervensystem, unserem Herz-Kreislauf-System, unseren Muskeln, Hormonen und Drüsen überlassen. Jetzt erfahren wir den Unterschied zwischen einem Körper, dessen naturwissenschaftlich erforschte Gesetzmäßigkeiten der Medizin und der Statistik gehören, die daraus therapeutische und pharmazeutische Maßnahmen ableiten, und dem persönlichen Krankheitsgeschehen, das damit zu tun hat, dass man leibt und lebt. Das altmodische Wort Leib drückt das subjektive Krankheitsempfinden aus. Der Leib, das ist man selbst. Auf vielfache Weise muss man erfahren, wie sich einem der Leib in der Krankheit, im Schmerz aufdrängt. Gerade die Krankheit mutet uns leibliche Erfahrungen zu, die wenig mit der sterilen klinischen Diktion zu tun haben. Sie rückt uns mit bestürzender Hässlichkeit auf den Leib, sie bleibt uns nicht vom Leib.

Das ist eine subjektive Leiderfahrung, welche die objektive Erkenntnis des kranken Körpers weit übersteigt. Der Ekel davor, was der kranke Körper abstößt und abgibt – Blut, Schleim, Eiter, Exkrememente, Hautschuppen –, liegt wohl in der erschütternden Erkenntnis begründet, dass es uns fremd ist und doch aus uns kommt. Diese nackten physiologischen Tatsachen stellen nicht länger nur eine Schilderung aus dem Lehrbuch dar, sondern sie sind leibliches Erleben ekelerregender, abstoßender Vorgänge. Krankheit belehrt uns radikal über unsere Schwäche und

Hinfälligkeit. Hier sind wir wieder beim Lastcharakter der Krankheit, der uns zwingt, ihn zu ertragen, und zwar nicht nur uns, sondern auch diejenigen, auf deren Hilfe wir angewiesen sind. Menschen weinen, weil sie über ihr durch Krankheit und Behandlung verändertes Aussehen erschrecken, empfinden Hässlichkeit, sind entsetzt über ihre ungelenk und grotesk gewordenen Bewegungen. Umso bewundernswerter, wie viele nicht mit Selbstverachtung, sondern mit Verständnis auf diese schockierende Kreatürlichkeit des Menschen reagieren. Es ist bewundernswert, dass sie das schaffen, in einer Zeit, in der Körper makellos geschnitten und gespritzt werden. Es gelingt ihnen, weil sie Selbstbewusstsein aus ihrer leiblichen Selbsterkenntnis schöpfen. Die Erfahrung der Begrenztheit des biologischen Körpers verhilft zu einem leiblichen Erleben. Der Gelehrte Friedrich Weinreb weist uns darauf hin: wir fallen zwar, aber wir stehen auch wieder auf. Wir gehen einen Weg der Krankheit, aber wir vergehen nicht. Unser Wesen verwest nicht. Im Körper erfahren wir das Zeitliche und Vergängliche, im Leib unser unvergängliches Selbst. Warum sind Sie gut gestimmt oder auch verstimmt, ohne dass man Ihre Stimme vernimmt? Warum sind Sie hartnäckig oder auch hartherzig? Warum müssen Sie Nachrichten verdauen, ohne sie zu essen? Warum tragen Sie Ihr Schicksal, ohne Ihren Körper zu bemühen? Warum ergreifen Sie eine Gelegenheit, während Ihre Hände still in Ihrem Schoß liegen, und warum beschreiten Sie neue Wege, während Ihre Füße ruhen? Warum verstehen Sie etwas, während Sie sitzen und nicht stehen? Warum können Sie jemanden nicht riechen, obwohl er Ihren Lieblingsduft verwendet? Es klingt in jener alten Formel an: wie man leibt und lebt.

Schmerz

Der Lastcharakter einer Krankheit und das leibliche Erleben werden am augenfälligsten, wenn es um Schmerzen geht. Schmerzen sind die schlimmste Begleiterscheinung einer Krankheit. Sie setzen unseren guten Willen, die Krankheit zu bewältigen, außer Gefecht, ja sie können sogar zu einem eigenständigen Krankheitsbild werden. Schmerz ist aufdringlich. Man möchte ihn los sein, doch er ist nicht abstellbar, sondern muss ausgehalten und erlitten werden. Man selbst, seine leibliche Existenz ist der Schmerz.

Jeder hat schon erfahren, wie Schmerzen alle Lebensvollzüge außer Kraft setzen können. Zahnschmerz, Kopfschmerz, Bauchschmerz – sie füllen uns vollkommen aus, und wir wünschen nur noch, dass sie wieder aufhören. Chronische Schmerzen machen alle Bemühungen, sich von der Krankheit zu distanzieren und sie zu bewältigen, zur Schwerstarbeit. Der Kopf ist nicht mehr frei, um sich auf Ablenkungen zu konzentrieren. Es ist keine Tugend, den Schmerz tapfer auszuhalten. Zehrender Schmerz muss gelindert werden. Das Leben mit Dauerschmerzen schwächt den Lebenswillen, nimmt die Lebensfreude und führt zu Lebensüberdruß. Es ist ein seltsamer Umstand, dass wir erst durch den Schmerz Körpergefühle entwickeln und uns spüren, wenn auch auf unangenehme Weise.

Eine Patientin schilderte ihren Tagesablauf mit chronischen Schmerzen so: »Vormittags kann ich gerade noch das Nötigste machen, ab Nachmittag sitze ich nur noch vor dem Fernseher, um mich zu betäuben. Das ist kein Leben mehr, nur noch vegetieren ...« Diese Patientin hat dadurch große Schwierigkeiten mit ihrer Familie, da die Angehörigen ihr Antriebslosigkeit, ein mürrisches und aggressives Wesen, unsoziales Verhalten, Misstrauen und Rückzugstendenzen vorwerfen. Der Schmerz übernimmt das

Kommando über das gesamte Bewusstsein. Wer von Schmerzen geplagt ist, ist einfach nicht mehr ansprechbar. Er ist für die anderen verloren, und auch der Schmerzpatient fühlt schmerzlich Einsamkeit und Isolation. Es ist sein Leid, das keiner von außen nachfühlen kann; und es kann ihm auch keiner abnehmen. Schmerz ist nicht erkennbar wie ein verbundener Arm, aber man sieht die verdrießliche Miene und die hängenden Mundwinkel, fühlt die gedrückte Stimmung, hört die scharfe zynische Stimme und wendet sich ab von einem unsympathischen Zeitgenossen, ohne zu ahnen, dass sich in ihm der Schmerz austobt.

Dennoch gilt auch für den Schmerzpatienten, Verantwortung zu übernehmen im Rahmen seiner Möglichkeiten der Schmerzbewältigung. Man hat herausgefunden, dass aktive Strategien wie zum Beispiel Bewegung, Sport oder körperliche Arbeit den Schmerz erleichtern. Schwerer ist es, durch geistige Betätigung den Schmerz zu verdrängen. Viele bestätigen, nicht lesen, fernsehen oder schreiben zu können, weil ihnen durch den allgegenwärtigen Schmerz Konzentration, Interesse oder Antrieb fehlt.

Andere Menschen bleiben passiv und versuchen, den Schmerz anzunehmen und ihn über sich ergehen zu lassen. Sie hoffen, dass der Schmerz, wenn sie nichts mehr wollen, über sie hinwegzieht. Mit diesem Rückzug erleben sie zwar eine Erleichterung ihrer Situation, aber es ist ihnen auch durchaus bewusst, dass damit alle Aktivitäten und Kontakte verhindert werden, die Lebensqualität ausmachen. Menschen, die mit viel Willenskraft gegen Schmerzen kämpfen, verspannen sich oft so sehr, dass der Schmerz noch heftiger aufflammt. Und trotz aller Vorbehalte gegen die Nebenwirkungen starker Schmerzmittel sollte man in Verbindung mit einem guten Schmerztherapeuten abwägen, wann eine

medikamentöse Entlastung sinnvoll sein kann. Zudem hat eine Reihe von Ärzten, Physiotherapeuten und Psychologen wirksame Entspannungsverfahren entwickelt, um den Schmerz auszubremsen. Im Ringen um eine Schmerzverbesserung etwas zu finden und zusammenzustellen, das für einen geeignet ist, wird eine Gratwanderung sein.

Mit den folgenden Fragen können Sie auch den seelischen Aspekten Ihrer körperlichen Schmerzen nachspüren:

- Wie versuchen Sie mit Ihrem Schmerz umzugehen?
- Kann es sein, dass Ihr Schmerz eine Botschaft zur seelischen Entfaltung bereithält?
- Ist nicht so sehr der eigene Schmerz die schwerste Last Ihres Lebens, sondern der, den Sie anderen zugefügt haben?
- Kann es sein, dass der Schmerz angenommen werden muss, wenn ich leben will, weil der Schmerz, egal ob krank oder nicht krank, immer zum Leben gehört?
- Kann ich so tief meinen Schmerz durchschauen, dass ich etwas finde, was mich tröstet, was ihn lindert?

Im Körper zu Hause sein

In gesundheitsorientierten Meditationsschulen wird empfohlen, wieder ein Körperbewusstsein zu erlangen. Mit anderen Worten: Man soll wieder lernen, in seinem Leib zu wohnen und ihn zu erfahren. Spüren Sie Ihre Zehen, den Ellbogen, die Knie, den Nacken? Nehmen Sie sich Zeit dafür und tasten Sie Ihren Körper in der Vorstellung bis ins kleinste Detail ab. Durch regelmäßige Erforschung der eigenen Körperregionen lernt man, wieder ein Gefühl für den eigenen Körper zu entwickeln. Wandern Sie durch Ihren gesamten Körper. Beginnen Sie am Kopf und tasten Sie sich

über Gesicht, Hals, Nacken, Schultern, Arme, Hände, Oberkörper, Rücken, Bauch, Beine bis hinunter zu den Füßen. Atmen Sie in jedes Körperteil, in jedes Körperglied mehrmals hinein und wieder hinaus. Spüren Sie die betreffende Stelle und lassen Sie alle Gedanken, Vorstellungen und Bewertungsmaßstäbe los, die sich aufdrängen.

Im Loslassen aller Ablenkungen, im Zulassen aller Empfindungen und in der gerichteten Achtsamkeit auf das Atmen erfolgt eine tiefe Entspannung des Körpers. Man kann sich auch beim Ausatmen sagen, dass nun aller Schmerz, alle Verspannung, alle Erschöpfung den Körper verlässt, und beim Einatmen, dass Frische, Lebenskraft und Energie in den Körper strömen. Am Ende der Übung kann sich der Körper federleicht anfühlen, wie weggeatmet. Alles fließt. In selbstverständlicher Verbundenheit lösen sich die Grenzen zwischen kranken und gesunden Teilen auf, alles wird zu einem. Diese Achtsamkeit kann Ihnen zu einem guten Körpergefühl helfen und Ihre Selbstheilungskräfte anregen. Auch wenn es am Anfang schwer ist, seinen Körper zu spüren, lassen Sie sich nicht entmutigen und setzen Sie die Übung fort. Sie lernen mit der Zeit, sich auf den betreffenden Körperteil so zu konzentrieren, dass Sie ihn wahrnehmen und Ihren Körper verstehen lernen.

Wenn man große Schmerzen hat, scheint es kaum möglich zu sein, an etwas anderes als an den Schmerz zu denken. Schmerzpatienten müssen oft große Widerstände überwinden, um diese Übung zu machen. Dennoch können sie versuchen, in den Schmerz, in die schmerzende Stelle hineinzuatmen und durch sie hindurchzuatmen, ohne sie zu bewerten. Oft erfährt man dabei erstaunliche Veränderungen; man spürt, dass der Schmerz nicht immer gleich ist, dass seine Intensität Schwankungen unterliegt und dass er nur ein Teil von einem ist. Atmen Sie ein und stellen Sie sich vor, wie

der Atem die Haut durchdringt und die schmerzende Stelle vollkommen einsaugt – wie ein starkes Saugrohr – und wie er mit dem Ausatmen Schmerz, Gifte und Abfallprodukte mit sich nimmt und den Körper vom Unwohlsein befreit.

Dabei müssen und können Sie nichts erzwingen. Es geht darum, Ihre Situation zu akzeptieren. Sie lassen einfach zu, dass der Atem ein-und ausströmt. Es geht nicht darum zu beurteilen, ob Sie die Übung gut machen, ob sie Ihnen etwas bringt. Wichtig ist nur, durch achtsames Atmen unbeirrt und gelassen den Körper abzutasten. Viele berichten, dass sie sich endlich wieder als Ganzheit erfahren und nicht nur als krankes Herz, als schmerzende Knochen oder als vom Krebs befallen.

Diese Übung ist vergleichbar mit der Herstellung von Stahl. Das unreine Metall wird in einem Reinigungsprozess erhitzt, so dass alle Schlacken im Feuer vergehen und am Ende das erkaltete Metall von großer Reinheit zurückbleibt. Und so sammeln Sie, indem Sie Ihrem Körper Aufmerksamkeit zuwenden, alle Spaltungen und Spannungen ein und atmen sie aus. Am Schluss bleibt ein gereinigter Körper zurück, der Ihr Gefühl für Ganzheitlichkeit stärkt.

Wozu?

Selbst im tiefsten Schmerz suchen wir den Lastcharakter des Daseins zu bewältigen. Das bestätigt jeder Patient, der mit chronischen Schmerzen in die Praxis kommt. Der Psychiater Viktor E. Frankl hat Menschen, bei denen die Gefahr eines Suizids sehr hoch war, immer gefragt, welchen Grund sie haben, am Leben zu bleiben. Klang dieser Grund für ihn plausibel, schickte er sie guten Gewissens nach Hause. Ähnlich kommt es mir vor, wenn es um Lastbewältigung geht. Warum sollen wir Kräfte mobilisieren, um

ein gesundes Leben trotz Krankheit zu führen, wenn es keinen guten Grund dafür gibt? Oder wie Nietzsche sagte, wer ein Wozu zu leben hat, erträgt fast jedes Wie.

Drängende Fragen

Dieses Wozu äußert sich in Fragen nach dem Sinn des Ganzen, nach dem Sinn des Lebens und des Todes, nach dem persönlichen Lebenssinn. Diese Fragen sind die uralten Themen der Philosophie, der Theologie, der Weltreligionen und der Humanität. Kein menschliches Leben, in dem sie nicht zu irgendeinem Zeitpunkt aufbrechen und Antworten verlangen.

Was bleibt vom Menschen, wenn sich Stärke, Macht, Gesundheit und Erfolg verflüchtigen? Der Mensch, angeschlossen an Infusionen, auf einer Intensivstation technisch bestens gewartet und verkabelt, wer ist er? Eine menschliche Maschine, die man auseinandernimmt und die irgendwann nicht mehr zu reparieren ist? Die nur noch Kosten verursacht und keinen Nutzen mehr bringt? Eine Minussumme, die übrig bleibt, wenn man Gesundheit abzieht? Oder ist es doch so, dass dieser Aufwand an Intensivtechnik und Apparatedizin dem Ethos dient, um menschliches Leben zu kämpfen, es zu erhalten, solange es möglich ist, weil Leben kostbar und einmalig ist?

Wie man eine Krankheit behandelt, wie man sie bewältigt und wie man sie lebt, wird immer geprägt sein vom Bild, das man sich vom Menschsein macht. Wer davon ausgeht, dass mit dem Tod alles aus und nur ein gesunder Mensch wertvoll ist, der wird anders mit seiner Krankheit umgehen als ein Mensch, der sich aufgehoben fühlt in einem transzendenten Rahmen und sein Leben trotz seiner Krankheit zu bejahen vermag. Menschen mit einem positiven Menschenbild werden dieses auch in der Krankheit nicht so leicht

verlieren, während sich Menschen mit einem eher negativen Menschenbild durch die Krankheit in ihrer Einstellung bestätigt sehen. Man gibt bei einer Krankheit sein altes Leben nicht an der Garderobe ab. Wer seine Existenz schon in gesunden Tagen als grundlos ansieht, der hat doppelten Grund, seine Ansichten in der Krankheit zu überprüfen.

Die Sehnsucht nach Sinnerfülltheit ist in uns so real wie eine Zellfunktion, die Fragen nach dem Sinn von Leben und Tod sind nicht unwichtiger als ein regelmäßiger Herzschlag.

Die Naturwissenschaften, die Schul- und Apparatedizin bewirken viel Gutes für die Gesundheit. Doch Gesundheit und Funktionsfähigkeit körperlicher Abläufe sind eben nicht alles, sondern nehmen nur einen Teilbereich menschlicher Existenz ein. Der leidende Mensch sucht nach einer Orientierung jenseits seines biologischen Schicksals. Ist man Opfer seiner Krankheit? Ist die Krankheit eine Herausforderung? Will man Verantwortung für so ein Leben übernehmen, seinem Leiden einen Sinn abringen und ihm einen Stempel aufdrücken? Und wenn es nichts mehr zu verändern gibt, wird man das Unabwendbare, das Notwendige ertragen und erdulden und es zu seiner Leistung machen? Ist der Mensch Opfer der Verhältnisse? Oder kann er sie gestalten und umgestalten, weil er Schöpfer ist?

Halt finden

Finden Sie Ihren eigenen Standpunkt heraus. Das verschafft Ihnen Klarheit über die vielen Ideologien, die uns das Gesundheitswesen anbietet. Weiß man erst einmal, wo man steht, und hat sein geistiges Fundament gebildet, dann kann man sich auch mit anderen Standpunkten auseinandersetzen, ohne dass das eigene Lebensschiff dadurch ins Schlingern gerät. Je schwerer und

komplexer eine Krankheit ist, desto mehr Entscheidungen verlangt sie von uns und desto klarer müssen wir uns über unsere Vorgehensweise sein. Dies lässt sich leichter bewerkstelligen, wenn man sich in seiner Lebensphilosophie verankert fühlt. Man kann auch versuchen, sich mit vorgefertigten Antworten zu begnügen, die einem der Zeitgeist anbietet – und dem postmodernen Menschen scheinen viele Antworten offenzustehen. Da ist von Reinkarnation, Channeling, Rebirthing, Aufstellungen, Wunschbestellungen, Geistheilungen, biologischen Verbrennungsprozessen, vom Aus nach dem Tod, von Nirwana, von einer sinnlosen Laune der Natur oder von aktiver Sterbehilfe die Rede. Verunsicherte Menschen suchen immer wieder nach einer neuen Chance auf Gesundung, lassen sich beschwätzen, ausnehmen, beeindrucken und überzeugen von den Heilsversprechungen der anderen. Sie glauben, was dem Nachbarn hilft, muss bei ihnen auch funktionieren, was der Freund lobt, kann auch für sie passend sein, weil ihnen ein fester Grund, eine geistige Heimat fehlt. Anerzogene, übernommene oder aufgedrängte Vorstellungen beunruhigen und ängstigen. Ruhe und Frieden werden erst einkehren, wenn man sich auf das existenzielle Ringen um seine ureigensten Antworten einlässt.

Viele Menschen erzählen dann, wie sie eine Gewissheit ergriffen hat, die sie bis ins Knochenmark erschütterte und die sie hält und durch die dunklen Tage der Verzweiflung trägt. Es ist eine Erkenntnis, die nicht im Kopf stattfindet, sondern die sich im Herzen vollzieht. Da lachte mir das Herz im Leib, wie es im Märchen so schön heißt. Da singt ein Lied in mir und in all den Dingen, denen ich begegne. Dieses sehr subjektive Erleben, in sich eine Gewissheit gefunden zu haben, können sie anderen mitteilen, aber in seiner ganzen Originalität wird es nur für sie erfahrbar sein.

Deshalb kann es auch keine Beurteilung durch andere geben. Es ist wichtig, im Krankheitsverlauf die eigenen Erfahrungen und das eigene Erleben ernst zu nehmen, denn wie sagt man so schön? Man kann in niemanden hineinschauen. Also kann auch niemand in Sie hineinschauen. Niemand kann von außen beurteilen, was Ihnen guttut und nützt. Zu Ihrem Inneren haben nur Sie Zugang, Sie allein sind der Experte und Spezialist für sich selbst. Der Arzt, der Physiotherapeut, der Ergotherapeut, die Krankenschwester, die Familie – sie sind Ihre Helfer, Begleiter und Unterstützer, aber nicht Ihre Heiler.

In den Menschen- und Weltbildern, die Naturwissenschaften, Religionen und Philosophien zusammengetragen haben, verdichten sich symbolhaft die Wahrheiten menschlicher Existenz und bieten uns Trost, Halt und Transzendenz an im Umgang mit dem Lastcharakter unseres Daseins. Vertrauen Sie jenem Welt- und Menschenbild, das Sie als Ihre tiefste und sicherste Gewissheit empfinden, und handeln Sie danach. Ihr Bild, das Sie vom Menschen und von der Welt haben, wird mehr oder weniger unbewusst auch Ihr Krankheitsbild beeinflussen.

Es macht Sie immun gegen Überredungskünste und falsche Ratschläge, gegen überzogene Behandlungen, gegen falsche Hoffnungen, die dubiose Heiler wecken wollen, aber auch gegen Ihre eigenen Traurigkeiten.

Erfahren Sie mehr in:

Cornelia Schenk

Vom Sinn der Krankheit

Die Kunst, in schweren Tagen ein gutes Leben zu führen

Leseprobe aus Frank Schmitters „Das leichte Leben“

Über dieses Buch

Frieder lebt mit Frau und Töchterchen eine durch und durch in Watte gepackte Existenz im vollfinanzierten Reihenhaus. Eines Tages beginnen die Alarmglocken jedoch, immer lauter zu schrillen: Karriereknick, Untreue, Neid und Missgunst unter Nachbarn. Bald muss Frieder anfangen, sich gegen das drohende Gewitter zu stellen, ehe alles gänzlich aus dem Ruder läuft ...

Das verkehrsberuhigte Leben in der Vorstadt auf dem Seziertisch. Beängstigend. Gut.

Frank Schmitter

Das leichte Leben

Eine Geschichte aus der Vorstadt

Daria Geesen kramte ihr Feuerzeug aus dem Vorratsbehälter für Wattepads und öffnete das Badezimmerfenster. Nach der Geburt ihrer Tochter hatte ihr Mann schon ihre frühere Wohnung zur Nichtraucherzone erklärt, und nach dem Einzug in dieses Haus hatte sie ihn nur mit Mühe davon abhalten können, einen entsprechenden Aufkleber an der Haustür anzubringen. Dennoch gönnte sie sich die letzte Zigarette des Tages im Badezimmer des ersten Stocks, bei geöffnetem Fenster, wenn er schon im Bett lag. Ein angefeuchtetes Tempotaschentuch auf dem Fensterabsatz

ersetzte den Aschenbecher.

Ihr Nachbar war gerade nach Hause gekommen und stand nun vor seiner Garage, die Fernbedienung in der Hand, und schaute zu, wie sich das Tor leise sirrend schloss. Ein Männerinstinkt, vermutete sie, das Pferd und die Waffen müssen sicher versorgt sein, damit der Krieger am kommenden Tag das Überleben seiner Familie sichern kann.

Sie musste plötzlich niesen, weil ihr Baumwollnachthemd der Kühle dieses Aprilabends nicht gewachsen war. Aber das Frieren gehörte, wie eine freiwillige Selbstbestrafung, zu dieser letzten Zigarette. Unvermittelt schaute der Nachbar in ihre Richtung.

Obwohl sie kein Licht im Bad angemacht hatte, musste er sie gut sehen können. Sie konnte jedenfalls die Sträucher des Spielplatzes erkennen, ein davor liegendes Kinderfahrrad, die bunte Bemalung des Klettergerüsts und der Schaukel. Ihre beiden Häuser bildeten mit zehn weiteren eine Art Hufeisen um diesen Spielplatz, diesen winzigen, putzigen Alibi-Spielplatz, der vor allem die Funktion hatte, die Kinder auf einen Platz zu konzentrieren, der von den Küchenfenstern neben der Haustür einzusehen war.

Der Nachbar schien zu lächeln, hob aber weder die Hand zum Gruß, noch machte er Anstalten, ins Haus zu gehen. Daria nahm die Zigarette in die linke Hand und holte mit der rechten den Lippenstift aus ihrer Schminktaste, die auf dem obersten Fach des Bastregals stand. Sie drehte die Kapsel vom Lippenstift und schrieb die Zahl „10“ auf das Fenster, groß, sehr groß, wie auf ein Plakat. Dann, nach einer kurzen Pause, ergänzte sie zwei kleine, hochgestellte Nullen. Oder hätte sie besser „Uhr“ schreiben sollen? Sie bewegte das Fenster ein wenig vor und zurück und wartete auf eine Reaktion.

Aber er schaute nur, einige Sekunden lang, und ging langsam auf

seine Haustür zu. Er drehte sich auch nicht mehr um, als ihn der Bewegungsmelder – den er vor wenigen Wochen selbst installiert hatte – in helles Licht tauchte und er ihr also ein Zeichen hätte geben können. Ihr fiel plötzlich auf, wie kompakt er wirkte in seinen Jeans und dem schwarzen Flauschjackett. Der unmodisch breite Seitenscheitel, der ihn zudem älter wirken ließ, und der gestutzte Vollbart verstärkten den Eindruck einer (ziemlich gut trainierten) Massivität. Dann wurde er von der Doppelgarage zwischen ihren beiden Häusern verschluckt, und sie konnte nur noch hören, wie er den Schlüssel in die Haustür steckte.

Daria drückte die Zigarette im Taschentuch aus, besprühte das Fenster mit dem Reiniger und wischte es gründlich. Danach wusch sie ihre Hände mit echter Kernseife, nicht mit der seifenfreien Lotion aus dem Spender, und betupfte ihre Handgelenke und ihren Hals mit Parfüm.

Frieder lag lesend im Bett und hörte, wie sie die Badezimmertür schloss. Er wusste, dass sie noch ihr Ohr an die geschlossene Tür des Kinderzimmers legen (und nichts anderes hören würde als ihren eigenen Atem). Als sie hereinkam, die Hände an ihren Oberarmen rubbelnd, legte er das Buch und den Brief auf den Nachttisch. Sie drängte sich an ihn, rieb mit der linken Hand über seine Brust, während ihre nackten Füße Kältestöße an seine schickten.

„Was schreibt dein Vater?“

Er wollte nach dem Brief greifen, aber sie hielt seinen Arm fest.

„Erzähl’ es mir. Flüstere es in mein unschuldiges, kleines Ohr.“

„Oh, er schreibt von schmutzigen Dingen, die kleine Mädchen nur verderben könnten.“

„Geht es um Geld? Er hat mich doch schon verdorben. Und dich auch.“ Sie schaute auf die erotische Radierung von Henri Matisse

an der gegenüberliegenden Wand, ein Original, das sicher mehrere tausend Euro gekostet hatte. Ein Geschenk von Frieders Vater zum Einzug, eine Segnung ihrer Ehe – und vermutlich eine gut durchdachte Kapitalanlage.

„Er hat sich informiert“, sagte Frieder und rutschte gegen Darias Widerstand nach oben, in eine mehr sitzende Position, „ob es steuerlich günstiger wäre, meinem Bruder und mir jetzt schon Teile des Vermögens zu vermachen. Gleichzeitig scheint er diesem Gedanken zu misstrauen, psychologisch gesehen.“

„In dem Sinne, dass ihr ihn dann alt, krank und einsam sterben lassen würdet?“

„Eher in der Richtung, dass wir aufhören könnten, uns im Leben anzustrengen.“

Frieders Familie hatte Geld, das wusste sie, aber es war in einer für sie erstaunlichen Weise nicht wirklich greifbar. Für Daria, die aus sehr einfachen Verhältnissen kam, war Geld stets mit der Vorstellung verbunden gewesen, es zu zeigen. Frieders Familie begnügte sich mit dem Wissen, Geld zu haben.

„Da ist noch etwas“, sagte er, knipste die Nachttischlampe an und griff nach dem Umschlag, ohne allerdings den Brief herauszunehmen. „Es geht um unsere Obstbäume im Garten. Er schafft es nicht mehr, sie abzuernten, und da es doch einige sind, will er die Nutzungsrechte an eine Gärtnerei abtreten.“

Sie stellte sich den weitläufigen, vollständig begrastem Garten vor. Das schlichte, grau verputzte Einfamilienhaus lag direkt an der Straße, und dahinter erstreckte sich eine Fläche, die eher ein Park als ein Garten zu sein schien. Frieders Vater hatte das Grundstück Anfang der fünfziger Jahre erworben, als der Boden noch spottbillig war. Daria hatte Fotos vom Neubau gesehen, als es noch so einsam lag wie ein Gehöft bzw. eine Baumschule. Aber mit den

Jahrzehnten war Karlsruhe auf das Haus zugewachsen und hatte den Wert des Grundstücks kontinuierlich wachsen lassen.

„Was erstaunt dich daran?“, fragte sie.

Er holte tief Atem. „Vielleicht verfrage ich mich in sentimental Kindheitserinnerungen, aber ich kann mir das Haus nicht vorstellen ohne die Obstblüten im Mai und die Ernte im September, Oktober – ich meine, *unsere* Ernte. Es ist der Kreislauf des Lebens. Was steckt da zwischen den Zeilen? Ist er krank? Ist er sauer, weil weder mein Bruder noch ich in unser Elternhaus zurückkehren wollen? Warum will er die Nutzungsrechte abgeben, anstatt einfach ein paar Studenten für die Ernte zu engagieren?“

Ein Windstoß ließ die Jalousien erzittern. Der Winter war lang und sehr kalt gewesen, und der April wirkte wie sein spätes Nachbeben. In den ersten Tagen des Monats fiel Schnee, danach regnete es heftig. Svenja, ihre achtjährige Tochter, holte sich eine hartnäckige Erkältung und durfte nur aus dem Küchenfenster auf den verwaisten Spielplatz vor dem Haus schauen.

„Ich bin gerade mehr an den Nutzungsrechten in unserer Ehe interessiert“, sagte sie und umkreiste mit dem Zeigefinger seinen Bauchnabel. Ihr Mund näherte sich seinem Ohrläppchen.

„Daria, bitte!“ Er bewegte den Kopf leicht in die andere Richtung.

„Die Sache mit meinem Vater geht mir nicht aus dem Kopf.“

„Dann hole ich sie dir einfach raus.“ Ihre Zungenspitze suchte seine Ohrmuschel.

Frieder drückte seine Frau von sich weg, mit seiner rechten Hand, in der er noch den Brief hielt. Der Umschlag zerknitterte an ihrer Wange.

„Und hör’ endlich auf zu rauchen, bevor du ins Bett kommst!“ Es klang ruppiger, als er eigentlich gewollt hatte.

„Sag doch gleich: 'Hör auf, mit mir vögeln zu wollen.' Das wäre

wenigstens ehrlich.“

Daria drehte sich auf die andere Seite und zog die Decke über ihren Kopf.

Gerding liegt im nördlichen Landkreis Münchens, ein Ort, der in den neunziger Jahren nach dem Bau des Flughafens im Erdinger Moos einen bemerkenswerten Aufschwung erlebte. In der Mitte zwischen Innenstadt und Flughafen gelegen, wurde Gerding gleichermaßen interessant für Betriebe wie für Wohnungssuchende. Die S-Bahn braucht zur Innenstadt nur gute zwanzig Minuten, und der bestehende Ortskern verhinderte, dass Gerding zur am Reißbrett geplanten Trabantenstadt verkam.

Frieder, Daria und Svenja fuhren zum ersten Mal nach Gerding, um sich ein Haus anzuschauen – wenn auch nicht das, welches sie ein halbes Jahr später kaufen sollten. Daria wollte unbedingt vor Svenjas Einschulung umziehen, und sie wollte, dass Svenja ihre Füße auf ein Stück Rasen setzen konnte, der ihr gehörte. Sie wohnten im vierten Stock eines Hochhauses in der Innenstadt, zu laut und zu teuer und zu kinderfeindlich; keiner regte sich über die auf Gehsteigen und wild in zweiter Reihe geparkten Autos auf, aber wehe, ein Kinderwagen stand nicht genau am vorgeschriebenen Platz im Hausflur.

An jedem Wochenende fuhren sie in die Münchener Umgebung; Daria mit dem Immobilienteil der SZ und einer Landkarte auf dem Schoß, Svenja durfte ohne Zeitlimit Gameboy spielen und wurde mit einem Abendessen bei McDonald's entschädigt.

Das erste Objekt in Gerding erwies sich als zu abgelegen. Der Neubau stand in Sichtweite der Isar, am äußersten Ortsrand; Frieder und Daria mussten die Gummistiefel aus dem Auto holen (sie hatten für diese Fälle ein Paar stets griffbereit im Kofferraum),

weil es geregnet hatte und die provisorischen Trittsteine im Schlamm versanken. Aber Daria wollte nicht auf ein Auto angewiesen sein (einen Zweitwagen für Mutter und Kind fand sie irgendwie bourgeois), und das Haus hatte nicht jenen Charme, ihre Prinzipien auf eine ernsthafte Probe zu stellen.

Bei ihrem zweiten Besuch in Gerding sagte Daria, noch während Frieder den Wagen vor dem Haus einparkte: „Das ist es.“ Svenja stürmte sofort auf den Spielplatz, wo drei Kinder ihres Alters im Sand hockten. Es war ein warmer Herbsttag, wolkenloser, blauer Himmel, vor einer Haustür plauderten zwei Frauen und nahmen fingergerechte Stücke Zwetschgendatschi von einem Teller, den eine der beiden in der Hand hielt. Eine Haustür stand offen, ohne dass jemand herein- oder herausging. Ein Mann mit gepflegtem Vollbart, ungefähr in Frieders Alter, bekleidet mit Jeans und grauem Sweatshirt, putzte seinen Wagen von innen; auf dem Autodach, auf einer Gummimatte, stand ein halbvolles Glas Weißbier, der Radiosprecher kündigte die ersten Liveberichte aus den Stadien an. Frieder fühlte sich irgendwie unreal, als wäre er in die Dreharbeiten eines Werbespots für eine Bausparkasse geraten. Er wollte Svenja zu sich rufen, wurde aber in diesem Moment von einem so umfassenden Gefühl der Sorglosigkeit durchströmt, dass er sie nur per Handzeichen auf das Haus hinwies. Svenja nickte nur und hockte sich in den Sand. Der Makler stand bereits lächelnd im Türrahmen und reichte Daria die Hand.

Das Haus bot drinnen keine Überraschungen. Die Küche zu klein – eine Kammer, in der sich Geräte stapelten – das Wohnzimmer groß genug, um ein Tennisnetz in der Mitte aufzuspannen. Aber es war voll unterkellert, verfügte im ersten Stock über drei Zimmer plus Bad, und der Garten war zwar, im Vergleich zu Frieders Elternhaus, nicht größer als zwei Briefmarken, aber immerhin

vorhanden. Der Voreigentümer, erklärte der Makler, hatte nur ein gutes Jahr hier gewohnt und musste dann aus beruflichen Gründen Gerding verlassen. Aber was er hinterließ, passte einfach perfekt wie die Kücheneinrichtung, war geschmackssicher wie der Parkettboden und das Badezimmer ... Frieder hörte den Ausführungen des Maklers nur mit halbem Ohr zu, er wusste, Daria hatte sich entschieden, sie hatte sich in diesen *Schnappschuss* verliebt, Samstagnachmittag um 15 Uhr 30, Gerding, Karolinenstraße 6.

Als sie zwei Stunden später bei McDonald's saßen, sagte er: „Es gibt in meinen Augen wenig Argumente dagegen. Nahe an der S-Bahn, einen Bäcker, einen Supermarkt, die Schule – alles in fußläufiger Entfernung. Das Haus in einer Spielstraße, die Nachbarn scheinen ziemlich kompatibel. Nur kommt mir Gerding ein bisschen zersiedelt vor, irgendwie nicht sehr schön.“

„Ich brauche keine Pro- und Conraliste mehr“, sagte sie und nahm eine Pommes von Svenjas Tablett.

„Das hat der Makler gemerkt.“

Sie hob ihre Schultern und drehte die Handflächen nach außen. „So what?“

„Das verkleinert unseren Verhandlungsspielraum“, erläuterte er.

„Gib diesen Typen nie das Gefühl, du willst das Objekt unbedingt haben. Sozusagen um jeden Preis.“

„Ich möchte auch nicht verhandeln, ich möchte kaufen“, sagte Daria.

Frieders Vater reiste an. „Es ist eure Entscheidung“, sagte er, „aber ich möchte sehen, wohin mein Geld verschwindet.“ Frieder versuchte, letztlich vergeblich, den Widerspruch in diesem Satz nicht wahrzunehmen. Aber er ließ zu, dass sein Vater im Alleingang mit dem Makler verhandelte (und den Kaufpreis

tatsächlich um ein paar Prozente drückte) und im Alleingang mit seiner Bank, die auch Frieders Bank war, alle Formalitäten erledigte. Frieder würde seinem Vater monatlich eine Summe überweisen, die noch unter ihrer bisherigen Miete lag. „Ein sanfter Kaiserschnitt“, sagte Daria, „keine Schmerzen, kein Blut, keine Opfer.“

Sechs Wochen später zogen sie ein. Daria schenkte Frieder ein Weißbierglas und ein Staubtuch fürs Auto, zur Erleichterung nachbarschaftlicher Kontakte.

Sie konnte nach den ersten Schritten hören, ob Frieder alleine die Treppe hinunterkam oder Svenja trug. Mit ihr ging er langsamer, die Holzstufen knarrten dumpfer, und manchmal zitterten die verchromten Metallstäbe des Geländers, wenn er, Svenja zuliebe, den Schwankenden spielte und sich mit letzter Kraft daran festhielt. Sie schaute ihn nicht an, als sie den Orangensaft und die Teekanne auf den Esstisch im Wohnzimmer stellte. Auseinandersetzungen wie gestern Abend im Bett thematisierten sie nicht mehr. Jeder von ihnen wartete, bis sich das Restgift langsam im Alltag auflöste – obwohl sie nicht an dessen vollständige Abbaubarkeit glaubten. „Gut geschlafen, Svenja-Herz?“ Sie belegte eine Scheibe Toast mit fettreduzierter Geflügelwurst und reichte sie ihrer Tochter. Svenja zuckte nur mit den Achseln und schaute in eine andere Richtung. Daria hegte wieder einmal den Verdacht, dass die Gesprächigkeit ihrer Tochter von ihrer und Frieders Gesprächigkeit abhing. Frieder hatte geduscht, und da er sich nie föhnte, hinterließen seine Haare eine Nässespur auf dem Hemdkragen. Über dem Hemd trug er ein hellblaues Sweatshirt mit Marinemotiv (ein Segelboot und ein stilisierter Anker, der das Herstellerlogo abbildete), das Kleidungsstück, das sie am allerwenigsten mochte. Es machte aus

seiner relativen Jugendlichkeit – er sah aus wie ein Mann Anfang dreißig, schlank, ohne jeden Bauchansatz, mit glatter, nahezu faltensfreier Gesichtshaut und junger Stimme – eine Art von pueriler Unkörperlichkeit.

Sie stand auf und ging zur Terrassentür. Der Tag schien freundlich zu werden, auf dem Rasen lag kein Tau, die milchig-graue Wolkendecke zeigte Risse, die ein kräftiges Blau hervortreten ließen. Sie hatte Lust, mit nackten Füßen über den morgenkaltten Rasen zu gehen, ließ sich aber in merkwürdiger Weise von der gegenüberliegenden Häuserzeile einschüchtern, dreistöckigen Hochhäusern mit Flachdächern. Sie bildeten eine geschlossene Linie an der S-Bahn entlang. Das war das graue Einheitsgesicht Gerdings vor ungefähr zwanzig Jahren, und hätte es nicht den Boom gegeben, wäre im selben Stil weitergebaut worden. Ihr Haus gehörte, durch einen einfachen Stichweg getrennt, zur neuen Generation, und manchmal fühlte Daria sich schuldig, als hätte nicht sie das Recht, so zu wohnen, sondern ebenjene, erworben durch jahrelange Hochhaustristesse.

„Ist es ein Vier-Räder-Tag oder ein Zwei-Beine-Tag?“, fragte Frieder und stellte die leergeessene Müslischale aufs Tablett.

„Ich gehe zu Fuß, Papa.“

„Was sagt das Wetter dazu?“, fragte Frieder, an seine Frau gerichtet. Daria stand noch mit dem Rücken zu ihm am Fenster. Weil es aber der erste Satz war, den er an diesem Tag zu ihr sagte, und dieser Satz nicht einmal etwas mit ihr zu tun hatte, drehte sie sich absichtlich nicht um, sondern hob nur die rechte Hand und streckte den Daumen nach oben.

Svenja nahm ihr Pausenbrot und einen Apfel vom Küchentisch und schaute auf die Uhr in der Diele. Sie überlegte, wen sie auf dem Weg treffen wollte und wen nicht. Es gab jene, die früh in der

Klasse sein wollten, und andere, die sich jeden Tag auf ein Duell mit der Schulsirene einließen. Svenjas Weg führte sie an den Hochhäusern und der S-Bahn vorbei in den alten Ortskern, wo ihre Grundschule lag. Der Weg war weder weit noch gefährlich. Sie hatte drei Straßen zu überqueren, aber zwei von ihnen waren mit Zebrastreifen und Fußgängerampel ausgerüstet, und bei der letzten und verkehrsreichsten wachte zusätzlich ein Schülerlotse. Sie hatte keine Lust, länger zu warten, und zog sich den Anorak an. Frieder erschien in der Diele und fragte, ob er sie nicht doch schnell fahren sollte. Svenja schüttelte den Kopf. Sie dachte, wenn er noch bliebe, könnte er doch noch mit ihrer Mutter reden, und sie würden sich wieder besser verstehen.

Eine knappe Stunde später – sie hatte den Tisch abgedeckt, einen Einkaufszettel geschrieben und in Rezeptbüchern geblättert – goss Daria sich einen Sherry ein. Einen Fingerbreit, einen einzigen Schluck, der feuchte Abdruck eines Schwammes auf ihren Lippen. Sie saß auf der Couch, zappte in minimaler Lautstärke durch die Kanäle und blieb bei einem Privatsender hängen, wo eine übergewichtige Frau jenseits der vierzig in einem grellgrünen Rüschenkleid gerade einen alten deutschen Schlager sang und so wild mit ihrem rechten Arm ruderte, als würde sie zu einem gewaltigen Schwinger ausholen. Links im Bildschirm war senkrecht eine Art Thermometer eingeblendet, dessen bewegliche Anzeige zunächst in der Mitte zwischen „Toll“ am oberen und „Mies“ am unteren Ende lag. Dann orientierte sie sich, offenbar gesteuert von Zuschaueranrufen, eindeutig in die negative Richtung. Die Frau, die dieses Votum sicher nicht sehen konnte, sang und tanzte und ruderte weiter. Daria bekam plötzlich eine

Gänsehaut; sie konnte nicht verstehen, dass der Drang der Leute, drei Minuten im Fernsehen gewesen zu sein, die Wahrscheinlichkeit der totalen Bloßstellung überwog.

Daria schloss die Augen und überlegte, ob sie sich, zum ersten Mal überhaupt, einen zweiten Sherry gestatten sollte. Aber eine leise, zugleich unüberhörbare Stimme in ihrem Kopf verneinte. Wie jeden Tag gab sie das Glas nicht in die Spülmaschine, sondern wusch es mit der Hand und stellte es wieder in den Vitrinenschrank im Wohnzimmer. Sie wollte vermeiden, dass Frieder es zufällig in der Spülmaschine entdeckte.

Daria duschte ausgiebig und setzte sich an den Schreibtisch im Arbeitszimmer, um die Übersetzung einer Freundin gegenzulesen. Die Gebrauchsanleitung für einen Rasierapparat, der seinen Weg in französische Regale finden sollte. Daria hatte die ersten Zeilen überflogen, als es klingelte. Es war genau zehn Uhr.

Frieder hatte das Haus schweigend verlassen. Als er nach dem Zähneputzen wieder hinunterkam, räumte Daria gerade das Geschirr in die Spülmaschine. Frieder klopfte mit dem Autoschlüssel gegen die offen stehende Küchentür; Daria drehte sich um, und er dehnte die Lippen zu einer Art von Lächeln, das eher die Karikatur eines Lächelns war, wie ein Clown, der vor dem Spiegel seine Grimassen einübt.

Der Volvo stand vor der geöffneten Garage, weil Svenja ihren Bagger und diverse Einzelteile des Kricketspiels mitten in der Garage liegengelassen hatte, und er sie aus Prinzip nicht wegräumen wollte. Aber es war wie so oft – als er mit dem Standardvorwurf auf den Lippen ins Haus kam, lag sie gerade in der Badewanne, und später versandeten seine Aufforderungen in Svenjas Standardantwort „Gleich, Papa“.

Frieders direkter Weg zur Arbeit führte über die Autobahn im Osten Gerdings, aber er fuhr in die entgegengesetzte Richtung, in den Ort hinein. In einer Bäckerei gegenüber dem Bahnhof kaufte er eine Butterbrezel und, in einer Extratüte, zwei belegte Sandwichs, eine Apfeltasche und zwei Muffins. Er bog auf die Hauptstraße, die in einer gewundenen Linie den ganzen Ort von Norden nach Süden durchquerte. Obwohl wenig Verkehr herrschte und er konstant fünfzig fuhr, musste er an der übernächsten Ampel halten, als erstes Fahrzeug. Eine großgewachsene, dunkelhaarige Frau seines Alters lächelte ihm zu und hob freundlich grüßend die Hand, als sie den Zebrastreifen überquerte. Frieder grüßte zurück, obwohl er nicht wusste, wann und wo er ihr begegnet war. Vielleicht auf einem Kinderspielplatz, in Darias ehemaliger Mutter-Kind-Gruppe, in der Schule oder Svenjas Sportverein – Frieder erinnerte sich nicht mehr und war erleichtert, nicht mit ihr reden zu müssen.

Frieder blieb auf der Hauptstraße, Richtung München. Wenige hundert Meter hinter dem Ortsende bog er rechts ab auf einen Feldweg, der in ein schmales Wäldchen unmittelbar an der Isar führte. Frieder parkte den Wagen im Schutz der Bäume, sodass er von der Landstraße nicht gesehen werden konnte. Er nahm die beiden Tüten aus der Bäckerei, holte eine Decke aus dem Kofferraum und ging zum Fußweg, der parallel zur Isar bis nach München führte. Nach nicht einmal fünfzig Metern, hinter einem Stapel geschälter Baumstämme, duckte er sich und schlug sich ins Gebüsch. Er ging so zielstrebig und sicher wie jemand, der zu einem ganz bestimmten Punkt wollte und den Weg kannte. Nach wenigen Schritten hatte er den Punkt erreicht, eine kleine Lichtung, die zum Fußweg hin abgeschirmt war und gleichzeitig eine freie Sicht auf die Isar ermöglichte. Frieder breitete die Decke aus und legte sich darauf, mit angewinkelten Beinen, die Hände unter

seinem Kopf verschränkt. Er schloss die Augen.

Er hielt sie geschlossen, als er eine Hand auf seiner Stirn fühlte.

Die Hand bewegte sich nicht, lag ganz leicht auf seiner Haut.

Frieder atmete ruhig und tief, fast so, als würde er schlafen.

„Ich habe dich nicht gehört“, sagte er schließlich und öffnete die Augen.

Der Junge lächelte nur und strich Frieder wie einem Kind die Haare aus der Stirn.

„Und mein Frühstück auf Rädern?“

Frieder reichte ihm die größere der beiden Tüten. Der Junge riss sie in einer einzigen Bewegung auf und griff nach einem Sandwich. Er war vielleicht dreizehn oder vierzehn Jahre alt, ziemlich mager, seine Stirn ein Minenfeld aus Aknepickeln, die er mit einer dicken Schicht Puder zu überdecken versuchte. Er trug hohe Lederstiefel, hautenge Jeans mit einem schwarzen Ledergürtel und einer übergroßen, runden Blechschnalle.

„Frierst du nicht, ohne Pullover?“, fragte Frieder und tippte gegen das blaue Seidenhemd unter der schwarzen Lederjacke.

„Wo ich bin, muss ich so rumlaufen“, sagte der Junge und klappte das zweite Sandwich auf, um das Salatblatt zwischen Daumen und Zeigefinger zu nehmen und wegzuschnippen.

Frieder schaute hinunter auf die Isar, die an dieser Stelle sehr flach war, in der Mitte zerteilt durch ein längliches Kiesbett. Ein provisorischer Steg aus Steinen, umgedrehten Obstkisten und einer morschen Palette führte zu der Insel. Bald würden die ersten Hartgesottenen dort ihren Grill aufstellen und bis in die Nacht feiern.

„Wie geht es zu Hause?“, fragte Frieder.

„Super. Der Alte ist wieder mal abgetaucht.“ Der Junge holte eine Schachtel Zigaretten aus der Lederjacke und ein Feuerzeug, das

einen Bodybuilder, nur mit einem roten Slip bekleidet, in Pose zeigte. Er zündete die Zigarette an und drehte sich auf den Bauch. Frieder schaute auf sein braunes, seidig-weiches Haar, das auf den Kragen der Lederjacke fiel und einen stechenden Farbkontrast bildete.

„Muss das sein?“, sagte Frieder unbeherrscht. „Und dann noch hier in der Natur.“

„Klappe“, sagte der Junge und grinste breit, aber freundlich. „Wer nicht bezahlt, darf auch nicht bestimmen.“ Er hatte ein feingeschnittenes Gesicht, mit leicht vorspringenden, vollen Lippen. Über der Oberlippe wuchs ein zarter, hellblonder Flaum, der im Sonnenlicht silbern blinkte. Seine Augen waren schmal und saßen tief in den Höhlen. Wenn der Junge sich fixiert fühlte, zuckte sein linkes Augenlid. Ein Tick.

„Ich muss gleich zur Arbeit“, sagte Frieder und streckte sich auf der Decke aus.

„Wie viel Zeit haben wir noch?“

„Wenn du endlich die Zigarette ausmachen würdest, noch zehn Minuten. Höchstens.“

„Kannst du mich noch ein Stück in die Stadt mitnehmen“, fragte der Junge und zerdrückte die Kippe auf dem Waldboden. In diesem Moment fror er ein wenig. Der Fußweg aus Gerding heraus die Isar entlang hatte ihn aufgewärmt, aber die Sonne stand noch viel zu tief, um sie an dieser Stelle erreichen zu können. Der Junge glaubte, die Kälte und Feuchtigkeit des Waldbodens durch die Decke zu spüren. Aber er wollte nicht den Reißverschluss der Lederjacke hochziehen. Nicht in diesem Moment. Er schaute Frieder direkt in die Augen. Dann fühlte er, wie sein Augenlid zu zucken begann.

Daria ging nach dem zweiten Klingeln die Treppe hinunter. Die dunkelblaue Kunststoffhaustür hatte in der Mitte einen handbreiten Streifen aus Designerglas (sie fand ihn scheußlich, wie der senkrechte Teil eines Christuskreuzes, aber die Tür auszutauschen wäre ihr doch zu versnobt erschienen, zumal sie natürlich neuwertig war), und als sie den Mann vor der Tür erkannte, auf den ersten Blick, erstarrte sie. Bis es zum dritten Mal klingelte. Sie schaute kurz in den Dielenspiegel und öffnete die Tür.

„Hi“, sagte ihr Nachbar und stand schon in der Diele, die Hände in den Taschen seiner hellbraunen Cordhose. Das dazu passende Jackett hing lose über seiner rechten Schulter.

Sie wollte etwas sagen; sie wollte ihm sagen, dass sie ihn vergessen hatte, einfach vergessen, bis zu dieser Sekunde, aber es kam ihr idiotisch vor, ihr Vergessen wie auch die Verabredung selbst. Sie fühlte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich, ich muss mich irgendwo festhalten, dachte sie, nur nicht an ihm.

„Überrascht?“, fragte er. Er bewahrte den Abstand zu ihr, schob den rechten Handrücken unter das Jackett und hielt es ihr hin, in Augenhöhe. Eine Geste, die sie wütend machte, gleichzeitig war sie irgendwie dankbar für diese Wut. Sie hängte das Jackett auf einen Metallbügel, während er ins Wohnzimmer ging. Sie kontrollierte im Spiegel, ob der oberste Knopf des Polo-Shirts geschlossen war, und folgte ihm. Er saß auf der Dreiercouch, in der Mitte, die Arme weit ausgebreitet. Wenn sie sich also neben ihn setzte, konnte er sie einfangen, mit einem Flügelschlag.

„Eure Einrichtung habe ich immer bewundert“, sagte er und ließ seinen Blick durch den Raum wandern, „wie aus einem Guss.“

„Oh.“ Sie war erleichtert, über irgendetwas sprechen zu können, das in einer neutralen Zone lag. „In unserer ersten Wohnung war einfach nur zusammengewürfelt, was jeder von uns als Student

hatte. Ikea traf Baumarkt. Dann kam Svenja, und wir haben unsere Wünsche zurückgedreht. Bevor wir hier einzogen, hat mein Schwiegervater gemeint, dreimal umgezogen ist einmal abgebrannt und dreimal billig möbliert ist teurer als einmal gut. Und hat die Rechnungen an seine Adresse schicken lassen.“

„Sitze ich zufällig auf Rolf Benz?“, fragte er.

Sie nickte, dankbar für das Name-Dropping, und setzte die Wohnungsführung fort, über den Couchtisch, den ausziehbaren Mahagoniesstisch und die Designerlampen, bis er sie einfach mitten im Satz unterbrach. „Ich glaube, oben ist es trotzdem gemütlicher.“

Sie ging voran und versuchte, sich zu erinnern, wann sie ihn attraktiv gefunden hatte. Aber es gab keine bestimmten Momente, es war vielleicht jene Langsamkeit und Ruhe in seinen Bewegungen, wenn er etwas tat, im Garten arbeitete oder mit den Kindern auf dem Spielplatz war. Das absolute Gegenteil ihrer Fahrigkeit – wenn Georg einen Gartenschlauch montierte, tat er das und genau das und nicht mehr. Er war der, der im Sommer am Grill stand und nicht den Überblick verlor. Er hatte einfache Ansichten; Wenn man, selten genug, über Theater oder Literatur sprach, hob er seine rechte Hand und machte eine wischende Bewegung, wie man jemandem beim Einparken signalisiert: Stopp. Er war in Gerding aufgewachsen, ein Bauernsohn, der auf dem Traktor seines Vaters auf die Felder fuhr, während andere im Schwimmbad lagen. Sein Oberkörper war immer noch vorzeigbar, sehr vorzeigbar, aber das konnte sie nur wirklich erregend finden, wenn sie bereits erregt war. Aber Daria konnte in ihrem Körper, während sie die Treppe hochstieg, keine Lust orten, nirgendwo.

Vor ihrem Schlafzimmer, der ersten Tür rechts, blieb sie stehen. Die Tür war geschlossen, glücklicherweise. Er legte von hinten

seine Hände an ihre Hüften, und während er sich an sie drängte – sie waren gleich groß – spürte sie, dass zumindest er erregt war. Daria fiel plötzlich die dicke Frau ein, die vorhin im Fernsehen gesungen hatte, und sie fürchtete, sich selbst einer absurden, unwürdigen Situation preiszugeben.

Georg legte sein Kinn auf ihre Schulter, sie fühlte seinen dichten Bart an ihrer Halsgrube, und als er sie dort küsste, roch sie sein Mundwasser, den aseptischen, durchdringenden Geruch, der sie an Krankenhäuser erinnerte. Sie wusste in diesem Moment, dass sie ihn nicht küssen konnte. Aber nach ihrer Lippenstiftbotschaft gestern Abend glaubte sie, dass er weit eher berechtigt war, sie zu küssen, als sie, ihn brüsk und *in toto* zurückzuweisen. Sie stützte sich mit beiden Händen am Türrahmen ab – so konnte er sie wenigstens nicht ins Schlafzimmer drängen –, schloss ihm zuliebe die Augen und versuchte, die Bewegungen seines Beckens zu erwidern.

Es klingelte. Drei aufsteigende Töne hintereinander, ein Dur-Dreiklang, wie in Zahnarztpraxen oder Boutiquen. Es hörte sich fürchterlich an, wie aus Plastik, aber sie hatte sich damit arrangiert, wie mit der Haustür. Frieder glaubte, sie hätte unbewusst Angst, mit einer Veränderung auch die Nachbarschaftsbeziehungen negativ zu verändern, als könne ein Fluch darauf liegen. Zu mystisch für sie, aber ein dunkles Gramm Wahrheit lag in seiner These.

Daria ging die Treppe herunter, schaute in den Spiegel, aber ihre glatten, schulterlangen Haare und ihr Pony waren, natürlich, resistent gegen mögliche Spuren einer Berührung.

„Ich habe Vanillinzucker vergessen. Für Laras Pfannkuchen.“

Veronika Heidkamp stellte ihre Juteeinkaufstasche ab. Obenauf

lagen ein paar Äpfel und zwei Zitronen. Die Tasche lehnte gegen den Innenpfosten der Tür, und obwohl Daria sie natürlich nicht zugemacht hätte, fühlte sie sich der Möglichkeit zur Distanz beraubt. In der Küche kramte sie in der entsprechenden Schublade, fand eine noch unangebrochene Zehnerpackung Vanillinzucker und riss die Plastikfolie auf, als sie ein metallisches Geräusch hinter sich hörte.

„Hast du Zeit für einen Espresso?“, fragte Veronika, die ihren Schlüsselbund auf die Spüle gelegt hatte. Sie knöpfte die Strickjacke ihrer Trachtenkombination auf. In den letzten Jahren trug sie verstärkt Dirndl, was vermutlich weniger ein Bekenntnis zu ihrer Heimat – sie war in München geboren und aufgewachsen – als ein Zugeständnis an ihren üppigeren Formen zu verstehen war. Daria nickte. Gute nachbarschaftliche Beziehungen führen zu dem Punkt, nicht nein sagen zu können, dachte sie, und schaltete die Maschine ein. Frieder hatte sie gekauft, nachdem er übers Internet einen Testbericht von Stiftung Warentest bestellt und zwei Vormittage in einschlägigen Geschäften in der Innenstadt zugebracht und die Verkäufer mit den auswendig gelernten Daten über Pumpendruck, getrennte Thermostate und einstellbare Mahlgrade genervt hatte. Bei größeren Anschaffungen ging er strategisch vor, geduldig und misstrauisch.

„Ich wollte sowieso eine kurze Pause machen“, sagte Daria, „ich hocke an einer Übersetzung, die heute Vormittag noch raus muss.“

„Falls du später noch zur Post fährst“, begann Veronika und holte wie selbstverständlich die Milch aus dem Kühlschrank.

„Das geht via Internet. Sie schicken den Text als eine Mail, ich mache meinen Job und schicke ihn wieder zurück. Der PC ist sein eigener Briefkasten.“

Während sich die Espressomaschine in der vertrauten Kakophonie

aus Gurgeln, Zischen und Rumoren warmlief, dachte sie an Georg. Der Mann im Flur. Der Liebhaber im Schrank. Oder der *Nicht-Liebhaber* im Schrank? Sie überlegte, ob sie zusätzlich zu ihrem Wink mit dem Zaunpfahl eine Zigarette rauchen sollte. Veronika gehörte wie Frieder zu den Antiraucher-Fundis; aber sie würde in dem Fall wohl den Vorschlag machen, in den Garten zu gehen, und das erhöhte das Risiko, Georg betreffend, und verlängerte ihre Anwesenheit.

Daria lehnte sich gegen die Arbeitsfläche und war zum ersten Mal froh, dass ihre Küche zu klein war für zwei Stühle. Es gab lediglich einen Klappstuhl, der im Spalt zwischen Wand und Geschirrschrank steckte und den sie nur herausholte, wenn sie mit Svenja zusammen kochte oder backte. Veronika repetierte die aktuellen Preise für Bioobst. Es gab in Gerding gleich vier reine Obst- und Gemüsegeschäfte, die neben den Supermärkten und den Bauern, die ihre Produkte im Direktverkauf anboten, überleben konnten. Erstaunlich bei weniger als 20.000 Einwohnern, fand Daria, und nur erklärbar durch eine Generation Mütter, deren Umweltbewusstsein sich nicht im ewigen Widerstreit mit dem Haushaltsgeld befand. Veronikas Mann war Steuerprüfer und Unternehmensberater, der von frühmorgens bis spätabends in seinem Büro im Souterrain arbeitete und Pfeife rauchte. Manchmal schlief er auf der Couch ein und kam erst zum Frühstück nach oben. Lara war ein Wunschkind, das mit zehnjähriger Verspätung kam, und Veronika konzentrierte sich auf ihre Tochter, als hätte sie die Energien eines ganzen Jahrzehnts dafür aufgespart.

„Soll ich einen Pfannkuchen für Svenja übrig lassen? Ich habe genug Äpfel, und es erleichtert mein Gewissen. Du müsstest ein Sparschwein neben die Espressomaschine stellen, für Stammkundinnen wie mich.“

Daria öffnete die Spülmaschine und stellte ihre Kaffeetasse hinein.
„Ich möchte nicht unhöflich sein, Veronika, aber ich fürchte, meine Arbeit ruft.“

„Bei mir ruft höchstens mal mein Göttergatte nach der nächsten Kanne Tee“, sagte Veronika Heidkamp und ging aus der Küche.
„Svenja soll doch einfach heute Nachmittag rüberkommen, den Kuchen kann ich kurz in die Mikro schieben.“

Daria sah, wie ihre Nachbarin die Einkaufstasche an den Lenker hängte und das Fahrrad die wenigen Meter zu ihrem Haus schob. Sie fühlte plötzlich einen Druck auf der Blase, die innere Anspannung und der Espresso hatten sich offenbar verbündet. Sie wollte die Gästetoilette im Erdgeschoss benutzen, da tickte jemand mit einem Ring gegen den Glasstreifen in der Haustür. Daria öffnete.

„Sorry, ich habe meine Schlüssel ...“ Veronika brach ab und schaute an Daria vorbei. Daria drehte sich um.

„Oh. Hallo Veronika“, sagte Georg. Er stand in der Diele, die rechte Hand noch am Treppengeländer, suchte den Blickkontakt zu Daria, aber in deren Augen war nichts zu lesen außer blankem Entsetzen.

„Also“, begann Georg zögerlich, „ich kriege deinen Computer auch nicht zum Laufen. Man kann einfach die Software noch einmal neu laden, dann behebt sich der Fehler vielleicht von selbst. Aber die Programme habe ich nur im Büro. Ich könnte deinen Rechner mitnehmen. Heute ist Freitag – vielleicht schaffe ich es noch bis heute Abend.“

Daria spürte einen Schlag im Rücken; Veronika hatte die Tür so heftig aufgestoßen, dass der geschwungene Metallgriff gegen ihre Wirbelsäule stieß. Die Nachbarin holte ihren Schlüssel aus der Küche, Daria senkte den Kopf und legte eine Hand vor ihre Augen,

um Veronikas Blick zu entgehen. Sie wartete in dieser Position, bis die Haustür in Schloss fiel.

Georg kam auf sie zu und nahm sie in den Arm, vorsichtig und ohne Leidenschaft, eine Geste des Trostes. Sie dachte an das Mittagessen für Svenja, ans Rasenmähen, an die Fernsehsendungen, die Svenja heute Nachmittag sehen durfte und welche nicht, die Bastelarbeit für die Schule – sie baute sich aus den Tagespflichten ein Geländer, um jetzt, in dieser Sekunde, nicht den Boden unter den Füßen zu verlieren.

„Ich dachte, irgendwas muss ich sagen.“ Georg erhöhte den Druck seiner Umarmung. Daria ließ es zu, erwiderte sie aber nicht.

„Du konntest nicht wissen, dass ich vorher das Gegenteil behauptet habe. Zumindest haben wir für Veronika alle Zweifel beseitigt.“

„Für mich nicht.“ Seine Hände wanderten über ihren Rücken und rutschten langsam tiefer. Sie legte die rechte Hand fest an seinen Hinterkopf, um zu verhindern, dass er sie auf den Mund küssen konnte. Ihren Hals gab sie frei, seinem Mund und seiner feuchten Zungenspitze, und zu ihrem eigenen Erstaunen fühlte sie eine Erregung, die etwas beruhigend Neutrales hatte, ein vertrautes Dreieck aus Haut, Lippen und Feuchtigkeit.

Sie löste sich von ihm, und er leistete keinen Widerstand.

„Ich kann das jetzt nicht mehr.“

Er nickte und schaute auf die Uhr. Dann nahm er sein Jackett vom Kleiderbügel und ging auf die Haustür zu.

„Ich möchte dich wiedersehen. Bald.“

Zum Abschied machte er nicht mehr den Versuch, sie auf den Mund zu küssen. Er legte die rechte Hand flach auf ihre Brust, eher eine Geste als eine Berührung.

Sie lächelte und zog gleichzeitig die Schultern hoch: Ja-Nein-Vielleicht.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Frank Schmitter

Das leichte Leben

Eine Geschichte aus der Vorstadt

Leseprobe aus Stefan Scholz' „Steine aus Island“

Über dieses Buch:

Die Frau ist weg. Einfach so. Nun gibt es verschiedene Möglichkeiten: Ferdinand könnte sich damit abfinden. Das läuft schon mal nicht so gut. Er könnte sich um seinen Sohn kümmern, der mürrisch vor sich hin pubertiert. Das klappt auch nicht wirklich. Natürlich könnte Ferdinand sich von seinen Freunden und seiner Therapeutin mit weisen Ratschlägen wieder aufbauen lassen. Aber mit der Weisheit ist das so eine Sache. Was also soll ein Mann tun, der eine Liebe verloren hat und hofft, dass irgendwo dort draußen eine andere auf ihn wartet?

Authentisch, gefühlsecht und intelligent: Der Liebeskummer-Roman mit Herz, Verstand und mehr als einem Glas Rotwein zu viel.

Stefan Scholz

Steine aus Island

Ein Roman über das Verlieren und Finden der Liebe

Kapitel 1

Wenn ich daran dachte, Martha, die Frau meines Lebens, zu betrügen, dann meist in den Stunden nach Mitternacht, wenn mein

Sohn längst schlief und der Wein im Glas zur Neige ging.

Martha mochte Rotwein, am liebsten spanischen Rioja. Ob sie heute Abend welchen getrunken hatte? Ob noch Licht bei ihr brannte, jetzt, spät nachts und während der Woche? Wir beide hatten uns nie um den Alltag geschert – wenn wir Lust hatten, lagen wir auch an einem Montag oder Dienstag bis zwei, drei Uhr morgens zusammen, hörten Musik, tranken, rauchten und malten uns mit den Fingern unsichtbare Zeichen auf die Haut.

Ich zündete mir eine Zigarette an und dachte an die Sitzung bei meiner Therapeutin am Nachmittag. Sie war eine nette ältere Frau, die seit Wochen versuchte, mich von meinen fixen Ideen abzubringen. Eine dieser Ideen war, dass ich Martha immer noch betrügen könne.

Nach der Sitzung war ich guter Dinge gewesen. Ich hatte beschlossen, die Krise als Chance zu begreifen, hatte mir fest vorgenommen, ein neues Kapitel aufzuschlagen in meiner Lebensgeschichte.

Den Anfang sollte ein Bett machen, ein neues Bett, in dem Martha nie geschlafen hatte und das ich mit eigenen Händen bauen wollte, ein holzgewordenes Zeichen meiner wiedergewonnenen Freiheit.

Denn wie die Therapeutin richtig gesagt hatte:

„Sehen Sie nicht immer nur, dass Sie etwas verloren haben. Sehen Sie endlich, dass Sie auch etwas gewonnen haben. Sie erkennen es nur noch nicht.“

Gleich nach der Sitzung hatte ich mich zum Baumarkt aufgemacht, um die nötigen Materialien für mein Bett zu besorgen. Doch dort verlor ich mich beim Anblick der Maserung der Bretter in Gedanken. Auch habe ich noch nie etwas gebaut, abgesehen von der kleinen Windmühle mit schiefen Flügeln aus Glanzpapier in der Grundschule. Sie wurde mit *ausreichend* benotet.

Schließlich erstand ich statt der Bretter und dem Werkzeug nur eine fleischfressende Pflanze für 3 Euro.

Jetzt war es drei Uhr nachts. Ich zappte mich durch die Fernsehkanäle, fand aber nichts weiter als fade Spätfilme, Werbesendungen und einen Mann, der Gurkenhobel anbot. Es gab auch eine Frau, die sich in einer Turnhalle ihr rotes Stretchkleid abstreifte und nackt mit einem Basketball spielte. Sie war jung und sehr hübsch. Jeden Tag sah ich hübsche junge Frauen – auf der Straße, im Café, im Supermarkt, beim Arzt – und ich stellte sie mir gern nackt vor, stellte mir vor, wie es wäre, mit ihnen zu schlafen. Mit jeder.

„Nichts hindert Sie daran. Sie können tun und lassen, was Sie wollen“, hatte die Therapeutin gesagt.

„Ich hätte aber das Gefühl, ich würde Martha betrügen, wenn ich mit anderen Frauen schlafe.“

„Sie können Sie nicht betrügen. Sie hat sich vor zwei Monaten von Ihnen getrennt.“

Die Frau in der Turnhalle leckte an ihren Brüsten, und auf meine Stirn setzte sich eine Stubenfliege. Ich erschlug sie. Auf dem Fensterbrett, zwischen den Steinen aus Island, stand die fleischfressende Pflanze – zwei symmetrische Blätter, geöffnet wie Lippen, mit feinen Härchen an den Rändern. Ich legte die Fliege hinein. Doch die Blätter schlossen sich nicht, um sie einzuhüllen und zu verdauen. Wahrscheinlich mochten sie kein totes Fleisch.

Am Morgen rüttelte Bastian, mein Sohn, mich wach. Es sei halb acht, sagte er, und er müsse zur Schule. Noch bevor ich zu mir kam, war er fort. Ich schloss die Augen wieder, denn ich hatte

nichts übrig für den grauen, verregneten Tag, den ein Blick aus dem Fenster verhiß.

Seit geraumer Zeit schon stand Bastian von allein auf, ein Umstand, der meinem Lebensstil zugutekam. Denn als Autor schrieb ich oft bis spät in die Nacht – Romane, Texte für Fernsehsendungen und Werbespots, gelegentlich sogar ein Gedicht. Die meisten Romanmanuskripte allerdings waren inzwischen recycelt, denn kein Verlag wollte sie haben, und etwas überspitzt könnte man sagen, dass meine Geschichten zumindest in Form von Wegwerftüchern und Toilettenpapier ihren Weg zu den Menschen gefunden hatten. Die Gedichte warf ich in der Regel morgens weg, da ich sie in nüchternem Zustand betrachtet albern fand. Vom Fernsehen dagegen lebte ich, und zwar nicht schlecht, auch wenn ein neuer lukrativer Auftrag nun schon lange auf sich warten ließ.

Ich konnte nicht mehr einschlafen, denn wie so oft trieb mich mein schlechtes Gewissen um: Kinder brauchen einen festen Tagesablauf, vor allem wenn man sie allein erzieht. Und ein fester Tagesablauf beginnt mit einem gemeinsamen Frühstück. Doch immerhin war ich nachmittags für Bastian da, wenn er aus der Schule kam. Falls er kam. Immer öfter trieb er sich mit Freunden herum, ohne mir Bescheid zu geben. Dabei wusste er, dass es mich in Rage versetzte, wenn ich ihm hinterhertelefonieren musste und wenn die Fischstäbchen, die ich gebraten hatte, kalt wurden. Nicht dass ich kein Vertrauen in meinen Sohn gehabt hätte. Aber man soll nicht allzu viel Vertrauen in Kinder haben, die anfangen zu pubertieren – vor allem dann nicht, wenn man nicht einmal mehr sich selbst vertraut, wenn man viel Zeit damit zubringt, sein Selbstmitleid und die Folgen häufigen Alkoholmissbrauchs zu pflegen.

Um halb neun klingelte das Telefon. Mein Magen krampfte sich zusammen, denn ich ahnte, was kam. Sie riefen immer um diese Zeit an.

„Ihr Sohn ist wieder zu spät gekommen. Und gestern hat er in der Mathematikstunde Karten gespielt!“

„Hmmm ...“

„Hallo! Sind Sie noch dran?“

„Ja, ja ... Was hat er denn gespielt?“

„Das ist doch egal. Meistens pokern sie. Mit echtem Geld!“

„Hat er wenigstens gewonnen?“

Ich handelte mir den Vorwurf ein, ich nähme die Situation nicht ernst genug. Doch das war nicht richtig. Ich nahm sie schon ernst, die Situation meines Sohnes. Doch stand ich ihr ebenso ratlos und ohnmächtig gegenüber wie meiner eigenen Situation.

Kapitel 2

Zum Schlimmsten, was ein Mensch hinterlässt, wenn er geht, gehört der Alltag – man bewegt sich voller Angst darin, wie auf vermintem Gelände. Es war mir zum Beispiel unmöglich, in meiner Küche zu frühstücken, in ebenjener Küche, in der ich so oft zusammen mit Martha und den Kindern gesessen hatte. Es war eine zusammengewürfelte Familie, und manchmal, wenn die Jungs morgens darüber stritten, wer von ihnen das letzte Stück Toast bekam, wenn ich es dann teilte und sie weiter darüber stritten, welche Hälfte die größere sei – da wünschte ich mir den Augenblick herbei, wenn endlich alle fort waren, damit ich in Ruhe Zeitung lesen konnte.

Jetzt aber waren sie alle fort, und ich konnte es nicht ertragen, die Zeitung in einer Küche zu lesen, in der nicht vier schmutzige Teller und Tassen darauf warteten, abgespült zu werden. Die Küche kam

mir vor wie ein Drehort, den das Team längst verlassen hatte. Eine neue Szene hatte begonnen, mit neuen Mitspielern und mit einer neuen Geschichte. Nur ich gehörte nicht mehr dazu.

Kinobesuche, Abende in der Stammkneipe, der wöchentliche Besuch im Schwimmbad – das waren nur ein paar von vielen Gepflogenheiten, die ich aufgegeben hatte, weil ich die Erinnerungen, die damit verknüpft waren, nicht ertrug.

Während also Martha, die Frau meines Lebens, nun im Bett eines anderen lag – Gepflogenheiten hin oder her –, machte ich mich auf, um im Café sechs oder sieben Euro für ein Frühstück zu bezahlen, von dem ich nicht satt wurde. Dabei war ich froh, dass ich überhaupt wieder etwas essen konnte. Denn nachdem das Unglück passiert war, hatte ich schlagartig zehn Kilo abgenommen, hatte mich nur noch von Semmeln, Wein, Zigaretten und Psychopharmaka ernährt.

Vor allem aber zog es mich jeden Morgen ins Café, weil das Frühstück dort zu den wenigen Fixpunkten in meinem haltlosen Leben gehörte. Das Café lag im Uni-Viertel, nicht weit entfernt von meiner Wohnung. Es war bevölkert von jungen Menschen, denen die Sonnenbrille offenbar im Gesicht festgewachsen war; die nie nur Kaffee tranken, sondern ausschließlich Heißgetränke mit italienischen Namen; die nicht halbgare Schnitzel in der Mensa zu sich nahmen, sondern geräucherten Lachs an Salat mit Austernpilzen; die offenbar schon unverrückbar fest im Leben standen, obgleich sie gerade erst dabei waren, Hauptseminarscheine zu sammeln.

Ich störte mich aber nicht weiter daran. Im Gegenteil, ich fand Gefallen am schönen Schein und dachte mit Unwillen an die Garderobe mancher Mädchen aus meiner Studienzeit – alternative Geschöpfe, die danach trachteten, jegliche Spur von Weiblichkeit

unter ausgeleierten, verblichenen Jeans oder unförmigen Kleidern zu verstecken. Für die war es schon Verrat an der althergebrachten 68er-Wahrheit, wenn eine sich die Achselhaare rasierte, gar nicht zu reden von den Schamhaaren – die zu rasieren wäre mit standrechtlicher Erschießung geahndet worden.

Doch wir Jungs waren ja nicht viel besser gewesen. Schon wer mehr als eine Jeans, drei Freinrippunterhosen, ein paar alte Hemden und einen Bundeswehr-Parka besaß, machte sich als Kollaborateur verdächtig. Und wenn ich auch so mancher mütterlichen Wirtin aus früheren Zeiten nachtrauerte, etwa jener Erika, die drei Zentner wog und als Abendessen vier Asbach-Cola zu sich nahm, so fand ich es nun doch angenehmer, von hübschen jungen Frauen bedient zu werden. Schließlich waren das die einzigen weiblichen Wesen, mit denen ich eine unkomplizierte Beziehung führte: *Einen Kaffee und eine Butterbretze bitte. – Ja, gern. – Und bitte vier Tütchen Zucker, zwei sind mir zu wenig. – Geht in Ordnung.*

In diesem streng formalisierten Dialog blieb kein Raum für jene Missverständnisse, welche die Beziehung zwischen den Geschlechtern vergiften. Es blieb jedoch auch kein Raum für ein tieferes Verständnis zwischen Mann und Frau. Da ich an ein solches aber immer noch glaubte, nahm ich mir gelegentlich vor, doch einmal einen weitergehenden Kontakt herzustellen. Denn die Therapeutin hatte recht: Ich konnte Martha nicht mehr betrügen, ich konnte tun und lassen, was ich wollte, ich konnte Affären und Liebschaften anfangen, wie es mir beliebte.

Freilich, das hatte ich ja schon versucht. Der letzte Annäherungsversuch hatte in einer Kneipe begonnen, nach dem vierten Bier.

Sie war Studentin, mindestens zwanzig Jahre jünger als ich und

blieb allein an der Theke sitzen, nachdem ihre Freundinnen gegangen waren. Ich sprach sie an, erzählte ihr – beflügelt vom Alkohol und von ihren braunen, warmen Augen – etwas von Rilke, Trakl und Gottfried Benn, erklärte ihr, wie sehr ich die moderne Lyrik liebte, die Germanistik dagegen hasste, denn die sei die Totengräberin jeglichen unmittelbaren Empfindens, sie forsche nur und taste mit grauen, knöchernen Fingern in jenen erhabenen, schmerzvollen Bildern herum, die die Dichter dem Leben abgerungen hätten, um sie uns zu schenken. Fände ich nun Worte, um das tiefe Gefühl auszudrücken, welches braune, warme Augen in mir auslösten – *deine unvergleichlich schönen Augen, die tiefer sind als jedes Meer, das die Nautilus je durchforschte* –, fände ich also nun diese Worte, so fuhr ich fort, dann sei die Vorstellung unerträglich, es könnte eines Tages ein Germanist sich darüber hermachen, gleich einem Arzt bei der Autopsie, der zwar den Körper zergliedert, die Seele der Dinge aber nie finden könne. „Ich brauch jetzt ’nen Wodka“, sagte die Studentin.

Ich gab Bier und Wodka aus und monologisierte weiter. Bald schwenkte ich zu meinem Hauptthema um: Martha.

Die Studentin hörte aufmerksam zu.

Wir waren die letzten Gäste, und während der Wirt aufräumte – er hieß Otto und war mindestens zehn Jahre jünger als ich –, ging ich zur Toilette. Dort erleichterte ich mich und zog für alle Fälle Kondome aus dem Automaten. Denn auch wenn die Studentin dabei war, sich in mich zu verlieben, auch wenn dies der Anfang einer verrückten, großen Liebe war, so wollte ich doch Vorsorge treffen. Schließlich hatte ich schon ein Kind und konnte, zumindest vorerst, kein zweites brauchen.

Als ich zurückkam, küsste die Studentin mich leicht auf die Wange.

„Bist echt ’ne arme Sau. Geh mal heim und schlaf dich aus. Wir

haben noch was vor, Otto und ich.“

Die Kondome schenkte ich auf meinem einsamen Heimweg einem Penner, der mich anschnorrte.

Er warf sie weg. „Zum Wichsen brauch ich keine Pariser.“

Wenn man allein ist, verletzt, depressiv und Gewohnheitstrinker, sollte man sich davor hüten, von Einzelfällen auf ein allgemeines Muster zu schließen. Es ergibt sich dann leicht eine Vermeidungshaltung, die einen daran hindert, überhaupt noch jemanden kennenzulernen. So hatte meine Therapeutin die Episode mit der Studentin damals kommentiert. Sie hatte mir geraten, lieber auf das Trinken zu verzichten als auf weitere Versuche, eine Frau kennenzulernen.

Im Café bediente mich dieses Mal die junge Frau, die ich besonders hübsch fand. Ich fragte mich, ob ich mir ihr Lächeln mit dem üppigen Trinkgeld erkaufte, das ich üblicherweise gab, oder ob sie es vielleicht doch mir als möglichem Liebhaber schenkte. Um das herauszufinden, winkte ich ihr noch einmal und bat um eine weitere Portion Zucker. Sie lächelte wieder.

Kurz nachdem Martha mich verlassen hatte, fing ich an, Bücher über Beziehungen zu lesen, zunächst in dem Glauben, darin stünde irgendein Trick, wie ich Martha wiedergewinnen könnte. Bald stellte ich aber fest, dass ich nichts anderes tat, als den Fahrplan zu studieren, nachdem die gemeinsame Reise zu Ende war.

Doch warum sollte es nicht möglich sein, statt der Vergangenheit nachzuhängen, nun geläutert eine neue Reise zu beginnen, zum Beispiel mit der hübschen Bedienung? In diesen Büchern war immer wieder die Rede davon, wie wichtig die positiven Fantasien seien, die man sich zu Beginn einer Beziehung vom Partner macht.

Nur welche positiven Fantasien, einmal abgesehen von der Form ihrer Brüste, die sich unter der Bluse abzeichneten, und dem Farbton ihrer Höfe, konnte ich mir machen von einer Frau, die nichts anderes tat, als mir Butterbrezen zu servieren und zu lächeln?

Ich dachte mir eine Geschichte aus, *ihre* Geschichte, gab ihr eine Biographie, einen Musikgeschmack, literarische Vorlieben und dergleichen mehr. Würde sie dem standhalten können? Und war sie nicht viel zu jung für mich? Vermutlich würde sie sich nicht über eine kaputte Beziehung unterhalten wollen, vor allem nicht mit einem depressiven älteren Mann, der schlicht davon besessen war, jedem und jeder zu erzählen, wie viel Leid ihm, einem alleinerziehenden Vater und guten Kerl, von einer Frau zugefügt worden sei. Und das war nun einmal mein Hauptthema, es steckte in mir wie ein Virus; wie unter Zwang führten alle Gespräche zu diesem Thema.

Einmal, an einem einsamen Sonntagmorgen, hatte ich sogar mit der Frau, die mir vor der Bäckerei die *Bild am Sonntag* verkaufen wollte, über Martha gesprochen.

Mein anderes großes Thema war Sex. Doch darüber sprach ich nie, denn Menschen, die keinen Sex haben, erfüllen in unserer Welt die Rolle, die früher einmal die Leprakranken hatten: Sie sind Ausgestoßene. Mit meiner Therapeutin diskutierte ich immer wieder darüber, und sie versuchte ständig, mich eines Besseren zu belehren:

„Denken Sie bei jeder Frau, der Sie begegnen, an Sex?“

„Äh ... ja!“

„Das ist falsch! Schließen Sie Freundschaften mit Frauen. Der Rest wird sich ergeben.“

Ich mochte meine Therapeutin sehr gern, auch wenn wir oft nicht

einer Meinung waren. Und immerhin war sie die einzige Frau, von der ich annahm, sie kümmere sich uneigennützig und liebevoll um mich, auch wenn die Allgemeine Ortskrankenkasse sie dafür bezahlte.

Ich beschloss also, Freundschaft mit der Bedienung zu schließen, in der Hoffnung, der Rest würde sich ergeben.

„Würden Sie mir noch einen Kaffee bringen?“

„Gern.“

„Sie haben so einen schönen Akzent. Wo kommen Sie denn her?“

„Ungarn.“

„Sehr schön. Sind Sie schon lange hier?“

„Das ist meine erste Tag. Hab ich angefangen zu studieren hier.“

„Interessant. Was studieren Sie denn?“

„BWL. Aber entschuldigen Sie mich, ich habe viel zu tun.“

BWL-Studentin. Schwieriges Terrain für einen Menschen wie mich, der, was die Finanzen betraf, gerade mal imstande war, einen Bankautomaten zu bedienen. Ob sie wusste, dass Rimbaud nicht Rambo ist und Lorca kein Mittelmeerfisch?

Aber sie hatte wieder so schön gelächelt. Und warum wollte ich plötzlich nur noch mit Frauen schlafen – oder besser: Freundschaft schließen –, die sich in der Literaturgeschichte auskannten? Martha hatte sich ja auch nicht ausgekannt.

Die Ungarin brachte mir meinen zweiten Kaffee, und ich wagte einen Angriff, ganz geradeheraus. „Haben Sie Lust, mit mir essen zu gehen?“

„Oh, hab ich nicht einmal Zeit zum Sterben und außerdem noch eine kleine Hund zu Haus, um den ich mich muss kümmern.“

„Einen kleinen Hund? Sehr nett. Ich liebe Tiere.“

„Vielen Dank aber für Einladung. Vielleicht im Sommer wird es

besser gehen.“

Im Sommer ... – Jetzt begann der Herbst. Und kleine Hunde konnte ich noch nie leiden.

Eine SMS von Bastian holte mich aus meinen Fantasien zurück:

Papa, ich hab eine 6 in Mathe.

Er war seit einiger Zeit zu der Taktik übergegangen, schlechte Nachrichten per SMS zu schicken, wohl um mir Zeit zu geben, mich bis zum Nachmittag wieder zu beruhigen. Das rührte mich durchaus. Dennoch war es ein Trauerspiel. Wochenlang hatte ich ihn gedrängt, sich auf diese Schulaufgabe vorzubereiten, und immer hatte er sich daraufhin brav in sein Zimmer zurückgezogen. Wenn ich dann aber leise die Tür öffnete, um nach ihm zu sehen, blickte er verträumt aus dem Fenster oder malte Kringel in sein Heft. Schließlich engagierte ich einen Studenten, der ihm Nachhilfe gab und der schon nach der ersten Stunde bestätigte, was ich ohnehin wusste: Der Junge ist intelligent und versteht eigentlich alles. Und jetzt also doch wieder ein Fehlschlag. Bastians Schullaufbahn war nur mehr eine Folge von Niederlagen.

Am Nachmittag kam er nach Hause. Er sagte nicht viel, aß wenig, legte sich auf sein Bett und hörte Musik. Ich setzte mich zu ihm, legte ihm die Hand auf die Stirn und fragte mich, wie es gelingen sollte, den Knoten in diesem Kopf zu lösen.

Im Bastians Zimmer stand ein Regal voller Bücher, an den Wänden hingen Bilder von Punkbands, auf seinem iPod hatte er mehr Musik als ich in meinem Plattenschrank, auf dem Schreibtisch stand ein Computer, an dem er mit seinen Freunden kommunizierte, seine Zeit mit endlosen Spielen verbrachte und Zugang zu jedem erdenklichen Schweinkram hatte – es war heutzutage nicht mehr

nötig, sich heimlich den Playboy zu besorgen, wenn man anatomische Studien betreiben wollte.

Ich war dreißig Jahre älter als Bastian. Aber manchmal kam es mir vor, als hätte meine Kindheit sich nicht in einer anderen Zeit abgespielt, sondern auf einem anderen Stern.

Kapitel 3

Ich hätte dich im Kinderwagen erwürgen sollen, sagte meine Großmutter zu mir, als sie erfuhr, dass ich mich weigerte, am Sonntag in die Kirche zu gehen. Doch das war lange nach der Zeit, als ich mit ihr am Fenster gesessen und ihren Geschichten vom Krieg und von der Vertreibung zugehört hatte.

Unser Haus lag an der Hauptstraße im Dorf. Wenn ein Auto vorbeifuhr, fragte meine Großmutter, wer das gewesen sei. Es war ihr unbegreiflich, dass Autos von weiter her kommen konnten als aus den umliegenden Dörfern – so klein war die Welt, die sie aus Schlesien mitgebracht hatte.

Zu dem Haus, in dem wir wohnten, gehörte ein Hinterhof, der war umgeben von einem Gemüsebeet, einem Holzschuppen und der Waschküche. Im Hof war auch das Klo, die Fäkalien flossen in eine Grube neben der Waschküche, und wir Kinder machten uns einen Spaß draus, den Deckel zu heben und hineinzuschauen.

Manchmal sah ich meinem Großvater zu, wie er im Schuppen einen Hasen schlachtete. Es war einer der Hasen aus dem Stall im Hof. Wir Kinder spielten gern mit ihnen und fanden nichts dabei, wenn sie später geschlachtet wurden. Mein Großvater mochte Hasenbraten. Früher war er Schmied gewesen. Doch er hatte sich immer geweigert, in einem der kleinen Nebengebäude unseres Hauses eine Werkstatt einzurichten, um dort seinem Beruf nachzugehen. Es lohne sich nicht, sagte er, in zwei, drei Monaten

würde man doch sowieso zurückkehren nach Schlesien, in die Heimat. Er sagte es zwanzig Jahre lang. Und er hatte jedes Recht dazu, denn er war der Herr über die Zeit im Dorf. Der Pfarrer – es war derselbe, der uns im Religionsunterricht dann und wann mit einer kräftigen Ohrfeige den Weg zum wahren Glauben wies – hatte meinen Großvater zum Mesner bestellt. Zu seinen Aufgaben gehörte es, jeden Tag die Treppe zum Glockenstuhl des Kirchturms hinaufzusteigen, um dort mit einem mächtigen Schlüssel das Uhrwerk der Turmuhr aufzuziehen. Hätte er nur gesäumt, wünschte ich nun manchmal – die Zeit wäre stehengeblieben, und ich säße immer noch behütet bei der Großmutter und hörte ihren Geschichten zu.

Doch er säumte nie, der Großvater, und so fuhr an einem heißen Sommertag im Juli der Krankenwagen über die Dorfstraße, blieb vor unserem Haus stehen und holte ihn ab.

Ich weiß noch genau, wie meine Mutter versuchte, es mir zu erklären. Er sei krank, der Opa, und deshalb müsse er zum Arzt. Ich verstand damals nicht, warum ihre Stimme bebte, warum sie klang, als müsste sie mich trösten. Eine Woche später war der Großvater tot. Aber die Welt, in der er gelebt hatte und in der auch ich lebte, war noch da.

Erst nach und nach wurde mir klar, dass der Großvater nie mehr zurückkommen würde. Ich verstand es nicht ganz. Eigentlich verstand ich es auch später nie.

Abends fragte ich Bastian, ob ich ihn eine Weile allein lassen könne. Er hatte nichts dagegen, natürlich nicht, denn damit gewann er die Kontrolle über das Fernsehprogramm und konnte sich die japanischen Trickfilme ansehen, die ich so hasse.

Es war ein kühler, klarer Herbstabend, aus der U-Bahn strömten

frierende Menschen und gingen zielstrebig ihrer Wege. Es gibt Augenblicke, da glaubt man, die ganze Welt sei auf dem Heimweg, auf alle warte ein lauschiges Plätzchen hinter dem Ofen ... Auf alle, nur auf einen selbst nicht.

„Glauben Sie das wirklich?“, hatte die Therapeutin mich einmal gefragt.

„Ja, manchmal schon.“

„Das ist nichts anderes als eine Projektion. Gebrauchen Sie Ihre Fantasie. Es könnten auch kaputte Beziehungen, ein grauer Alltag und einsame Menschen hinter all diesen Fenstern stecken.“

„Oder auch glückliche Paare ...“

„Sicher. Das auch. Vielleicht sogar glückliche Singles. Oder glückliche alleinerziehende Väter!“

„Hmm ...“

„Es ist, wie es ist. Wie kommen Sie darauf, dass das Leben immer schön sein muss?“

Ich wusste nicht, wie ich darauf kam. Es war nur so ein Gefühl.

An einem verregneten Sommertag im Juni vor sechs Jahren hatte ich Martha zum ersten Mal gesehen. Damals lebte ich schon seit einem Jahr allein mit Bastian. Karin, seine Mutter, war in die USA gegangen.

Es war zwangsläufig ein sehr zurückgezogenes Leben, das ich führte. Morgens brachte ich Bastian in den Kindergarten, arbeitete, holte ihn am Nachmittag wieder ab, ging mit ihm auf den Spielplatz, steckte ihn um acht ins Bett, legte mich auf das Sofa und schaltete den Fernseher an. Es war ein Status quo, den ich hinnahm und den ich manchmal auch genoss. Und doch fragte ich mich oft, wie lange das so weitergehen sollte. Denn es gab Augenblicke, da war mir mein Leben völlig fremd.

Ab und zu brachte ich Bastian zu meinen Eltern und fiel zurück in jene Gepflogenheiten, die mir vertraut waren: ausgehen, Freunde treffen, ziellos durch die Stadt gehen, die Zeit vertrödeln, als hätte ich einen unerschöpflichen Vorrat an Tagen vor mir.

Vormittags arbeitete ich zu Hause an verschiedenen Projekten. Zu der Zeit gab es genug davon, denn das Privatfernsehen steckte noch in den Kinderschuhen, und die Aufträge lagen auf der Straße.

Einmal sollte ich den Text zu einer Dokumentation über einen jungen erfolgreichen Pianisten schreiben. Die Zeit bis zum Sendetermin war knapp, deshalb bekam ich immer wieder Kopien von den fertigen Teilen des Films, damit ich vorarbeiten konnte. Meist brachte mir ein Kurier diese Kopien.

Doch eines Tages stand eine junge Frau vor meiner Tür. Sie war sehr schüchtern und erklärte mir, sie mache ein Praktikum in der zuständigen Redaktion. Sie wolle alle Arbeitsschritte kennenlernen, und da es für sie kein Umweg sei, bringe sie mir diesmal die Kopien. „Und es wäre nett, wenn Sie mir ein bisschen erklären könnten, was Sie tun.“

Ein guter Teil meiner Tätigkeit bestand darin, das Videoband hin und her zu spulen, zu tippen und immer wieder einfach aus dem Fenster zu schauen. Und das Letzte, was ich brauchte, war eine Praktikantin, die mir dabei zusah. Doch nun galt es, kooperativ zu sein, denn ich mochte diese Redaktion und hoffte auf weitere Aufträge von dort.

Also legte ich das Band ein und begann zu dozieren, erklärte die Text-Bild-Schere, den Unterschied zwischen kommentierendem und literarischem Text, sprach vom Rhythmus, den man finden müsse, damit die Worte die Bilder nicht stören, sondern ergänzen, und dergleichen mehr.

Sie unterbrach mich. „Ich heiße Martha. In der Redaktion duzen

sich alle.“

„Ja, ja, klar – also, Martha, schau, hier spielt er, das ist was von Schönberg. Fantastisch, das muss man klingen lassen. Und hier kann der Text wieder einsetzen, aber nicht zu viel, nicht zu dicht, die Musik soll weiter präsent sein ...“

„Ich kann Schönberg nicht ausstehen.“

„Wie? Ach so. Na egal ... In meinem Job muss man auch mal überzeugend Dinge formulieren, obwohl man gar nicht überzeugt davon ist. Ich mag Schönberg übrigens schon gern, weil ...“

„Das sieht man dir gar nicht an.“

„Äh, was?“

„Dass du lügst.“

„Moment! Was heißt hier ‚lügen‘? Das stimmt so nicht. Ich mache das aus Überzeugung. Hör mal, diese Stelle hier! Daran erkennt man sehr gut Schönbergs Kompositionsprinzip.“

„Spielst du gern mit Playmobilmännchen?“

Martha hatte blonde Haare und braune Augen. Erst jetzt, als sie mich mit einem leicht spöttischen Zug um die Mundwinkel anschaute, sah ich, wie hübsch sie war, wie ein Bild, das, obwohl zunächst ganz unauffällig, nach und nach zu wirken begann. Es war auch ihre dunkle, kraftvolle Stimme, die mich anzog, eine Stimme, die gar nicht zu ihr passte, denn Martha war klein und zierlich. Mit ihrer Frage hatte sie mich völlig aus dem Konzept gebracht. Unsere Wohnung war nicht sehr groß, ich nutzte das Wohnzimmer auch als Arbeitszimmer. Und Bastian nutzte es als Spielzimmer. Deshalb stand sein Playmobil-Bauernhof in einer Ecke des Zimmers. Fünf Männchen lagen ungeordnet vor der Scheune. Vor dem Tor aber hatte ich heute Morgen aus einer Laune heraus die Magd und den Bauern in der 69-Stellung aufeinandergelegt.

Marthas Blick ruhte auf dem Bauernhof. Ich wurde rot wie ein kleiner Junge, denn ich fühlte mich ertappt.

Martha wandte sich zu mir und lächelte:

„Darf ich eine von deinen Zigaretten haben?“

„Gern.“

Ich gab ihr Feuer. Einen Augenblick lang ließ sie ihre Hand auf meiner ruhen, so als wollte sie die Flamme behüten.

„Der Bauernhof, äh ... den brauche ich für Dreharbeiten.“

Sie saß etwas gebeugt da, eine Hand im Schoß, die andere beiläufig an der Kante meines Schreibtisches. Ihre Stimme klang nun leise und weich. „Mein Sohn hat auch so einen Bauernhof.“

Kurz nachdem Karin und ich uns getrennt hatten, fing ich eine Affäre mit einer Auszubildenden an. Sie war zwölf Jahre jünger als ich und träumte davon, zu reisen, Ausstellungen und Konzerte zu besuchen, nachts tanzen zu gehen. Und sie wollte öfter als einmal in der Woche mit mir schlafen, nicht nur am Dienstag, dem Tag, an dem Bastian meist bei einer befreundeten Familie übernachtete.

„Ich würde dich heut Nachmittag gern sehen. Da ist dein Junge doch noch im Kindergarten.“

„Das geht nicht. Heut ist Donnerstag. Da muss ich zum Mutter-Kind-Turnen mit ihm.“

Sie machte dann bald Schluss mit mir.

Und deshalb verleugnete ich nun Bastian vor Martha. Ihre Berührung auf meiner Hand klang immer noch nach in mir, ich begehrte sie. Bastian war bei den Großeltern, warum sollte ich ihn Martha gegenüber erwähnen? Das würde alles nur komplizieren.

„Willst du noch eine Zigarette?“

„Ja, gern.“

Dieses Mal fasste ich ihre Hand, und als Martha sie mir nicht

entzog, wusste ich, dass ich gewonnen hatte.

„Hast du schon was vor heute Abend? Wir könnten essen gehen.“

Sie blickte mich an, ohne zu antworten. Ich malte mir den Abend aus – zum Spanier würde ich gehen mit ihr, gleich um die Ecke, dort gab es guten Wein, und der Weg zurück in meine Wohnung war nicht weit.

Marthas Handy klingelte. Sie wandte den Blick nicht von mir ab, während sie telefonierte. Sie beendete das Gespräch mit den Worten:

„Wärm ihm die Nudeln von gestern auf. Die mag er. Und dann leg ihn einfach hin.“

Martha drückte ihre Zigarette aus und stand auf.

„Das war mein Freund. Mein Sohn heult dauernd. Ich muss los und nach ihm sehen.“

„Dein Sohn ... Und dein Freund ist vermutlich der Vater von deinem Sohn.“

„Nein.“

„Wo ist er denn, der Vater?“

„Keine Ahnung. Ciao.“

Als zwei Tage später nicht Martha, sondern der übliche Kuirerfahrer die neuen Bänder brachte, war ich tiefenttäuscht, ohne zu wissen, warum. Vielleicht wollte ich es auch gar nicht wissen, wollte nicht darüber nachdenken, warum ich allein war mit Bastian, Martha dagegen einen Sohn hatte und einen Freund.

In dem Paket, das der Kurier gebracht hatte, lag ein Kuvert.

Darin fand ich, versehen mit lieben Grüßen des Redakteurs, zwei Freikarten für ein Freiluftkonzert, ein Konzert mit ebenjenem Pianisten, von dem der Film handelte.

Ich rief an, bedankte mich und fragte nach Martha, der

Praktikantin.

Es ist merkwürdig, wie verbindlich eine Stimme am Telefon klingen kann, eine Stimme, die nichts weiter sagt als: „Ja?“

„Hallo, Martha. Ich habe Freikarten für das Konzert bekommen. Wollen wir zusammen hingehen?“

„Gern.“

Abends saß ich mit Doris und Martin, zwei alten Bekannten, beim Bier und erzählte ihnen davon, ganz beiläufig, so wie man über das Wetter redet, so als würde ich nicht seit Stunden nur an Martha denken. Sie erklärten mich beide für verrückt.

„Du hast zwei Freikarten und nimmst eine Praktikantin mit, die einen Freund und ein Kind hat?! Mein Gott, denk doch ab und zu mal an dein Sexualleben. Da hätte es doch wohl genug andere Kandidatinnen gegeben, die nachher vielleicht noch bereit zum GV gewesen wären.“

„Ihr denkt immer nur an das Eine.“

„Und woran, bitte, denkst du?“

„Weiß nicht. Vielleicht an ... Schönberg. Oder an Playmobilmännchen.“

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Stefan Scholz

Steine aus Island

Ein Roman über das Verlieren und Finden der
Liebe

Leseprobe aus Tilmann Schotts „Spur der Tränen“

Über dieses Buch

Die junge, intelligente Moldauerin Irina träumt von einem Leben im „Goldenen Westen“. Sie fasst Vertrauen zu den falschen Leuten und findet sich geschunden und missbraucht in einer deutschen Hafenstadt wieder. Kann sie dort auf die Hilfe von Professor Frank Thervall bauen oder führt ihr Weg sie wieder zurück auf die Spur der Tränen?

Fakten- und kenntnisreich verdichtet der Jurist und Kriminologe Tilmann Schott seine Erfahrungen mit dem modernen Sklavenhandel in Europa zu einem hochspannenden Kriminalroman.

Tilmann Schott

Spur der Tränen

Kriminalroman

Malmö, Ribersborgs Strand, 20. Oktober

Hätte er sich nur nicht umgesehen! Es waren dunkle Wolken aufgezogen, um die strahlende Sonne dieses Herbsttages zu verdecken, der Wellengang auf dem Öresund wurde deutlich unruhiger, und das Signal einer aus dem Hafen auslaufenden Fähre ließ Frank Thervall sich noch einmal umdrehen. Dabei erblickte er etwas Eckiges im feinen Sand des Strandes, beugte sich herab und

hob es auf. Es war eine Klarsichthülle, in der sich eine Plastikkarte, ein Kørekort, befand, ein dänischer Führerschein von der anderen Seite des Sundes, aus Kopenhagen. Unwillkürlich warf Frank Thervall einen Blick auf die Öresundbrücke, die sich majestätisch hinter den Klippen im Stadtteil Limhamn über die Ostsee erhob, um die südschwedische Region Skåne mit der dänischen Hauptstadt zu verbinden. In seinem Rücken lag die in Malmö Norden neu geschaffene Hafencity von Västra Hamnen mit Sundpromenade, Neubauten und ihrem alles überragenden Wahrzeichen Turning Torso, das Geschäfte und Wohnungen in mehr als 50 Etagen beherbergte. Vermutlich war der Führerscheininhaber von Kopenhagen aus herübergefahren, in Malmö am Strand gewesen und hatte seinen Kørekort hier verloren. Thervall steckte den Führerschein in die Tasche seiner Jeans, um ihn bei nächster Gelegenheit bei der Polizei abzugeben. Hätte er nur geahnt, welche Kette von Zufällen er in Gang setzen würde, die sein eher belangloses und halbwegs geordnetes Leben aus den Angeln heben würde – er hätte das Dokument zurück in den Sand fallen lassen. Er verließ Ribersborgs Strand und stieg auf die Holzbrücke, die zur Strandsauna Kallbadhus führte. Dort schwang er sich auf sein am Geländer angelehntes Fahrrad.

Einige wenige Skater und Jogger begleiteten ihn an diesem bereits sehr kühlen Oktobernachmittag auf dem Weg an der Strandpromenade, bis er in die Mariedalsvägen abbog und an der Stadtbibliothek vorbeifuhr. Hier endeten die Schienen der alten Museumsstraßenbahn im Nichts und symbolisierten den offenen Ausgang der Diskussion über die Frage, ob die vor dreieinhalb Jahrzehnten eingestellte Straßenbahn nicht als moderne Stadtbahn wieder in ganz Malmö eingeführt werden sollte, um die chronisch

überfüllten Stadtbusse von Skånetrafiken zu entlasten. Konkrete Vorüberlegungen in diese Richtung zu entwickeln – das war das Projekt, über das Kristina Lindström ihre Dissertation schrieb und durch das Frank Thervall sie hier kennengelernt hatte, in der Stadtbibliothek, an deren großzügiger Glasfront er eben vorbeiradelte. Thervall lenkte sein Fahrrad quer über den Gustav-Adolfs-Torg. Der gepflasterte Platz, von einer Seite von einer großen Bushaltestelle und von den drei anderen Seiten von Altbauten, Hotels und einer modernen Einkaufspassage umrahmt, stellte einen zentralen Treffpunkt dar. Ein kunstvoller Brunnen und konisch geformte Laternen, deren Masten in der für das Stadtwappen typischen dunkelgrünen Farbe lackiert waren, verbanden nostalgischen Charme mit modernem urbanem Design. Frank bog in die abwechselnd von Altbauten und modernen Häusern gesäumte Stora Nygatan ein und hielt am Eingang zur Fußgängerzone mit dem dominanten Glaspalast des Kaufhauses Åhlens. In dem auf der Rückseite des Eckhauses gelegenen großzügig angelegten und mit Holzdielen ausgestatteten Treppenhaus knarrten die Stufen, als er zu Kristinas Dachgeschosswohnung hinaufstieg, die bereits im Flur einen Hang zu Kontrasten und moderner Architektur offenbarte. Die eine Wand zierte ein auf die Größe eines Posters kopiertes Foto der Göteborgsoperan, des Opernhauses von Göteborg. Der an der gegenüberliegenden Wand mit origineller Neonwerbung vom Hardrock Café Stockholm verzierte Spiegel verriet Frank, dass der Seewind sein Haar komplett zerzaust hatte und seinen Schal wirr und unordentlich zwischen Windjacke und Pullover heraushängen ließ. Bevor er etwas Ordnung in sein Äußeres bringen konnte, erschien Kristina im Flur und empfing ihn mit Vorwürfen.

„Ich sprach von einer halben Stunde, nicht von einem halben Nachmittag“, sagte sie. „Deine einsamen Strandspaziergänge dauern immer länger.“ Sie hatte ihr langes dunkelblondes Haar zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden, ihre schöne randlose Brille gegen die viel strenger und unnahbarer wirkende Brille mit dem breiten Gestell getauscht und trug den schicken dunkelblauen Pullover, den Frank ihr auf der letzten Stockholm-Reise in einer Boutique am Söder Mälarstrand gekauft hatte. Ihre ausdrucksstarken blauen Augen blitzten ihn an.

„War es nicht so, dass du nicht mitkommen wolltest?“, verteidigte er sich und zog seine Jacke aus. „Und hast du dich niemals verspätet?“ Gleichzeitig war Frank bewusst, dass sich Kristina noch nie verspätet hatte.

Beide gingen in das Wohnzimmer. Kristinas lichtdurchflutete Wohnung bestand aus einem großen Wohnraum, der zugleich als Arbeitszimmer diente, und einem kleineren Schlafräum, beides hell und modern eingerichtet. An den Wänden hingen zwei Poster von Ausstellungen der Konsthall an der Rådmanngatan und eines von jenem Architekturwettbewerb zur Stadtbahn, den Kristina gewonnen und sich damit ein Stipendium für ihre Promotion gesichert hatte. Zurzeit waren sämtliche verfügbaren Flächen auf ihrer cappuccinofarbenen Couch und ihrem cremefarbenen Schreibtisch mit Papieren, Fotokopien und Büchern belegt.

„Ich habe gewartet. Dein Handy hast du auch hiergelassen.“

„Kristina, in drei Stunden fährt meine Fähre ...“, begann er.

„Erinnere mich nicht daran! Diese Wochenendbeziehung! Wann triffst du endlich eine Entscheidung und ziehst nach Malmö?“

„Kristina!“ Frank wechselte von Schwedisch ins Englische wie immer, wenn er erregt war und ihm die Worte fehlten. „Ich habe eine Beamtenstelle in Deutschland. So etwas aufzugeben, muss ich

mir sehr gut überlegen.“

„Es gibt auch hier eine Fachhochschule. Es gibt eine Universität in Lund. Du lernst Schwedisch. Du sprichst Englisch. Du kannst hier genauso arbeiten und leben.“

„Ich spreche nicht so gut Schwedisch, dass ich Unterricht geben könnte.“

„Dann lernst du es. Du wusstest, worauf du dich einlässt. Ich bin mit meinem Stadtbahnprojekt für mindestens fünf Jahre an Malmö gebunden. Ich will keine Wochenend- und Fernbeziehung, ich brauche einen Partner. Verstehst du? Einen Partner! Keinen Besucher!“

„Vergiss nicht, über Wochen bin ich schon am Donnerstag zu dir gekommen und musste erst am Montag wieder fort. Meine freie Arbeitszeiteinteilung hat uns sehr viele lange Wochenenden ermöglicht.“

„Ich will nicht das Wochenende für uns. Sondern die ganze Woche.“

Frank schwieg. Dass er begann, seine Umhängetasche für die Überfahrt nach Deutschland zu packen, trug nicht gerade zur Entspannung der Situation bei. Sie wandte sich demonstrativ ab, als er die Tasche fertigpackte und den Reißverschluss zuzog. Frank blickte sie an. Dann ergriff er das Skånska Dagbladet vom letzten Samstag, das auf dem Couchtisch lag, und einen roten Filzstift und schrieb auf den oberen Zeitungsrand: „Grenzenlos und über Länder hinweg: Ich liebe dich, meine Aurora.“

Sie drehte sich um, las die Zeilen und blickte Frank an mit den Worten: „Lass mich nicht zu lange warten, Tiger!“

Die Fähre der Finnlines-Reederei war ein kombiniertes Fracht- und Personenschiff. Ukrainische, russische und lettische LKW-Fahrer

bildeten den größten Anteil der Fahrgäste an Bord und nahmen im Essensraum den mit dem Pappschild „Drivers“ abgegrenzten Bereich ein, während einige wenige Passagiere wie Frank Thervall in einem kleinen „Passenger“-Bereich platziert wurden. Die Überfahrt in den Lübecker Hafen Travemünde-Skandinavienkai dauerte neun Stunden. Die Finnlines hatte nicht so viel Komfort zu bieten wie die TT-Line ab Trelleborg, aber die Überfahrt mit Finnlines war deutlich preiswerter als die TT-Line, die außerdem einen zusätzlichen Fahrtaufwand mit dem Skånetrafiken-Bus zwischen Trelleborg und Malmö bedeutete. Und ein Bahnticket mit dem Eurocity über Kopenhagen war noch teurer. Meistens nutzte Thervall die Nachtfähre für diese Direktverbindung zwischen Malmö und Lübeck. Kurz vor dem Ablegen um 22:00 Uhr bezog er seine Kabine, ohne die Bar oder das Café, das die LKW-Fahrer in Beschlag genommen hatten, aufzusuchen. Ein paar Minuten nur verbrachte er an der Reling und sah den Verladearbeiten zu. Die gespenstische Beleuchtung, Gabelstapler, Männer in signalgelben Sicherheitswesten, die Geräusche rasselnder Ketten und verschobener Container – das war eine ganz eigentümliche Atmosphäre. Frank sah sich die Aufschriften auf den Lastwagen und Containern an, DFDS-Seaways, DHL, osteuropäische Aufschriften, und natürlich – die ineinander verschlungenen Buchstaben P, S und T, das Logo der Spedition Per Sundquist Transport, Göteborg–Malmö–Lübeck. Der Fahrer eines der PST-Laster stand neben seinem Fahrzeug, trat seine Zigarette aus und kletterte in das Führerhaus, als die Zufahrt zum Fährinnern freigegeben wurde. Der Mann hatte ein markantes Äußeres: Er trug ein Basecap und hatte auf der linken Gesichtshälfte eine großflächige dunkle Spinnennetzätowierung. Sundquist war überall vertreten, wo es einen größeren Hafen gab. Und er hatte es

geschafft, zu Kristinas und Frank Thervalls größtem Gegner im Stadtbahnprojekt zu werden, indem er die Pläne zur Wiedereinführung der Bahn durch Einflussnahme auf die Kommunalpolitik zu torpedieren versuchte. Frank zog sich in seine Kabine zurück und verzehrte zur Nacht unvernünftigerweise zwei Riegel Cloetta-Kex-choklad, die er am Nachmittag bei „7-eleven“ in einer Seitengasse neben Åhlens gekauft hatte und nach denen er fast schon süchtig war.

In dieser Nacht fand Frank Thervall weniger Schlaf als sonst. Eigentlich wiegte ihn das gleichmäßige Fahrgeräusch eines Schiffes sehr schnell in tiefen Schlaf, selbst bei hohem Wellengang. In dieser Nacht aber bewegten ihn der Streit mit Kristina, das ungute Gefühl, eine Woche nicht am Arbeitsplatz gewesen zu sein, und die Ungewissheit, ob er zu Hause mit der gefürchteten Post von Staatsanwaltschaft oder Gericht rechnen musste. Frank hatte dieses unangenehme Verfahren immer wieder verdrängt, aber es vollkommen aus seinen Gedanken zu verbannen, das schaffte er nicht. Gegen Mitternacht wurde er dann doch vom Schlaf überwältigt.

Malmö, Stora Nygatan, 21. Oktober

Kristina Lindström war kurz nach Mitternacht zu Bett gegangen. Ihr erging es ähnlich wie Frank. Nur mühsam fand sie in einen unruhigen Schlaf. Im Traum sah sie sich von Jagdszenen umgeben, Reiter galoppierten an ihr vorbei und schossen auf eine Mauer, die mit jedem Schuss zu wachsen schien. Kristina schreckte hoch. Waren tatsächlich Schüsse gefallen, die ihr Unterbewusstsein in ihren Traum integriert hatte? Die Leuchtdioden ihres Radioweckers zeigten 02:24 Uhr. Sie sprang aus dem Bett und lief ans Fenster.

Die Stora Nygatan lag verlassen und ruhig in der Dunkelheit, in der Glasfront der gegenüberliegenden Shoppingpassage spiegelte sich die rote Lichtreklame von Åhlens, die auch nachts nicht abgeschaltet wurde. Plötzlich heulte irgendwo ein Motor auf, und ein Wagen schien davonzujagen. Vielleicht war das an der Lilla Nygatan auf der anderen Seite vom Gustav-Adolfs-Torg, der von Kristinas Wohnung aus nicht mehr zu sehen war. Kristina bemerkte, dass aus dem Fenster neben ihrer Wohnung ein Lichtschein zu sehen war – offenbar war auch Mikkala wach geworden. Kurzenschlossen zog sich Kristina ein Sweatshirt über, trat ins Treppenhaus und klopfte sanft an die benachbarte Wohnungstür.

„Mikkala!“, raunte sie mit gedämpfter Stimme. „Bist du wach?“ Kristina hörte, wie der Schlüssel umgedreht und eine Türkette bewegt wurde. Dann öffnete Mikkala die Tür.

„Kristina! Hej!“

„Hejsan, Mikkala – hast du es auch gehört?“

„Ja, habe ich.“ Die beiden Frauen umarmten sich kurz.

„Dann habe ich es also nicht geträumt“, überlegte Kristina,

„glaubst du, Mikkala, dass *er* wieder ...“

„Nein.“ Mikkala schüttelte den Kopf. „Das ist nicht seine Handschrift. Nicht so spät in der Nacht. Und das war ja eine ganze Salve von Schüssen.“

Die Sirenen von Polizei und Ambulanz durchbrachen die nächtliche Stille.

„Endlich“, atmete Kristina auf.

„Vom Fenster aus ist nichts zu sehen“, sagte Mikkala, „komm, lass uns wieder schlafen gehen.“

„Ja, okay. Wir können ja auch nichts tun. Hej då, Mikkala.“

„Hej då, Kristina.“

Er – er war im Herbst das Stadtgespräch von Malmö. Wenn man von *ihm* sprach, wusste jeder, wer gemeint war. Vor zehn Tagen, am 10. Oktober, hatte ein unbekannter Heckenschütze aus dem Hinterhalt auf ein parkendes Auto geschossen – und ein 20-jähriges Mädchen ermordet, ihr Freund lag seither mit schwersten Schussverletzungen im Citykliniken. Er war sudanesischer Asylsuchender, und schnell wurde klar, dass ihm der Mordanschlag gegolten hatte. Eine Woche später wurde auf eine schwarzhaarige syrische Apothekenangestellte und einen nigerianischen Studenten an einer Bushaltestelle geschossen. Die beiden Schüsse verfehlten ihre Ziele, aber das Glas im Haltestellenaushang mit den Busfahrplänen und Werbeflyern von Skånetrafiken zersplitterte derart, dass die Syrierin Schnittverletzungen im Gesicht davontrug. Vollkommen unbemerkt und im Schutz der Dunkelheit war der Unheimliche bisher aufgetreten. Die schwedische Atmosphäre von Toleranz und friedlichem Miteinander begann, einer düsteren Stimmung aus Verunsicherung und Angst zu weichen. Doch Mikkala hatte recht: Die Schüsse dieser Nacht stammten nicht aus seiner Waffe.

Die Finnlines-Fähre hatte den Öresund längst verlassen, durchfuhr das dänische Küstenmeer in Höhe der Insel Møn und pflügte mit unverminderter Geschwindigkeit eine Spur heller Schaumkronen auf das aufgewühlte tiefschwarze Wasser. Frank Thervall schreckte unvermittelt auf. Wilde Traumsequenzen hatten auch in seinem Unterbewusstsein einander abgelöst und verflüchtigten sich, bevor es ihm gelang, sie in seinem Gedächtnis festzuhalten. Vom Gang zwischen den Kabinen waren Stimmen zu hören. Mindestens zwei Männer unterhielten sich, zwar in gedämpfter Lautstärke, aber infolge der dünnen Wände unüberhörbar. War es bereits Morgen

und Frühstückszeit? Frank schaltete das Licht an und blickte auf die Leuchtanzeige seiner Uhr – 04:46 Uhr. Stimmen, jetzt, um diese Zeit? Frank war sich sicher, dass die Männer kein Schwedisch oder Finnisch sprachen, es musste etwas Osteuropäisches sein – eher Russisch. Die Stimmen und die Schritte entfernten sich, wurden leiser und verstummten. Es war wieder still, nur das vertraute gleichmäßige Geräusch der Schiffsmotoren war zu hören. Frank griff nach seiner Jeans, um in der Hosentasche nach einem Taschentuch zu suchen, und fühlte – den Kørekort. Verdammt! Über die Auseinandersetzung mit Kristina hatte er vergessen, ihn bei ihr zu lassen, damit sie ihn der Polizei übergeben konnte. Frank ergriff die Kartenhülle, schaltete das Leselicht an der Bettoberkante an und drehte die Plastikhülle um. Erst jetzt realisierte er, dass sie zwei Plastikkarten beherbergte, und zog diese heraus. Ein handbeschriebener Zettel, der zwischen beiden gesteckt hatte, fiel zu Boden. Darauf waren eine Handynummer und zwei Mailadressen notiert, die zu einer Helle Johanson gehörten, eine private Mailanschrift bei Telia.DK und eine offensichtliche Firmenadresse von Mercuria-IT in Kopenhagen. Die andere Plastikkarte, die sich neben dem Kørekort in der Hülle befunden hatte, war ein weiterer Ausweis, ebenfalls mit Lichtbild und mit dem Aufdruck „EF/EOS-Opholdskort – Opholdsbevis for Statsborger i EF/EØS-Lande“, also eine Aufenthaltsbescheinigung für Staatsangehörige der EU- und EWR-Staaten. Als Inhaber wies das Dokument einen rumänischen Staatsangehörigen mit Namen Traian Conescu aus. Frank hätte damit vermutlich kaum etwas anfangen können, hätte er sich nicht selbst einmal mit seinem Aufenthaltsstatus in Schweden für den Fall beschäftigen müssen, dass er tatsächlich zu Kristina nach Malmö ziehen würde. Er würde keinen „Uppehållstillstand“

brauchen, keine klassische Aufenthaltsgenehmigung, aber eine Bescheinigung über sein EU-Aufenthaltsrecht erhalten. Traian Conescu war wohnhaft in Høje Taastrup, Vorstadt von Kopenhagen, aber geboren in Constanța. Frank wusste nicht viel über Rumänien. Aber Constanța, das erinnerte er richtig, lag am Schwarzen Meer. Dort, in der osteuropäischen Zeitzone, war es jetzt kurz vor Sonnenaufgang. Auch dort gab es Gründe, die einigen Menschen den Schlaf raubten.

Ukrainisch-slowakisches Grenzgebiet, 21. Oktober

Sie erwachte langsam und schlug die Augen auf. Ihre Hand tastete gewohnheitsmäßig nach der Nachttischleuchte, doch sie griff ins Leere. Schemenhaft zeichneten sich dunkle Umrisse einer ungewohnten fremden Umgebung ab, der die Morgendämmerung zögerlich Konturen zu verleihen begann. Das kleine, mit einer grauen Schmutzschicht bedeckte Dachfenster ließ nur wenig Licht in den Raum. Für ein paar Sekunden schloss sie die Augen und wünschte, der Schlaf würde ihr noch einmal zur Seite stehen, um aus der Realität fliehen zu können. Aber sie blieb wach und sah sich erbarmungslos ihrer Situation ausgeliefert. Und realisierte, dass sie nicht zu Hause in ihrer Wohnung geschlafen hatte. Mit dem Bewusstsein kamen die Gedanken an das Erlebte. Der weiße Mercedes Sprinter, die Dunkelheit, die Höllenfahrt, ein baufälliges Landhaus in einsamer Landschaft. In der Ferne bellte ein Hund, von irgendwoher war das Läuten einer Glocke zu erahnen. Da draußen gab es eine Welt, die so weit entfernt war von der ihren und in der niemand etwas von ihrem Geschick ahnen konnte. Neben sich bemerkte sie die ersten Bewegungen ihrer erwachenden Leidensgenossinnen, die wie sie auf provisorischen Nachtlagern geschlafen hatten. Ihre Unterkunft war der Dachboden in einer Art

Landhaus oder Bauernhaus, dessen marode Fassade und spartanische Ausstattung ihrer Herberge etwas Unfertiges und Improvisiertes verlieh. Wie hatte sie sich nur darauf einlassen können?

Irina Yordonova machte sich in diesen Sekunden des Erwachens keine Illusionen mehr. Ihr war bewusst, dass sie sich den falschen Menschen anvertraut hatte. Noch vor 24 Stunden hätte sie die Weichen stellen können, um diese Wendung ihres Lebens zu verhindern. Neben Irina regte sich ihre Freundin Variana Moraru, drehte sich langsam um, öffnete ihre Augen und sah Irina an.

„Oh, Variana“, flüsterte Irina, „wie konnten wir nur?“

„Ja“, bestätigte Variana mit unterdrückter Stimme, „eigentlich weiß doch jeder, wie so etwas ausgeht. Alle wissen es. Aber alle lassen sich trotzdem darauf ein. Alle, die abgehauen und nie wiedergekommen sind. Jetzt wissen wir es.“

„Ich hasse Radca“, zischte Irina, „und Călin auch. Sie waren schon gestern vollkommen anders als früher. Wie ausgewechselt. Sie haben uns betrogen.“

„He!“ Die durchdringende Kommandostimme eines der Männer ließ Irina und Variana zusammenfahren. Wie aus dem Nichts waren beide am Rande des Dachbodens aufgetaucht, der 15 Frauen als provisorisches Nachtlager gedient hatte. Sie begannen, die Frauen wach zu rütteln. Sie taten das nicht unsanft, aber ihre Stimmen waren so laut wie auf einem Kasernenhof.

„He“, wiederholte einer der Männer, „wacht auf, wir müssen weiter!“

Der Mann sprach Russisch, doch Irina und Variana hatten keine Mühe, ihn zu verstehen. Sie hatten gelernt, dass Russisch gesprochen wurde und nicht ihre eigene Sprache, wenn auch nur

ein einziger Russe anwesend war.

Einer der beiden Männer musste in der Nähe einkaufen oder in ein Lokal gegangen sein, denn die Frauen wurden mit ofenfrischem Brot und mehreren Thermoskannen Kaffee überrascht, der allerdings nur aus mit Heißwasser aufgeggossenem, ungefiltertem Pulver bestand. Viele hier kannten gar nichts anderes, und es war besser als nichts. Nach einer Viertelstunde eines befremdlich schweigsam und bedrückend wirkenden Frühstücks drängten die Männer zum Aufbruch, und die Frauen mussten sich wieder eilig die provisorische Toilettenkabine mit der maroden, nicht abschließbaren Holztür im Erdgeschoss teilen und danach in den weißen Mercedes Sprinter hineinzwängen. Irina fiel auf, dass er anders geparkt war als am Vorabend, und vermutete, dass der Wagen zwischenzeitlich aufgetankt worden und bei dieser Gelegenheit das Frühstück eingekauft worden war. Die Tür schloss sich, und es setzte wieder die an Strapazen reiche Fahrt ein. Es war eine Reise, von der die Irina Yordonova, die sie heute war, nicht wieder zurückkehren würde.

Chişinău in der Republik Moldau, Stradă Ismail, 20. Oktober

Die letzten 24 Stunden – könnte sie die Zeit doch noch einmal zurückdrehen! Irina Yordonova ließ in Gedanken den vergangenen Tag Revue passieren. Optimistisch war sie gewesen, voller Hoffnungen und Erwartungen. Irina Yordonova war eine ausdrucksstarke Frau mit langem braunem Haar, hohen Wangenknochen, großen Augen und einem stets neugierigen, forschenden Blick. Vor 24 Stunden hatte sie bereits einen Hauch vom Westen verspürt, einen Hauch von Europa, als sie sich die schwarze Jeans anzog, die sie auf einer Projekt- und Klassenreise

in Constanța gekauft hatte. Aus ihrer Sicht war es ihre erste Jeans aus der westlichen Welt, aber seit ein paar Jahren war Constanța und damit auch der glitzernde und Hoffnung versprechende Teil Europas so unerreichbar geworden – seit drei Jahren brauchte sie dort ein Einreisevisum, und das war unbezahlbar. Mit dem Beitritt zur Europäischen Union hatte der große Nachbar Rumänien für Menschen wie Irina die Tür zugeschlagen, und am anderen Ufer des Pruth war statt der Hoffnung plötzlich die Außengrenze Europas.

Irina Yordonovas Wohnung lag in der fünften Etage einer zwölfgeschossigen Plattenbausiedlung in der Stradă Ismail in Chișinău, an der Grenze zwischen den Stadtteilen Centru und Botanica. Es war eine der Wohnungen, die in allen Plattenbauten gleich aussahen und tausendfach nach demselben Bauplan und Grundriss in sowjetsozialistischem Pragmatismus in der Republik Moldau aus dem Boden gestampft worden waren. Hinter jeder Wohnungstür fand sich derselbe Zuschnitt von Flur, drei Zimmern, einer Toilette neben der Küche, die überall den gleichen Einbauschränk aufwies. Die Moldauer sind, streng genommen, Rumänen, und sie sind es wieder nicht, nachdem ihr Land 1940 Teil der Sowjetunion geworden war, um nach deren Untergang 1991 plötzlich und unerwartet in die staatliche Selbständigkeit entlassen zu werden. An jenem Abend stellte Irina ihren kleinen veralteten CD-Player auf volle Lautstärke, spielte unter knackenden und knarrenden Nebengeräuschen ihren Lieblingssong „Dragostea din tei“ ab und verlieh ihrer Aufbruchstimmung dadurch Ausdruck, dass sie wild dazu tanzte und den Refrain miträllerte. In diesem Augenblick konnte sie sicher sein, dass nicht nur die Decke in der Wohnung unter ihr ins Wanken geriet, sondern auch alle Nachbarn

zur Seite an ihrer Ausgelassenheit teilnehmen durften. Es regte sich aber niemand darüber auf. Ursprünglich war es Cialas Lieblingshit gewesen, aber Irina hatte sich von der Begeisterung ihrer kleinen Schwester mitreißen lassen und diesen Moldova-Pop-Klassiker nun – fünf Jahre nach seinen Charterfolgen – wieder für sich entdeckt.

Irina Yordonova hatte nur eine mittelgroße Reisetasche mitnehmen dürfen. Das Packen hatte lange gedauert, denn bei dieser Gelegenheit waren ihr in ihren Schubladen und Schränken Gegenstände in die Hände gefallen, die sie lange nicht benutzt hatte. Zum Beispiel ihre Bücher, Ordner und Unterlagen, die sie einst für ihren Beruf gebraucht hatte.

Irina Yordonova war Lehrerin.

Sie hatte in einer Grundschule in einer Nebenstraße der Calea Iesilor nahe einem seenreichen Park, dem Parcul La Izvor, im Stadtteil Buiucani gearbeitet. Wie stolz war sie gewesen, als sie – wenige Monate vor ihrem 24. Geburtstag – ihre Anstellungsurkunde erhalten hatte. Sie hatte es geliebt, Kindern etwas beizubringen. Dann musste die Schule geschlossen werden, weil kein Geld für die Sanierung vorhanden war. Irina verlor ihre Stelle als Lehrerin und war arbeitslos geworden. Sie fand nicht mehr in ihren Beruf zurück. So war sie arbeitslos und ohne Hoffnung, fast ein Jahr lang.

Es dauerte fast die ganze Nacht, Abschied zu nehmen von liebgewonnenen Gegenständen und Gewohnheiten. Dabei gaben ein paar aussortierte Zeitschriften ihren Blick auf eine rot-weiße Zigarettenschachtel der Marke „Doina – Moldavian Blends“ frei – die Billigmarke in der Republik Moldau. Irina selbst war Nichtraucherin. Die Zigaretten hatte sie vor einem Jahr ihrer

jüngeren Schwester Ciala weggenommen, weil sie viel zu jung dafür war. Nun war Ciala vor drei Wochen 17 Jahre alt geworden, und Irina war klar, dass sie mit ihrer Ansicht nicht nur in der westlichen Welt, sondern auch im Osten ziemlich allein dastand. Sie nahm die Schachtel aus der Schublade und legte sie zu den Abschiedsgeschenken für Ciala und die Mutter. Diese würde die Sachen finden, wenn sie – wie vereinbart – nach der Wohnung sehen würde. Für die Mama hatte Irina eine türkis-blaue Vase gekauft. Und für Ciala legte sie noch ein Buch hinzu, das eine Freundin in Irinas Auftrag aus Iasi in Rumänien mitgebracht hatte, ein Buch über die Stadt, von der Ciala träumte, Barcelona. Das Buch trug den Titel „Un Metrou la ștrand“, „Metro zum Strand“. Ein wunderschöner Titel, fand Irina, er vereinte das Flair urbaner Dynamik mit dem Gefühl der Beschaulichkeit der Küste. Obwohl oder gerade weil die Republik Moldau selbst keinen Zugang zur nahe gelegenen Schwarzmeerküste hatte, gab es eine große Sehnsucht nach den Stränden am Schwarzen Meer. Aber dafür musste man in einen der Nachbarstaaten fahren. Seit der Visumpflicht für Rumänien war ein Besuch am Schwarzen Meer nur in der Ukraine möglich. Irina schlug das Buch auf und schrieb in die vordere innere Umschlagseite die Worte: „Für die große Sehnsucht nach der Stadt in der Sonne, die Strand und Stadtleben, Historie und Moderne miteinander verbindet. Für meine kleine große Ciala. Versprochen: Wir sehen uns wieder, und vielleicht gerade dort. Deine Irina.“

Sie legte die Geschenke auf den Tisch im Wohnzimmer und die Packung Doina neben das Barcelona-Buch. Dann nahm sie vom Schreibtisch ihren Reisepass und betrachtete den blauen Einband mit dem Wappen, dem Greifvogel mit Schutzschild, und der

Aufschrift Republica Moldova – Paşaport. 500 moldauische Lei kostete ein solcher Reisepass der Republik Moldau, aber die Schulbehörde hatte ihn bezahlt für die damalige Dienstreise nach Constanța in Rumänien. Nachdem sie den Pass in ihre Reisetasche getan, diese fertiggepackt und ihre Wohnung für eine längere Abwesenheit aufgeräumt hatte, zog sie sich reisefertig an. Mit schwarzem Rollkragenpullover, gefütterter dunkelbrauner Lederjacke und einem roten Schal wollte sie der Kälte an diesem Oktobermorgen trotzen. Irinas braune Stiefel hatten den gleichen Farbton wie ihre Jacke, und zum Rollkragenpullover passend, trug sie die schwarze Jeans aus Constanța. Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu, dann griff sie nach ihrer Reisetasche, löschte das Licht und verließ ihre Wohnung. Sie ging die Treppen hinunter und trat auf die Stradă Ismail hinaus.

Der alte Wolga, den Radca und Călin fuhren, war noch nicht da. Es war niemand zu sehen. In den Fenstern der Plattenbauhochhäuser gingen nach und nach die Lichter an. Nur jede zweite Straßenlaterne war in Betrieb, um ihr schwaches orangefarbenes Licht auf die von Schlaglöchern und zerbrochenen Gehwegplatten gezeichneten Wege zu werfen. Auf zwei Kanalschächten vor dem Haus fehlten die Gullydeckel, was nichts Ungewöhnliches war. Gebrochene Gehwegplatten wechselten sich mit Matsch- und Schlamm Boden ab, die Fahrbahn war ebenfalls von Schlaglöchern durchzogen. Ganz schwach und zögerlich zeichnete sich die heraufziehende Morgendämmerung zwischen den Hochhäusern Richtung Osten ab. Mit einem grellen Lichtblitz zwischen Oberleitung und Stangenstromabnehmer fuhr ein Troleibuz der Linie 17 mit der Zielangabe „Gara Feroviară“ an Irina vorbei. Die städtischen Oberleitungsbusse und Autobusse und ihre private

Konkurrenz, die Rutiera oder Marschrutkas, waren die einzigen Beförderungsmittel dieser Stadt, und sie waren ständig überfüllt. Irina sah dem rot-weiß lackierten Bus nach. In der Ferne blitzte es noch einige Male an der Oberleitung. Immer wieder wurde spekuliert, ob und wie lange die Stadt den Strom würde bezahlen können. Daher lag stets eine latente Angst über Chişinău – Angst davor, dass die strombetriebenen Busse stillstehen und die Lichter erlöschen könnten in dieser Stadt.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Tilmann Schott

Spur der Tränen

Kriminalroman

Leseprobe aus Katalin Sturms

„Provinzprinzen“

Über dieses Buch:

Hallo? Muss das sein? Ist der intelligente Gesprächspartner, einfühlsame Zuhörer und phantasievolle Liebhaber in einer Person wirklich die eierlegende Wollmilchsau und die Quadratur des Kreises? Simone, 35 Jahre alt und soeben vor ihrem stalkenden Ex aus der Metropole in die Kleinstadt geflohen, hat jedenfalls die Nase voll von den Männern. Doch wer nicht sucht, der findet – und zwar nicht nur den ein oder anderen Provinzprinzen, sondern auch etwas viel Wichtigeres ...

Lustvoll, frech und herrlich beschwingt: Ein sinnlicher Roman voller Höhepunkte.

Katalin Sturm

Provinzprinzen

Roman

1. Kapitel

Simone ließ den Blick über die Umzugskartons schweifen, die sich im Wohnzimmer und im Flur stapelten. Welcher Teufel hatte sie nur geritten, aus München in dieses Provinznest zu ziehen? Noch dazu in das einzige Hochhaus, das es dort gab. War es wirklich nötig gewesen, die Brücken so radikal hinter sich abubrechen?

Sicher, Manfred hätte es auch in drei Monaten nicht begriffen, dass sie nichts mehr von ihm wissen wollte. Dass die Chemie einfach nicht stimmte. Sie hätte auf ihren Körper hören sollen. Gleich bei ihrer ersten etwas intimeren Begegnung, nach den stundenlangen, sich über Wochen hinziehenden tiefschürfenden Gesprächen. Endlich ein Mann, der nachdenkt, der sogar über Gefühle reden kann, dessen Erwartungen und Vorstellungen so exakt mit den ihren übereinzustimmen schienen, dass es ihr vorkam wie ein Wunder. Dass die Übelkeit sie dann so heftig überfallen hatte, als sie ihm auf Kussdistanz nahekam, dass sie seinen Geruch als so unangenehm empfunden hatte, seine unablässig im selben einschläfernden Rhythmus über ihre Haut streichenden Hände, das hätte sie stutzig machen müssen. Und wie konnte ein erwachsener Mann nur so einfallslos küssen? Den Mund die ganze Zeit geöffnet, immer in derselben Stellung, so dass ihr der Gedanke an einen Fisch ständig im Kopf herumgegangen war, die Zunge wie ein elektrisches Rührwerk in ihrer Mundhöhle bewegend, ohne Variation, ohne Einsatz der Lippen und Zähne, wie ein Roboter, igitt!

Aber nein, sie hatte ihr Unwohlsein auf etwas Verdorbenes im Essen geschoben – ihm gegenüber. Sich selbst hatte sie eingeredet, der Ort wäre noch zu sehr behaftet mit Erinnerungen an seinen Vorgänger, der sie nicht allzu lange Zeit vorher verlassen hatte. Dabei hatte ihr Körper schon damals ganz genau signalisiert, dass sie sich mit ihm zwar hervorragend verbal verständigen konnte, dass er für befriedigenden Sex jedoch der falsche Partner war. Alles hatte sie ihm beibringen müssen! Und dann seine Feststellung, dass sie wohl eher ein klitoraler Typ sei! Wie von der Tarantel gestochen war sie danach aus der Waagerechten hochgeschossen. Diese Unterscheiderei vaginal – klitoral, sollten

sich die gar nicht mehr so neuen Erkenntnisse der Sexualwissenschaft inzwischen nicht herumgesprochen haben? Was hatte er nur mit den anderen Frauen gemacht, die er vor ihr im Bett und sonst wo hatte? Und wie hatten diese Frauen auf ihn reagiert? War sie wirklich eine Ausnahme? Irgendwann war ihr das Ganze zu lästig geworden. Außerdem dachte er nicht daran, ein Kondom zu benutzen. Ohne Begründung, einfach so, es sei ihm unangenehm, hatte er gesagt. Dass Simone aus gesundheitlichen Gründen keine Hormone nehmen durfte und die Spirale nicht vertrug, nahm er zwar zur Kenntnis, doch erwartete er stillschweigend von ihr, dass sie sich anderweitig um die Verhütung kümmern sollte. Interruptus kam für ihn ebenfalls nicht in Frage. Und wie lange es gedauert hatte, bis er endlich bereit gewesen war, einen Aids-Test machen zu lassen ... Nein, es war gut, dass sie weggegangen war. Dorthin, wo er ihr nicht folgen konnte. Sie würde dafür sorgen, dass ihre Telefonnummer nirgends erscheinen würde. Manchen Männern konnte man anders nicht vermitteln, dass es nicht darauf ankam, ob beide die Trennung wollten, sondern dass es reichte, wenn einer der beiden der Meinung war, sie passten nicht zusammen. Wie lästig waren die endlosen Diskussionen gewesen, in denen sie ihn von der Unsinnigkeit und er sie vom Weiterversuchen überzeugen wollte. Ihm ging es nicht in den Kopf, dass es sie nicht antörnte, wenn ein Mann sie genau so berührte, wie sie ihm das – auf seinen Wunsch hin – zuvor erklärt hatte. Hätte bloß noch gefehlt, dass er sie dabei gefragt hätte, ob er es richtig mache. Keine Fantasie, kein Erspüren dessen, was sich der Partner in einer bestimmten Situation gerade wünscht. Taub wie ein Stück Holz. Wie oft hatte sie Lust vorgetäuscht, nur um dieses entsetzliche Herumfingern, das stümperhafte Gedrücke und Gezerre zu

beenden. Und hinterher, um den Frust wenigstens ein bisschen loszuwerden, hatte sie es sich oft in einer stillen Ecke oder unter der gemeinsamen Bettdecke, wenn er längst befriedigt schnarchte, selbst gemacht. Was für eine Farce!

Wütend bohrte Simone ihren spitzen Schuh in den Karton mit der Aufschrift *Bettwäsche*. Scheiße, dass man wegen so einem Blindgänger sein Leben komplett umkrepeln musste! Manche waren einfach wie Kletten, die wurde man nicht wieder los! Doch jetzt war sie wegen einer Stellenanzeige in dieser Kleinstadt gelandet, und konnte von vorn anfangen. In jeder Beziehung. Ihr Blick fiel auf den Haufen Bretter, der den Durchgang zum Flur versperrte. Das Schuhregal von IKEA. Ihr erster Versuch, es allein zusammenzubauen, war fehlgeschlagen. Auf den Zeichnungen sah immer alles so einfach aus. Sie brauchte einen Hammer und verschiedene Schraubenzieher. Die Werkzeugkiste war noch im Auto.

Simone wartete vor dem Fahrstuhl, der gerade auf dem Weg nach oben war. Als die Türen auseinanderglitten, sah sie zunächst nur einen Bananekarton, hinter dem sich jemand verbarg, dessen Haare sehr kurz geschnitten waren. Als er die Wohnungstür neben ihrer ansteuerte, konnte sie noch die schlanke Figur in Lederjacke und Jeans betrachten, bevor sie selbst im Fahrstuhl verschwand. Vielleicht auch jemand, der gerade einzieht, dachte sie noch. Die Werkzeugkiste in der Hand, betrat sie kurz darauf wieder den Fahrstuhl, um nach oben zu fahren. Während sie ihre Tür aufschloss, kam aus der Nachbarwohnung gerade eine junge Frau im Sommerkleid. Vermutlich ein junges Paar, nahm Simone an

und widmete sich sodann wieder dem schwierigen Problem, die richtigen Schrauben in die dafür vorgesehenen Löcher zu drehen.

Nach einer Stunde gab sie fluchend auf und hockte sich auf den Boden. In ihrem Kopf mäanderten immerzu dieselben Sätze:

Warum immer ich? Was mache ich nur falsch? Die Männer, die ich liebe, verlassen mich; die Typen, denen ich den Laufpass gebe, scheinen auf dem Ohr taub zu sein.

Selbstmitleid. Sie kannte dieses Schwelgen im Sumpf fruchtloser Selbstbefragung nur zu gut. Wollte sie vielleicht zu viel? Vom Leben, von den Männern? Eine eierlegende Wollmilchsau, die Quadratur des Kreises? War es überhaupt realistisch, wenn sie alles in *einem* Menschen suchte: Den intelligenten Gesprächspartner, den einfühlsamen Zuhörer und den fantasievollen Liebhaber? Gab es das wirklich? Oder sollte sie versuchen, für jeden Bereich einen anderen Mann zu finden? Statt Lebensabschnittsgefährten – Lebensbereichspartner?

War sie überhaupt in der Situation, Ansprüche zu stellen? Was hatte sie selbst im Gegenzug einem Mann denn zu bieten?

Simone erhob sich ächzend und ging ins Bad, wo sie lange in den Spiegel starrte. Das, was sie sah, gefiel ihr nicht besonders. Ein durchschnittliches Gesicht, dem die Anstrengungen der letzten Wochen deutlich anzusehen waren: stumpfes, strähniges Haar, das dringend mal wieder einen guten Friseur brauchte, und Falten, wo, soweit sie sich erinnerte, beim letzten kritischen Check noch keine gewesen waren. *Tja, liebe Simone, mit dir ist auch keine Schönheitskonkurrenz zu gewinnen!*

Frustriert begann sie die Küchenschränke einzuräumen, um wenigstens einige der Kartons zu leeren, die die kleine Wohnung verstopften.

Als sie todmüde versuchte, Schlaf zu finden, drangen durch die

Wand eindeutige Kopulationsgeräusche an ihr Ohr.

Auch das noch, dachte sie. Musste sie hier vorgeführt bekommen, wie geil es sein konnte, einen Partner zu haben, mit dem es im Bett zu beiderseitigem Vergnügen lief?

Als auch die über die Ohren gezogene Bettdecke nicht gegen die immer lauter werdenden Schreie der Frau half – einen Mann hörte man nicht –, packte Simone kurzerhand die auf dem Nachttisch liegende Haarbürste und schob sich den Stiel langsam in die Möse, die bereits erstaunlich feucht war. Auch ihre Klit richtete sich schon nach wenigen Berührungen mit dem angefeuchteten Zeigefinger auf und sandte jene wohlbekanntenen Wellen ins Zentrum ihrer Lust. Es dauerte nicht lange, und sie trieb auf immer höheren Wogen in Richtung Orgasmus. Als die Frau nebenan aufschrie, explodierte auch Simone in heftigen Zuckungen. Scheiße, dachte sie noch beim Einschlafen, hoffentlich geht das nicht jeden Abend so.

Der nächste Morgen begann auch nicht gerade hoffnungsvoll. Sie wusste nicht, in welcher Kiste der Kaffee war. Da ihr Aussehen keine Konfrontation mit der Außenwelt vertrug, beschloss sie, in der Nachbarwohnung zu klingeln, aus der leise Musik zu hören war.

Nach einiger Zeit wurde die Tür geöffnet. Eine junge Frau, die dem Mann mit dem Kurzhaarschnitt glich wie eine Schwester, sah sie an. Ihre am Morgen noch nicht perfekt funktionierenden Synapsen brauchten eine kleine Ewigkeit, bis sie erfasst hatte, dass sie einem Irrtum erlegen war. Sie hatte am Vortag keinen Mann, sondern eben diese Frau gesehen, die sie für einen Mann gehalten hatte. Und die Frau in dem geblühten Kleid? Wohnten sie zusammen? Waren die Schreie in der Nacht von *zwei* Frauen gekommen? Ein

Lesbenpärchen?

Die mit einem Männerhemd und offenbar sonst nichts bekleidete Frau sah sie fragend an. Eine ganze Weile schon musste Simone mit offenem Mund dagestanden haben. Sie hatte zwar schon viel über Lesben gelesen und gehört, aber noch nie eine leibhaftig kennengelernt.

Ihr Stottern musste wohl trotz allem so aufschlussreich gewesen sein, dass die Frau die Tür offen ließ, um nach drinnen zu gehen und kurz darauf mit einem Yoghurtbecher voll Kaffeepulver zurückzukommen. Den reichte sie ihr lächelnd und wünschte der verwirrten Simone einen wunderschönen Tag.

Inmitten ihrer Kartons dachte Simone über das nach, was sie soeben erfahren hatte. Wobei sie nicht genau zu sagen vermochte, was ihr mehr zu schaffen machte: dass es so etwas wie Lesben tatsächlich gab oder dass sie sich gegenseitig so viel Lust bereiten konnten, dass sie mit ihren Schreien andere Leute am Einschlafen hinderten.

Und ein Gefühl war da ganz deutlich, so deutlich, dass sie es nicht übergehen konnte: Neid. So weit ist es also mit dir gekommen, schalt sich Simone. Jetzt bist du schon neidisch auf Lesben! Das hast du nur diesem Typen zu verdanken, der überhaupt nichts checkte!

Egal, was sie in den nächsten Stunden anpackte, es misslang. Sie hatte ihre Gedanken nicht da, wo sie gebraucht wurden. Während sie den Schlafzimmerschrank auswischte, fragte sie sich, wie sich wohl fremde Frauenhaut unter ihren Fingerspitzen anfühlen würde. Anders als ihre eigene? Beim Stapeln der Bettwäsche und der

Handtücher erging sie sich in wilden Vermutungen, das umfangreiche Arsenal von Sexspielzeug betreffend. (Sie selbst hatte es bis jetzt noch nicht geschafft, einen Sexshop zu betreten. Ihre Vibratoren bezog sie – meist zu klein oder zu groß – aus dem Katalog.) Doch jede nicht zu beantwortende Frage zog einen ganzen Rattenschwanz weiterer Fragen nach sich, so dass sie schließlich ziemlich wütend und ratlos auf dem Küchenfußboden kauerte und sich an einer Tasse Kamillentee festhielt.

Es klingelte. Simone quälte sich hoch und streckte mit schmerzverzerrtem Gesicht den Rücken durch. Vor der Tür stand die Kurzhaarige, diesmal im Sweatshirt mit dem Aufdruck *Ich bin Lesbe. Na und?* Simone konnte die Augen nur schwer von diesem Satz und den darunter sichtbaren Erhebungen losreißen.

Die Nachbarin sah sie herausfordernd an. „Stört dich doch nicht, oder?“, und ihre Kopfbewegung ließ keinen Zweifel, wovon sie sprach.

Eine heiße Welle schoss Simone augenblicklich in den Kopf, so dass sie kaum wagte, den Blick zu heben.

„Ich heiße Kara“, stellte die junge Frau sich vor. „Wollte nur mal sehen, was du so treibst. Scheinst auch gerade hier eingezogen zu sein.“ Und ohne sich um die stammelnde Simone zu kümmern, schob sie sich an dieser vorbei in die Wohnung.

Mit wenigen Blicken hatte Kara die Situation erfasst und begann das Kommando beim Aufbauen des Schuhregals zu übernehmen. Simone fügte sich widerspruchslos in ihre Handlangerrolle, und nach einer Stunde stand das Regal, wenn auch etwas wackelig, an der Wand. „Wenn erst mal die Schuhe drin sind, wird es schon stabiler“, meinte Kara leichthin. Bei einem Blick auf die Uhr erschrak sie. „Mist, jetzt hab’ ich mich hier doch glatt verträdelte. Eigentlich wollte ich dich nur heute Abend zu unserer kleinen

Einweihungsparty einladen. Nichts Großes, es kommen nur ein paar Freundinnen.“

Simone fühlte erneut eine heiße Welle in sich hochsteigen. Tapfer schluckte sie und schaffte es, ganz ohne stottern zu fragen, ob sie etwas beisteuern könne.

Kara ließ den Blick lächelnd über das Chaos in der Wohnung schweifen. „Du bist ja auch grad erst eingezogen, aber wenn du ein, zwei Flaschen Rotwein mitbringen kannst, wär das spitze!“

Als sie schon halb im Treppenhaus stand, drehte sie sich noch einmal um und wies auf ein paar rote High Heels, die zusammen mit anderen Schuhen im Flur herumstanden. „Und wenn du die anziehen könntest, das wär’ echt heiß!“

Das kleine Bad war zum Glück fertig eingeräumt, und Simone ließ Badewasser in die frisch geputzte Wanne. So gelang es ihr immer noch am besten, den Kopf freizubekommen. Während sie Schaumwolken von *Jil Sander* durch die Luft pustete, begutachtete sie ihr rechtes Bein und versuchte eine Entscheidung zu treffen bezüglich der Frage, ob sie zu den Stiletto einen – und wenn ja, welchen – Rock anziehen und sich dafür die Beine enthaaren sollte. Prustend tauchte sie unter und entschied sich gegen die mühsame Prozedur, nach der ihr Badezimmer immer noch wie ein Chemielabor und ihre Haut von juckenden brennenden Pusteln bedeckt war. Schließlich hatte sie ja kein Date mit Richard Gere. Zu den High Heels könnte sie genauso gut eine enge Jeans anziehen.

Doch wie war dieses immer stärker werdende Kribbeln zu verstehen, das sich seit einigen Minuten in ihrer Klitoris bemerkbar

macht, genaugenommen seit sie sich mit der Frage beschäftigte, wie wohl die anderen Frauen aussehen, was sie anhaben und vor allem was sie *tun* würden?

Simones Finger glitten geübt über die harte Knospe und führen in die Öffnung, die sich so weit auftrat, als wollte sie etwas verschlingen. Schwer atmend hob sie ihr Becken aus dem Wasser und stellte den Massagestrahl der Handbrause auf die richtige Stärke und Temperatur ein. Darin hatte sie bereits Übung. Es dauerte nicht so lang, wie sie es gern genossen hätte. Es länger hinauszuzögern, dazu fehlte ihr an diesem Tag das Durchhaltevermögen. Nachdem ihr Körper platschend in die Wanne zurückgesunken war, gab sie sich der Vorstellung hin, Kara würde in ihr Bad kommen und es ihr gleich noch einmal besorgen. Auch wenn sie sich über das *Wie* immer noch mit Vermutungen begnügen musste. Würde der heutige Abend endlich ihre diesbezügliche Unwissenheit beseitigen?

Nachdem Simone die zwanzig Schritte von ihrer Wohnungstür zu der mit Luftballons geschmückten Tür der Nachbarn hinter sich gebracht hatte, ohne umzuknicken, überlegte sie, ob sie eine der beiden Weinflaschen abstellen oder sich unter den Arm klemmen und das Risiko eingehen sollte, dass diese hindurchrutschte und auf dem Fliesenboden zerschellte (womit sie leidvolle Erfahrung hatte), um eine Hand frei zu haben und die Klingel zu betätigen.

Die Entscheidung wurde ihr durch das Aufreißen der Wohnungstür abgenommen, und noch bevor sie der ganz in schwarzes Leder gekleideten Kara einen Gruß zustammeln konnte, hatte diese sie kurzerhand in den dämmrigen Flur gezogen.

Astrid, die sie als ihre Freundin vorstellte, trug ein damenhaftes flaschengrünes Kostüm, das ihre Katzenaugen wunderbar zur Geltung brachte. Die anderen Frauen waren so unterschiedlich

angezogen, dass es Simone nicht gelang, ihre klischeehafte Vorstellung, die durch das Leder-Outfit Karas bestätigt schien, zu verfestigen. Es war fast so, als wäre sie sich auf einem Bridge-Abend oder auf einem Kaffeekränzchen. Man stand oder saß zwanglos im Raum herum, nippte an einem Glas mit irgendetwas zu trinken und redete über die neuesten Bücher oder über die nächste Aktivität, um Geld für das Frauenhaus zusammenzubringen. Die Exotik erschöpfte sich in einigen Piercings im Gesicht (denen Simone im Geiste sogleich andere Stellen zugesellte). Kein Paradies für Voyeure.

Simone war als Nachbarin vorgestellt und wie selbstverständlich in die Unterhaltung einbezogen worden. Ob sie ebenfalls lesbisch war oder nicht, schien hier niemanden zu interessieren. Auch im Auftreten der Frauen wies nichts auf irgendeine besondere sexuelle Orientierung hin. Vielleicht waren ja gar nicht alle lesbisch? Wer sagte denn, dass Lesben nur mit Lesben verkehrten? Schließlich hatten Schwule auch unter Heteros Freunde und Freundinnen. Plötzlich kam es Simone vor, als bestünde sie nur aus Vorurteilen und jeder sähe ihr das auch an. Nichts schien darauf hinzudeuten, dass sich diese Frauen in eine sexbesessene Clique verwandeln würden. Verspürte Simone bei dieser Erkenntnis eine Spur Bedauern? Wo sollte sie mit den Fantasien hin, die sich in ihrem Hirn bereits eingenistet hatten?

Es klingelte. Erwartungsvoll blickte Simone in den Flur, durch den soeben eine Frau im Rollstuhl geschoben wurde. Die Frau trug ein farbenfrohes weites Gewand aus einem glänzenden Stoff. Mit demselben Stoff war ihr Kopf umwickelt wie mit einem Turban. Das Gesicht, obwohl sicher älter als vierzig, war auf eine besondere Art von großer Schönheit. Nicht diese glatte Makellosigkeit, die einem heutzutage überall in Zeitschriften und im Fernsehen

begegnete. Ein Gesicht mit ausgeprägten Wangenknochen, die der Frau, zusammen mit den leicht mandelförmigen Augen, etwas Slawisches verliehen. Mit vollen, in der Mitte fast zusammengewachsenen Brauen und der schmale, sanfte Mund, der sich den eindrucksvollen Augen unterordnete. Das Make-up der Fremden war im Gegensatz zu den farbenfrohen Stoffen zurückhaltend, so dass kaum auffiel, dass sie überhaupt geschminkt war.

Noch bevor Simone ihre Betrachtung abgeschlossen hatte, stürmten die Frauen zu der Angekommenen und begrüßten sie mit Umarmungen und Küssen. Sogleich schwirrten die Stimmen im Raum wie ein Bienenschwarm.

Kara trat zu Simone. „Das ist Nike. Sie hat Knochenkrebs und nicht mehr lange zu leben. Vor einem Jahr ging es ihr noch gut, und sie wusste nichts von den tödlichen Zellen. Dann fingen die Rückenschmerzen an, und sie lief von einem Orthopäden zum anderen und zur Krankengymnastik. Man hat sie auf Ischialgie behandelt. Bis irgendwann mal einer auf die Idee kam, eine Computertomographie zu machen. Da konnte sie schon kaum noch gehen.“ Kara schaute Simone mit tränenfeuchten Augen an. „Sie ist eine wunderbare Frau, und ich freue mich sehr, dass es ihr heute gut genug geht, dass sie kommen konnte.“

Mittlerweile hatte man den Rollstuhl in die Mitte des Zimmers geschoben und sich ringsum auf dem Boden niedergelassen. Eine kleine Frau im Blümchenkleid bat um Ruhe und kündigte an, dass Nike einige Gedichte lesen werde. In die Stille des Raumes hinein erklang eine Stimme, die bereits alle Erdenschwere verloren zu haben schien. Simone fiel kein anderes Wort dafür ein als *engelsgleich*. Die Gedichte allerdings waren alles andere als Sphärensang. Natürlich ging es um Abschied, um Trauer und um

die Angst vor dem Tod. Aber auch Mut und Trotz und Dankbarkeit kamen darin zum Ausdruck. Eines berührte Simone in seiner auf das Wesentliche reduzierten Knappheit besonders. Nike hatte es *Zeit* genannt.

*Zeit zu gehen
über den Regenbogen
hinaus.*

*Zeit zu danken
für ein Wort,
eine Umarmung.*

*Zeit zu hoffen,
dass da mehr ist
als nichts.*

Als Nike das letzte Gedicht gelesen hatte, herrschte minutenlang Stille im Raum. Nur das Knistern der vielen Kerzen war zu hören. Statt zu klatschen, erhoben sich die Frauen eine nach der anderen, hier und da wurde eine Träne aus dem Augenwinkel gewischt oder sich ins Taschentuch geschnäuzt, und jede ging an dem Rollstuhl vorbei, drückte der Kranken wortlos die Hand, strich ihr über den Turban oder küsste sie auf die Wange.

Simone trat unschlüssig von einem Bein aufs andere. Was sollte sie tun? Sie war ihr nicht vorgestellt worden und konnte wohl schlecht ihre Gefühle auf ähnlich persönliche Weise zum Ausdruck bringen. Deshalb blieb sie vor dem Fenster stehen und versuchte, nicht zu oft zu Nike zu schauen. Doch diese winkte Simone mit ihren schönen schlanken Händen, an denen sie nur wenige schmale

Goldringe trug, zu sich hin, als sie einen Blick von ihr auffing.

„Und du bist die neue Nachbarin von Kara und Astrid, auch gerade erst eingezogen.“

Simone nickte, doch es fiel ihr kein Satz ein, der dieser Situation auch nur annähernd angemessen zu sein schien.

„Schön. Deine Stilettos gefallen mir sehr. Würdest du für mich tanzen? Du darfst dir eine der Frauen dafür auswählen, und ich bestimme das Lied.“

Simone spürte, dass das keine Frage war, sondern eine Anweisung.

Und auch wenn sie sich ungern selbst darstellte und sich noch ziemlich unsicher fühlte auf diesen hohen Ungetümen, dachte sie nicht daran, einer Todkranken diesen Wunsch abzuschlagen.

Obwohl er ihr, das musste sie zugeben, etwas merkwürdig vorkam.

Aber vielleicht sah sich die zu Bewegungslosigkeit verdamnte Nike ja statt ihrer tanzen.

Die anderen Frauen bildeten einen Kreis und warteten darauf, wen Simone auswählen würde. Simones Blick glitt über Gesichter, die teils jünger, teils älter waren als sie selbst, gerötet von der Wärme im Zimmer und vom Wein. Ihr Blick glitt über Haare, die streichholzlang oder löwenmählig lang waren, die Farbe wegen der Dunkelheit meist nur zu erahnen, über romantische Kleider, damenhafte Kostüme und maskuline Hosenanzüge. Ein breites Spektrum von Frauen befand sich in diesem Raum. Doch wieder blieben Simones Augen am matt glänzenden, eng anliegenden Lederbustier von Kara hängen. Auf ein leichtes Nicken hin löste sich diese aus dem Kreis und kam zu Simone. Inzwischen hatte Nike an die gleich neben ihr stehende Frau eine Anweisung gegeben, und diese hatte aus den CDs eine ausgewählt und in den Player geschoben.

Katie Melua. Simone kannte die Sängerin. Einige ihrer wunderbar

melancholischen Songs zählten zu Simones Lieblingsstücken. Das Liebeslied, das jetzt erklang, würde wohl einen Stehblues verlangen. *Tiger in the Night*.

Und als Simone Karas Duft wahrnahm, lief ihr ein Frösteln die Wirbelsäule hinunter. *I lived like a wild and lonely soul*. Karas Hand presste sich fest auf Simones Hintern, so dass der Steg von deren Jeans bei jedem Wiegen in den Hüften über ihre Klitoris rieb und sie fast um den Verstand brachte. *Lost in a dream beyond control*, ja, auch sie war nahe daran, die Kontrolle zu verlieren; jetzt zupfte Kara mit Lippen und Zähnen sanft an ihrem Ohrläppchen und blies ihr ihren heißen Atem in den Nacken, so dass sich dort die Härchen aufrichteten. Was war eigentlich mit Karas Freundin? War dieses Verhalten bei Lesben üblich? Gab es dort so etwas wie Eifersucht nicht? Durch einen kurzen Seitenblick sah Simone, dass Astrid ebenso wie alle anderen im Kreis stand und ihnen zusah. Manche hatten einander umarmt, einige küssten sich. Das Leder von Karas Hose und Oberteil fühlte sich warm und weich an. Als wäre es ein Teil von ihr. Eine zweite Haut.

Simone dachte daran, wie es sein musste, auch zwischen den Schenkeln dieses Leder zu streicheln, dann diese Haut abzapfen und die darunterliegende, verletzte letzte Barriere zwischen dem Innen und dem Außen zu berühren. *You are the tiger burning bright*, ja, sie fühlte das Feuer unaufhörlich in sich lodern. Was sollte sie tun, wenn das Lied zu Ende war? Sie, in der alles danach schrie, ausgefüllt zu werden?

Schwer atmend, den Kopf gesenkt, löste sich Simone von ihrer Tanzpartnerin, als der letzte Ton verklungen war.

Kara fasste Simone bei der Hand und ging mit ihr zu Nike, die die Hand der Frau hielt, mit der sie gekommen war. „Danke für diesen schönen Tanz“, sagte Nike leise zu den beiden. „Ich glaube, wir

gehen jetzt, ich bin müde.“ Und zu Kara gewandt: „Kümmere dich ein bisschen um deine schöne Nachbarin.“

Wie unter Zwang beugte Simone sich hinunter zu Nike, roch ihr betörendes Parfüm und gab ihr einen Kuss auf die Wange. „Ich wünsche dir viel Kraft für alles, was vor dir liegt“, flüsterte sie bewegt und wandte sich schnell ab, um die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken. Hier würde sie keine Minute länger bleiben. Zu aufgewühlt war ihr Inneres. Das musste sie allein im stillen Kämmerlein erst einmal ordnen und überdenken.

Kara hielt Simone nicht zurück, als die sich verabschiedete. Als Simone ihre Wohnungstür aufgeschlossen hatte und den Flur betrat, wo sie sich als Erstes die unbequemen Stiletto von den Füßen streifte, empfand sie die kahlen Wände, die Fenster ohne Gardinen und die Glühbirnen, die nackt von der Decke hingen, als passenden Ausdruck für ihre innere Verfassung. Dort drüben, nur eine Tür weiter, war Wärme, war trotz der Todgeweihten mehr Leben als hier in ihren vier Wänden. Und sie bezweifelte, dass diesem Zustand mit ein paar Metern Stoff und einigen Bildern abzuhelfen war.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Katalin Sturm

Provinzprinzen

Roman

Leseprobe aus Jochen Tills „Bekenntnisse eines Serienjunkies“

Über dieses Buch:

Von *Breaking Bad* bis zu den *Simpsons*, von *Seinfeld* bis *The Walking Dead*: Jochen Till guckt sie alle und kann nach über 10.000 Stunden Seriengenuss zu Recht als Aficionado von TV-Serien bezeichnet werden. In diesem Buch stellt er 25 Sendungen vor, die ihn zum Serienjunkie gemacht haben. Er nimmt den Leser mit auf einen amüsanten Streifzug durch Comedy, Drama, Mystery, Horror, Science Fiction und viele andere Genres.

Altbekanntes und Geheimtipps: Ein Muss für alle Serienfans!

Jochen Till

Bekenntnisse eines Serienjunkies

Staffel 1

Vorspann

Hallo. Mein Name ist Jochen Till, und ich bin ein Serienjunkie. So, jetzt ist es raus. Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung, heißt es ja. Wobei ich mich wie jeder leidenschaftlich Süchtige eigentlich gar nicht bessern will, im Gegenteil. Ich liebe, lebe und zelebriere meine Sucht jeden Tag aufs Neue mit ständig wachsender Begeisterung. Und – abgesehen von genervt aus den Ohren blutenden Bekannten, wenn ich wieder einmal euphorisch

tiradierend versuche, sie mit in den Seriensumpf zu ziehen – ich schade schließlich niemandem. Nein, mir selbst auch nicht. Ich hab das im Griff. Doch, wirklich! Ich schaue mir pro Woche locker vierzehn Serien an, ohne gesundheitlich Schaden zu nehmen. Nein, ehrlich! Die Brille brauche ich schon, seit ich fünf bin. Damals hatten wir noch gar keinen Fernseher, das hat also nachweislich nichts damit zu tun. Und ich gehe regelmäßig in die Rückenschule, um Haltungsschäden vorzubeugen.

Außerdem besitze ich in Anbetracht meines derzeitig geführten Lebenswandels die perfekten Voraussetzungen für ein mich und mein direktes Umfeld zu keiner Zeit gefährdendes Dasein als Seriensüchtiger. Das fängt schon mal damit an, dass ich Single bin. Nein, daran ist nicht meine Sucht schuld. Dass meine letzte Lebensabschnittspartnerin während des Finales der 5. Staffel *24* Schluss gemacht hat, und ich es erst drei Tage später gemerkt habe, ist bloß ein Gerücht – in Wirklichkeit handelte es sich um die Abschlussfolge der *Sopranos*. Nein, nur ein Witz. Meine letzte Freundin brachte durchaus Verständnis für meine Sucht auf, sie war selbst einigen Serien verfallen. Und genau da lag das Problem. Ich habe es wirklich versucht, habe mir alle Mühe gegeben und mich mehr als selbstlos aufgeopfert, aber irgendwann verfehlte sogar die prophylaktisch eingenommene Flasche Branntwein ihre betäubende Wirkung, und ich konnte keine weitere Folge *Verbotene Liebe*, *Verliebt in Berlin* oder *Alarm für Cobra 11* ertragen, ohne den Couchtisch mit meinem Kopf zu zertrümmern. Dass sie mich kurz darauf verlassen hat, weil ich RTL jeden Tag auf einem anderen dreistelligen Senderplatz versteckt und die Batterien aus der Fernbedienung entfernt habe, ist übrigens kein Gerücht. Trotzdem möchte ich festgehalten wissen, dass diese Beziehung keinesfalls an meiner Sucht gescheitert ist, sondern an

offensichtlich unüberbrückbaren Differenzen im zwischenmenschlichen Bereich.

Und ich habe aus dieser Erfahrung gelernt. Wenn ich jetzt auf eine potenzielle Kandidatin für eine gemeinsame Lebensplanung treffe, frage ich sie zuallererst nach ihrer Lieblingsserie. *Sag mir, was du guckst und ich sage dir, ob wir eine Zukunft haben.* Dieses Motto hat mich schon vor einigen bösen Überraschungen bewahrt. So entging ich gerade neulich erst einer ansonsten äußerst attraktiven Mittdreißigerin, die auf meine Frage nach ihrer Lieblingsserie doch tatsächlich ohne jedes Anzeichen von Scham oder Sarkasmus mit *Lasko – Die Faust Gottes* antwortete. Der reine, unfassbare Wahnsinn, oder? Ich meine, damit rechnet man schließlich nicht, dass es erstens solche Leute überhaupt gibt, und sie sich zweites auch noch völlig unbeaufsichtigt in aller Öffentlichkeit frei bewegen dürfen. Nicht auszudenken, was alles hätte passieren können, hätte ich diese Frage nicht vorab gestellt und sofort nach der Antwort fluchtartig (aber selbstverständlich nicht, ohne dabei laut brüllend alle anderen Anwesenden zu warnen) das Speed-Dating-Café verlassen. Stellen Sie sich nur einmal vor, diese grausame Offenbarung wäre mir erst am darauffolgenden Donnerstag kurz vor 20:15 Uhr, nach einer ekstatischen Runde Begrüßungssex unter frisch Verliebten gemütlich mit ihr vor meinem Fernseher sitzend, zuteil geworden – da hätte mit Sicherheit nicht nur der Couchtisch dran glauben müssen. Und so hat jenes Motto bereits mindestens drei komplette Wohnzimmereinrichtungen sowie mein seelisch-nervliches Gleichgewicht vor der Zerstörung bewahrt. Nur seltsam, dass es bis heute noch nicht zu einem einzigen amourös-positiven Ergebnis geführt hat.

Aber egal, wie gesagt, für ein reibungsfrei ablaufendes Dasein als

Serienjunkie ist der Singlestatus ohnehin das am erfolgversprechendste Lebenskonzept. Eine gute Serie zu verfolgen, kostet nämlich nicht nur (je nach Konzept) pro Folge zweiundzwanzig bis an die sechzig Minuten Zeit, sondern verlangt währenddessen auch absolute und ungeteilte Aufmerksamkeit. Sätze von etwaigen Lebenspartnern oder gar Familienangehörigen wie »Schatz, komm ins Bett, ich bin so wuschig!« oder »Papa, ich habe seit drei Tagen nichts gegessen!« sind nicht besonders hilfreich, wenn man kurz davor steht, endlich zu erfahren, wer denn nun tatsächlich Rosie Larsen umgebracht hat. Was aber keinesfalls heißen soll, dass man als praktizierender Beziehungsmensch oder verantwortungsgeplagtes Elternteil gänzlich auf diese Art von Sucht verzichten muss – ein Pensum von vierzehn Serien pro Woche dürfte unter diesen Umständen allerdings höchstens zu bewältigen sein, wenn man seiner Liebsten einen Sexsklaven gönnt und den Nachbarn das Aussehen der Kinder als von der rücksichtslos Schlankheit propagierenden Werbeindustrie ausgelöste Magersucht verkauft.

Aber es müssen ja auch nicht unbedingt gleich vierzehn Serien sein. Ich kenne genug Leute, die mit einer Dosis von zwei bis vier pro Woche durchaus zurechtkommen – zumindest behaupten sie das. Würde man von mir verlangen, mich von zehn meiner aktuell laufenden Lieblingsserien zu verabschieden, der Trennungsschmerz würde mich schier zerreißen und im Umkreis von hundert Kilometern Erdbebenalarm auslösen.

Aber zum Glück muss ich das ja nicht. Und ganz so zeitaufwändig, wie es im ersten Moment wirken mag, ist das mit den vierzehn Serien auch gar nicht. Nein, wirklich nicht! Mir bleibt sogar mehr als genug Zeit für die Pflege sozialer Kontakte. Ja, so etwas habe ich! Was haben Sie denn gedacht? Dass Sie es hier mit einem

dieser Sonderlinge zu tun haben, die Tag und Nacht einsam und allein in ihrer zugemüllten 1-Zimmer-Mietnomaden-Wohnung stumpf vor dem Fernseher hocken und höchstens einmal vor die Tür gehen, um im Bluttausch die halbe Nachbarschaft mit einer selbstgelöteten Pumpgun wegzuballern, weil im Kindergarten niemand mit ihnen spielen wollte? Ich bitte Sie! Verwechseln Sie Serienjunkies nicht mit Serienkillern. Wir – ich sage jetzt einmal *wir*, um zu verdeutlichen, dass ich beileibe nicht als isoliert zu betrachtende Abnormität der Natur dastehe – also, *wir* mögen zwar zugegebenermaßen alle einen an der Murmel haben, sind aber zum Großteil durchaus liebenswerte und garantiert harmlose Zeitgenossen.

Einzig für die unliebsame Splittergruppe der Daily-Soap-Süchtigen würde ich diesbezüglich meine Hand nicht unbedingt ins Feuer legen – wer diesen sträflich uninspirierten und selbst den Intellekt von Nacktschnecken beleidigenden Mist guckt, muss früher oder später zwangsläufig gewalttätig werden. Es wäre interessant zu erfahren, ob die Polizei bei all den Amokläufern in den letzten Jahren nicht nur deren Präferenzen bei Computerspielen und Kinofilmen analysiert, sondern gleichfalls überprüft hat, welchen Fernsehserien sie verfallen waren. Mich würde es jedenfalls nicht wundern, wenn dabei herauskäme, dass die derzeit angenommene Kausalitätskette *eigenbrötlerischer Außenseiter – exzessive Ballerspiele – Vater im Schützenverein – Bluttausch* neu geknüpft werden und fortan *Daily-Soap-Gucker – exzessive Ballerspiele – Vater im Schützenverein – Bluttausch* lauten muss, was zwangsläufig ein Umdenken in Hinsicht der Präventionsmaßnahmen erfordert. Denn es sind nicht etwa falsche Freunde/mobbende Mitschüler/geizige Familienmitglieder/hässliche Passanten, die ein solcher

Amokläufer abschachtet, sondern vielmehr von seinem täglich malträtierten Gehirn projizierte Abbilder der eindimensionalen und stümperhaft dargestellten Charaktere seiner Lieblingsserie. Und somit ist die Lösung für dieses gesellschaftspolitische Problem ebenso einfach wie einleuchtend: Ein *GZSZ*-Ego-Shooter-Spiel, bei dem der in den Amok zu kippen Drohende sich seine aufgestaut-verdrängten Aggressionen jeden Tag gleich nach Ende des Abspanns von der Seele ballern kann. Nein, sparen Sie sich die Mühe, ich habe das Konzept bereits an EA Sports, Nintendo sowie fünfzehn weitere maßgebliche Spielehersteller geschickt und rechne zeitnah mit einem dicken Scheck in meinem Briefkasten, mit dem ich dann eine eigene Daily Soap produzieren werde, bei der am Ende jeder Folge alle Charaktere von einem mysteriösen Unbekannten niedergemetzelt werden, der sich in Folge 1287 schließlich als der elfjährige Nachbarsjunge aus dem dritten Stock herausstellt, der zudem entweder Vater, Mutter oder Wellensittich all seiner Opfer war und nebenbei ...

Verzeihung, ich wollte nicht abschweifen, aber das passiert uns Serienjunkies manchmal, wenn wir nicht vor einem Fernseher sitzen. Wo war ich noch gleich? Ach ja, ich wollte klarstellen, dass ich kein isolierter Sonderling bin, sondern ein ganz normales Leben mit den dazugehörigen sozialen Kontakten pflege. Das ist tatsächlich so. Nein, wirklich! Fragen Sie ruhig meine Freunde! Ja, Sie haben richtig gelesen: Mehrzahl! Und sie leben nicht in *Deadwood* oder auf der *Enterprise*! Einige von ihnen sehe ich sogar mehrmals pro Woche in meiner Stammkneipe, in der ich mich jeden Abend von ungefähr 20:00 bis 0:00 Uhr aufhalte. Jawohl, *jeden* Abend. Das mag zwar nicht gerade von einer (besonders von Frauen gern gewünschten) flexibel-spontan entscheidbaren Abendgestaltung meinerseits zeugen, belegt aber

meinen grundsätzlichen Hang zur zwanglosen Geselligkeit mit nicht fiktiven Charakteren unterschiedlichster Fassung. Es braucht in der Tat selbst bei einem Serienjunkie wie mir nicht immer eine Horde Rocker oder Feuerwehrmänner, um mich bestens unterhalten zu fühlen – manchmal genügt bereits ein erfrischend realer Kumpel, der betrunken vom Hocker kippt. Serien sind kein Ersatz für die Realität, sondern lediglich eine Ergänzung.

Nun fragen Sie sich bestimmt, wie ich vierzehn Serien pro Woche bewältige, wenn ich jeden Abend in der Kneipe verbummele?

Diese Frage lässt sich recht simpel mit mathematischem Grundschulwissen beantworten. 14 Serienfolgen geteilt durch sieben Wochentage ergeben zwei Folgen pro Tag. Ausgegangen von einer durchschnittlichen Laufzeit von 45 Minuten benötige ich folglich 1,5 Stunden täglich, um mein Pensum zu erreichen, und das ist wahrlich nicht viel, diese Zeit brauchen manche Leute allein für ihren Stuhlgang. Diese 1,5 Stunden nehme ich mir, wenn ich aus der Kneipe nach Hause komme, was den enormen Vorteil hat, dass mich um diese Uhrzeit für gewöhnlich niemand mehr belästigt und ich mich in aller Ruhe auf das Geschehen am Bildschirm konzentrieren kann.

Wie bitte? Sie möchten wissen, wann ich morgens aufstehen muss? Eigentlich gar nicht, aber meistens bewege ich mich so gegen 10:00 Uhr aus dem Bett. Nein, ich habe keinen ordentlichen Job, ich bin Schriftsteller – ein weiterer enormer Vorteil für ein Leben als Serienjunkie. Was aber nicht heißen soll, dass ich nur nach Lust und Laune arbeite. Gerade jetzt zum Beispiel würde ich mir viel lieber diese neue australische Serie anschauen, die mir heute Morgen aus England geliefert wurde, als selbstdiszipliniert zu schreiben.

Das ist ja überhaupt das Größte heutzutage, finde ich. Seit die

TV-Industrie uns Seriensüchtige als Zielgruppe entdeckt hat (oder hat sie uns sogar überhaupt erst erschaffen?), ist es so viel angenehmer und bequemer geworden, ein Junkie zu sein als noch vor zehn oder zwanzig Jahren. Früher musste man tatsächlich zu festen Uhrzeiten zu Hause sein, um seine Serie zu gucken, weil jede Folge nur ein einziges Mal ausgestrahlt wurde. Gut, später gab es dann immerhin die Möglichkeit der Videoaufnahme, aber so richtig komfortabel war das auch wieder nicht, und man war immer noch davon abhängig, was im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde. Heute kommen manche Serien sogar noch vor der Ausstrahlung im Fernsehen staffelweise als DVD-Box heraus, und in den großen Elektronikmärkten gibt es mittlerweile eine eigene Abteilung für TV-Serien – Regale vollgepackt mit reinstem Stoff für unsereins. Und wenn ich im Internet etwas über eine vielversprechende Serie lese, die in Deutschland nicht läuft, gehe ich einfach auf amazon und bestelle sie mir direkt in England oder Amerika. Hoch lebe die Globalisierung des Konsums, die mich ins Serienschlaraffenland katapultiert hat!

Nein, dieses Buch ist keine hoch dotierte Auftragsarbeit des amazon-Konzerns. Als Buch-Erschaffender bin ich sogar eher Feind als Freund des seelenlosen Internethandels selbiger. Wenn ich mir ein Buch kaufen möchte, dann gehe ich in die örtliche, nicht verkettete Buchhandlung. Dort werde ich nicht nur bestens beraten, sondern kriege zusätzlich ein paar freundliche Worte und das Gefühl, nicht nur als Kreditkartennummer wahrgenommen zu werden, mit auf den Weg. Falls Sie allerdings während der Lektüre der folgenden Seiten auf eine Serie neugierig werden, die es in Deutschland nicht gibt (und das werden einige sein), kann ich Ihnen eine Bestellung über amazon nur wärmstens empfehlen – ob Versand, korrekte Abrechnung oder gar Umtausch, in

Serienangelegenheiten hat sich amazon bisher immer als Dealer meines Vertrauens erwiesen. Sollte rein zufällig ein amazon-Mitarbeiter diese Zeilen lesen: Bitte machen Sie Ihren Vorgesetzten auf meine dezent-offensive Schleichwerbung aufmerksam – vielleicht ist da ja doch noch eine kleine nachträgliche Vergütung in Form eines Geschenkgutscheins über eine vierstellige Summe drin?

An dieser Stelle möchte ich mich schon einmal vorab für die in der Folge häufige Verwendung von Anglizismen entschuldigen. Ich weiß, als deutschsprachiger Autor sollte es mein hehres Ziel sein, dieser unserer wunderbaren Sprache zu huldigen, wo ich nur kann – besonders in Zeiten, in denen manch deutschem Jüngling die Muttersprache komplett abhanden gekommen zu sein scheint (ich zitiere Heiko S. (14), Schüler der Konrad-Duden-Schule, aus meinem Gästebuch: »scheise büscher alder figg daine mudder«). Aber auch wenn mir die deutsche Sprache grundsätzlich heilig ist, und ich jungen Menschen wie Heiko gern dabei helfen würde, nicht als Casting-Kandidat bei Dieter Bohlen zu enden, die international gebräuchliche Serienterminologie ist nun mal eine englischsprachige, der ich mich dann in diesem Rahmen auch verpflichtet fühle. So kommunizieren wir Serienjunkies eben, wir reden von *Daily Soaps*, *Pilots*, *Reviews*, *Awards*, unterscheiden zwischen *Multi-Camera-* und *Single-Camera-Sitcoms* und freuen uns schon *like crazy* auf die nächste *Season* von *Curb Your Enthusiasm*. Ich weiß, das klingt albern, ist aber so.

Zweiundzwanzig der von mir im Folgenden aufgeführten fünfundzwanzig Serien wurden oder werden aktuell noch in den USA produziert. Sie müssen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, dass ich alles andere als ein Fan der Vereinigten Primaten von Amerika bin – ein Volk, dass sich gleich zweimal hintereinander

einen Mann wie George W. Bush zum Chef erwählt und in jedes Land einmarschiert, das ein Mal zu laut hustet, ist mir zutiefst suspekt. Nichtsdestotrotz muss ich neidvoll anerkennen, dass dort die mit Abstand besten Serien der Welt entwickelt, gedreht und ausgestrahlt werden. Das ist Fakt – sage ich jetzt einfach mal. Die Amerikaner haben fantastische Schauspieler, mutige Senderchefs und vor allem wahnsinnig gute Drehbuchautoren. Natürlich *muss* ich das als Autor sagen, was es aber nicht weniger wahr macht. Eine gute, eine herausragende Serie steht und fällt mit den Autoren. Was nützen einem als Serienmacher die besten Schauspieler, wenn sie nicht wissen, was sie sagen sollen?

Wie wichtig und entscheidend die schreibende Zunft für Serien ist, hat man beim großen Autorenstreik in Amerika Ende 2007 gemerkt. Einige Serien mussten auf die Hälfte der ursprünglich geplanten Episoden gekürzt werden und die Qualität der zu dieser Zeit notdürftig produzierten Folgen ließ deutlich spürbar nach. An einer Serie schreibt auch so gut wie nie nur ein einziger Autor, sondern meistens ein festes Team, anders wäre eine Staffel von oftmals über zwanzig Folgen pro Jahr überhaupt nicht realisierbar. Und wenn so ein Team dann geschlossen in den Streik tritt, weil die Kreativen zu wenig an der Zweitverwertung (DVDs, Internet) der von ihnen sauer erarbeiteten Serien verdienen, dann sehen die Herren Studiobosse plötzlich verdammt alt aus. Wenn es nach mir ginge, wären die Autoren an jeder von mir gekauften DVD-Box (und das sind nicht wenige) mit fünfzig Prozent beteiligt. Ach was, fünfzig, sagen wir gleich achtzig! Das haben sie locker verdient! Alle Macht den Autoren! Ich trete auch in den Streik! Ich verlange mehr Rechte! Und mehr Geld! Vor allem mehr Geld! Wie soll ich denn von den lächerlichen zehn Prozent Tantiemen leben? Ich will mindestens elf! Nein, zwölf! Jawohl! Streik! Streik! Streik! Mist,

das geht ja gar nicht – ich schreibe leider nur Bücher, keine Drehbücher. Und wenn ich jetzt aufhöre, wird dieses Buch nie erscheinen, und ich verdiene keinen einzigen Cent daran. Oder der Verlag übernimmt einfach das Konzept und beauftragt einen anderen Autor – womöglich einen Daily-Soap-Fan! Nein, das kann, das darf ich Ihnen und meinem Gewissen zuliebe natürlich nicht zulassen.

Also, weiter im Text. Wo war ich? Ach ja, die Anglizismen. Die Tatsache, dass die meisten herausragenden Serien im englischsprachigen Raum produziert werden, und einige von ihnen es erst gar nicht bis nach Deutschland schaffen, führt zwangsläufig dazu, dass man sie sich im Original ansehen muss. Nun ist mein Englisch zum Glück recht passabel, so dass ich damit keinerlei Probleme habe. Und auch, wenn ich beileibe nicht jedes Wort verstehe, weigere ich mich mittlerweile sogar vehement dagegen, mir die teilweise auf Deutsch vorhandenen Fassungen anzusehen. Die deutschen Synchronisationsstudios leisten größtenteils hervorragende Arbeit, ohne Frage, aber es geht immer noch viel zu viel an Sprachwitz, Klangfarbe und regional bedingtem Flair verloren. Ein Mafia-Familienoberhaupt beispielsweise spricht in der Synchronisation hochdeutsch, hat im Original jedoch einen italienischen Akzent, was einfach eine komplett andere Atmosphäre schafft. Oder allein der nicht unwesentliche Unterschied zwischen einem Briten und einem Amerikaner – das wird im Original deutlich, sobald der Brite den Mund aufmacht, während in der deutschen Synchronisation genauso gut beide aus Hannover stammen könnten.

Die Beispiele sind endlos, deswegen höre ich lieber auf, bevor ich noch anfangen, mich über hanebüchene Übersetzungsfehler aufzuregen. Nur ganz kurz: Wer in einer *Simpsons*-

Weihnachtsfolge Krustys »Happy Holidays!« an die Zuschauer mit »Fröhliche Ferien!« übersetzt, hat ganz eindeutig die Zweitsprache und somit seinen Job verfehlt. Ja, ich weiß, ich kann manchmal ein nerviger, unerträglicher Pedant sein, aber wenn man etwas so sehr liebt wie ich meine Serien, dann achtet man eben auf jedes Detail und ärgert sich maßlos über derartige Nachlässigkeiten.

Selbstverständlich kann man Serien ebenso lieben, verehren und genießen, wenn man des Englischen nicht mächtig ist. Für mich ist diese Sprache eben untrennbar mit dieser Leidenschaft verbunden und wird deshalb hier des Öfteren vorkommen.

Eine der grundsätzlichen Fragen, die ich mir in einem Anfall von Selbstreflektion gestellt habe, als ich über dieses Buch nachdachte, war jene nach dem Warum. Warum bin ich ausgerechnet nach Serien süchtig? Wieso nicht wie jeder andere unvernünftige Mensch nach Crack, Heroin, Koks, Marihuana, Alkohol, Sex, Zigaretten, Rock 'n' Roll oder Gummibärchen? Gut, zugegeben, die eine oder andere dieser Süchte liegt mir ebenfalls nicht fern, aber das ist dann irgendwie doch etwas anderes, das sind eher körperliche Abhängigkeiten, keine popkulturellen. Filme. Wieso nicht Filme? Ich liebe Filme und gehe mindestens ein Mal pro Woche ins Kino. Und ein Buch über meine 25 Lieblingsfilme zu verfassen, wäre auch so viel einfacher, da könnte ich mir locker jeden Film noch einmal ansehen, bevor ich darüber schreibe.

Würde ich mir vorab jede Serie noch einmal komplett ansehen, wäre dieses Buch frühestens 2017 fertig. Doch meine Leidenschaft für Filme hat in letzter Zeit stark nachgelassen. Waren es früher noch an die fünf Filme pro Jahr, die ich mir mehr als ein Mal angesehen habe, freue ich mich nun, wenn es wenigstens einen gibt, bei dem es sich lohnt. Ich habe in meinen mittlerweile sechsundvierzig Jahren Lebenszeit einfach zu viele Filme gesehen

und bin dementsprechend schwer zu begeistern. Und der rasante Qualitätsanstieg bei Serien in den letzten Jahren ließ mich schnell feststellen, dass das Medium Film doch sehr viele Einschränkungen mit sich bringt.

In einem Film bleiben beispielsweise 90 bis 120 Minuten, um einen oder mehrere Charaktere zu entwickeln und eine Geschichte zu erzählen – eine Serie nimmt sich dafür oftmals mehrere Jahre lang Zeit, was dazu führt, dass einem die Figuren immer mehr ans Herz wachsen und man sich ihnen regelrecht verbunden fühlt. Wie oft und intensiv ich schon mit meinen Serienprotagonisten gelitten, gelacht und gezittert habe, passt auf keine Filmrolle. Was aber keinesfalls auf einen Realitätsverlust meinerseits zurückzuführen ist – ich bin mir sehr wohl bewusst, dass es diese Menschen nicht wirklich gibt, und habe auch noch nie (was tatsächlich passiert!) beim WDR angerufen, wenn in der *Lindenstraße* eine Wohnung frei wurde, und gefragt, ob ich dort einziehen kann, und wie viel die Miete kostet. Wenn solche Leute exemplarisch für den hiesigen Fernsehzuschauer stehen, wundert es mich nicht, dass 90 Prozent der deutschen TV-Produktionen auf Hirnamputierte abzielen und genau diese auch erreichen.

Mir geht es bei Filmen, Serien und natürlich auch Büchern einzig und allein darum, eine Geschichte erzählt zu bekommen, und zwar möglichst eine, die mir nicht bereits tausendmal erzählt wurde. Je länger diese Geschichte ist, desto besser, und die längsten, außergewöhnlichsten und faszinierendsten Geschichten erzählen mir nun mal Serien. Deshalb liebe ich sie so sehr, dass ich sogar ein Buch darüber schreibe.

Ursprünglich sollte dieses Buch meine 50 liebsten Serien beinhalten, doch nach dem Schreiben der ersten zehn Kapitel stellte ich fest, dass ich zu jeder einzelnen Serie doch mehr zu sagen hatte

als angenommen. Deshalb haben der Verlag und ich beschlossen, die 50 Serien auf zwei Bücher (respektive Staffeln) zu verteilen. Wobei ich anfangs zugegebenermaßen doch leichte Zweifel hatte, ob die aus einer Laune heraus beschlossene Anzahl von 50 Serien nicht eventuell zu ambitioniert sein könnte. Nach einer ersten spontanen Auflistung stellte ich allerdings fest, dass ich den einen oder anderen Liebling eher würde streichen als krampfhaft suchen müssen – einer dritten oder sogar vierten Staffel stünde also nichts im Weg, falls die Quoten stimmen.

Niemand (und schon gar kein Serienjunkie) benötigt heutzutage ein nüchtern aufzählendes, mit statistischen Fakten beladenes Nachschlagewerk über TV-Serien – derartige Informationen decken bereits etliche Webseiten fachkundig und akribisch ab. Deshalb habe ich einen anderen Ansatz für dieses Buch gewählt, einen subjektiven, eher erzählenden als dokumentierenden, gespickt mit vielen Anekdoten über mein persönliches Leben als Serienjunkie. Und da ich weiß, dass ich nicht allein da draußen im Serienland bin, hoffe ich, dass dieses Buch meinen Leidenschaftsgenossen und denen, die es vielleicht noch werden wollen, ebenso viel Vergnügen bereiten wird wie mir.

*»If you tell the truth about how you're feeling, it becomes funny.«
Larry David*

Entdecken Sie jede Menge suchtgefährdende TV-Serien in:

Jochen Till

Bekenntnisse eines Serienjunkies

Staffel 1

Leseprobe aus Tina Uebels „Frau Schrödinger bewältigt die Welt“

Über dieses Buch:

Frau Schrödinger bewältigt die Welt – ganz egal ob sie zwischen zwei Männern steht, ihre Großmutter auf hoher See bestattet, zu Fuß flüchtet oder keine Maus fängt. Vierzig gnadenlose Short Cuts über das, was passieren kann, und alles, was sonst noch zählt.

»Tina Uebel verwandelt mit der ihr eigenen, wunderbar ironischen, altmodischen, widerborstig-humorigen Sprache kleine und kleinste Begebenheiten in Geschichten, die vor Wortwitz nur so überlaufen.« Uni Spezial

Tina Uebel

Frau Schrödinger bewältigt die Welt

Kurze Geschichten

Frau Schrödinger sucht Zerstreuung

Frau Schrödinger, die sich – trotz einer gewissen allgemeinen Verwirrung, die sie dem Leben gegenüber fühlte, und ungeachtet verschiedenster Liebingsorgen, die sie sich immer mal wieder hingebungsvoll machte – als ein grundlegend heiteres Gemüt zu betrachten pflegte, sah die Suche nach angemessener Zerstreuung als eine ebenso ehrenhafte wie sinnstiftende Angelegenheit an, der sie sich gern und ausgiebig widmete. Ereignislose Perioden ihres

Lebens erachtete Frau Schrödinger als unschön, und es befriedigte sie stets aufs außerordentlichste, fand sie eine Beschäftigung, die ihr zuvor noch nicht untergekommen war.

Wenngleich sportliche Betätigungen ihr von Geburt an wesensfremd waren; Handarbeiten und langwierige Lernprozesse an Frau Schrödingers größter Untugend, der Ungeduld, scheiterten; sie Vereine, Männer und ehrliche Arbeit als leicht beklemmend empfand; ihre musikalischen Ambitionen gottlob bereits in zartem Alter mit dem Austritt aus ihrer Blockflötengruppe begraben worden waren (zeitgleich mit der unerfreulichen Episode des Ballettunterrichts, in dem sich Frau Schrödinger als Tanzmaus nicht qualifizieren konnte); und sie eine generelle Abneigung gegen modische Aktivitäten hegte, die Anglizismen wie Clubbing oder Climbing im Namen führen (und bei denen sie, wie Frau Schrödinger fand, eher komisch anmutete) – so fand sie doch trotz allem noch ausreichend Dinge, die sie erfreuten und auf Trab hielten.

Frau Schrödinger wusste die stillen und schönen Momente des Lebens zu schätzen – das schmeichelnde Geräusch, das Dackel und andere kurzbeinige Hunde auf Linoleum machen, den Anblick majestätischer Frachtschiffe auf majestätischen Flüssen, den Geruch von Basilikum, das Gefühl von Geld auf der Haut sowie die Wirkung von Alkohol – und die eher spektakulären Augenblicke wie Erfolge, Exzesse und Fernreisen zu genießen. Im Laufe der Jahre hatte Frau Schrödinger eine beachtliche Findigkeit im Aufspüren mehr oder weniger abwegiger Aktivitäten entwickelt, und so war ihr, wie sie zufrieden behauptete, selten langweilig; und wenn, so Frau Schrödinger, ihr eines Tages nichts mehr einfallen sollte, dann könne sie ja immer noch etwas Vernünftiges machen, was sie schließlich auch noch nie getan hatte, und was insofern

vielleicht durchaus ganz amüsant sein könnte.

Frau Schrödinger ohne Katze

Frau Schrödinger, die ihren Namen aus keinem anderen Grunde trug, als dass ihr Vater schon so geheißen hatte und dessen Vater und dass ihre Mutter so einsichtig gewesen war, darauf zu verzichten, nach ihrer Hochzeit auf dem Namen Schrödinger-Wieselhütter zu bestehen (was ihre Tochter mit tiefer Dankbarkeit erfüllte, allein schon deshalb, weil sie sich durch einen derartigen Doppelnamen eventuell genötigt gefühlt hätte, ein politisches Amt zu ergreifen), wurde recht häufig von neuen Bekanntschaften – sofern diese der intellektuelleren Szene zuzurechnen waren – auf ihre Katze angesprochen (man beachte »Jenseits von Frau Schrödinger« am Ende dieses Buchs).

Natürlich hatte Frau Schrödinger keine Katze, hatte auch nie eine besessen und wäre auch kaum auf die Idee gekommen, sich je eine anzuschaffen, teils, weil es ihr der Zeit ermangelte, sich gewissenhaft einem Haustier zu widmen, teils, weil sie unter einer heftigen Katzenallergie zu leiden hatte. Nichtsdestotrotz wurde sie regelmäßig von Leuten, denen sie sich vorstellte, mit immer neuen, originellen Bemerkungen über ihre Katze bedacht.

Dies hatte zur Folge, dass Frau Schrödinger tatsächlich mit dem Gedanken zu spielen begann, sich eine Katze zuzulegen, was sie sicherlich mit einiger Genugtuung erfüllt hätte. Andererseits widerstrebte es ihr, auch wenn sie sich nicht unbedingt als ausgesprochene Tiernärrin bezeichnete, eine wehrlose Kreatur einfach so in einen kleinen Kasten zu sperren. Auch wenn es wohl höchst originell wäre, konnte man das doch einfach nicht als artgerechte Haltung bezeichnen.

Frau Schrödinger frühstückt nicht

Eines Morgens erhob sich Frau Schrödinger erst recht spät und in ziemlich schlechter Verfassung. Mit Mühe begab sie sich, lauthals auf ewig dem Alkohol abschwörend, in die Küche, wo sich schon einige andere junge Menschen eingefunden hatten, die teils mit Frau Schrödinger die Wohnung teilten, teils nicht, und die teils ebenfalls in ziemlich schlechter Verfassung waren. Frau Schrödinger gesellte sich dazu, zündete sich ihre erste Schachtel Zigaretten an, und alsbald entspann sich ein lebhaftes Gespräch über verschiedenste Operationen – vorzugsweise solche, die nur unter lokaler Betäubung durchgeführt werden, so dass man sich auch als Betroffener, wenngleich eher passiv Teilnehmender ein unmittelbares Bild von der Sache machen kann. Einer der Anwesenden hatte erst neulich mehrere langwierige Knieoperationen hinter sich gebracht, und auch Frau Schrödinger konnte durchaus mithalten, immerhin war bei einer ihrer ambulanten Operationen sogar die Sprechstundenhilfe bewusstlos geworden. Zum Schluss gab eine junge Frau noch eine farbenfrohe Schilderung der Sterilisation ihres Ex-Freundes zum Besten, der beizuwohnen sie das Vergnügen gehabt hatte, und die *so* schmerzlos wohl doch nicht gewesen war.

Später ergab es sich, dass eigentlich keiner aus der Runde so rechten Frühstückshunger verspürte, was auch sehr günstig war, da sich schon seit Tagen nichts Essbares mehr im Hause befand, und auch der Kaffee war am Vortage ausgegangen, so dass man sich damit begnügen musste, einen Nieren-und-Blasen-Tee aufzubrühen, den eine vormalige Hausgenossin Frau Schrödingers bei ihrem Auszug zurückgelassen hatte.

Frau Schrödinger mit Katze

Eines Tages, auf einer kleinen Feier, die bei ihr gegeben wurde, bekam Frau Schrödinger tatsächlich von Herrn O., einem guten Freund, eine Katze geschenkt, eine Tat, die nicht ganz so selbstlos war, wie sie scheinen mochte, da des Freundes eigene Katze – ein etwas schäbiges Tier, das auf den Namen Karstadt hörte und seinem Besitzer allenfalls reservierte Missbilligung entgegenbrachte – vor kurzem mit neun etwas schäbigen Jungen niedergekommen war, was ebenjenen Herrn zunächst etwas in Bedrängnis brachte. Das erste der Kleinen wurde allerdings, kaum dass es die ersten tapsigen Schritte in die Welt getan hatte, von einem spätnachts trunken nach Hause kommenden Mitbewohner Herrn O.s versehentlich zertreten, und die übrigen Geschwister konnte Herr O. gewinnbringend für 20 Euro das Stück an den Pharmakonzern verkaufen, bei dem er vorletzte Semesterferien gejobbt hatte. Bis auf die eine, die er nun mit einem gewitzten Lächeln Frau Schrödinger überreichte, ein hintergründiger kleiner Scherz, der von denen, die die Anspielung verstanden, mit wohlwollendem Gelächter quittiert wurde, und von denen, die es nicht begriffen, natürlich erst recht.

Frau Schrödinger, nur mäßig erheitert, fügte sich dem Unvermeidlichen und tat, was von ihr erwartet wurde, packte die Katze in einen Kasten, genauer gesagt, in einen leeren Birkenstock-Schuhkarton, und stellte ihn in ihr Bücherregal.

Nach etwa fünf Tagen machte sich jedoch in ihrem Zimmer ein eigentümlicher Geruch bemerkbar, der nach weiteren drei Tagen so aufdringlich wurde, dass Frau Schrödinger nach Einbruch der Dunkelheit kurzerhand Kasten samt Inhalt vom Balkon warf.

Ihr schien, als wäre damit irgendwas bewiesen, aber was, war ihr auch nicht so ganz klar.

Frau Schrödinger steht zwischen zwei Männern

Frau Schrödinger stand zwischen zwei Männern. Das war ihr auch früher schon passiert, aber dieses Mal war es gottlob nur in der S-Bahn, zwischen Sülldorf und Iserbrook, und die beiden sahen noch nicht einmal besonders gut aus.

Frau Schrödinger fängt keine Maus

Vergangenen Winter bekam Frau Schrödinger, die gemeinsam mit einigen anderen netten jungen Leuten eine sehr atmosphärische Altbauwohnung bewohnte, ein arges Mäuseproblem. Es begann damit, dass die Mäuse, die sich bis dato, wie es Gästen geziemt, scheu, freundlich und unauffällig verhalten hatten, Anfang November in einem Handstreich die Speisekammer in ihre Gewalt brachten. Das alleine wirkte sich noch nicht besonders störend aus, da diese lediglich ein bis zwei Kubikmeter Plastiktüten beherbergte, ferner zwei Wackersteine und den Staubsauger, der aber sowieso kaputt war, sowie ein Päckchen kalifornischen Reis, den eine Freundin Frau Schrödingers ihr vor sechs Jahren aus den Vereinigten Staaten mitgebracht hatte. Es kostete Frau Schrödinger und ihre Genossen also wenig Entbehrungen, diesen Teil der Wohnung kampflos aufzugeben, auch wenn es Frau Schrödinger etwas unbehaglich zumute war, seit sie einmal gedankenlos die Tür geöffnet hatte, im Begriff, eine Plastiktüte zu holen, um sich daraufhin unversehens von rund 200 zornigen Augenpaaren empört angestarrt zu finden. Seitdem benutzte sie zum Einkaufen Jutebeutel, was ja auch viel umweltverträglicher ist.

Mitte November allerdings brach dann die Zeit der großen Partys in der Zwischendecke an. Allnächtlich ging es hoch her – Galas, politische Zusammenkünfte, Fackelzüge, einmal, so hätte Frau Schrödinger schwören mögen, sogar ein Rockkonzert. In jedem

Falle ein Heidenlärm. Als dann Anfang Dezember die ersten Stoßtrupps in der Küche gesichtet wurden, befand man im Hause Schrödinger, dass die Grenze nun doch wohl wirklich überschritten sei und dass dem gegnerischen Treiben schleunigst Einhalt geboten werden müsse.

Der Vermieter Frau Schrödingers, den man als Alliierten zu gewinnen suchte, schickte seine Tochter an die Front, die mit einem großen Korb durchs Haus zog und an jeder Türe Mausefallen feilbot, heimtückische, unscheinbare Dinger, die jedes arme, hungrige Mäuschen, das sich ihnen arglos näherte, auf der Stelle gnadenlos guillotinierten. Das wurde von Frau Schrödinger und Freunden natürlich ebenso entsetzt wie unisono abgelehnt, schließlich war man Humanist.

So wurden denn, aus eigener Tasche und zum fünffachen Preis einer herkömmlichen Exekutionsfalle, zwei abstruse Gebilde gekauft, die, wie man sich vom Verkäufer auf Ehre und Gewissen versichern ließ, eine jede Maus zwar fangen, ihr aber kein Härchen krümmen würden. Diese wurden dann von einem mutigen Freiwilligen, der zuvor durch Streichhölzchenziehen bestimmt worden war, in den Stützpunkt des Feindes, die Speisekammer, geschmuggelt.

In den folgenden Tagen herrschte im unbesetzten Teil der Wohnung fieberhafte Erregung, die aber bald in tiefe Niedergeschlagenheit umschlug, als die Tatsache nicht länger zu ignorieren war, dass sich die Mäuse von dieser Maßnahme gänzlich unbeeindruckt zeigten, allenfalls, dass sich ab und an mal eine kranklachte. So blieb Frau Schrödinger und ihren Verbündeten nichts anderes übrig, als die Küche zu räumen, im Flur einen Propankocher zu installieren und auf bessere Zeiten zu warten.

Frau Schrödinger zwischen Bramfeld und Barmbek

Frau Schrödinger, die für kurze Zeit Katzenbesitzerin gewesen war, jetzt aber wiederum keinerlei Haustiere besaß, was ihr von ihrem Hausarzt wegen ihrer vielfältigen Allergien auch aufs energischste angeraten worden war, kam neulich mit ihrem Auto, irgendwo zwischen Bramfeld und Barmbek, an einem großen, prachtvollen, mehrstöckigen Gebäude vorbei, an dem, weithin sichtbar, in enormen Leuchtbuchstaben »Erlebnismarkt für Heimtiernahrung« geschrieben stand.

Da wurde Frau Schrödinger nun doch ein wenig traurig, dass sie selbst kein Heimtier mehr hatte, denn erleben tat sie immer mal wieder gerne etwas.

Frau Schrödingers abgründigste Geheimnisse

Frau Schrödinger pflegte einige ausgesprochen absonderliche Angewohnheiten. Über diese aber wusste sie striktes Stillschweigen zu wahren, und hätte sie jemand daraufhin angesprochen, er hätte nur ein leises, kleines Lächeln geerntet.

Frau Schrödinger fängt doch eine Maus

Eines Nachts wurde Frau Schrödinger von einem wilden Triumphgeschrei aus dem Schläfe gerissen, dessen Urheber, wie sich herausstellte, der gerade eben nach Hause kommende Elektriker war (»Elektriker« übrigens nicht von Profession, sondern aus Berufung, und gemeinhin so genannt, weil es ihn stets ärgerte, obwohl er sich dann später noch den Beinamen Ingo erwarb, aber das ist eine andere Geschichte). Wie auch immer, selbiger Elektriker sprang nun um drei Uhr in der Frühe jauchzend den Flur auf und ab, was ihm zunächst allgemeine Missbilligung einbrachte, besonders von Herrn Kaiser – der von der Volksfürsorge, nicht der

von der Hamburg-Mannheimer -, da dieser ehrlicher Arbeit nachging und so gezwungen war, in aller Herrgottsfrühe dort anzutreten – in der Volksfürsorge, nicht in der Hamburg-Mannheimer. Der Elektriker aber lächelte trotz aller Proteste nur durchtrieben und bedeutete den Schlaftrunkenen mit Verschwöreremiene und heftiger Gestikulation, ihm zur Speisekammer zu folgen. Dort bot sich in der Tat ein verblüffender Anblick: In einer von Frau Schrödingers sündhaft teuren humanistischen Kleintierfallen lag, fett und vollgefressen und ob der plötzlichen Störung arg vergrätzt – eine Maus. Sofort verwandelte sich die allgemeine Misslaunigkeit in allgemeine, unbändige Freude, ausführliches gegenseitiges Händeschütteln und anerkennendes Schulterklopfen. Dieses allerdings schlug wiederum alsbald in ein ratloses Sich-Anstarren um, als nach der anfänglichen Euphorie die unvermeidliche Frage auftauchte, wie denn nun mit der Maus des Anstoßes zu verfahren sei. Sie des Hauses zu verweisen, kam natürlich gar nicht in Frage, schließlich war es sowohl mitten im Winter als auch mitten in der Nacht, und zudem ein Wetter, wo man keinen Hund hätte vor die Tür jagen mögen, geschweige denn eine Maus. Wo hätte sie denn auch hingehen sollen, jetzt, um halb vier in der Frühe? Außerdem hatte sie ja wahrscheinlich hier im Hause ihre Familie, vielleicht Kinder! Kurz wurde das Tierheim als mögliche Lösung in Erwägung gezogen, dann aber wieder verworfen, da keiner der Beteiligten mit Sicherheit hätte sagen können, ob selbiges über eine nächtliche Notaufnahme verfügte, und im Grunde hatte auch niemand so recht Lust, sich zu dieser fortgeschrittenen Stunde noch durch die halbe Stadt zu quälen. So kam man ziemlich schnell überein, das einzig Mögliche zu tun, sich höflich zu entschuldigen und die Maus umgehend auf freien Fuß zu setzen.

Seit jener Nacht ging man im Hause Schrödinger dazu über, den Käse gleich ohne Falle drumherum in die Speisekammer zu legen, was die Dinge wesentlich vereinfachte, sowohl für Menschen wie für Mäuse.

Frau Schrödinger bricht sich das Herz

Durch eine Verkettung unglücklicher Umstände hatte Frau Schrödinger sich das Herz gebrochen, eine ziemlich scheußliche Angelegenheit. Als die Situation schier unerträglich für sie wurde, sprach Frau Schrödinger zu sich selbst »Es reicht!« und beschloss, auf der Stelle etwas zu unternehmen. So raffte sie sich auf, verließ ihr Bett und kaufte sich eine ganz schreckliche Vase aus pastellfarbenem Porzellan, in der Form eines abgebrochenen Baumstammes, vor dem sich, auf einem Stückchen Wiese, drei possierliche Kätzchen tummelten.

Diese Vase besah Frau Schrödinger sich von nun an stets, wenn ihr das gebrochene Herz arg zu schaffen machte, und die Einsicht, dass es immer noch etwas Schlimmeres gibt, verschaffte ihr eine gewisse Erleichterung.

Mehr Schrödinger-Geschichten gibt es in:

Tina Uebel

Frau Schrödinger bewältigt die Welt

Kurze Geschichten

Leseprobe aus Andreas Weineks „Nacht des Ketzers“

Über dieses Buch:

Europa im 16. Jahrhundert: Die Welt ist im Umbruch, in einem italienischen Kloster genauso wie im Pariser Louvre und am Hof Elisabeths I. von England. Wenn jedes Wort, das die Lehren der Kirche in Frage stellt, ein Todesurteil bedeuten kann, ist es besser zu schweigen. Giordano Bruno aber – Priester und Dichter, Philosoph und Astronom – ist von seinen Erkenntnissen so überzeugt, dass er sich nicht den Mund verbieten lässt. Mutig disputiert er im Vatikan und an Fürstenhöfen, findet Freunde, Bewunderer – und erbitterte Gegner ...

„Eine spannende Geschichte vor realem Hintergrund – ein Buch, das man nicht zur Seite legt, bis man es ausgelesen hat.“

Guido Knopp

Andreas Weinek

Nacht des Ketzers

Ein Roman um Giordano Bruno

Kapitel 1

Flieh, Giordano, flieh!

Unruhig warf sich Giordano Bruno auf seinem harten Strohsack hin und her. Es war eine schwüle Nacht, und Schweißperlen standen

ihm auf der Stirn.

Giordano, Giordano, flieh!

Waren es die Stimmen seiner Mitbrüder? Träumte er? Filippo Bruno, der sich seit seinem Eintritt ins Dominikanerkloster San Domenico Maggiore Giordano nannte, erwachte aus einem unruhigen Schlaf. Ein paar Insekten kitzelten ihn im Gesicht, und das Schnarchen seiner Mitbrüder im Dormitorium ließ den Gedanken an ein Weiterschlafen nicht mehr zu. Wie spät mochte es sein? Giordano ahnte, ja wusste, dass man in Rom seinen Reden nicht mehr lange tatenlos zusehen würde. Zwischen den schweren Holzbalken vor den Fenstern bahnte sich das Licht des Mondes mühsam seinen Weg. Er lauschte: Die anderen Mönche schliefen ruhig. Sollen sie doch, diese Narren, dumme Schafe, die nur glaubten, was Rom ihnen vorkaute. Dummes Geschwätz. Heilige, die Jungfrau Maria, alles Hirngespinnste, Narreteien. Er, Giordano, wusste es besser. Keine Ahnung hatten sie. Leise richtete er sich auf. Seine Habseligkeiten lagen in einem Stoffbeutel neben seiner Bettstatt. Die Kutte aus weißem Leinen und das Skapulier packte er dazu.

Flieh, Giordano, flieh!

Immer noch hallte der Warnruf in seinen Ohren. Auf leisen Sohlen schlich er über den knarrenden Holzboden des Dormitoriums, wohl ahnend, dass ihm mehrere Augenpaare heimlich folgten. Was waren sie doch für jämmerliche Wichte. Keine Ahnung hatten sie und keine Gedanken machten sie sich wie er, der nun bereit war, sein Wissen in die Welt hinauszutragen. Allesamt waren sie arme Schlucker, stammten aus den ländlichen Regionen rund um Neapel. Giordanos Vater, ein Soldat, hatte es immerhin zu einem bescheidenen, kleinen Bauernhof vor den Toren der Stadt Nola gebracht, wo er Wein anbaute. Aber auch das hätte letztlich nicht

gereicht, um dem Sohn ein Studium zu ermöglichen, und nichts Geringeres war sein Ziel, zu nichts weniger fühlte sich sein Geist berufen. Universelle Studien aller Wissenschaften. Besonders die Naturwissenschaften und ganz speziell Astronomie und Astrologie hatten es ihm angetan. Schon früh hatte er die mystischen Deutungen mancher Gelehrter als Firlefanzen abgetan. Nur das Reale, das Erfassbare, das Beweisbare waren für ihn ernsthaft Gegenstand seiner Überlegungen. Nur damit wollte er sich auseinandersetzen. Alles andere: Humbug, Vergeudung seines hellen Verstandes. Nicht wert, eine Sekunde darüber nachzudenken. Ja, schlaft nur, ihr Nichtsnutze, schlaft und träumt von all den Heiligen, die ihr in wenigen Stunden, noch vor Anbruch des Tages, wieder inbrünstig anbeten werdet, und dankt den Dominikanern, dass sie euch aufgenommen haben. Nur so bekommt ihr die Möglichkeit, eurem dumpfen Bauerndasein zu entfliehen. Nur so erhaltet ihr überhaupt die Chance, euren hohlen Köpfen Wissen zuzuführen, von dem ihr bis vor kurzem noch nicht mal ahntet, dass es überhaupt existiert – und dennoch werdet ihr es nicht nutzen, dieses Wissen, weil die Kirche es euch untersagt. Ihr werdet den Geist der griechischen Philosophen nicht spüren, weil Rom ihn zum Ungeist erklärt hat. Ihr werdet euer bescheidenes Wissen nicht vermehren können, ergänzen durch wunderbare Gedanken großer Menschen, und schon gar nicht werdet ihr eure eigenen Gedanken formen und entwickeln.

Giordano wusste, dass er sich nicht zu beeilen brauchte, sie würden ihm nicht folgen, ihn gar gefangen halten, bis ihn Soldaten aus Rom holen und der heiligen Inquisition übergeben würden. Froh würden sie sein, wenn er fort war, wieder ruhiger und gemächlicher Trott Einzug hielt und keine ketzerischen Reden ihr besinnliches Dasein störten. In seinem Beutel hatte er neben seinem

Ordensgewand etwas Brot, getrocknete Früchte, ein paar Nüsse und ein Stück Käse und in seinem Kopf den Gedanken, bald ein freier Mann zu sein, der die Welt durch sein Wissen und seinen Verstand bereichern würde.

Als Erstes würde er nach Nola gehen, zum Haus seiner Eltern, und sich dort so lange aufhalten, bis sich die Aufregung um ihn wieder gelegt hatte. Er selbst war es ja gewesen, der die Kirchenoberen so lange provoziert hatte, bis sie ernsthaft in Erwägung gezogen hatten, ein Inquisitionsverfahren gegen ihn einzuleiten. Es begann damit, dass er sich geweigert hatte, der im Kloster zelebrierten Marienverehrung beizuwohnen, hatte sich über seine Mitbrüder lustig gemacht, wenn sie von ihren persönlichen Begegnungen mit Gott berichteten. Er hielt die Dreieinigkeit Gottes für dummes Geschwätz, hatte laut Missstände, Verlogenheit und Heuchelei hinter Klostermauern angeprangert. Seine Mitbrüder beruhigten ihn und versuchten ihn vor sich selbst in Schutz zu nehmen, aber das stachelte Giordano nur noch mehr an. Im hinteren, nicht einsehbaren Teil des Klosters versammelte er die wenigen Wissbegierigen unter den Mönchen und berichtete ihnen von Aristoteles und Platon, von Averroes, Ovid und Lukrez und erzählte ihnen von den wunderbaren Entdeckungen des Nikolaus Kopernikus. Immer lauter schrie er, wild gestikulierend, wenn sie ihn verständnislos ansahen. Danach hatte er sich jedes Mal vor dem Prior zu rechtfertigen, zu schwören, seine Mitbrüder nicht aufzuhetzen und das Lesen frevlerischer Schriften zu unterlassen. Doch die Saat der Wissbegierde keimte in ihm. Nicht lassen konnte er von den alten Schriften, nicht einsehen wollte er, dass das ganze Weltall nur geschaffen wäre, um sich rund um die Erde zu drehen, die als Mittelpunkt aller Schöpfung galt. Was, wenn das Weltall unendlich wäre? Gäbe es dann keinen Anfang und kein Ende? Was

aber, wenn nicht, was käme nach dem Ende? Wozu sollte ein allmächtiger Gott etwas Unendliches schaffen, um es rund um die Erde zu schichten? Wo war der Sinn? Wenn es aber nicht unendlich war, war er dann allmächtig? In seiner Überheblichkeit trieb es ihn persönlich nach Rom, um dort direkt mit dem Papst über seine Erkenntnisse zu disputieren. Doch schon nach kurzer Zeit merkte er, dass man ihn für einen Ketzer hielt und nicht für einen Weisen. Den Papst bekam er nie zu Gesicht, und so entschloss er sich, nachdem er mehrmals schwören musste, der Ketzerei zu entsagen, ins Kloster San Domenico Maggiore zurückzukehren.

Die zwei Bände mit Schriften von Hieronymus und Johannes Chrysostomos mit den verbotenen Fußnoten des berühmten Kirchenkritikers Erasmus von Rotterdam, die er im Abtritt des Klosters versteckt gehalten hatte, waren in einer kleinen Kammer neben dem Scriptorium verschlossen, nachdem sie von zwei Mönchen zufällig entdeckt worden waren. Erasmus galt als einer der Wegbereiter der Reformation, der nur allzu gern die Kritik der beiden Kirchenväter aufgenommen hatte, um gegen Missstände in der verweltlichten Kirche anzukämpfen. Zwar hätte Giordano leugnen können, dass er es gewesen war, der die Bücher versteckt hatte, doch dazu war er zu stolz. Erhobenen Hauptes hatte er dem Prior empfohlen, die Bücher doch selbst einmal zu lesen, falls er es nicht ohnedies bereits getan hatte. Giordano kannte den Trick, mit dem man das Schloss der kleinen Kammer mühelos öffnen konnte. Gespannt horchte er in die stille Nacht, ob jemand erwacht war, tastete blind an dem Regal entlang, das sich rechts der Eingangstür befand, und schon nach wenigen Augenblicken erfüllten seine suchenden Finger den Stoff, in den die beiden Bücher eingeschlagen waren. Oft genug hatte er heimlich einen Blick in

die Kammer geworfen, um zu erspähen, welche verbotenen Schätze dort lagerten, und so wusste er sich in der Dunkelheit genau zurechtzufinden. Obwohl er kaum zu widerstehen vermochte, mehr als die beiden Bände konnte er beim besten Willen nicht auf seiner Flucht mitnehmen.

Am späten Abend würde er in Nola ankommen. Seine Mutter würde die Hände über den Kopf zusammenschlagen und sich dann über das plötzliche Auftauchen des Sohnes freuen, ihm ein kräftiges Mahl bereiten, während er sich im Zuber hinter dem Haus waschen und danach mit einer von seiner Mutter bereitgestellten Tinktur die wund gelaufenen Füße behandeln würde.

Giordano verließ das Kloster durch einen kleinen Seitenausgang und trat seinen Weg an, ohne sich noch einmal umzudrehen. Er sah die Sterne über sich, sah in der Ferne den vom Vollmond beschienenen Vesuv, und zwischen den engen Gassen konnte er unscharf das Meer erkennen. Was er nicht sah, war der Schatten, der ihm heimlich folgte.

Kapitel 2

1. Dezember 1595

„Leugnest du, Bruder Giordano, die Unwahrheit über die Heilige Dreifaltigkeit im Lande verbreitet zu haben?“

Giordano spürte, dass seine Beine ihm gleich wieder den Dienst versagen würden. Drei Tage hatte er keine Nahrung mehr bekommen. Das Wasser, das sie ihm einmal am Tag in einem Napf in seine dunkle Zelle schoben, schmeckte abscheulich, und er wusste, dass sich auch seine Zellenmitbewohner, die Ratten, daran gütlich taten, sobald er schlief oder eine Ohnmacht ihn übermannte. Nein, er wollte nicht aufgeben, sich nicht beugen vor der Inquisition. Über sechs Jahre waren nun vergangen, seit sie ihn aus

den Bleikammern des Dogenpalastes in Venedig hierher in die Engelsburg nach Rom gebracht hatten. Bis zur letzten Minute hätte sich ihm die Möglichkeit der Flucht geboten, doch das wäre nicht nur eine Flucht vor der Inquisition gewesen, sondern auch eine Flucht vor der Wahrheit, und um der Wahrheit willen hätte Giordano noch ganz andere Opfer auf sich genommen. Vielleicht gelang es ihm ja auch, den einen oder anderen hier in diesem stickigen Gewölbe, in dem er nun schon seit Monaten einer Gruppe von Inquisitoren zum Verhör vorgeführt wurde, mit seinen Reden zum Nachdenken zu bewegen, zu überzeugen, in sich zu gehen, umzukehren vom falschen Weg ... Giordano wollte etwas sagen, doch Kardinal Bellarmin, der Vorsitzende des Heiligen Offiziums, fiel ihm scharf ins Wort.

„Du leugnest also weiterhin die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist?“

Giordano spürte, dass er den hohen Geistlichen zum Äußersten trieb. Es war ihm egal. Was bedeutete das schon? Ein mittelmäßiger Diskurs brachte sie nicht voran. Wenn es irgendeinen Funken Hoffnung gab, Bellarmin von seinen Ansichten zu überzeugen, dann mussten beide ihre Grenzen überschreiten. Giordano hielt Bellarmins festem Blick stand. Versuchte zu ergründen, was der Kardinal in dieser Sekunde dachte. Das Schweigen im Saal wurde immer unerträglicher. Nur das Schnaufen einiger Inquisitoren, hervorgerufen durch die rauchgeschwängerte, stickige Luft, durchbrach die Stille.

Dieser verbohrte Narr, wenn er doch nur widerrufen würde. Bellarmin war außer sich. Dieser Mann würde lieber sterben, als

seiner Überzeugung abzuschwören. Je länger der Prozess dauerte, desto klarer wurde dies dem Offizium. Die Gesichtszüge des Kardinals hatten sich verdunkelt. Die graublauen Augen, die außerhalb der Kerkermauern meist milde dreinblickten, waren nun eng zusammengekniffen. Ein Beben ging durch die ebenmäßige Nase, wie bei einem Hengst, der kurz davor war loszulaufen.

„Du weigerst dich, die Jungfrau Maria als Mutter Gottes anzuerkennen?“ Es klang mehr wie eine Feststellung denn wie eine Frage. Die Männer sahen einander reihum an, als der Angeklagte darauf nichts erwiderte. Der Rauch der Kerzen verdünnte den Sauerstoff. Giordano fühlte Übelkeit in sich aufsteigen. Er war zu schwach, um zu antworten. Warum wollten sie nicht begreifen, dass die Erde nicht der Mittelpunkt des Universums war, ja, nicht sein konnte. Kopernikus hatte es doch bewiesen. Landauf, landab war er auf seinen Reisen auf verständige Personen getroffen. Hatte auf Fürstenhöfen mit Gelehrten diskutiert, und man war sich einig, dass Ptolemäus, an dessen Theorien die Kirche immer noch festhielt, mit seinen Ansichten irrte. Giordano drohte in Ohnmacht zu fallen. Zwei Wachen eilten herbei und stützten ihn. Seine ohnedies hagere Gestalt war von der nun ohne Unterbrechung fast acht Jahre andauernden Kerkerhaft ausgezehrt.

„Ich glaube an ein unendliches Universum.“ Schwach kamen die Worte über Giordanos Lippen. „Ich halte es der göttlichen Güte und Macht für unwürdig, wenn sie unzählige Welten erschaffen kann, aber nur eine endlich begrenzte Welt erschafft.“

Bellarmin hob erstaunt und interessiert zugleich die buschigen Augenbrauen.

„Daher habe ich stets behauptet, es existierten unzählige Welten ähnlich dieser Erde, welche Letztere ich mit Pythagoras nur für einen Stern halte, wie die zahllosen Planeten und Gestirne.“ Er hielt

erschöpft kurz inne und holte tief Luft. „Alle diese unzähligen Welten machen eine unendliche Gesamtheit aus im unendlichen Raum, und dieser heißt das unendliche All, so dass doppelte Unendlichkeit anzunehmen ist, nach Größe des Universums und nach Zahl der Weltkörper.“ Seine Stimme wurde mit jedem Satz fester. „In diesem unendlichen All sehe ich eine universelle Vorsehung, kraft derer jegliches Ding lebt und sich bewegt und in seiner Vollkommenheit existiert.“ Gebetsmühlenartig hatte er diese Sätze wiederholt. Schon damals in Venedig und erst recht hier in Rom. Während er die ob seiner Dreistigkeit zum Teil ungläubig glotzenden Mitglieder des Offiziums der Reihe nach ansah, machten sich seine Gedanken auf in die Unendlichkeit. Unendlichkeit, das war für ihn zum einen der Sternenhimmel. Unendlichkeit bedeutete aber auch, auf das ruhig daliegende, tiefblaue Meer hinauszublicken und am Horizont keine Unterscheidung mehr zwischen den Elementen Wasser und Luft zu erkennen. Unendlich konnte ein im Spätsommerwind wogendes Kornfeld sein, das mit seiner gelben Farbe zu dieser Jahreszeit die Landschaft seiner Heimat prägte, oder der Monte Cicala und sein ferner Bruder, der Vesuv. Beide riefen in ihm die Sehnsucht nach dem Wissen, was wohl hinter diesen Bergen sein mochte, hervor. Giordano hatte etwas Zeit gewonnen.

„Gott ...“

„Du wagst es, den Namen des Allmächtigen in den Mund zu nehmen?“, wurde Giordano jäh erneut unterbrochen.

„Gott ist mächtig und groß und kann viele Welten schaffen.“ Nun ließ er sich nicht mehr beirren. Noch einmal nahm er einen Anlauf.

„Ihr gottverdammten, scheinheiligen, dummen Esel!“ Seine Wut war wieder erstarkt, hielt die körperliche Schwäche in Bann. Ein lautes Murren ging durch das Offizium. Die Wachen, die ihn zum

Verhör gebracht hatten, machten sich bereit, ihn auf ein Zeichen des Kardinals Bellarmin wieder in seine Kerkerzelle zu bringen.

„Gott ist zu groß, als dass er sich mit dieser einen, kleinen Welt zufriedengeben würde.“ Giordano redete sich langsam in Rage.

„Seht ihr Narren denn nicht, dass sich die Gestirne bewegen, dass sie nicht, wie ihr den Menschen glauben macht, am Firmament festgenagelt sind? Nein, ihr wisst es nur zu gut. Ihr seid die wahren Ketzer!“ Seine Stimme überschlug sich förmlich. „Ihr macht Gott klein, um euch zu erhöhen.“ Das Murren in den Reihen der Inquisitoren schwoll zu einem Donnern. Die Stimmung im Offizium näherte sich dem Siedepunkt.

„Euch geht es nur darum, dass ihr den Mittelpunkt der Welt darstellt. Oh, ihr kleingeistigen, egoistischen, biblischen Buchhalter, merkt ihr denn nicht, wie ihr den Großen, den Allmächtigen dadurch verhöhnt?“

Die Inquisitoren starrten gebannt auf den Vorsitzenden. Was würde er tun? Tatsächlich war nun auch Bellarmin der ganzen Situation überdrüssig. Er gab ein Zeichen, und sofort ergriffen die beiden Wachen den Angeklagten, um ihn wieder abzuführen.

„Ihr seid es, die ihr endlich zugeben müsst, was ihr doch längst schon wisst. Ihr seid die wahren Ketzer.“ Das Geschrei des Gefangenen hallte noch durch die steinernen Mauern, als er schon längst die unbehauenen Steinstufen, die zu den Kerkern der Engelsburg führten, hinuntergeschleift wurde. In seiner Zelle angekommen, fiel Giordano sofort in eine tiefe Ohnmacht. Er hörte nicht mehr die unflätigen Witze, die die Wachen über ihn machten, und er hörte nicht das Flehen und Wimmern der Mitgefangenen, die zur Folter abgeholt wurden.

Mitten in der Nacht erwachte er. Es war stockfinster, nur das Rascheln neben ihm im Stroh verriet, dass er seine zwei mal zwei

Meter große Zelle diese Nacht wieder mit ein paar Ratten teilte. Die Wachen hatten die Fackeln im Gang vor der Zelle gelöscht. Von weitem war ihr Schnarchen durch die rostigen Gitterstäbe zu hören. Die absolute Finsternis ließ die Gedanken an die Unendlichkeit wieder in ihm wach werden. Doch wohin hatte sie ihn gebracht, die Unendlichkeit? Giordano fühlte Tränen in sich aufsteigen. Er wollte das Gefühl unterdrücken, aber es gelang ihm nicht. Das Salz der Tränen brannte auf seinen rauen Lippen, doch diesen Schmerz spürte er nicht. Es war ein anderer Schmerz, der in ihm nagte. Er kaute auf seiner Unterlippe, doch die Tränen ließen sich nun nicht mehr aufhalten. Ab und zu war das Rasseln einer Kette zu hören, wenn sich ein Gefangener im Schlaf bewegte. Meist waren es die Neuankömmlinge, die ihr Schicksal nicht akzeptieren wollten, die man fesseln musste. Was hatte er falsch gemacht? Was hatte ihn hierhergebracht? Er wollte doch nichts Böses, wollte der Welt nur die Augen öffnen, wollte ihr die Allmacht Gottes verdeutlichen. Das war seine Frohbotschaft. Nicht das Drohen der Kirche. Nein, frei und glücklich sollten die Menschen sich an den Wundern Gottes in der Natur erfreuen können. Ach, hätte er doch auf den guten Guiseppe gehört. Er hatte ihn vor den Fanatikern gewarnt. Was wohl aus ihm geworden war? Aber er, Giordano, war selbst ein Verbohrter. Einer, der nur noch sich und seinen Drang zu höherer Weisheit und Erkenntnis kannte. Ein eitler Narr war er gewesen. Nicht genug hatte er bekommen können von den Auseinandersetzungen mit den Gelehrten an den Universitäten und an den Fürstenhöfen. Hochmut und Eitelkeit – sie hatten ihn in diesen Kerker gebracht, und nun war alles vorbei. Giordano schluchzte auf. Wem sollte er nun seine Gedanken weitergeben? Wem sein Wissen übermitteln, auf dass es weiter blühe und gedeihe und in die Welt hinausgetragen werde?

Vielleicht hätte er doch einen ganz anderen Weg wählen sollen. Seinem Begehren nachgeben, wenn er eine Frau getroffen hatte, die seine Sinne verwirren und sein Herz vor Freude springen lassen konnte. Aber nein. Kein Platz für Gefühle, wo die Wissenschaft regiert. Stolz konnte er nun auf sich sein, dass er so selbstbeherrscht war. Stolz, dass ihn seine hart erlernte Disziplin nun in dieses dreckige Loch gebracht hatte anstatt in ein schönes Haus, wo er seine vielen Kinder die Gedächtniskunst oder das Wissen über das Weltall hätte lehren können. Die Tränen waren versiegt, die Wut über sich selbst war geblieben. Er hatte die Wahl gehabt. Nun hatte er sie nicht mehr.

Kapitel 3

Giordano wählte den Weg an der Küste entlang, westlich am Vesuv vorbei. Es war schwül, und er begann, schon wenige Schritte nachdem er die kühlenden Klostermauern verlassen hatte, stark zu schwitzen.

Kopernikus ... an ihn musste Giordano nun denken, als er den Himmel über sich betrachtete. Kopernikus. Bald schon, war er sich sicher, würde er wieder in den Genuss der Lektüre dieses großartigen Geistes gelangen.

Die schmale Landstraße nahe am Meer versprach Linderung durch einen leichten Seewind. Rasch versuchte er die engen Gassen Neapels zu verlassen, wo es nach Unrat stank und die Katzen mit den Ratten um Fressbares wetteiferten. Der sternenklare Himmel würde ihm den Weg weisen. Eine angenehme Leichtigkeit, die er nicht mehr gespürt hatte, seit er zum Priester geweiht worden war, erfasste ihn. Die Bücher drückten durch den Stoffbeutel gegen seinen Rücken, doch gemahnten sie ihn ständig an die Worte der althehrwürdigen Kirchenväter, die Askese und Abwendung von

allem Luxus gepredigt hatten. Der Weg war steinig. Giordano konnte zwischen Eselsdung und Ziegen den Duft wilden Majorans ausmachen. Einzig der kleine Guiseppe würde ihm fehlen. Der Einzige, der seinen Gedanken hatte folgen können, der lange Nächte mit ihm diskutiert hatte. Über die Unendlichkeit, das Universum und Gott. Darum drehte sich doch alles.

Giordano spürte die Unebenheit der Straße. Er war nie länger vor den Klostermauern gewesen, außer um ab und an einer Vorlesung in den Akademien des Telesio oder des della Porta zu lauschen.

Das Leben draußen hatte ihn nicht sonderlich interessiert. Eine gute Wegstunde südlich von Neapel kamen ihm aus der Dunkelheit die ersten Menschen entgegen. Bauern auf dem Weg zu den Märkten der Stadt. Ochsengespanne. Schwer bepackte Esel brachten Oliven, Datteln und Öl. Allerlei Federvieh in Holzkäfigen, luftgetrockneter Speck und Wassermelonen, um die Einwohner Neapels zu versorgen. Kleine Kinder schliefen auf den Ochsenkarren, während die schon etwas älteren die Tiere mit Stockhieben antrieben. Die meisten von ihnen liefen barfuß und trugen wadenlange, an vielen Stellen geflickte Hosen, die nur durch ein Stück Seil am Bund festgehalten wurden. In der Dunkelheit konnte Giordano die endlosen Reihen der Olivenbäume, die hin und wieder von kleineren Weingärten unterbrochen waren, nicht sehen. Die Bauern hatten ihre Grundstücke mit niedrigen Steinmauern eingesäumt, wohl auch um der Erde Schutz vor den einmal von der Bergseite, einmal von der Meeresseite kommenden Winden zu bieten.

Giordano versuchte, sich mit einigen Denküben die Zeit zu vertreiben. Die letzten Monate hatte er sich intensiv mit den Schriften des katalanischen Philosophen Raimundus Lullus beschäftigt und dabei viel über Logik und Gedächtniskunst, aber auch über Alchemie und Metaphysik gehört, Disziplinen, die ihn

magisch anzogen, wohl wissend, dass sie im Kloster nicht wohlgelitten waren. Einige seiner Mitbrüder kamen öfter heimlich zu ihm, und er erzählte ihnen von wundersamen Dingen, über die er in Büchern gelesen hatte, die sie selbst nicht einmal aufzuschlagen wagten. Lullus hatte eine Maschine erfunden, mit der man Wörter kombinieren konnte, um daraus logische Schlüsse ziehen zu können. Die Wörter waren auf Scheiben geschrieben, die durch Drehen der Scheiben neue Kombinationen und logische Zusammenhänge ergaben.

Müheles gelang es ihm, ein Buch, das er schon vor einiger Zeit gelesen hatte, zu memorieren. Natürlich hatten Aristarch von Samos und der große Kopernikus recht. Nicht das Weltall drehte sich um die Erde, war gleichsam wie eine Zwiebel von Schalen aus Feuer, Licht, Wasser und Äther, in dem sich die Leiber der Verstorbenen aufhielten, umgeben, sondern alle Planeten, also auch die Erde, drehten sich in Bahnen um die Sonne. Er, Giordano Bruno, würde Ptolemäus und Aristoteles für ihren Irrtum von ihren Sockeln stoßen. Er war überzeugt, dass man ihm anderswo, fernab von der Stadt Rom, der Hüterin der Irrlehren, zuhören und ihn verstehen würde. Giordano beobachtete die Sterne. Innerhalb kürzester Zeit konnte er die Wanderbewegung naher Planeten erkennen, sah Sternschnuppen. Wie konnte man nur so verboht sein und das so Offensichtliche nicht begreifen? Wie viel wunderbarer war der Gedanke, dass Gott der Allmächtige etwas viel Größeres, Unbegreifliches, für unser Auge nicht Sichtbares erschaffen hatte? Alles andere kam für Giordano nicht mehr in Betracht. Mehr noch. Es war doch auch denkbar, dass wir nicht allein in diesem unendlichen Weltall lebten. Wozu hätte sich Gott die Mühe machen sollen, das All, den Kosmos zu schaffen, wenn es dann nur auf einem, noch dazu verhältnismäßig kleinen Planeten

Leben gab? Nein, nein. Giordano war überzeugt, dass es da draußen noch mehr gab. Mehr geben musste. Er schmunzelte. Was, wenn gerade jetzt in dieser Sekunde auf einem fernen Planeten ebenfalls ein Wanderer sich dieselben Gedanken machte, und beide konnten einander nur erahnen, aber niemals sehen?

Übers Meer kamen nun leichte Böen. Bald schon würden die ersten Fischerboote zum Fang hinausfahren. Eine kleine Herde Ziegen, von Giordano durch eine Mauer lose aufeinandergestapelter Steine getrennt, folgte ihm eine Weile. Akazien säumten den Weg. Die Umrisse des Vesuvs hoben sich klar gegen den Nachthimmel ab. Vor vielen Jahren musste es einen gewaltigen Ausbruch gegeben haben. Links und rechts des Weges hatte nun üppige Vegetation die grauschwarzen Vulkanfelsen überdeckt. Was würde die Mutter sagen, wenn er plötzlich in der Tür stand? Der Vater? Würde er überhaupt da sein? Als Soldat hatte er sich bei unterschiedlichen Kriegsherren verdingt, war oft zur See gefahren, so dass Giordano ihn als Knabe kaum zu Gesicht bekommen hatte. Er hatte es geliebt, seine Mutter so lange für sich allein zu haben, hatte sich aber auch immer über die Rückkehr des Vaters gefreut, da dieser meist irgendein kleines Geschenk für ihn im Seesack gehabt hatte. Es war noch ein gutes Stück Wegs nach Nola, und Giordano würde in der ärgsten Hitze immer wieder kleine Pausen einlegen müssen. Er pflückte ein paar Feigen von den Bäumen am Wegesrand. Die ersten Insekten kündigten die Morgendämmerung an.

Kapitel 4

Leise hatte sich Guiseppe von seinem Lager erhoben, um Giordano zu folgen. Der Auftrag des Priors war eindeutig. Zum Seelenheil des Abtrünnigen und um Gefahr, die von seinen Irrlehren für andere ausging, abzuwehren, war ihm aufgetragen worden, dem

Mitbruder heimlich zu folgen und ihn wenn nötig bei der Inquisition anzuzeigen. Guiseppe verehrte den Älteren, bewunderte seinen Intellekt. Aber es war ihm klar, dass er zum Wohle der heiligen römisch-katholischen Kirche nicht zulassen konnte, dass reine Seelen durch ketzerische Ideen verdorben würden. Er hatte keine Sekunde gezögert, als man ihm die Absichten des Klostervorstands mitgeteilt hatte. Die letzten Monate hatte er so viel Zeit wie nur irgend möglich in der Nähe Giordanos verbracht, aber seine Zuneigung wurde nicht erwidert. Sie konnten zwar leidenschaftlich miteinander diskutieren, aber der um etliche Jahre Ältere ließ die Nähe nicht zu, die Guiseppe sich so sehr wünschte. Im Gegenteil, oftmals hatte er sich zum Gespött aller gemacht, wenn der Bewunderte seine Einfältigkeit wieder einmal mit Hilfe von Gedächtniskunststücken für alle sichtbar machte. Verschämt hatte Guiseppe sich dann jedes Mal davongeschlichen, aber immer wieder suchte er den Kontakt zu ihm, spürte, dass etwas Großes, etwas Erhabenes von ihm ausging. Doch Giordano, schien es, wollte nichts von ihm wissen. Er verhöhnte und verspottete ihn, wo er nur konnte. Hieß ihn in den hitzigen Debatten über Heilige und die Marienverehrung einen ignoranten Tölpel und Hohlkopf. Einen, der mit Blindheit geschlagen war, wie alle anderen Mitbrüder auch, der willenlos wiederkäute, was man ihm als Gedankenfutter zum Fraß vorwarf. Oft war ihm das Gesicht mit der markanten Nase, ebenmäßig wie bei einer griechischen Statue, den hellen, klaren mit einem Stich ins Bläuliche gehenden Augen und dem stets spöttischen Zug um die Mundwinkel im Traum erschienen, hatte ihn einfach nur ausgelacht oder aber forsch zu mehr Mut zum selbständigen Denken aufgefordert.

Guiseppe hegte schon seit einiger Zeit den Verdacht, dass der Tag nicht mehr fern war, da Giordano aus dem Kloster fliehen würde.

Auch hatte er die Gespräche des Klostervorstandes belauscht, in denen es darum ging, ob man Rom von dem ketzerischen Treiben Giordano Brunos informieren sollte. Als er merkte, dass der Tag, an dem Giordano den Orden verlassen würde, nahte, offenbarte er sich dem Prior. Der lobte ihn und versicherte ihm, dass der Auftrag, ihm zu folgen, nur zum Besten des verirrtten Schafes sei. Man wolle den Mitbruder ziehen lassen, aber sollte er nicht zur Besinnung kommen, war er unverzüglich der Kirchenobrigkeit auszuliefern, und diese Aufgabe war nun Guiseppe zuteilgeworden. Noch wenige Monate zuvor hatte er sich auf die Seite Giordanos gestellt, hatte ihn vor den Anfeindungen offenbar neidischer Mitbrüder in Schutz genommen. Er war auf der Hut und allzeit bereit gewesen, den Mitbruder zu warnen. Leider war er zu spät gekommen, als er bemerkt hatte, dass man das Buchversteck im Abtritt entdeckt hatte. In letzter Sekunde hatte er versucht, die Bücher an sich zu nehmen und vor den neugierigen Blicken der Mönche in Sicherheit zu bringen. Mehrmals hatte er dem Prior des Klosters berichten müssen, worüber der Hitzkopf sich wieder einmal in Rage geredet hatte, und jedes Mal musste er nach so einem Gespräch zur Beichte, um sich von der Sünde der Lüge zu reinigen. Der Prior und sein Stellvertreter hatten ihn in langen nächtlichen Gesprächen davon überzeugt, dass der von ihm Bewunderte irrte und dass eine Gefahr für die Gläubigen von ihm ausging. Ab diesem Zeitpunkt war er bereit gewesen, alles zum Schutze ihrer ehrwürdigen Gemeinschaft zu tun, und doch nagte etwas in seiner Brust, das er sich nicht erklären konnte und das er auch durch noch so häufiges Beten und Selbstkasteiung nicht loswurde.

Auch Guiseppe hatte unter seiner Bettstatt seinen Wanderranzen bereit, gefüllt mit Lebensmitteln, einer Kniebundhose und einem weiten Leinenhemd, die er anstelle der weißen Leinenkutte der

Dominikanermönche überziehen würde, sobald es sein Auftrag verlangte. Der Prior hatte ihm auch einen Beutel mit Gulden gegeben, damit, sollte seine Reise von längerer Dauer sein, für das Nötigste gesorgt sei. Er war von zierlicher Gestalt, wog kaum so viel wie ein kleines Schaf, wie seine Mitbrüder immer wieder lästernd feststellten, wenn sie beim gemeinsamen Bade waren. Dennoch folgte er Giordano barfuß, damit das Knarren der Holzdielen ihn nicht verriet. Egal, wo die Reise hinging, Guiseppe würde von nun an in seiner Nähe sein, und er wollte dafür sorgen, dass er so bald als möglich reumütig in den Schoss des Klosters zurückkehrte.

Wie es weitergeht, erfahren Sie in:

Andreas Weinek

Nacht des Ketzers

Ein Roman um Giordano Bruno